Drei Bücher

Deutscher Prosa,

in

Sprach- und Stylproben,

von

Ulphilas bis auf die Gegenwart.

(360 — 1837.)

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich Künzel.

Zweiter Theil.

Drittes Buch, erste Abtheilung: Von Bodmer bis Seume.

Frankfurt am Main. 1838.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

Inhalt des zweiten Theils.

Achtzehntes Jahrhundert.

I. J. J. Bodmer. 1698 — 1783. Seite
Vom Erhabenen in der Sprache 3

II. J. Chr. Gottsched. 1700 — 1766.
1. Aus der kritischen Dichtkunst.
a) Vom guten Geschmack 6
b) Die Verbannung des Hanswurst von der Bühne . . . 7
2. Aus der ausführlichen Redekunst.
Von den Chrien und ihren verschiedenen Arten 10

III. Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. 1700 — 1760.
Die 26ste Rede 12

IV. J. J. Breitinger. 1701 — 1776.
Von der Nachahmung der Natur 15

V. Ch. L. Liscow.
Die Nothwendigkeit der schlechten Scribenten 18

VI. Albrecht von Haller. 1708 — 1777.
Usongs Reise 22

VII. Friedrich II., König von Preußen. 1712 — 1786.
1. Ueber die deutsche Literatur, die Mängel, die man ihr vorwerfen kann, die Ursachen derselben und die Mittel, sie zu verbessern 23
2. Schreiben an den Kriegsminister von Wedel 36

VIII. Louise A. V. Gottsched, geb. Kulmus. 1713 — 1762.
Vier Briefe 37

IX. G. W. Rabener. 1714 — 1771.
1. Ein Schreiben von vernünftigter Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niedern Schulen 40
2. Kleider machen Leute 45

X. Ch. F. Gellert. 1715 — 1769.
1. Aus den moralischen Vorlesungen 50
2. Brief Gellert's an seine Schwester 52
3. Das Glück der Ehe 52

XI. Joh. Joach. Winkelmann. 1717 — 1768.
1. Ueber die Betrachtung der Werke der Kunst 56
2. Beschreibung des Torso im Belvedere zu Rom 60
3. Laokoon 63
4. Beschreibung des Apollo von Belvedere 64

XII. J. G. Sulzer. 1720 — 1799.
Der Harlekin 65

Seite

XIII. J. Möser. 1720 — 1799.
1. Trostgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes . . 67
2. Ein Patriot muß vorsichtig in seinen Klagen bei Landplagen sein 69
3. Wie man zu einem guten Vortrag seiner Empfindungen gelange 70

XIV. F. K. von Moser. 1723 — 1798.
1. Das Publicum 73
2. Reliquien 78

XV. J. Kant. 1724 — 1804.
1. Aus der allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels 78
2. Betrachtungen über das Gefühl vom Erhabenen und Schönen 81
3. Beschluß der Kritik der praktischen Vernunft 83

XVI. F. G. Klopstock. 1724 — 1803.
1. Für junge Dichter 85
2. Aus dem goldnen Abc der Dichter 87
3. An den, welcher die Geschichte unsrer Sprache schreiben wird 87
4. Von einem zu schreibenden deutschen Wörterbuch 88

XVII. Isaak Iselin. 1728 — 1782.
Geschichte der englischen Freiheit 89

XVIII. J. G. von Zimmermann. 1728 — 1795.
Ruhe in der Einsamkeit 91

XIX. G. E. Lessing. 1729 — 1781.
1. Aus Minna von Barnhelm.
Der deutsche Wirth 93
2. Aus dem Laokoon.
Die Gruppe des Laokoon 95
3. Aus der Hamburgischen Dramaturgie.
a) Die Schauspielkunst 98
b) Von den dramatischen Charakteren 100
c) Was dem Ruhme der deutschen Bühne, und der schönen Literatur überhaupt, hinderlich ist 102
4. Aus Emilia Galotti.
1. Der Maler 104
2. Ein Todesurtheil 106
5. Aus der Erziehung des Menschengeschlechts 107

XX. Moses Mendelsohn. 1729 — 1786.
Gegen den Selbstmord 107

XXI. Salomon Geßner. 1730 — 1787.
Der Herbstmorgen 110

XXII. J. G. Hamann. 1730 — 1785.
1. Aus den biblischen Betrachtungen 111
2. Aus den Sybillinischen Blättern 113

XXIII. F. Ch. Nicolai. 1733 — 1811.
Aus Sebaldus Nothanker 114

XXIV. Ch. M. Wieland. 1733 — 1813.
1. Abderitenstreiche 117
2. Aus dem Agathon.
a) Das Fest des Bacchus 119
b) Charakter des Alcibiades von Aspasien geschildert. Wie die junge Danae in Aspasiens Hause erzogen wird . 122
3) Aus dem Aristipp.
Der griechische Salon der Lais 125

Seite

XXV. J. K. A. Musäus. 1735 — 1787.
Rothmantel, der gespenstige Barbier 131
XXVI. H. P. Sturz. 1730 — 1778.
1. Pitt 134
2. Aus den Erinnerungen aus dem Leben des Grafen Bernstorf 137
XXVII. J. T. Hermes. 1738 — 1821.
Aus Sophiens Reise von Memel nach Sachsen 143
XXVIII. M. A. von Thümmel. 1738 — 1817.
1. Der Vorzug der Reisen 146
2. Das Glück der Landleute im mittäglichen Frankreich . . . 148
3. Liebhabereien 151
XXIX. Thomas Abbt. 1738 — 1766.
1. Vom Verdienste.
a) Vom Verdienste des Schriftstellers 152
b) Vom Verdienste der Matrone 153
2. Aus der Portugiesischen Geschichte.
Agnes von Castro 154
XXX. Ch. F. D. Schubart. 1739 — 1791.
Aus der Vaterlands-Chronik. Neujahrwunsch 155
XXXI. Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar. 1739 — 1806.
Brief an K. L. von Knebel 158
XXXII. Matthias Claudius. 1740 — 1815.
Ueber's Genie 159
XXXIII. J. H. Jung, genannt Stilling. 1740 — 1817.
Der Tod des alten Großvaters Eberhard Stilling 161
XXXIV. Th. G. von Hippel. 1741 — 1796.
1. Der Tod 163
2. Scherzhafte Theorie der Prosa und Poesie 165
XXXV. Joseph II. 1741 — 1790.
Brief an den Coadjutor von Dalberg 166
XXXVI. J. J. Engel. 1741 — 1802.
Der Traum des Galilei 167
XXXVII. Joh. Kaspar Lavater. 1741 — 1801.
Brutus 172
XXXVIII. Ch. Garve. 1742 — 1798.
Ueber den Werth des Gebrauchs fremder Ideen bei dem eignen Nachdenken 173
XXXIX. G. Ch. Lichtenberg. 1742 — 1799.
1. Anschlag-Zettel im Namen von Philadelphia 175
2. Aus der Erklärung zu den Hogarthischen Kupferstichen.
a) Die Vehikel des Nachruhms 176
b) Der arme Landpfarrer 177
c) Die Armenbüchse 178
XL a. F. H. Jakobi. 1743 — 1819.
1. Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung.
Gott und der Mensch 178
2. Aus Woldemar.
a & b) Woldemar an Biberthal 181

Seite

XL b. Joh. Joachim Eschenburg. 1743 — 1820.
1. Ueber Geschmack und Genie 182
2. Ueber die Wirkungsfähigkeit der schönen Künste 183
3. Ueber das Schöne 183

XLI. J. G. Müller. 1744 — 1828.
Erziehungsgeschichte des Junkers Siegfried von Lindenberg . . 183

XLII a. J. G. von Herder. 1744 — 1803.
1. Aus den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.
a) Griechenland 186
b) Griechenlands Sprache, Mythologie und Dichtkunst . . 186
c) Künste der Griechen 188
d) Sitten und Staatsweisheit der Griechen 189
e) Roms Einrichtungen zu einem herrschenden Staats- und Kriegsgebäude 190
2. Von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Geographie 194
3. Aus den Briefen zur Beförderung der Humanität.
Ueber die Verbindung der deutschen Völker und Provinzen zur Humanität 198
3. Paramythien.
a) Der Schlaf 200
b) Nacht und Tag 201

XLII b. K. L. von Knebel. 1794 — 1834.
Ueber deutsche Literatur 202

XLIII. J. W. von Archenholz. 1745 — 1812.
Die Schlacht bei Zorndorf 208

XLIV. J. H. Pestalozzi. 1746 — 1827.
Der Abend vor einem Festtage 211

XLV. Wilhelm Heinse. 1746 — 1803.
1. Rom 217
2. Die Malerei und Bildhauerei 218

XLVI. J. Wolfgang Göthe. 1749 — 1832.
1. Von deutscher Baukunst 220
2. Aus Götz von Berlichingen.
a) Götz und Lerse 222
b) Das Vehmgericht 224
c) Götz von Berlichingens Tod 225
3. Aus dem Werther 226
4. Aus Egmont.
Egmonts letzte Stunde 228
5. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahre.
Mignon 233
6. Beurtheilung der allemannischen Gedichte Hebels 234
7. Rede, zum feierlichen Andenken der Herzogin Amalie . . . 238
8. Aus den Wahlverwandschaften.
a) Ottilie 241
b) Aus Ottiliens Tagebuche 244
9. Aus Dichtung und Wahrheit.
a) Die Krönung Joseph II. 245
b) Gellert 252
c) Gottsched 252
d) Klopstock 253
10. Für junge Dichter 254
11. Noch ein Wort für junge Dichter 256

Seite

XLVII. J. M. Reinh. Lenz. 1750 — 1792.
Scenen aus dem Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung . 257

XLVIII. F. L. Graf zu Stollberg. 1750 — 1821.
Der Rheinfall bei Schaffhausen 262

XLIX. J. M. Miller. 1750 — 1814.
Der Tod eines Klostergeistlichen 265

L a. Joh. von Müller. 1752 — 1809.
1. Aus den vierundzwanzig Büchern allgemeiner Geschichte.
Resultate aus der Weltgeschichte 267
2. Aus den Geschichten der schweizerischen Eidgenossenschaft.
a) Des Landes erste Gestalt 269
b) Beschreibung des Oberlandes 270
c) Der Bund im Rütli 271
d) Schlacht bei Morgarten 274

L b. Johann Anton Leisewitz. 1752 — 1806.
Aus Julius von Tarent 279

L c. Ad. Franz Fr. Ludwig Freiherr von Knigge. 1752—1796.
Ueber den Umgang mit Menschen 282

LI a. Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler. 1752 — 1810.
Die erste Verfassung des Jesuitenordens 285

LI b. Friedrich Maximilian von Klinger. 1753 — 1831.
Der Weltmann und der Dichter 289

LII a. F. W. Reinhard. 1753 — 1812.
Predigt: Einige tröstende Blicke auf die großen Weltbegebenheiten 293

LII b. J. K. Häfeli. 1754 — 1811.
Von der Wiederkunft Jesu Christi und dem Tage des Gerichtes 304

LIII. J. G. A. Forster. 1754 — 1794.
1. Aufenthalt im Haven von Otahiti 306
2. Der Seedienst 308

LIV. Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar. 1756 — 1828.
Schreiben an den Minister von Göthe bei dessen Dienstjubiläum 310

LV. Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar. 1757 — 1830.
Schreiben an K. L. von Knebel 311

LVI. A. W. Iffland. 1759 — 1814.
Deutsche Biederkeit. Scene aus den Jägern 311

LVII. Fr. von Schiller. 1759 — 1805.
1. Aus den Räubern.
Schuld und Unschuld 316
2. Aus der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande.
a) Wilhelm von Oranien 318
b) Graf Egmont 319
3. Aus der Geschichte des dreißigjährigen Kriegs.
Die Schlacht bei Lützen und Gustav Adolphs Tod . . . 321
4. Das Erhabene und Schöne 326
5. Briefe.
a) Schiller an Göthe 330
b) Göthe an Schiller 333

LVIII a. Johann Kaspar Fr. Manso. 1759 — 1826.
Die Schlacht bei Leipzig 334

LVIII b. J. P. Hebel. 1760 — 1828.
Kannitverstan 344

Seite

LIX. A. H. L. Heeren. 1760.
Perikles als Staatsmann 346

LX. Friedrich von Matthison. 1761 — 1831.
Der große Bernhardsberg 349

LXI. A. von Kotzebue. 1761 — 1819.
Der Arme und der Reiche 352

LXII a. J. G. Fichte. 1762 — 1814.
1. Ueber die Bestimmung des Gelehrten 354
2. Die Vaterlandsliebe 358

LXII b. Ernst Ludwig Posselt. 1763 — 1804.
Friedrich der Große, Voltaire und J. J. Rousseau 366

LXIII. J. G. Seume. 1763 — 1810.
Abreise von Wien 368

Drittes Buch der deutschen Prosa.

Von Lessing bis auf die Gegenwart.

1740 — 1837.

Erste Abtheilung.

Von Bodmer bis Seume.

I. Johann Jacob Bodmer.

(1698 — 1783.)

Aus den „Critischen Briefen.“ *)

Vierter Brief.

Vom Erhabnen in der Sprache.

(Vierter Brief. S. 103.)

Mein Herr.

Nachdem meine Sätze von dem Wesen der erhabenen Schreibart ihr Urtheil für sich haben, daß sie richtig und gründlich ausgeführt seyn, so darf ich desto zuverlässiger darauf trauen, weil ich weiß, daß sie gewohnt sind, nicht eher zu urtheilen, bis sie die Sache durch sich selbst und mit der erforderten Strenge untersucht haben. Sie halten es indessen für einen Mangel, daß ich nichts von dem Erhabenen in der Sprache gesagt habe, und scheinen in den Gedanken zu stehen, daß die Sprache ein besonderes Erhabene in sich habe, welches in einer glücklichen Wahl wohlbestimmter und begreiflicher Worte bestehe, die den Verstand kurz, deutlich und nachdrücklich geben. Sie sagen ausdrücklich, in den abstraktesten Stücken, wo die Leidenschaften am wenigsten zu thun haben, sey ein Ausdruck, der einen Begrif mit einer sonderbaren Genauigkeit, Vollständigkeit und Kürze gebe, als ein vornehmes Theil in dem Erhabenen der Sprache anzusehen. Es ist mir nicht unbekannt, was vor prächtige Sachen Longinus von der Erhabenheit in der Sprache und dem Ausdruck gesagt hat; und ich habe in etlichen Stellen desselben genugsam gesehen, daß er den blossen Wörtern und deren geschickten Zusammensetzung eine beynahe magische Kraft zuschreibt. Aber sage ich auch zu viel, daß seine Ausdrücke zum Lob der Ausdrücke nach dem oratorischen Firnisse schmecken? Habe ich darinn recht, daß nur dasjenige erhaben sei, was auch die gröften Geister in Erstaunen hinreisset, oder mit Schrecken anfüllet: so finden wir dieses Merkmal in dem

---

*) Critische Briefe. Zürich. Heidegger. **1746**. 8.

geschicktesten Ausdrucke nicht; und der müßte ein niedriges und feiges Gemüthe haben, der über den blossen Ton der Wörter, die nach einer gewissen Art gesetzt sind, in Schrecken oder Erstaunen geriethe. Ich möchte doch die Freude haben, ein ganzes Werkgen zu sehen, welches alle seine Kraft auf das Gemüthe zu wirken, nur von dieser magischen Zusammensetzung der Wörter hätte. Wenn noch etwas hohes in dem Klange der Worte stecket, so muß das Ohr der Richter darüber sein; aber mein Erhabenes hält die äusserlichen Sinnen gebunden, indem es das Gemüthe entzücket.

Mit diesem begehre ich nicht zu leugnen, daß nicht eine musicalische Kraft in den Worten liege, wenn der mannigfaltige Laut der Sylben nach Maaß und Takt vermenget wird; aber diese Symphonie, wiewohl sie sehr reitzend ist, hat doch auf das Gemüthe keinen größern Eindruck, als daß sie darinnen Lust verursachet, wenn sie auch am erschrecklichsten thut. Ihre Würkungen gehen vielmehr auf den Leib und dessen Bewegungen. Es ist so fern, daß sie ein Vermögen habe, die Würkung des Erhabenen, welches bestürzet und in Gedanken senket, in dem Gemüthe zu unterstützen, daß sie dieselbe vielmehr vermindert. Man bewundert die Vollkommenheit der Verse, in welchen Homer den ungeheuren Stein des Sisyphus in langsamen und beschwerlichen Spondäen Berg hinanwälzet, dann in schnellen Dactylis wieder herunter rollen läßt, und man dächte, daß es dem Virgil an seinem Ruhm nachtheilig wäre, wenn man nicht eben dergleichen Kunststücke bei ihm entdeckete: Mich dünken sie zu kurzweilig, als daß sie die Stelle des Erhabenen vertreten könnten. Es giebt Leute, welche das Bellen der Hunde, das Krähen der Hähne, das Zischen der Schlangen, das Klappern der Störche, das Wiehern der Pferde mit grosser Geschicklichkeit nachmachen; bey diesen sollten die Liebhaber des nachahmenden Klanges in die Schule gehen, sich in dieser Kunst vollkommener zu machen.

Ich darf demnach behaupten, daß wir für die Ausdruckung des Erhabenen an der Regel genug haben, welche befiehlt, daß die Worte den Begriffen, wie die Begriffe den Dingen, wovon sie Abdrücke sind, gemäß seyn müssen. Wenn erst das Erhabene selbst, eine Würkung, eine That oder ein Entschluß, der den Geist in eine wundervolle Erstaunung setzet, in den Sachen lieget, so darf man sie nur mit den rechten und allein bequemen Worten, und Schwung der Worte vortragen; das Erhabene wird dann nicht verderbt werden, wenn die Wörter und ihr Schwung gleich ganz leicht, und eigentlich, gebraucht sind. Es ist so fern, daß die einfältige Schreibart das Erhabene verdunkle, daß vielmehr eben die Leichtigkeit in der Vorstellung öfters schlechterdings wird nothwendig seyn, nämlich so oft als die Hoheit der grossen Entschlüsse und Würkungen durch ihren eigenen Glanz in die Augen fällt, ohne daß sie erst durch Kunst und Mühe müsse gezeiget werden. Also herrscht diese Einfalt durchgehends in den großmüthigen Reden der Natur, wo sie durch ihre Kürze und Deutlichkeit alle Kunst übertrifft.

Wenn die Schwester der Horatier zur Vertheidigung des dritten von demselben sagt:

Que vouliez vous qu'il fit contre trois?

Und der Vater derselben schlechtweg antwortet:

— — — — — — **qu'il mourut;**

so drücket er eben dadurch sein hohes Gemüthe rechtschaffen aus, welches sich keine Zeit nahm den Verlust der beyden Umgekommenen zu beweinen, indem die Flucht des dritten, der durch sein feiges Fliehen dem Geschlechte der Horatier einen ewigen Schandflecken zugezogen, alle seine Gedanken eingenommen hatte. Hätte er gesagt: **Qu'il suivit l'exemple de ses deux frères,** so wäre der Gedanke dunkel und niedrig geworden, denn die beyden ersten sahen sich stark genug, dreyen Widerstand zu thun; nachdem sie mit dem dritten Bruder dieselbe Zahl ausmacheten. Hätte er gesagt: **Qu'il sacrifiât sa vie à l'interét et à la gloire de son pays,** so hätte die Umschreibung des edelmüthigen Zorns dieses Vaters, welcher aus einer so grossen Neigung für das Vaterland herfloß, die Leidenschaft nur geschwächet.

Also sind die einfältige Worte und der Schwung der Rede in der Stelle des Moses, GOtt sagte, es werde Licht, und es ward Licht, die allerbequemsten, die wahre Idee der Schnelligkeit, mit welcher die Befehle des Allmächtigen zur Würklichkeit gelangen, auszudrücken. Das Erhabene verliert sich, wenn man dafür setzet: Der Herr und Gebieter der Natur erschuf das Licht durch ein einziges Wort. Die Erzehlung der That selbst in den Worten: GOtt sagte, es werde — giebt eine lebhaftere Idee von der Allmacht GOttes, als die Benennungen, der HErr und Gebieter der Natur; das er erschuf das Licht, ist etwas langsam, und sagte die Sache zu sorgfältig; durch ein einziges Wort, ist nur eine Auslegung des es werde Licht, es ward Licht. Man hat diese Stelle dadurch ihrer Hoheit berauben wollen, indem man gesagt, sie sey folgender gleich: Sempron befahl, sein Knecht sollte herein kommen; und der Knecht kam herein. Allein die Aehnlichkeit besteht hier nur in der Lage der Worte, und zeigt darum nichts mehreres als daß das Erhabene von dem Innhalt und nicht von den Worten oder ihrem Schwung entstehe. — — — — — —

Einige Kunstlehrer suchen das Erhabene in den Figuren und Metaphern; wo sie diese nicht sehen, da wollen sie nichts hohes bemerken, wenn die Sache, wovon geredet wird, gleich noch so bequem wäre, das Gemüthe zu erheben. Diese vermischen das Erhabene mit dem Starken und Nachdrücklichen. Die figürlichen, verblümten, und uneigentlichen Redensarten können zwar den Ausdruck durch die Bilder, die sie vor Augen legen, und damit öfters eine Sache in der andern abbilden, stark machen, aber erhaben können sie nicht machen, wenn die Sache das Hohe nicht in sich hat.

II. Joh. Christ. Gottsched.

(1700 — 1766.)

1. Aus der „Critischen Dichtkunst." *)

a. Vom guten Geschmack.

(S. 135.)

So müssen sich denn die Poeten niemals nach dem Geschmacke der Welt, das ist, des großen Haufens, oder des unverständigen Pöbels richten. Dieser vielköpfigte Götze urtheilt oft sehr verkehrt von Dingen. Er muß vielmehr suchen, den Geschmack seines Vaterlandes, seines Hofes, seiner Stadt zu läutern; es wäre denn, daß dieses schon vor ihm geschehen wäre. Es geschieht aber niemals ganz vollkommen; und es bleibt auch in dem gescheidesten Volke allezeit ein Ueberrest des übeln Geschmackes zurücke. In Rom hatten Terentius und Lucretius schon einen ziemlich reinen und zarten Geschmack erwiesen. Doch klagt Horaz sowohl in seinem langen Briefe an den Kaiser, als in seiner Dichtkunst: daß die Römer noch an den plautinischen Zoten, und an Lucils unreinen Possen ein Belieben trügen. Bavius und Mävius fanden auch ihre Anbether. Hätten sich nun Virgil und Varius nach dem Geschmacke der sonst so klugen Römer richten wollen: was würden sie für elendes Zeug haben schreiben müssen? Sie suchten also vielmehr mit ihren Werken wider den gemeinen Strom zu schwimmen, und waren zufrieden, daß sie wenigen Kennern gefielen. — — — — — —

— — Woher der üble Geschmack des großen Haufens komme? das ist aus dem obigen leicht abzunehmen. Die schlechte Auferziehung ist sonder Zweifel die allergemeinste Quelle desselben, und dadurch werden auch die fähigsten Köpfe verwahrloset. Weil die Kinder durchgehends nur durch die Nachahmung urtheilen lernen: so gefällt ihnen gleich von Jugend auf das, was sie von ihren Aeltern, oder andern Leuten, denen sie was zutrauen, loben hören. Die ersten Urtheile werden also unvermerkt eine Richtschnur der übrigen, und nachdem sie durch eine lange Gewohnheit gleichsam tief eingewurzelt sind, so können sie fast gar nicht mehr ausgerottet werden. Der Geschmack alter Leute läßt sich also schwerlich bessern. Sie bleiben fest in ihren Meynungen, und schämen sich, dasjenige zu verwerfen, was sie ihr Lebenlang für schön gehalten haben. Man mag ihnen sagen, was man will; so bleiben sie doch auf ihrem Eigensinne: weil sie es für schimpflich ansehen, sich bei grauen Haaren in ihren Urtheilen zu ändern, und dadurch einzuräumen, daß sie so lange geirret und einen übeln Geschmack gehabt:

---

*) Versuch einer Critischen Dichtkunst durchgehends mit den Exempeln unserer besten Dichter erläutert. Anstatt einer Einleitung ist Horazens Dichtkunst übersetzt, und mit Anmerkungen erläutert. Diese neue Ausgabe ist, sonderlich im II Theile, mit vielen neuen Hauptstücken vermehret, von Johann Christoph Gottscheden. Vierte sehr vermehrte Auflage. Leipzig. B. Ch. Breitkopf. **1751. 8.**

zumal, wenn sie Leuten, die jünger sind, als sie, recht geben, und folgen sollen. — — —

Entweder weil man nichts für recht und richtig hält,
Als was man selber liebt, was seinem Sinn gefällt;
Wonicht, weil man sich soll nach jüngern Leuten richten,
Und was man jung gelernt, im Alter selbst vernichten.

Junge Leute hingegen können leichter ihren Geschmack ändern, wenn sie gleich bereits verwöhnet worden. Sie sind in ihrer Meinung noch so sehr nicht verhärtet; sie trauen ihren Urtheilen noch keine solche Unfehlbarkeit zu, daß sie nicht auch zuweilen falsch seyn könnten: sie geben also eher der gesunden Vernunft Gehör, und begreifen die Richtigkeit der Regeln gar leicht. Ja wenn man ihnen gleich nicht die Gründe des guten Geschmacks und die Quellen wahrer Schönheiten entdecken und begreiflich machen kann; weil sie etwa nicht studiret haben, oder sonst die gehörige Fähigkeit nicht besitzen: so lernen sie doch aus der bloßen Empfindung endlich recht urtheilen. Man darf ihnen nur etwas Schönes zeigen, und sie aufmerksam darauf machen: sogleich werden sie es gewahr. Denn mehrentheils gefällt ihnen deswegen das Schlechte, weil sie noch nichts bessers gesehen haben: nicht anders, wie mancher bloß daher in eine mittelmäßige Gestalt verliebt ist; weil er noch keine Gelegenheit gehabt, eine rechte Schönheit kennen zu lernen. Man zeige nur einem solchen Liebhaber eine vollkommenere Person, als seine vermeinte Halbgöttin ist: er wird ihrer entweder gar vergessen; oder doch zum wenigsten den größten Theil seiner Hochachtung gegen dieselbe verlieren. Indessen ist es nicht zu läugnen, daß auch junge Leute zuweilen von dem schon ziemlich eingeführten guten Geschmacke muthwillig abweichen, und auf einen weit schlimmern verfallen. Dieses wiederfährt stolzen und ehrsüchtigen Köpfen, die sich, es koste was es wolle, durch etwas neues und seltsames unterscheiden wollen. Der gebahnte Weg ist ihnen zu verächtlich: sie wollen sich durchaus hervorthun, und wenn es gleich durch Thorheiten sein sollte. Sie ahmen also auch die Fehler großer Leute, auch offenbare Abweichungen von Regeln der Vernunft nach; und verführen wohl gar durch ihr Exempel andre.

Die Verbannung des Hanswurst's von der Bühne.

(S. 652.)

Von der Lustigkeit im Ausdrucke möchte mancher fragen, wie man dazu gelangen könne? Ich antworte, das Lächerliche in den Komödien muß mehr aus den Sachen, als Worten bestehen. Die seltsame Aufführung närrischer Leute, macht sie auslachenswürdig. Man sehe einen Bramarbas und Stiefelius, einen deutschen Franzosen und politischen Kannengießer in unserer Schaubühne an: so wird man sich des Lachens nicht enthalten können; obgleich kein Wort an sich lächerlich ist. So macht auch der Bock im Processe und Hypochondrist gewisse Fehler der Juristen und Aerzte höchst lächerlich: der ungleichen Heirath zu geschweigen, die den Stolz auf die Wapen und den alten Adel, ingleichen die

ausschweifende Lust zum Jagen, auch ohne possirliche Worte, durch sich selbst zum Gelächter macht. Dieses ist nur das wahre Belustigende in der Komödie. Allein kleine Geister, die keine Einsicht in die Morale besitzen, und das ungereimte Wesen in den menschlichen Handlungen weder wahrnehmen, noch satirisch vorstellen können, haben sich auf eine andre Art zu helfen gesucht. Sie haben das Lächerliche nicht in den Sachen, sondern in närrischen Kleidungen, Worten und Gebärden zu finden gemeynet. Daher haben Harlekin und Scaramutz die Hauptpersonen ihrer Lustspiele werden müssen. Diese müssen durch bunte Wämser, wunderliche Posituren und garstige Fratzen, dem Pöbel zum Gelächter reizen. Von diesen allen haben die Alten nichts gewußt: und es gehört mit unter die phantastischen Erfindungen der Italiener, die jemand in der Vorrede zu einer französischen Komödie, **Harlequin aux Champs Elisées,** verspottet hat. Siehe des Peter Poree Rede: ob die Schaubühne eine Schule guter Sitten seyn kann? so, wie der Herr Professor May dieselbe übersetzet, und mit einer feinen Abhandlung vermehret hat.

Terenz hat seine Komödie, ohne eine lustige Person, lächerlich genug zu machen gewußt: das neue französische Theater hat gleichfalls bisher keinen Harlekin nöthig gehabt, die Zuschauer zu belustigen; obgleich Moliere darinn ein böses Exempel gegeben hatte. Destouches, und einige andere nämlich, haben sich gar wohl ohne diese phantastische Person behelfen können: und ein Poet setzet sich wirklich in Verdacht, als verstünde er sein Handwerk, das ist, die Satire nicht; wenn er ohne die Beyhülfe eines unflätigen Possenreißers, nichts lustiges auf die Schaubühne bringen kann. Boileau hat diese schmutzigen Zoten seinen Schülern ernstlich untersagt; und den Moliere selbst nicht geschont, der sich auch oft dem Pöbel in diesem Stücke bequemet hatte. Er schreibt:

Etudiez la cour, et conoissez la ville:
L'une et l'autre est toujours en modèles fertile.
C'est par là, que Molière, illustrant ses écrits
Peut-être de son art eût remporté le prix;
Si moins ami du peuple, en ses doctes peintures,
Il n'eut point fait souvent grimacer les figures;
Quitté pour le bouffon, l'agréable et le fin,
Et sans honte à Terence allié Taburin.

Hieraus ist nun leicht zu schließen, was von dem **Théatre Italien** und **Théatre de la Foire,** wo lauter abgeschmacktes Zeug vorkömmt, für ein Werks zu machen sey: darüber ein Kluger entweder gar nicht lacht, oder sich doch schämt, gelachet zu haben; imgleichen was von allen deutschen Narren zu halten sey, sie mögen nun von alter Erfindung seyn, wie Hans Wurst oder Pickelhering, dessen sich Weise noch immer bedienet hat; oder auch von neuer Art, wie der sogenannte Peter, oder Crispin, oder wie sie sonst heißen mögen. Eben die Gründe, die wider jene streiten, sind auch allen diesen Geschöpfen einer unordentlichen Einbildungskraft zuwider, die kein Muster in der Natur haben.

Maschinen müssen in Komödien nicht vorkommen: weil die Götter sich in die thörichten Handlungen schlechter Leute nicht mischen. Eben darum ist Timon der Misanthrop nicht zu billigen, der in dem dritten B. der eigen. Schr. der deutschen Gesellschaft übersetzt ist; weil hier der

Gott Merkur mit auftritt. Die Zaubereyen oft anzubringen, das ist auch nichts schönes; weil es nicht mehr wahrscheinlich ist: es wäre denn auf diese Art, wie es in dem Gespenste mit der Trummel geschehen ist. Gleich wohl haben die neuern Franzosen auch die Hexenmährchen auf die Bühne zu bringen angefangen: und es wäre gut, wenn unsere Leute sie nur nicht gleich nachgeäffet hätten. Die Kleidungen der Personen müssen nach ihrem Charakter und Stande eingerichtet seyn: nur Harlekin hat hier, ich weis nicht warum, eine Ausnahme. Er soll zuweilen einen Herrendiener bedeuten: allein, welcher Herr würde sich nicht schämen, seinem Kerle eine so buntscheckigte Liberey zu geben? Scapin hat eine spanische Tracht; und das kann man in einem spanischen Stücke schon gelten lassen: allein bey uns schickt sich's nicht. Den Scaramutz, Pantalon, Anselmo, Doctor und Capitain, Pierrot und Mezetin, und wie die närrischen Personen der italienischen Komödien alle heißen, können wir auch entbehren. Denn warum soll man immer bey einerley Personen bleiben?

Die Namen dörfen auch in einer Komödie nicht aus der Historie genommen werden. So bald die Personen neue Charactere haben, müssen sie auch neue Namen bekommen: um die Verwirrung zu vermeiden, die sonst bey dem Zuschauer vieler Lustspiele entstehen könnte. Die Verzierungen der Schaubühne stellen den Ort vor, wo die ganze Fabel gespielet wird. Gemeiniglich ist es ein Bürgerhaus, oder eine Gasse der Stadt, da man an beyden Seiten verschiedene Häuser sieht. Nur muß man keine Besuche auf der Gasse abstatten lassen, wie Bramarbas thut: es wäre denn, daß er sich mit der Sänfte bis in das Zimmer hätte tragen lassen. Die Musik anlangend, so wissen wir, daß in der neuen Komödie, und bey den Römern keine Chöre gebraucht worden. Indessen steht auch auf den terenzischen Komödien: **Modos fecit Flaccus Claudii F. Tibiis paribus dextris et sinistris.** Was das zu bedeuten habe, das mögen die Liebhaber der Alterthümer untersuchen. Vermuthlich hat man zwischen den Handlungen, an statt der vormaligen Oden, eine kleine Musik damit gemacht: denn daß die ganze Komödie abgesungen, und mit einer Instrumentalmusik wäre begleitet worden; davon findet man nicht die geringsten Spuren.

Wir Deutschen haben uns so lange mit Uebersetzungen aus dem Französischen beholfen, bis wir allmählich Poeten bekommen haben, die selbst was regelmäßiges machen können. In meiner Schaubühne habe ich ihnen nunmehr auf die zwanzig und mehr Muster von der guten Art vorgeleget; wenn sie sich den Geschmack nach diesen bilden, so werden sie auf keinen unrechten Weg gerathen. Es sind auch bereits mancherley Proben von guten Köpfen gemacht worden, die man an verschiedenen Orten mit Beyfall aufgeführet hat. Es kömmt nur darauf an, daß unsere großen Herren sich endlich einen Begriff von deutschen Schauspielen beybringen lassen: denn so lange sie nur in ausländische Sachen verliebt sind, so lange ist nicht viel zu hoffen. Etliche von unsern Komödianten haben ihre Schaubühne allbereit bey vielen Kennern, durch die ordentlichsten und auserlesensten Stücke, beliebt gemacht. Selbst

in Wien hat man schon angefangen, einen Geschmack an regelmäßigen Stücken zu bekommen: und unsers Durchl. Kön. Churprinzen, und der Kön. Churprinzessin Hoheiten, haben sie verschiedene mal ihrer Gegenwart gewürdiget. Ich schweige, was in andern großen Städten, auf verschiedenen Gymnasien und Schulen in ganz Deutschland geschehen ist: und wenn sie fortfahren, so wird mit der Zeit auch in diesem Stücke Deutschland den Ausländern nichts nachgeben dörfen.

2. Aus der „Ausführlichen Redekunst.“*)

Von den Chrien und ihren verschiedenen Arten.

(S. 207.)

Gleichwohl aber können nicht alle Reden so groß und vollständig sein. Die Gewohnheit hat es bei Hofe und in vielen andern Fällen eingeführt, daß man auch gewisse Ceremonien-Reden hält, die zwar länger als die täglichen Complimenten sind, aber doch noch keine ausführliche Reden heißen können. Diese nun wohl einzurichten ist auch die Pflicht dessen, der sie halten muß: Und uns liegt es ob, die Regeln dazu vorzuschreiben. Eine Chrie ist aber nichts anders, als eine kleine Rede, die bey allerley Fällen, wo eine vollständige zu lang werden würde, gehalten werden kan. Ihren Namen mag sie wohl in Ansehung des Nutzens, den sie sowohl an sich, als in grössern Reden hat, erhalten haben. Viele haben ganze Bücher von der Redekunst geschrieben, aber nur von Chrien darinn gehandelt. Viele haben die Abhandlung von Chrien gleich im Anfange ihrer rhetorischen Anweisungen gesetzet, und alsdann erst von ausführlichen Reden gehandelt. Allein ich habe mit Bedacht so viel Wesens daraus nicht machen wollen, damit man nicht denken möchte, das Hauptwerk in der politischen Beredsamkeit käme auf die Chrien an. Wer eine gute Chrie macht, ist darum noch kein Redner: Ja der beste Redner kan seine Stärke in einer Chrie gar nicht zeigen. Ein munteres Pferd kan seine Behendigkeit und Kräfte in einem engen Platze nicht sehen lassen: Es gehört eine lange Laufbahn dazu. So ist es auch mit einem Redner. Zudem so ist es auch eine solche Kleinigkeit eine Chrie zu verfertigen, daß man nicht Ursache hat so viel Wesens davon zu machen.

Die älteste Art von Chrien ist diejenige, die man nach ihrem Erfinder Aphthonius die Aphthonischen nennet. Diese besteht aus acht Theilen, die nach dem Gutachten dieses alten Redners allezeit nothwendig beybehalten werden müssen. Sie heissen **Laus autoris, Propositio, Paraphrasis, Aetiologia, Comparatum, Exemplum. Testimonium, Conclusio.** Ein jeder sieht wohl ein, daß hier viel

---

*) Johann Christoph Gottsched's, Professors zu Leipzig, wie auch der Königl. Preuß. Societät der Wissenschaften Mitgliedes, Ausführliche Redekunst, nach Anleitung der alten Griechen und Römer, wie auch der neueren Ausländer, Geistlichen und weltlichen Rednern zu gut, in zweenen Theilen verfasset und mit Exempeln erläutert. Leipzig, B. Ch. Breitkopf. **1736. 8.**

willkürliches angenommen worden, welches auch anders hätte gemacht werden können. Denn vors 1) setzet das Lob eines gewissen Scribenten, welches in dieser Chrie die Stelle des Eingangs vertritt, zum voraus, daß der Hauptsatz allemal ein Ausspruch eines berühmten Schriftstellers, oder sonst eines großen Mannes seyn müsse. Warum ist das aber nöthig? Kan denn ein Redner von nichts eigenem eine Rede halten, und muß es allemal ein andrer schon gesagt haben, was er sagen will? Hernach fragt es sich 2) warum er nothwendig dreyerley Arten der Erläuterungen, nemlich das Gleichniß, das Beyspiel und Zeugniß erfordert? Warum nicht mehrere? denn es giebt ja noch das Gegentheil oder Widerspiel, die Einfälle, die Lehrsprüche ꝛc. Warum nicht weniger als die dreye? denn es ist zuweilen schwer sie alle zu finden. Mit einem Worte, man sieht wohl, daß diese Art der Chrien ein gezwungenes Wesen ist, daß nur zur Marter junger Leute erfunden worden. Wir wollen also nicht einmal ein Exempel davon geben.

Doch war es deswegen noch nicht rathsam, die Chrie ganz und gar aus dem Reiche der Wohlredenheit zu verbannen. Daher geriethen verständige Redner auf eine freyere Art derselben, die viel nutzbarer und doch zugleich leichter war, als die Aphthonischen. Sie beobachteten, daß einige Stücke derselben nothwendig, einige aber zufällig und willkührlich waren, und sie hielten es also für rathsam, beyde sorgfältig von einander zu unterscheiden. Die nothwendigen waren **Proposito**, der Hauptsatz, und **Ratio**, oder **Aetiologia**, der Beweis; die zufälligen aber, **Paraphrasis** oder **Explicatio**, die Erklärung, und **Illustratio** die Erläuterung. Da stellten sie es nun einem jeden Redner anheim, ob er die nothwendigen Theile der Chrie allein brauchen, oder auch einen, oder beyde zufällige Theile sich zu nutze machen wollte. Ja sie stellten es ihm auch frey, ob er sie in dieser oder jener Ordnung setzen wollte. Folglich konnte diese Art von Chrien mit dem besten Rechte **Chria libera** heissen. Dieses war um desto vernünftiger, je leichter es sich aus den Schriften der alten Redner erweisen ließ, daß sie auch unvermerkt, mitten in ihren Reden, unzählige Chrien gemachet hatten. Z. E. Cicero in seiner Rede für den Archias schreibet:

> Gesetzt aber, daß man keinen so grossen Nutzen davon aufzuweisen hälte; gesetzt daß das Studiren bloß zur Belustigung dienlich wäre: Nichts desto weniger würdet ihr doch diese Beschäftigung des Gemüthes für was edles und wohlanständiges erkennen müssen. Alles übrige nemlich schickt sich weder für alle Zeiten, noch für jedes Alter, noch für jeden Ort. Die freyen Künste hergegen nähren die Jugend, und belustigen das Alter. Sie sind eine Zierde im Glücke, und eine tröstliche Zuflucht im Unglücke; Sie ergetzen uns zu Hause, und hindern uns auch in der Fremde nicht. Sie übernachten bey uns, reisen mit uns, und verlassen uns auch bey dem Landleben nicht. Könnten wir es nun gleich selbst so weit nicht bringen, noch die Süßigkeit des Studirens schmecken und empfinden: So müßten wir es doch bewundern, wenn wir es bey andern anträfen.

Dieses ist eine Chrie, die aus dem Hauptsatze: Das Studiren ist was edles; dem Beweise: Denn es schicket sich für alle Menschen, zu allen Zeiten und an allen Orten; und dem Beschlusse: Daher müssen wir es hochschätzen, besteht. Hier fehlen also die zufälligen Theile, nemlich die Erklärung und die Erläuterung; deren in folgendem Exempel eines vorkommet. Es ist aus eben der Rede genommen:

> Wir haben es ja von den größten und gelehrtesten Leuten gehört, daß gewisse Gattungen der Wissenschaften auf Regeln ankommen, und als Künste gelernet werden; ein Poet aber von Natur sein Talent hat, durch die eigene Munterkeit seines Gemüths angespornet, und fast von einem göttlichen Triebe gereget wird. Unser Ennius nennet deswegen die Poeten mit Recht heilige Männer: Weil es das Ansehen hat, als ob sie uns durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geschenke verliehen und empfohlen würden. So laßt doch derowegen bey euch, ihr Richter, als bey wohlgesitteten Leuten, diesen Namen heilig seyn, den gewiß noch keine Barbarey verletzet hat.

Auch hier ist ein Hauptsatz, nemlich dieser: Die Poeten sind ehrwürdige Männer. Der Beweis ist dieser: Weil sie ihre Geschicklichkeit schon von Natur haben. Hierzu kommt eine Erläuterung, die in dem Zeugnisse des Ennius besteht, der die Poeten heilige Männer nennet.

III. Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf.

(1700 — 1760.)

Die sechsundzwanzigste Rede,*)

den 7. Augusti 1747.

(S. 234.)

Text:

> Blutiger Schaum vom Leichnam,
> Wasch uns unsre füsse!
> Zerschwitzte Haare,
> Trocknet sie!

Daß wir das dem Heiland zumuthen, das gründet sich erstlich auf seinen general-plan, daß Er kommen ist zu dienen; (Matth. 20, 28) zum andern, daß Er gesagt hat zu dem Apostel, der sich nicht seine füsse wolte waschen lassen: Werde ich dich nicht waschen, so hast du keinen theil mit mir. (Joh. 13, 8.)

So wie das gast-mahl mit Ihm immer fortgeht unter seinen leuten, bis sie es werden in seinem Reiche halten: so geht auch seine

---

*) Des **Ordinarii Fratrum** Reden über die Litaney des Lebens, Leidens und der Wunden Unsers HERRN JEsu Christi, gehalten vom ende April bis in den August. **1747.** Zweyte Edition. Barby. **1759. 8.**

Fuß=wäsche immer fort unter allen denjenigen, die theil an Ihm haben.

Nun ist es eine bekante sache, daß man uns einer allzufruchtbaren imagination ins Blut und in die Wunden JEsu beschuldigt. Das ist nichts neues, denn man hat schon Anno 1738. unsere Negers gefragt, da man sie in inquisition gezogen, und eine sache an sie gesucht hat: ob sie Blut im Tauf=wasser gesehen hätten? Es ist also eine alte Beschuldigung, daß wir so viel auf's Blut halten, und daß wir noch immer denken, wie die Epistel an die Ebräer redet, daß alles mit Blut geweyhet werden muß. (Cap. 9, 22.)

Es ist aber der Mühe nicht werth, daß man auf solche beschuldigungen bey der ersten Protestantischen division antwortet: denn wir reden doch nicht anders, als wie andere Leute auch singen und sagen; wir sind auch nicht die ersten, die es sagen, man findet es in aller der andern ihren Liedern. In den mittlern Psalmen findet mans freilig nicht ofte, aber in uralten Liedern, die auf die ganze Christenheit, und nach ihren damaligen umständen eingerichtet sind, da stehts auch, und das gläuben wir **bonnement.** Darum ist es uns zu thun: und welcher Christ kan es uns disputiren?

Wenn sie auch alle die realität, die sich ohnedem in das gemüth der leute, die keinen neuen geist empfangen, die keine vergebung der sünde haben, nicht insinuiren kan, von sich removiren, und wir es ihnen mit mitleiden zugeben, daß das bey ihnen lauter figürliche redensarten sind, wenn sie so singen und beten: so können sie es uns doch nicht verdenken, wenn wirs auf den wirklichen genuß von allen den Bibel= und Lieder=wahrheiten, und das wesen der sache anstellen; und wenn wir, wo sie von dem grossen Wasser=bade im wort singen, auch vom Fuß=wasser gläuben: Wasser thuts freilich nicht, sondern das Wort GOttes, so mit und bey dem wasser ist, und der glaube, der solchem Worte GOttes beym wasser trauet, denn ohne GOttes Wort wäre es freilich nur schlecht wasser, ein bloßes Fuß=bad, aber durch das Wort des Heilands wird es eine Fuß=taufe, eine reinigung der füsse, eine reinigung des äussern menschen von alle den flekken und staube, was sich so angesetzt hat. Und: Es ist für uns, die wir uns die füsse waschen lassen, und der gnade theilhaftig machen, eine rothe fluth, mit Christi Blut gefärbet, die die täglichen ansprützungen und bestäubungen wegnimt, sobald das Herz das nun heil worden ist, für dasjenige theil bittet, was der Heiland im geistlichen sinne, die füsse nennet.

Es sind nun lauter aus den klaren und deutlichen Worten der Schrift genommene redens=arten, und sind also keine neue fantastische grillen; sondern es wird nur geglaubt, für wahr gehalten und practisch applicirt, was in allen lebhaften Gemeinen gelehrt, wenigstens in allen Evangelischen Kirchen gesungen wird.

Was bitten wir uns also hier vom Heilande aus? Das: Wenn Er noch immer vor uns (und, um die sache der **Theologiae foederali** zu accommodiren) vor sein Kirchlein, vor sein ganzes Haus, vor sein Weib, (das in dieser zeit auf den Hochzeit=tag geschmückt wird, wie wirs

uns am Fest der Kyria erst neulich gar lebhaft vorgestellt haben) vor eine ganze Gemeine, als ob sie ein mensch, eine person vor Ihm wäre, hinkniet, und ihnen allen zusammen, in einem Leibe die füße wäschet: So soll Er, wie wir gläuben und bitten, von Seinem Leichnam, darauf die pflüger geakkert und furchen gezogen haben, (zu seinem eigenen troste, zu seiner eigenen freude, die Er an der schönheit seiner Braut sehen wird) Blutströpflein herunter fliessen und solche durch seine von Todsschweiß triefende Finger gehen lassen, um seinen Leib von allen anklebungen, von den geringsten beflekkungen des leibes und des gemüths, zu reinigen, damit er Ihm in allen stükken gefallen kann.

Warum sollte Er uns aber mit seinen Haaren troknen?

Die redensart ist hergenommen von dem, was wir in der Litaney zu der Kirche sagen: Gesalbte Lokken deines haars, sind die Liturgi des Altars, sie liegen vor dem Josua, Ihm den schweiß abzutroknen, da. Und das ist hergenommen von der Sünderin, die den Heiland mit den haaren ihres hauptes getroknet hat, da sie Ihm die Füsse gewaschen hatte, aus liebe und zärtlichkeit. s. Luc. 7, 37. 38.

Er thut uns alle die dienste wieder, die wir Ihm thun oder doch gerne thun wollen. Aber wir thun sie alle nur zu bezeigung unserer herzlichkeit, unserer zarten liebe, so wie etwa die kinder spänchen zum bau tragen: Er thut sie uns aber, kraft Seines Verdiensts **cum effectu,** wenn Er sie uns thut, wenn Er uns sein verdienst applicirt, wenn Er unter uns herum geht, wie ein Diener, wenn Er Abendmahl mit uns hält, wie Er versprochen hat. Er gibt uns von seinem Fleische zu essen, und von seinem Blute zu trinken, und vorher wäscht Er uns, als ein treuer, freundlicher wirth, unsere bestäubte füsse.

Was kan Er nun besser zum abtroknen nehmen, als das Haar seines Hauptes, das auch für uns voll schweiß und voller blut ist? Es ist nicht gewöhnlich, es ist auch nicht das allerangenehmste, daß man die füsse mit etwas feuchtem abtroknet.

Ich habe das auch gewußt, da ich die Redens=art, zerschwitzte Haare, hier gebraucht habe: ich habe aber meine ursache zu dem ausdruck gehabt, und habe damit anzeigen wollen, daß, wenn der Heiland unsere füsse troknet, Er sie nie so troknen solle, daß nicht noch eine feuchtigkeit von seinem blutigen schweisse zurück bleibe. Denn es ist ein segen für unsere füsse, es ist eine gnade für uns, wenn uns die wäsche des heiligen Bades durch die zurückgebliebenen schweiß=tröpflein, immer erneuert wird, wenn wir in einer beständigen anfeuchtung von seinen Buß=thränen und Todesschweiß=tropfen einhergehen. Wie vom Kirchenauge gesungen wird, Es wird nie träuge, „man rede dieses oder das, „so machts das arme äuglein naß, wenns Lamm und Blut bedeut't, „nun mischt sich Lamm und Blut in all's, und überm denkmaal unsers „falls setzts auch noch zährlein, drum macht das theuere Hohe=lied, das „auf die Braut des Lammes sieht, vom Kirchenauge den vergleich auf „einen wasserreichen teich;" So wünsche ich, daß unsere füsse, und unser ganzer äusserlicher mensch unser sterbendes gebeine, „das sündige hütt=„lein voll Liebe und Schmerz, voll liebe zum Freund, voll schmerzen und

„schaam, dieweil er uns nahm," niemals möge austroknen von seinem Brodem; und lieber unser ganzer geistlicher mensch selber den namen eines schweiß=tropfs JEsu behaupten mag, bis ins grab.

Das ist der sinn, wenn wir uns die füsse getroknet wünschen mit den zerschwitzten haaren des GOttes=Lämmleins, des Marter=mannes, der an leib und seele gelitten, und dabey alle unsere sünde ausgeschwitzet hat, bis auf den letzten gift=tropfen. Er hat der sünde alle kraft und macht über uns, und alle nothwendige connexion mit unserm herzen, und alles Recht an unsern leib und seel genommen, darum daß Er sie ausgeschwitzt, oder mit seinen buß=thränen ersäufft hat.

Wenn sich endlich nur die kraft der wahrheit, und das wesen der sache am herzen eines menschen annoch beweist; so wollen wir's ihm gerne gönnen, daß er sich die allerabstracteste idee davon macht, die in seinem philosophischen kopfe nur möglich ist, und wir wollen ihm gerne die vorstellungen schenken, die wir davon haben: aber er muß uns wieder die empfindung von dem gönnen, was wahrhaftig da ist, das gefühl der gegenwart des Mannes, der für uns Bluts=tröpflein geschwitzt hat, und der von dem ewig geltenden und immer fortfließenden Versöhnungs=blute (welches eigentlich der born ist gegen alle ungerechtigkeit, und der Heils=quell in uns, der bis ins ewige Leben fort quillet, und nicht wasser allein, sondern Wasser und Blut **fourniren** muß) so oft als wir es bedürfen, zu unserer Fuß=wäsche anwendet, soviel dazu vonnöthen.

Denn seine Leidensperson, seine Creuz=gestalt wird uns nimmer alt, und verschwindet uns nimmer; von den vollgültigen, verdienstlichen thränen soll sich unser herz und auge nimmermehr entwöhnen: sondern es soll uns immer seyn, wie Augustinus sagt, als wenn Er den Augenblick vor uns kämpfte, schwitzte, gecreutzigt würde und stürbe; und als wenn Er seiner Kirche alle augenblick seinen erblaßten und mit Wunden=narben gezeichneten Leichnam präsentirte.

IV. Johann Jacob Breitinger.

(1701 — 1776.)

Aus der „Critischen Dichtkunst." *)

Von der Nachahmung der Natur.

Die beyden Künste, des Mahlers und des Poeten, bestehen angeregter Massen in einer geschickten Nachahmung der Natur. Die Natur

*) Johann Jacob Breitingers Critische Dichtkunst Worinnen die Poetische Mahlerey in Absicht auf die Erfindung Im Grunde untersuchet und mit Beyspielen aus den berühmtesten Alten und Neuern erläutert wird. Mit einer Vorrede eingeführet von Johann Jacob Bodemer. Zürich, C. Orell. **1740. 8.**

ist die weise Lehrmeisterin, bey welcher diese Künstler in die Schule gehen; sie leget ihnen eine unzählbare Menge der vortrefflichsten Urbilder zur Bewunderung und Nachahmung vor, woran sie das Vermögen ihrer Kunst versuchen, und auf die Probe setzen können. Wie nun der Mahler zur Materie der Nachahmung alles dasjenige nehmen kan, was dem sinnlichen Werckzeuge des Gesichtes durch Licht und Farben kan begreifflich und vorstellig gemachet werden; also stehet es in dem Vermögen der poetischen Mahler-Kunst, alles, was mit Worten und Figuren der Rede auf eine sinnliche, fühlbare und nachdrückliche Weise kan nachgeahmet und der Phantasie, als dem Auge der Seele, eingepräget werden, nach dem Leben und der Natur abzuschildern. Hierinn übertrifft die Poesie alle anderen Künste, da ihr die gantze Natur in ihrem weiten Umkreise zum Muster der Nachahmung dienen muß. Alles was der menschliche Verstand von den Würckungen und Kräften der Natur in seinen Registern aufgezeichnet hat, kan der Poet durch sinnliche Bilder auszieren, und der Phantasie, als in einem sichtbaren Gemählde, vorlegen; so daß sich das Gebiethe der Poesie fast eben so weit erstrecket, als die menschliche Erkenntniß, welche unter dem Namen der Weltweißheit alles begreifft, was durch menschlichen Fleiß und Nachforschen von möglichen und würcklichen Dingen kan erkennet werden. Nur müssen wir einige allgemeine und abgezogene Wahrheiten und Begriffe, die alleine dem reinen und von den Sinnen gantz abgekehrten Verstand vernehmlich sind, von der Nachahmung der Poesie ausschließen; von welcher Art in der Vernunft-Lehre, in der Meß-Kunst, in der Lehre von dem Wesen der Dinge, in der Rechen-Kunst, sehr viele enthalten sind, die man wohl durch Worte, Zahlen und Linien dem Verstande zu begreiffen geben, aber darum nicht abschildern, oder in Farben und Bilder einkleiden, und für die Phantasie sichtbar machen kan.

Die Natur, oder vielmehr der Schöpfer, der in derselben und durch dieselbe würcket, hat unter allen möglichen Welt-Gebäuden das gegenwärtige erwehlet, daß er es in den Stand der Würcklichkeit überbrächte; weil er es nach seiner unbetrüglichen Einsicht vor das beste unter allen, und vor dasjenige befand, das vor seine Absichten am bequemsten war. Dasselbe kan nun füglich in die sichtbare und die unsichtbare Welt unterschieden werden. Jene, die sichtbare und materialische Welt, begreiffet in sich alle Cörper, die Elemente, die Sternen, den Menschen in Ansehung seiner äusserlichen Würckungen, die Thiere, die Pflanzen, die Edelsteine, und so fort, ferner alles, was die Kunst auf so verschiedene Weise nachahmet, und zum Schutz, zur Zierde und Bequemlichkeit des menschlichen Lebens erfindet; mit einem Worte alles, was der Prüffung der Sinnen unterworffen ist. Diese, die unsichtbare Welt fasset in ihrem Inbegriffe Gott, die Engel, die Seelen der Menschen; ihre Gedancken, Meinungen, Zuneigungen, Handlungen; Tugenden, Kräfte. Alle diese Sachen haben, weil sie würcklich sind, eine eigentliche und festgesetzte Wahrheit, die in dem Zeugniß der Sinnen, das damit übereinstimmet, dem Zeugniß des Gewissens, und der göttlichen Offenbarung gegründet ist. Wenn nun der Poet die Originale, welche ihm die große Künstlerin,

die Natur, auf dem unendlich geraumen Schauplatz dieser würcklichen Welt darstellet, entweder absonderlich oder in ihrem natürlichen Zusammenhang nachschildert, so handelt er bloß als ein guter Abdrücker, und unterscheidet sich von dem Historico alleine durch den Zweck und die Kunst seiner Gemählde. Was insbesondere die unsichtbare Welt der Geister ansiehet, so hat dieselbe zwar eben so viel Wahrheit und Würcklichkeit als die sichtbare, zumahl da sie den Grund und die Quelle aller Würcklichkeit in sich hat; alleine weil sie vor den groben Sinnen gantz verschlossen ist, so hat sie vor die Einbildung nicht mehrere Wahrheit als die möglichen Dinge, und der Poet muß diese unsichtbaren Wesen in sichtbare Cörper, hiemit in eine gantz fremde Natur einkleiden, woferne er sie der Phantasie vernehmlich und fühlbar vorstellen will, in welchem Stücke seine Kunst sich ungemein geschickter und verwundersamer erweiset, als in der Nachahmung der sichtbaren Wercke.

Alleine da dieser Zusammenhang der würcklichen Dinge, den wir die gegenwärtige Welt nennen, nicht lediglich nothwendig ist, und unendlich vielemahl könnte verändert werden, so müssen auffer derselben noch unzehlbar viele Welten möglich seyn, in welchen ein anderer Zusammenhang und Verknüpfung der Dinge, andere Gesetze der Natur und Bewegung, mehr oder weniger Vollkommenheit in absonderlichen Stücken, ja gar Geschöpfe und Wesen, von einer gantz neuen und besonderen Art Platz haben. Alle diese mögliche Welten, ob sie gleich nicht würcklich und nicht sichtbar sind, haben dennoch eine eigentliche Wahrheit, die in ihrer Möglichkeit, so von allem Widerspruch frey ist, und in der allesvermögenden Kraft des Schöpfers der Natur gegründet ist. Nun stehen auch dieselben dem poetischen Mahler zum Gebrauche bereit und offen, uud leihen ihm die Muster und die Materie zu seiner Nachahmung; und da er die Natur nicht alleine in dem Würcklichen, sondern auch in dem Möglichen nachzuahmen fähig ist, so erstrecket sich das Vermögen seiner Kunst eben so weit, als die Kräfte der Natur selbst; folglich muß der Poet sich nicht alleine die Wercke der Natur, die durch die Kraft der Schöpfung ihre Würcklichkeit erlanget haben, bekannt machen, sondern auch, was in ihren Kräften annoch verborgen lieget, fleissig studieren, um so viel mehr, da dieses leztere, nemlich die Nachahmung der Natur in dem Möglichen, das eigene und Haupt-Werck der Poesie ist. Denn ich darf vor gewiß setzen, daß die Dichtkunst, insoferne sie von der Historie unterschieden ist, ihre Originale und die Materie ihrer Nachahmung nicht so fast aus der gegenwärtigen, als vielmehr aus der Welt der möglichen Dinge entlehnen müsse. Es ist das Amt der natürlichen, politischen, und moralischen Historie, die sichtbaren Gegenstände und Phänomena, den Lauf der Begebenheiten, und die Sitten und Handlungen der Menschen, wie sie würcklich sind, nach ihrer Natur und Wahrheit zu erzehlen und zu beschreiben. Ihre Absicht ist demnach diejenige Wahrheit, die in der Würcklichkeit der Dinge, und dem Zeugnisse der Sinnen gegründet ist; darum ist auch ihre gantze Bemühung in den Kreiß der gegenwärtigen Welt der würcklichen Dinge eingeschlossen. Dagegen hat der Poet zur Absicht, durch wohlerfundene

und lehrreiche Schilderey en die Phantasie des Lesers angenehm einzunehmen, und sich seines Gemüthes zu bemächtigen; Diese Absicht zu erreichen wird eben nicht erfordert, daß seine poetischen Erzehlungen würckliche und historische Wahrheiten seyen; sondern es ist schon genug, wenn sie nur nicht unmöglich und unwahrscheinlich sind. Der Poet sucht nicht den Glauben eines Zeugen zu erhalten, aber er vermeidet den Vorwurff eines Lügners; wenn er daher auch solche Personen in seinen Gedichten aufführet, die nach dem Zeugniß der Historie würcklich vorhanden gewesen sind, versetzet er dieselben in gantz neue Umstände, und läßt sie dann reden, thun und handeln, wie sie nach ihrer Natur und Beschaffenheit wahrscheinlicher Weise reden und handeln könnten und würden. — — — — — —

V. Ch. L. Liscow. *)

(1709 — 1760.)

Die Nothwendigkeit der schlechten Scribenten.

(S. 513.)

— — — Es wird mir dahero etwas gar leichtes seyn, die Nohtwendigkeit der elenden Scribenten, meinem Versprechen gemäß, eben so gründlich, als ihre Vortrefflichkeit, zu behaupten. Ich will es mit wenigem thun, und frage unsere Feinde: Ob die Buchhandlung und Druckerey nicht ehrliche, und dem gemeinen Wesen nützliche Handthierungen sind? Sie können nicht anders als Ja antworten. Sie müssen also auch gestehen, daß diejenigen, welche eine so nützliche Profession treiben, Leute sind, die verdienen, daß man ihnen alles Gutes gönne, und ihre Nahrung befördere. Ich möchte aber gerne wissen, was die armen Buchführer und Buchdrucker wohl anfangen wollten, wenn keine elende Scribenten in der Welt wären? Wir sind diejenigen, die ihnen am meisten zu verdienen geben: von uns leben sie, und müßten also betteln gehen, wenn wir aufhören sollten zu schreiben. Von den Werken der guten Scribenten würden sie das liebe Brodt nicht haben. Ich will setzen, es sind in Deutschland nur 6000 Personen, die von der Druckerey und Buchhandlung leben. Nun nehme man die Verzeichnisse der neuen Bücher, die alle Messe herauskommen, nur von 10 Jahren her, und mache den Ueberschlag, wie viel gute darunter sind. Ich habe es gethan, und, nach einer genauen Ausrechnung, gefunden, daß, ein Jahr ins andere gerechnet, ohngefehr drey gute Bücher des Jahrs zum Vorschein kommen. Was ist das aber unter so viele? Und würde also nicht eine grosse Menge ehrlicher Leute Hungers sterben müssen, wenn

---

*) Sammlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften. Frankfurt und Leipzig. **1739. 8.** Der Aufsatz, aus dem wir dieses Bruchstück mitgetheilt haben, führt den Titel: „Die Vortrefflichkeit und Nohtwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen von ***. **1736.**“

die elenden Scribenten, nach dem Wunsche unserer Feinde, vom Erdboden vertilget wären?

Den Tag sollen sie nimmer erleben: Aber man siehet doch daraus, was unsere Verfolger vor böse, schädliche Leute, und wie lieblos sie gegen ihren Nächsten sind. Doch wie kann man von den guten Scribenten verlangen, daß sie ihren Nächsten lieben sollen, da sie sich selbst nicht lieben? Sie kennen ihren eigenen Vortheil nicht. Sie wollen uns ausrotten. Allein wie übel würden sie nicht daran sein, wenn sie ihren boshaften Zweck erreichen sollten? Wir machen ihnen durch unsere Schriften so manche fröhliche Stunde; woran wollten sie sich dann wohl belustigen, wenn wir nicht schrieben? Das Vergnügen, dessen sie in dieser Welt geniessen, haben sie einzig und allein uns zu danken. Ja sie würden nicht seyn, was sie sind, wenn wir nicht wären. Man nennet sie jetzund gute Scribenten: Aber müßten sie diesen Ehrentitel nicht fahren lassen, wenn es keine schlechte gäbe? Dieses wäre schon arg genug; aber der Untergang der elenden und lächerlichen Schreiber würde noch weit mehr Böses nach sich ziehen.

Unsere Feinde sind reich an lustigen und sinnreichen Einfällen. Sie spotten gerne, und wir sind diejenigen, die ihnen Gelegenheit geben, ihre Einfälle an den Mann zu bringen, und ihre Tadelsucht zu vergnügen. Wie würde es demnach um ihre Gesundheit stehen, wenn sie uns nicht hätten? Wo wollten sie mit ihren Einfällen hin? Sie dürfen nicht denken, ich scherze: denn es ist kein Kinderspiel mit einem verhaltenen Spaß. Er verursachet viele Quaal, und ein verhaltener Wind ist nicht so gefährlich. Es ist mir die Zeit meines Lebens nur ein einziges mal begegnet, daß ich einen Einfall hatte, der für einen Einfall eines bösen Scribenten noch so ziemlich sinnreich war; aber ich mußte ihn bey mir behalten: und da weiß ich, wie mir zu Muhte gewesen. Ich wollte meinem ärgsten Feinde die Schmerzen nicht gönnen. Da nun ein einziger Spaß, den ich nicht zu rechter Zeit los wurde, mir so viel Ungemach verursachen konnte; was würden denn die guten Scribenten, die so fruchtbar an artigen Einfällen sind, nicht für Quaal empfinden, wenn wir ihnen nicht Gelegenheit gäben, sich zu erleichtern. Ihre Einfälle brennen ihnen auf dem Herzen, und Ennius soll schon zu seiner Zeit gesagt haben, daß ein weiser Mann eher Feuer im Maul halten, als einen sinnreichen Einfall verschweigen könnte: **flammam a sapiente facilius ore in ardente opprimi, quam bona dicta teneat.** *) Unsere Feinde würden also ganz gewiß bersten, wenn wir nicht wären. Warum wünschen sie denn unsern Untergang, mit welchem der ihrige so genau verknüpfet ist?

Gesetzt aber, es wäre möglich, daß sie uns überlebten: so würde doch die gelehrte Welt wenig Gutes mehr von ihnen haben. Denn wir sind eben diejenigen, welche die sinnreichsten und artigsten Schriften, an welchen sich die Welt so sehr belustiget, von ihnen heraus locken. Wo wollten aber so viele stattlichen Satyren herkommen, wenn unsere

*) *Cicero* de Oratore Lib. II.

Feinde niemand hätten, über den sie spotten könnten? Und was würde also die kluge Welt nicht an uns verlieren? Es ist wahr, wir können ihr mit guten Schriften nicht aufwarten; aber die Alten haben schon angemerket, daß, obgleich der Esel eben nicht die beste Stimme habe, und zur Musik ganz ungeschickt sey, man doch aus seinen Knochen die schönsten Flöten machen könne.*) Und unsere Schriften, wie elend sie auch sind, geben doch Anlaß zu vielen gründlichen Widerlegungen und sinnreichen Spottschriften, deren die gelehrte Welt nothwendig entbehren müßte, wenn niemand wäre, der elend und lächerlich schreibe.

Dieses ist der geringste Vortheil, den die Welt von uns hat; weil er sich eigentlich nur auf die Gelehrten erstrecket. Der Nutzen, den wir dem ganzen menschlichen Geschlechte bringen, ist wichtiger, und beweiset unsere Nohtwendigkeit noch kräftiger. Wir sind diejenigen, welche die Vernunft, die der Ruhe des Staats und der Kirche so nachtheilig ist, mit Macht unterdrücken. Wir sind Beschützer der gemeinen Meynungen, und der Vorurtheile, die zu einem ruhigen, stillen und vergnügten Leben so unentbehrlich sind. Wir vertheidigen die väterlichen Weisen und säubern die Kirche von Ketzern. Es ist wahr, unsere Feinde thun dieses letzte auch; aber sehr selten: und wann sie es thun, so thun sie es mit Vernunft; und das taugt nicht. Ohne uns würde es also wunderlich in der Welt hergehen, und unsere Feinde alles umkehren.

Wer hätte sich wohl den gefährlichen Neuerungen des Pufendorfs, Thomasius, Leibnitzens, und ihrer Anhänger, widersetzen wollen, wenn wir nicht vor den Riß getreten wären? Und dieses einzige ist genug zu beweisen, wie nothwendig wir der Welt sind. Unsere Verdienste sind so groß, daß wir die Ehrerbietung des ganzen menschlichen Geschlechts verdienen; allein niemand will sie erkennen. Man lohnt uns mit Undank, und es ist, leider! schon dahin gekommen, daß über uns und unsere Schriften lachen, für ein sicher Merkmal eines scharfen Verstandes gehalten wird. Wie indessen den Frommen alles zum Besten dienen muß: so hat auch unser schweres Kreuz, welches niemand, als wir, zu ertragen fähig ist, seine Vortheile. Und mich deucht, es ist ungemein geschickt, unsere Nohtwendigkeit auffer Zweifel zu setzen.

Ich habe schon oft gesagt, daß unsere Feinde, die guten Scribenten, weil sie ihre Vernunft gebrauchen, mit dem, so in der Welt vorgehet, schlecht zufrieden sind. Sie entdecken allenthalben Thorheiten, wenigstens bilden sie sich's ein, und es ist ihnen unmöglich, daß sie über das, was ihnen thöricht vorkömmt, nicht lachen und spotten sollten. Wenn sie demnach keine elenden Scribenten hätten, an welchen sie ihre Bosheit auslassen könnten, so würde kein ehrlicher Mann vor ihnen sicher seyn. Sie würden, weil sie doch immer etwas zu meistern haben müssen, alles anfallen, was in der Welt groß und ehrwürdig ist, und durch ihre Satyren den Staat und die Kirche beunruhigen. Wir können uns also rühmen, daß wir unsere eigene Wohlfahrt für das gemeine

---

*) *Plutarchus* in Convivio ex vers. Xylandri.

Beste aufopfern, und ohne Prahlerey sagen, daß wir einem Staate unentbehrlich sind.

Ich wünsche von Herzen, daß alle christliche Obrigkeiten das, was ich hier schreibe, in reifliche Erwegung ziehen mögen, und flehe insonderheit Ihro Kaiserliche Majestät und alle Churfürsten, Fürsten und Stände des heil. römischen Reichs demüthigst an, hocherleucht zu ermessen, wie würdig solche Leute ihres Schutzes sind, die dem Staate und der Kirche so lange zu einer Vormauer wider die unruhige Schaar der Naseweisen gedienet haben. Es wäre, deucht mich, nachgerade Zeit, daß man auf eine Vergeltung unserer wichtigen Dienste gedächte; oder uns nur wenigstens vor unsern Feinden einigermaßen Ruhe schaffte, und diesen bösen Leuten ein Gebiß ins Maul legte. Womit haben wir es denn verdienet, daß man, da andere ehrliche Leute wider die Lästerer Schutz finden, uns der Willkühr unserer Verfolger überläßet? Es dienet dieses zur Sicherheit anderer. Ich weiß es wohl. Allein warum sollen wir denn die Sünden unserer Mitbürger tragen? Ich finde darinn keine Billigkeit, und zweifele nicht, daß meine gegründete Vorstellungen die Wirkung haben werden, die ich wünsche.

Sollten aber, über Verhoffen, die Grossen dieser Welt, durch das leidige Geschwätz unserer Feinde verführet, in dem Wahn stehen, unser Jammer verdiene nicht, daß sie ihn zu Herzen nehmen, und das Verbrechen unserer Feinde sey eben so groß nicht, daß es nöthig, mit dem Schwerdte darein zu schlagen: so wende ich mich zu denen, die das geistliche Schwerdt führen, und ersuche sie ganz ergebenst, wider das boshafte Verfahren unserer Feinde denjenigen Eifer zu bezeugen, den ihr Amt von ihnen erfordert. Ich verlange dieses eben von den klugen Geistlichen nicht. Denn diese Herren halten es, zu ihrer Schande, öffentlich mit den Spöttern. Sondern ich bin zufrieden, wenn nur die tummen ihre Stimme, wie eine Posaune, erheben, und mit ihrer gewöhnlichen Beredsamkeit wenigstens dem gemeinen Mann einbläuen wollen, daß es eine grosse Sünde sey, über lächerliche Dinge zu lachen. Sie dürfen nicht denken, daß es schwer, ja gar unmöglich sey, einen so albernen Satz zu behaupten. Sie können glauben, daß der P. Girard in einer Schrift, die man, nach seinem Tode, unter seinen Papieren gefunden, mit 666 wichtigen Gründen dargethan hat, daß es eine weit gröffere Sünde sey, eine Satyre zu schreiben, als bey seiner Köchinn zu schlafen. Und ich bin von ihrer Geschicklichkeit so überführet, daß ich festiglich glaube, sie können wohl mehr, als das. Ich hoffe demnach, sie werden die Güte haben, und wider unsere Feinde, die gewiß auch ihre Freunde nicht sind, mit dem Munde eben so tapfer, als ich mit der Feder, streiten. Dieses wird meiner Schrift den rechten Nachdruck geben, und zu ihrer eigenen Sicherheit gereichen. — —

Was habe ich dann gethan? *) Ich habe einigen elenden Scriben-

*) Liscow vertheidigt sich gegen den Tadel seiner lieblosen unchristlichen Gesinnung; man warf ihm vor, „der Spott reime sich nicht mit dem Sinne des Christenthums.“

ten, die sich dünken liessen, sie wären etwas, da sie doch nichts waren, im Lachen die Wahrheit gesaget. Sollte dieses eine so grosse Sünde seyn? Ich will es glauben, wenn man mir erst wird bewiesen haben, daß Gott diese Art Menschen in seinen besondern Schutz genommen, und ihnen die Freyheit gegeben habe, die Welt durch ihre albernen Schriften zu quälen; ohne daß andere ehrliche Leute das Recht hätten, auch zu dem unerträglichsten Schmierer zu sagen: Was machst du? Man sage mir nicht, daß ein Christ auch einen solchen Schmierer mit Geduld tragen müßte: denn die christliche Geduld verbindet uns nicht zur Unempfindlichkeit. Wir fangen ohne Sünde Flöhe; wir schlagen die Mücken todt; wir vertilgen die Fliegen. Der Heilige thut es sowohl, als der Sünder. Warum wollte man sich dann ein Gewissen machen, das gelehrte Ungeziefer auszurotten? Diejenigen, welche ein so dickes Fell haben, daß sie die Bisse dieses Ungeziefers nicht fühlen, die sind glücklich: allein es steht ihnen übel an, daß sie die Empfindlichkeit anderer verdammen, welche die Natur mit einer zarteren Haut versehen hat. Es wäre wahrhaftig zu wünschen, daß man noch empfindlicher wäre, und sich mehr Mühe gebe, die Welt von diesem Ungeziefer zu befreyen. Es nimmt von Jahr zu Jahr zu; und ich weiß nicht, wo es damit endlich hinaus will? Die greuliche Menge der elenden Scribenten ist eben so geschickt, eine Barbarey einzuführen, als ein Schwarm von Ost- und Westgothen; und dennoch trägt man Bedenken, den Anwachs dieser Schmierer zu hemmen. —

VI. Albrecht von Haller.*)

(1708 — 1777.)

Usongs Reise.

(S. 239.)

An einem einsamen Orte, auf dem Wege nach Masanderan, entfernte er sich mit Fleiß von seinem Gefolge, und ritt einer mit Stroh bedeckten Hütte zu, die vom Wege entfernt auf einem Hügel lag. Dieser Hügel war durch kleine Mauren in Stuffen abgetheilt, und jede Höhe war mit den dazu sich schickenden Gewächsen bepflanzt. Den Kaiser befremdete der Anblick des Hügels in der Ferne, der Fleiß des Bewohners zog ihn an sich, es war eine Nachahmung der chinesischen Aemsigkeit. Ein uralter Greis saß unter seinen Enkeln, und gab ihnen seine Räthe bey der Arbeit, an welcher sie mit einem freudigen Eifer sich beschäftigten. Guter Alter, sagte Usong, wieviel sind deiner Jahre? Herr, ihrer sind viele, ich habe auf dem Felde, von dem du kömmst, Timurs Gezelt gespannt gesehn. Wie waren die ehemaligen Zeiten? wie gefallen dir die itzigen? Das Rohr, sagte der Alte, wird nicht ausgewurzelt, weil es sich beugt. Ich habe den Timur gesehen: er herrschte

---

*) „Usong. Eine morgenländische Geschichte in vier Büchern. Durch den Verfasser des Versuchs schweizerischer Gedichte. Bern 1771." kl. 8.

wie der Löwe, er griff nur den Raub an, der ihm widerstehen konnte, der Schwachen schonte er. Es folgten Fürsten, sie herrschten wie die Schakalen, sie zerrissen auch den, der nicht widerstund, der wie ein Todter alles leiden muste. Nun dünkt mich herrscht der Elephant, der von den Geschenken der Erde lebt, der niemand beraubet, und dennoch groß ist. Timurs Kriegsleute nahmen uns die Lebensmittel; aber unter seinen Enkeln war die Unschuld unserer Kinder vor ihrem Raube nicht sicher. Izt sind die Kinder, das Vieh, und die Früchte meines Schweifes alle mein. Wenn Usong lebt, soll dieser ganze Hügel ein Garten, und diese Hütte ein Dorf werden, das meine Enkel einzig bevölkern. Der Greis war ein Mongol, der als ein Gefangener nach China geführt worden war, und daselbst den vollkommenen Bau der Erde gelernet hatte. Usong lächelte vergnügt, und hinterließ dem glücklichen Alten Zeichen seiner Güte. Der Tartar vernahm niemals, daß der Beherrscher von Persien unter seine demütige Hütte abgetreten war.

VII. Friedrich II. König von Preussen.*)

(1712 — 1786.)

1. Ueber die deutsche Literatur, die Mängel, die man ihr vorwerfen kann, die Ursachen derselben und die Mittel sie zu verbessern.

(Zweiter Theil 265.)

Sie wundern sich, mein Herr, daß ich immer noch nicht meine Stimme mit der Ihrigen vereinigen will, um den Fortschritten, welche nach Ihrem Urtheil, die deutsche Literatur fast täglich macht, Beifall zu geben. Ich liebe unser gemeinschaftliches Vaterland so sehr wie Sie; aber gerade eben dieses ist mir ein Beweggrund, ihm nicht eher Lob zu bewilligen, bis es sich desselben würdig gemacht hat. Man erklärt nicht einen Mann für Sieger, der noch mitten in der Laufbahn ist, es zu werden. Ich erwarte, daß er das Ziel wird erreicht haben, und dann wird mein Beifall eben so aufrichtig, als gerecht seyn.

Sie wissen, daß in der gelehrten Republick eine vollkommene Freiheit der Meinungen herrscht. Sie sehen die Gegenstände aus einem, ich aus einem andern Gesichtspunkt. Erlauben Sie also, daß ich mich erkläre, und Ihnen meine Art zu denken, so wie meine Ideen über die alte und neue Literatur, genauer entwickele. Ich werde sie in Absicht der Sprachen, der Wissenschaften und des Geschmacks betrachten. Ich mache mit Griechenland, dieser Wiege der schönen Künste, den Anfang. Die Sprache der griechischen Nation ist die harmonischste von allen, welche je geredet worden. Ihre erste Theologen und Geschichtschreiber waren Dichter. Diese brachten glückliche Wendungen in ihre Sprache,

---

*) Aus den „Nachgelassenen Schriften von J. Fr. W. Jerusalem. Braunschweig. 1793." 8.

wurden Schöpfer einer Menge malerischer Ausdrücke, und für alle ihre Nachfolger, Lehrer der Kunst, sich mit Anmuth, Feinheit und Würde auszudrücken.

Ich gehe von Athen nach Rom über, und finde hier eine Republick, welche zuerst lange Zeit mit ihren Nachbarn krieget, und dann für die Ehre und für die Vergrößerung ihres Reichs kämpft. Alles in diesem Staate war Nerve und Kraft, und nicht eher, bis Roms Nebenbuhlerin, Carthago, zerstört war, fanden hier die Wissenschaften Eingang. Der große Scipio der Afrikaner, der Freund des Lälius und Polybius, war der erste Römer, der die Wissenschaften beschützte. Dann folgten die Gracchen; dann Antonius und Crassus, zwey berühmte Redner ihrer Zeit. Doch gelangten die Sprache und der Styl der römischen Beredsamkeit nicht eher zu ihrer Reife, als zu den Zeiten des Cicero, des Hortensius, und der vortreflichen Genies, welche die Zierde der Regierung Augusts waren.

Diese kurze Uebersicht bezeichnet mir den natürlichen Gang der Literatur. Ich bin überzeugt, daß kein Schriftsteller gut in einer Sprache schreiben könne, die noch nicht ausgebildet und verfeinert ist. Ich sehe auch, daß man in allen Ländern mit dem Nothwendigen anfängt, und erst nachher das Angenehme hinzufügt. Die römische Republick fängt damit an, sich zu bilden; dann kämpft sie, um Länder zu bekommen; dann sucht sie dieselben anzubauen; und nicht eher, bis sie nach den punischen Kriegen, eine feste und dauerhafte Verfassung erhalten, entsteht der Geschmack für die Künste, und gelangt die lateinische Sprache und Beredsamkeit zu einiger Vollkommenheit. Ich bemerke aber hierbei, daß zwischen dem Zeitalter des ältern Scipio und dem Consulat des Cicero sich ein Zeitraum von hundert und sechszig Jahren befindet. Ich schließe hieraus, daß die Fortschritte zur Vollkommenheit in allen Dingen, langsam sind, und daß der Kern, den man in die Erde pflanzt, erst Wurzel fassen, hervorkeimen, seine Zweige ausbreiten, Kraft und Stärke gewinnen müsse, ehe er Blumen und Früchte hervorbringen könne. Ich beurtheile dann Deutschland nach diesen Regeln, um den Standpunkt, in welchem wir uns jetzt wirklich befinden, mit Billigkeit zu bestimmen; ich befreie mich von allen Vorurtheilen und lasse mich bloß von der Wahrheit leiten. Und nun finde ich eine noch halb barbarische Sprache, in so viele verschiedene Dialecte vertheilt, als Deutschland Provinzen hat. Jeder Kreis hält sich überzeugt, seine Sprache sey die wahre ächte und deutsche. Wir besitzen noch keine von der ganzen Nation gebilligte Sammlung, in der man alle Worte und Redensarten fände, nach denen man die Reinigkeit der Sprache sicher beurtheilen könnte. Was man in Schwaben schreibt, ist in Hamburg kaum verständlich; und der östreichische Styl ist für die Sachsen dunkel. Es ist also physisch unmöglich, daß auch ein Schriftsteller von dem größten Geiste diese noch ungebildete Sprache vortreflich behandlen könne. Verlangt man vom Phidias eine Venus von Gnidus; so muß man ihm einen Marmor ohne Fehler, feine Meißel und gute Grabstichel geben. Nur dann darf man von seiner Arbeit etwas erwarten; aber ohne Werkzeuge

läßt sich kein Künstler denken. Man könnte mir vielleicht den Einwurf machen, daß auch die griechischen Republicken ehemals eben so viele verschiedene Dialecte hatten, als wir, und daß man noch jetzt das Vaterland eines Italiäners an seinem Styl und seiner Aussprache erkennen könne, die immer in einem Lande anders sind, als in dem andern. Ich zweifle an der Richtigkeit dieser Behauptung gar nicht; aber sie dürfen uns nicht abhalten, den fernern Fortschritten der Literatur im alten Griechenland und im neuern Italien, weiter nachzugehen.

Die berühmten Dichter, Redner und Geschichtschreiber dieser Länder setzten die Sprache derselben durch ihre Schriften fest. Das Publikum nahm nach einer stillschweigenden Uebereinstimmung, die Wendungen, Phrasen und Metaphern, als die besten und richtigsten an, welche jene große Künstler in ihren Werken gebraucht hatten. Ihre Ausdrücke wurden nach und nach allgemein ausgebreitet, und die Sprachen wurden durch sie verschönert, veredelt und bereichert.

Werfen wir nun wieder einen Blick auf unser Vaterland, so finden wir ein Gewirre von Sprache, ohne alle Anmuth, das Jeder nach seinen Einfällen behandelt. Man kennt hier keine Wahl der Ausdrücke, man vernachlässigt die eigentlichsten und ausdrückendsten Worte; und man verschwemmt oft allen Sinn und Gedanken in einem Meer von Episoden. Ich gebe mir alle Mühe, um unsere Homere, unsere Virgile, unsere Anacreons, unsere Horaze, unsere Demosthene, unsere Cicerone, unsere Thucydides, unsere Livius, auszuforschen; aber ich finde sie nirgends, alle meine Mühe ist umsonst. Ich dächte also, wir wären aufrichtig, und gestünden nur ehrlich, daß bis jetzt die schönen Wissenschaften in unserm Boden noch nicht haben gedeihen wollen. Deutschland hat Philosophen gehabt, welche die Vergleichung mit den Alten aushalten, und sie sogar in mehr als einer Gattung übertreffen. Ich werde auch hierauf nachher noch zurückkommen. Aber in Absicht der schönen Wissenschaften müssen wir unsere Dürftigkeit nur gestehen. Alles was ich Ihnen, ohne mich zum Schmeichler meiner Landsleute zu erniedrigen, zugestehen kann, ist, daß wir in der kleinen Gattung der Fabel einen Gellert gehabt haben, der sich neben Aesop und Phädrus gesetzet. Die Gedichte des Canitz sind erträglich aber nicht von Seiten der Sprache, sondern mehr, weil er, jedoch nur schwach, den Horaz nachahmt. Ich will auch die Idyllen des Geßner nicht ganz übergehen, die einige Vertheidiger haben; aber ich muß mir doch die Erlaubniß ausbedingen, ihnen die Werke des Tibull, Catull und Poperz vorzuziehn. Wenn ich die Geschichtschreiber durchgehe, finde ich nur die deutsche Geschichte von Mascow, welche am wenigsten fehlerhaft ist. Und erwarten Sie wohl im Ernst, daß ich Ihnen vom Verdienst unsrer Redner etwas sagen soll? Ich wüßte Ihnen wenigstens keinen zu nennen, als den berühmten Quandt zu Königsberg, der die seltene und in seiner Art einzige Gabe besaß, seine Sprache harmonisch zu machen, und ich muß leider! zu unserer Schande hinzusetzen, daß dieses Verdienst gar nicht erkannt worden, und seinen Namen gar nicht berühmt gemacht habe. Und wie kann man auch verlangen, daß die Menschen sich beeifern sollen, jeder

in seiner Art vollkommen zu werden, wenn der Ruhm nicht ihre Belohnung ist? Indeß will ich zu den Herrn, die ich genannt habe, noch einen Ungenannten hinzusetzen, von dem ich reimlose Verse gesehen habe; die Cadenz und Harmonie derselben entstand aus der Abwechselung der Dactylen und Spondäen; sie waren voll von Verstand; und mein Ohr wurde sehr angenehm durch einen Wohllaut der Töne geschmeichelt, dessen ich unsere Sprache kaum fähig geglaubt hatte. Ich möchte behaupten, daß diese Art von Versification sich am besten für unsere Sprache schicke, und sehr große Vorzüge vor dem Reim habe. Wollte man sich Mühe geben, sie dadurch vollkommner zu machen; so würde man es wahrscheinlich hierin weit bringen.

Vom deutschen Theater möchte ich Ihnen lieber gar nichts sagen. Die Melpomene ist bei uns von sehr seltsamen Leuten verehret worden; einige traben auf hohen Stelzen einher, andere kriechen im Staube; alle übertreten die Regeln der Kunst, können daher nicht interessiren und rühren, und müssen von den Altären der tragischen Muse verwiesen werden. Die Liebhaber der Thalia sind etwas glücklicher gewesen, sie haben uns wenigstens eine wahre und originelle Comödie geliefert, ich meine den Postzug. Der Dichter dieses Stücks hat unsre Sitten und unser eigenthümliches Lächerliche auf das Theater gebracht. Das Stück ist sehr gut gemacht, und Moliere selbst hätte den Gegenstand desselben nicht glücklicher bearbeiten können. Es thut mir leid, daß ich Ihnen nicht eine größere Menge unserer guten Producte aufzählen kann. Ich mache deshalb der Nation keine Vorwürfe; es fehlt ihr nicht an Genie und Geist. Aber gewisse Ursachen haben sie zurückgehalten und verhindert, sich zu gleicher Zeit mit ihren Nachbarn zu erheben. Lassen Sie uns bis zu der Wiederauflebung der Wissenschaften zurückgehn, und die verschiedene Lage gegen einander halten, in der sich Italien, Frankreich und Deutschland, zur Zeit dieser Revolution des menschlichen Geistes befanden.

Sie wissen, daß die Wissenschaften zuerst in Italien wieder geboren wurden, wo das Haus Este, die Medicis und der Pabst Leo **X.** sie beschützten und ihre Fortschritte begünstigten. Zu eben dieser Zeit, da Italien verfeinert wurde, war Deutschland, durch die Zänkereien der Theologen, in zwei Partheien getheilt, deren jede durch erbitterten Haß gegen die andere, und durch fanatischen Enthusiasmus, sich auszeichnete. In Frankreich bemühte sich dagegen Franz **I.** mit Italien den Ruhm der Wiederherstellung der Wissenschaften zu theilen. Aber seine Mühe war vergeblich, sie in sein Vaterland herüber zu bringen. Die französische Monarchie befand sich damals in einem Zustande der Ermattung, erschöpft durch die Loskaufung ihres Königs von Carl **V.** Die Kriege der Ligue hinderten, nach Franz **I.** Tode, die Franzosen, sich mit den schönen Künsten zu beschäftigen. Nicht eher, als gegen das Ende der Regierung Ludwig **XIII.**, da die Wunden der bürgerlichen Kriege geheilt und die Zeitumstände unter dem Cardinal Richelieu, günstiger waren, kam man auf den Plan Franz **I.** zurück. Der Hof ermunterte die Gelehrten und die schönen Geister, die Nacheiferung ward allgemein,

und es dauerte nicht lange, so gab unter Ludwig **XIV.** Paris weder Rom noch Florenz etwas nach. Und nun, wie sahe es um diese Zeit in Deutschland aus? Gerade damals, wie Richelieu sich den hohen Ruhm erwarb, seine Nation zu bilden, wüthete der dreißigjährige Krieg in seinem größten Feuer. Deutschland wurde durch zwanzig verschiedene Armeen verwüstet und geplündert, die, Sieger oder Besiegte, allemal die Zerstörung hinter sich führten. Das Land wurde verwüstet und nicht wieder angebauet, die Städte beinahe ganz verlassen. Auch nach dem westphälischen Frieden hatte Deutschland noch nicht Zeit, sich wieder zu erholen. Bald mußte es der damals sehr furchtbaren Macht des ottomanischen Reichs widerstehen; bald gegen die französischen Armeen kämpfen, welche die Herrschaft ihres Reichs über Deutschland auszubreiten suchten. Zu eben der Zeit, als die Türken Wien belagerten, Melak die Pfalz verwüstete, wo Städte und Dörfer von den Flammen verzehret wurden, und wo selbst die sonst heilige Freistatt des Todes durch die ausgelassene Frechheit der Soldaten verletzt wurde, welche die Leichname der Churfürsten aus ihrer Gruft hervorzogen, um ihre elende Ueberbleibsel sich zuzueignen; wo verlassene Mütter mit ihren abgezehrten Kindern auf dem Arm, sich aus den Trümmern ihres Vaterlandes retteten; zu eben dieser Zeit darf man nicht erwarten, daß man zu Wien und Manheim Sonnets verfertigt, und sich mit witzigen Epigrammen beschäftigt habe. Die Musen verlangen ruhige Zufluchtsorte; sie fliehen die Gegenden, wo die Verwirrung herrscht und alles zerstört wird. Erst nach dem Spanischen Successionskriege fing man an einigermaßen wieder herzustellen, was so vieles auf einander folgende Elend vernichtet hatte. Nicht also dem Geiste und Genie der Nation muß man die schwachen Fortschritte, die wir bisher gemacht, beimessen, sondern wir müssen die Ursache derselben allein in einer Folge trauriger Umstände, in den fast unaufhörlichen Kriegen suchen, die unser Vaterland zerstörten, und eben so arm an Menschen, als an Gelde, machten.

Lassen Sie uns den Faden der Begebenheiten nie aus den Augen verlieren, sondern jetzt den Gang unserer Väter beobachten. Sie werden mit mir die Weisheit loben, die ihr Betragen leitete. Sie handelten gerade so, wie es der Lage, in der sie sich befanden, angemessen war. Sie fingen an, sich auf den Landbau zu legen, und aus Feldern, zu deren Bearbeitung bisher keine Hände da waren, einen neuen Werth zu ziehn. Sie stellten die zerstörten Häuser wieder her; sie begünstigten die Fortpflanzung und Vermehrung des menschlichen Geschlechts. Man ist allenthalben bemüht gewesen, wüste und verlassene Länder wieder urbar zu machen; die vermehrte Bevölkerung hat Industrie hervorgebracht; auch der Luxus hat sich bei uns eingefunden, ein Verderben für kleine Staaten, aber nützlich für die großen, in denen er die Circulation des Geldes befördert. Durchreisen Sie jetzt einmal Deutschland, von einer seiner Grenzen bis zur andern, allenthalben finden Sie ehemalige Flecken in blühende Städte verwandelt. Hier liegt Münster, etwas weiterhin Cassel; hier Dresden und Leipzig. In Franken finden Sie Würzburg, Nürnberg. Wenn sie sich dem Rhein nähern, kommen

Sie über Fulda nach Frankfurt am Mayn, nach Manheim, von da zurück über Mainz nach Bonn. Jede dieser Städte stellt dem erstaunten Reisenden Gebäude dar, die er an der Stelle des ehemaligen hercynischen Waldes nicht vermuthet hätte. Die männliche Thätigkeit unserer Landsleute begnügte sich also damit nicht, nur bloß den Verlust zu ersetzen, den das öffentliche Unglück verursacht hatte; sie erhob sich weiter und brachte das zur Vollkommenheit, wovon unsere Vorfahren nur die ersten Entwürfe versucht hatten. Seit der Zeit dieser glücklichen Veränderungen sehen wir den Wohlstand weit allgemeiner werden. Der niedere Stand des Landmanns und Bürgers schmachtet nicht mehr in einer schändlichen Unterdrückung; Väter können jetzt ihre Söhne den Wissenschaften widmen, ohne sich zu verschulden. Dies sind die Erstlinge der glücklichen Revolution, die wir noch zu erwarten haben; jetzt sind die Bande, welche das Genie unsrer Vorfahren fesselten, zerbrochen; schon bemerkt man, wie der Saame einer edlen Nacheiferung unter uns zu keimen anfängt. Wir schämen uns, in gewissen Gattungen noch nicht mit unsern Nachbarn uns vergleichen zu dürfen; wir wünschen mit unermüdeten Arbeiten die Zeit wieder zu gewinnen, die wir durch unsere Widerwärtigkeiten verloren haben. Ueberhaupt ist jetzt der Geschmack der Nation so eifrig auf alles gerichtet, was unser Vaterland berühmt machen kann, daß man bei diesen Gesinnungen gar nicht zweifeln darf, die Musen werden auch uns zu seiner Zeit in den Tempel des Ruhms einführen. Wir wollen also untersuchen, wie das noch übrig gebliebene Unkraut der Barbarei aus unserm Boden völlig auszurotten sein möchte, und was noch zu thun wäre, um die Vollkommenheit zu beschleunigen, zu der sich unsere Landsleute zu erheben wünschen. Ich wiederhole, was ich Ihnen schon gesagt habe; man muß damit anfangen die Sprache zu verbessern. Sie muß noch gefeilt, abgehobelt und durch geschickte Hände bearbeitet werden. Deutlichkeit ist die erste Regel, welche alle, die reden und schreiben, beobachten müssen, weil ihre Absicht ist, die Gedanken und Begriffe zu mahlen, und durch Worte auszudrücken. Wozu dient es die richtigsten, stärksten und glänzendsten Ideen zu denken, wenn man sie nicht verständlich ausdrücken kann? Vielen von unsern Schriftstellern gefällt ein verworrener Styl; sie schließen eine Parenthese in die andere, und oft findet man erst am Ende einer Seite das Wort, von welchem der Sinn der ganzen Periode abhängt. Nichts verwirrt die Construction mehr; anstatt reich zu seyn, ist man nachlässig, und es würde leichter seyn, das Räthsel der Sphynx aufzulösen, als ihre Gedanken. Eben so schädlich für die Fortschritte der Wissenschaften, als die Fehler, welche ich unserer Sprache und unserm Styl vorgeworfen, ist der Mangel eines gründlichen Studirens. Man hat unserer Nation ehemals Pedanterie vorgeworfen, weil wir eine Menge Commentatoren, und gar zu sorgfältige Untersucher von Kleinigkeiten unter unsern Gelehrten hatten. Um sich von diesem Vorwurfe zu befreien, fängt man jetzt an, das Studium der gelehrten Sprachen ganz zu vernachlässigen, und um nicht für einen Pedanten gehalten zu werden, bleibt man in allen Wissenschaften nur bei der Oberfläche stehn. — —

Lassen Sie uns wieder bei der deutschen Sprache anfangen, die nach meiner Beschuldigung, verwirrt und schwer zu bearbeiten ist, wenig Wohllaut hat, und auch nicht reich an Metaphern ist, die doch nothwendig sind, um neue Wendungen und Anmuth in ausgebildete Sprachen zu bringen. Wir werden den Weg, auf dem wir diese Fehler verbessern können, am besten ausfindig machen, wenn wir demjenigen nachgehen, auf dem unsre Nachbarn zu dem Grade der Vollkommenheit gelangt sind, den wir noch zu erreichen suchen. In Italien redete man zur Zeit Carl des Großen, noch einen barbarischen Mischmasch von Sprache, der aus Worten, die man von den Gothen und Longobarden entlehnt hatte, zusammengesetzt, und mit lateinischen Phrasen gemischt war, die für die Ohren von Cicero und Virgil ganz unverständlich würden gewesen seyn. Indeß blieb diese Sprache in der Unvollkommenheit während der Folge barbarischer Jahrhunderte. Erst lange nachher erschien Dante; seine Verse bezauberten die Leser, und die Italiäner fingen nun an, zu glauben, daß ihre Sprache doch vielleicht würdig seyn dürfte, auf die der Ueberwinder der Welt zu folgen. Endlich kurz vor und während der Wiederherstellung der Wissenschaften blühten Petrarka, Ariost, Sannazar und der Cardinal Bembo. Das Genie dieser berühmten Männer hat vornehmlich der italiänischen Sprache ihre bleibende Gestalt gegeben. Zu gleicher Zeit bildete sich die Akademie **della Crusca**, die für die Erhaltung, sowie für die Reinigkeit des Styls, sorgte.

Ich gehe jetzt nach Frankreich über, und finde am Hofe Franz **I.** eine eben so mißtönende und unbestimmte Sprache, als jetzt unsre Teutsche seyn kann. Die Verehrer von Marot, Rabelais und Montagne mögen es mir verzeihen, wenn ich bekenne, daß ich bei den groben und ohne alle Anmuth geschriebenen Werken jener Schriftsteller nur Langeweile und Widerwillen empfunden habe. Nach ihnen, während der Regierung Heinrich **IV.** erschien Malherbe. Er war Frankreichs erster Dichter, oder vielmehr, um genauer zu reden, er war als Versmacher weniger fehlerhaft, als seine Vorgänger. Um zu beweisen, wie wenig er die Vollkommenheit in seiner Kunst erreicht hatte, darf ich Ihrer Erinnerung nur folgende Stelle aus einer seiner Oden zurückrufen:

Prends ta foudre, Louis, et va comme un Lion,
Donner le dernier coup à la derniere tête de la rebellion.

(Ergreif deinen Donner, Ludwig, und, wie ein Löwe, versetze dem letzten Haupte der Rebellion, den letzten Schlag.)

Hat man wohl jemals einen Löwen mit einem Donner bewaffnet gesehen? Die Fabel gibt ihn in die Hände des Obersten der Götter, sie bewaffnet auch wohl seinen Begleiter, den Adler, damit, aber nie hat der Löwe dieses Attribut gehabt. Doch lassen Sie uns den Malherbe mit seinen unschicklichen Gleichnissen verlassen, und zu den Corneille, den Racine, den Despreaux, den Bossuets, den Fleschiers, den Pascals, den Fenelons, den Boursaults, den Vaugelas übergehen. Diese sind die wahren Väter der französischen Sprache. Sie haben den Styl

gebildet, den Gebrauch der Wörter festgesetzt, die Perioden harmonisch gemacht, und dem barbarischen und mißtönenden Dialect ihrer Vorfahren, Kraft und Energie gegeben. Man nahm die Werke dieser schönen Geister mit größter Begierde und Beifall auf. Was gefällt, wird leicht im Gedächtniß behalten. Wer Talent für die Wissenschaften hatte, ahmte sie nach. Der Styl und Geschmack dieser großen Männer theilte sich nachher der ganzen Nation mit. Erlauben Sie mir hier im Vorbeigehn noch die Anmerkung zu machen, daß in Griechenland, in Italien und in Frankreich die Poeten allemal die ersten waren, welche ihre Sprache biegsam und harmonisch, und dadurch auch zur Bearbeitung der Schriftsteller, welche nach ihnen in Prosa schrieben, fähiger machten.

Gehe ich nach England über, so finde ich dort eben das Gemälde, wie das von Frankreich und Italien. Dieses Land wurde zuerst von den Römern, dann von den Angelsachsen, den Dänen, und endlich von Wilhelm dem Eroberer, Herzog der Normandie, erobert. Aus der Vermischung der Sprachen aller dieser verschiedenen Sieger, zu denen noch die Sprache der Besiegten hinzukam, welche noch jetzt im Fürstenthum Wallis geredet wird, entstand das heutige Englische. Ich darf Ihnen nicht sagen, daß während der barbarischen Jahrhunderte diese Sprache wenigstens eben so roh und ungebildet war, als die, von denen ich Ihnen geredet habe. Die Wiederauflebung der Wissenschaften hatte bei allen Nationen dieselben Wirkungen. Europa der dicken Unwissenheit müde, mit der es so viele Jahrhunderte bedeckt gewesen war, wollte sich jetzt aufklären. Auch England, das immer eifersüchtig auf Frankreich war, wollte selbst gute Schriftsteller hervorbringen. Und da man, um zu schreiben, eine Sprache haben muß, in der sich schreiben läßt, so fieng man mit der Verbesserung der Sprache an. Um dieselbe zu beschleunigen, nahm man aus dem Lateinischen, Französischen und Italienischen alle Worte an, die man nöthig zu haben glaubte. Die englische Nation hatte auch wirklich berühmte Schriftsteller, die aber nicht im Stande waren, die scharfen Töne ihrer Sprache, welche die Ohren der Fremden so sehr beleidigen, sanft zu machen. Alle andere Sprachen verlieren, wenn man sie übersetzt; die englische allein gewinnt dabei. Ich erinnere mich hierbei einer Antwort, die ich einmal einen Gelehrten auf die Frage geben hörte: Welche Sprache sich die Schlange bedient habe, als sie unsre erste Mutter verführte? Der Englischen, antwortete jener, denn die Schlange zischt. Nehmen Sie diesen Einfall nach seinem Werthe.

Nachdem ich Ihnen nun gezeigt habe, wie andere Nationen verfuhren, als Sie ihre Sprache bildeten und vollkommner machten; so werden Sie von selbst schließen, daß es uns eben so gut gelingen werde, wie ihnen, wenn wir nur dieselben Mittel anwenden. Wir müssen große Redner und große Dichter haben, die uns diese Dienste thun, welche Sie unsern Nachbarn geleistet haben, und die wir nicht von unsern Philosophen erwarten dürfen. Dieser ihr Geschäft ist, Irrthümer auszurotten, und neue Wahrheiten zu entdecken. Aber Dichter und Redner

müssen uns nur durch ihre Harmonie bezaubern, uns rühren und überreden. Da man aber nicht befehlen kann, daß Genies zu bestimmten Stunden geboren werden sollen; so wollen wir sehen, ob wir nicht, bis dahin, daß diese Genies unter uns erscheinen werden, unterdeß einige Mittel gebrauchen können, unsre Fortschritte zu beschleunigen. Um unsern Styl gedrungener zu machen, sollten wir die alten Schriftsteller übersetzen, die sich mit der meisten Stärke und Anmuth ausgedrückt haben. Von den Griechen wären besonders Thucydides, Xenophon, die Poetik des Aristoteles, das Handbuch des Epictets, die Gedanken des Marc Aurels, gute Muster. Besonders sollte man sich auch bemühen, die Stärke des Demosthenes in unsre Sprache gut überzutragen. Von den Lateinern würde ich vorzüglich die Commentarien des Cäsars, den Sallust, Tacitus und die **Artem poeticam** des Horaz; von den Franzosen aber die **Pensées de Rochefoucault**, die **Lettres Persanes**, den **Esprit des Loix** empfehlen. Die Schriften, welche ich hier vorschlage, sind in einem kurzen, sententiösen Styl geschrieben, werden also ihre Uebersetzer zwingen, müssige Phrasen und unnütze Worte zu meiden. Unsre Schriftsteller werden allen ihren Scharfsinn anwenden müssen, um ihre Ideen gedrängt und kurz zusammen zu ziehn, und dadurch ihrer Uebersetzung eben die Stärke zu geben, die man in den Originalen bewundert. Doch müssen sie bei ihrer Bemühung, mit Energie zu schreiben, sich auch wohl hüten, daß sie nicht dunkel werden. Immer müssen sie sich erinnern, daß Deutlichkeit die erste Pflicht jedes Schriftstellers sey; sich daher nie von den Vorschriften der Grammatik entfernen, sondern die Worte, welche die Phrasen regieren, so stellen, daß niemals eine Zweideutigkeit daraus entstehen könne. Uebersetzungen dieser Art würden dann die Muster seyn, nach welchen unsre Schriftsteller bei ihren eignen Arbeiten sich bilden könnten. Alsdann dürften wir uns schmeicheln, die Vorschrift befolgt zu haben, welche Horaz in seiner **Arte poetica** den Schriftstellern gibt: **Tot verba, tot pondera.**

Eine noch weit schwerere Bemühung aber würde es seyn, die harten Töne sanfter zu machen, die wir noch so häufig in unsrer Sprache antreffen. Die Vokale schmeicheln dem Ohr, aber zu viele Consonanten hinter einander beleidigen es, weil sie schwer auszusprechen sind, und gar keinen Wohlklang haben. Auch haben wir unter unsern Hülfs- und Zeitwörtern viele, deren letzte Sylben fast gar nicht gehört werden, und dadurch sehr unangenehm sind, als sagen, geben, nehmen. Man darf diesen Worten nur noch am Ende ein a hinzusetzen, und sie in sagena, gebena, nehmena verwandlen, so werden sie unserm Ohr gefallen. Aber ich weiß sehr wohl, wenn auch der Kaiser selbst mit seinen acht Churfürsten auf einem feierlichen Reichstage durch ein Gesetz diese Aussprache anbeföhle; so würden doch die eifrigen Verehrer des ächten alten Deutschen sich an diese Gesetze gar nicht gebunden halten, sondern allenthalben in schönem Latein ausrufen: **Caesar non est super Grammaticos**, und das Volk, das in allen Ländern über die Sprachen entscheidet, würde immer fortfahren, sagen und geben auszusprechen. Die Franzosen haben durch ihre Aussprache viele Worte sanfter gemacht,

die sonst das Ohr beleidigten, und die dem Kaiser Julian veranlaßten zu sagen: Daß die Gallier wie die Krähen krächzten. Worte der Art, wie man sie sonst aussprach, sind **cro-jo-yent, voi-yai-yent.** Jetzt sagt man **croyent, voyent.** Wenn diese Worte schon nicht dem Ohr schmeicheln, so sind sie doch nicht so unangenehm mehr. Mit gewissen Worten, dünkt mich, könnten wir eben so verfahren. Noch einen Fehler darf ich nicht übergehen, ich meine den, daß unsere Schriftsteller oft niedrige und triviale Vergleichungen aus der Sprache des Pöbels entlehnen. Ein gewisser Dichter z. E. bediente sich in seiner Zueignungsschrift an einen Mäcenaten folgenden Ausdrucks: Schieß, großer Gönner, schieß deine Stralen Armdick auf deinen Knecht hernieder: Was halten Sie von diesen Armdicken Stralen? Hätte man nicht dem Dichter sagen sollen: „Mein Freund, lerne denken, ehe du dich mit dem Schreiben abgiebst.“ Bei diesen Mängeln unsrer Literatur, dächte ich also, wir ahmten nicht die Armen nach, die gern für reich gehalten seyn möchten; und wir thäten besser, ganz aufrichtig unsere Dürftigkeit zu gestehen. Der Gedanke an dieselbe muß uns Muth einflößen, durch unermüdete Arbeit die Schätze der Literatur auch für uns zu erwerben. Ihr Besitz fehlt nur noch, um den Ruhm unsrer Nation ganz vollkommen zu machen. — — — — —

Um sich zu überzeugen, wie wenig Geschmack noch bis jetzt in Deutschland herrsche, dürfen Sie nur unsere öffentlichen Schauspiele besuchen. Sie finden daselbst die abscheulichen Stücken von Shakspeare aufgeführt, die man in unsere Sprache übersetzt hat. Die ganze Versammlung findet ein ausnehmendes Vergnügen daran, diese lächerlichen Farcen anzusehen, die nur würdig wären, vor den Wilden von Canada gespielt zu werden. Ich beurtheile diese Stücke so hart, weil sie wider alle Regeln des Schauspiels sündigen. Diese Regeln sind nicht willkührlich. Sie finden dieselbe in der Poetik des Aristoteles, wo die drei Einheiten der Zeit, des Orts und der Handlung als die einzigen und wahren Mittel vorgeschrieben sind, die Tragödien interessant zu machen. In den Stücken jenes englischen Schriftstellers aber geht die Handlung ganze Jahre fort. Wo bleibt hier die Wahrscheinlichkeit? Bald erscheinen in denselben Lastträger oder Todtengräber und reden, wie es sich für sie schickt. Dann kommen Königinnen und Prinzen. Wie ist es möglich, daß ein so wunderliches Gemisch von Großem und Niedrigem, von Tragischem und Harlequinspossen gefallen und rühren könne? Dem Shakspeare kann man indeß seine sonderbaren Ausschweifungen wohl verzeihen; denn er lebte zu einer Zeit, da die Wissenschaften in England erst geboren wurden, und man also noch keine Reife von denselben erwarten konnte. Aber erst vor einigen Jahren ist ein Götz von Berlichingen auf unserm Theater erschienen, eine abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke: und doch bewilligt unser Publikum diesem ekelhaften Gewäsche seinen lauten Beifall, und verlangt mit Eifer ihre öftere Wiederholung. Ich weiß, daß man über den Geschmack nicht streiten darf; indeß werden Sie mir doch erlauben, zu sagen, daß diejenigen, welche gleiches Vergnügen daran finden, Seiltänzer und

Marionetten oder die Tragödien des Racine zu sehen, nur ihre Zeit zu verbringen suchen. Sie wollen lieber, daß man zu ihren Augen als zu ihrem Verstande rede, und sie ziehen ein bloßes Schauspiel dem vor, was das Herz rührt. — — — —

Der Schluß von Allem, was ich Ihnen bisher vorgetragen, ist, daß man sich mit dem größten Eifer bemühen müßte, alle classische Autoren der alten und neuern Sprachen gut zu übersetzen. Wir würden davon den doppelten Vortheil haben, daß unsere Sprache gebildet, und die Kenntnisse allgemeiner gemacht würden. Wenn wir die guten Schriftsteller unter uns naturalisirten, so würden sie uns neue Ideen zuführen; ihre Diction und die Anmuth ihres Styls würde uns bereichern, und wie viele wichtige Kenntnisse würde nicht das Publikum dadurch erhalten? Ich glaube nicht, daß unter den sechs und zwanzig Millionen Menschen, die man Deutschland beilegt, sich hunderttausend befinden, welche das Latein gut verstehn, besonders wenn Sie den Haufen der Pfaffen und Mönche abrechnen, die es kaum so weit gebracht haben, die Regeln der Syntax nur einigermaßen zu verstehen. So sind also 25,900,000 Menschen von den wichtigsten Kenntnissen ganz ausgeschlossen, weil sie dieselben nicht in ihrer Muttersprache bekommen können. Welch eine glückliche Veränderung wäre es also, wenn unter dieser Menge von Menschen jene Kenntnisse allgemeiner gemacht werden könnten. Der Edelmann, der sein Leben auf dem Lande zubringt, würde sich diejenigen Bücher auswählen, die sich für ihn schickten, und durch sie sich eben so sehr unterrichten als belustigen. Der Bürger würde weniger roh werden, und die müssigen Menschen fänden im Lesen eine sichere Zuflucht wider die Langeweile. Der Geschmack für die Wissenschaften würde allgemein werden, Anmuth und Vergnügen über die menschliche Gesellschaft verbreiten und eine unerschöpfliche Quelle für die Conversation seyn. Aus solchem beständigen gegenseitigen Reiben der Geister würde der gute Geschmack und das feine Gefühl entstehen, das mit eben so richtiger als geschwinder Beurtheilung das Schöne empfindet, das Mittelmäßige verwirft und das Schlechte verachtet. Das Publikum wird alsdann auch über neue Werke des Geschmacks mit mehr Erleuchtung urtheilen, und die Schriftsteller zwingen, ihre Werke mit größerem Fleiß und mit Sorgfalt auszuarbeiten, und sie nicht eher herauszugeben, bis sie genau geprüft und gefeilt sind.

Der Gang, den ich zur Verbesserung unserer Literatur vorschlage, ist nicht aus meiner Einbildung genommen; er ist der, den alle Völker, die sich aufgeklärt, gewählt haben. Je mehr der Geschmack für die Wissenschaften allgemeiner werden wird, desto mehr Vorzüge und andere Vortheile werden die zu erwarten haben, die sie mit besonderm Fleiß cultiviren; desto mehr wird das Beispiel Einiger immer Mehrere anfeuern. Deutschland hat schon Männer genug, die zu den mühsamsten Untersuchuugen ganz gemacht sind, es hat Philosophen, Genies, und Alles, was man zu ihrer Entwicklung wünschen kann, nur ein Prometheus fehlt noch, der das göttliche Feuer vom Himmel hole, und sie belebe. Eben das Land, welches den berühmten **Petrus de Vineis,**

den Kanzler des unglücklichen Kaisers Friedrich **II.** und die Verfasser der bekannten **Epistolarum obscurorum virorum** (die über ihr Zeitalter sehr erhaben sind) hervorgebracht hat; das Land, in welchem Erasmus geboren ist, dessen Lob der Narrheit voll von Witz ist, und noch besser seyn würde, wenn man einige zu niedrige Stellen wegnähme, an denen man das Kloster und den Geschmack der Zeit erkennet; ein Boden, der den eben so weisen als gelehrten Melanchthon, und so viele andere große Männer hervorgebracht hat, ist noch nicht erschöpft, und kann noch immer wieder Genies erzeugen, die den genannten gleich kommen. Ich könnte auch zu den angeführten noch große Namen hinzusetzen, denn ich rechne zu den unsrigen auch einen Copernik, dessen Calkul das Planetensystem und dasjenige berichtigte, was Ptolomäus etliche tausend Jahre vor ihm behauptet hatte. In einem andern Theile Deutschlands entdeckte ein Mönch durch seine chymischen Processe die erstaunenswürdigen Wirkungen des Ausbruchs des Pulvers. Auch war es ein Deutscher, der die Buchdruckerei erfand, diese herrliche Kunst, welche die guten Bücher verewigt, und das Publikum in den Stand setzt, sich mit geringen Kosten zu unterrichten. Dem erfinderischen Geiste eines Otto Guerike haben wir die Lufipumpe zu danken. Und wie könnte ich den großen Leibnitz übergehen, dessen Name in ganz Europa so berühmt ist? Hat ihn auch zuweilen die lebhafte Einbildung zu systematischen Träumen verleitet; so muß man doch gestehen, daß selbst seine Verirrungen seinen großen Geist beweisen. Ich könnte diese Liste noch mit den Namen von Thomasius, Bilfinger, Haller und sehr vielen andern vergrößern, wenn ich nicht besser fände, von der neuesten und gegenwärtigen Zeit nichts zu sagen. Das Lob der Erwähnten würde die Eigenliebe der Uebergangenen beleidigen. — — —

Aber ich muß Sie auf noch einen Unterschied aufmerksam machen, der sich zwischen uns und unsern Nachbarn, die uns vorgegangen sind, befindet. In Italien, in Frankreich und England schrieben die ersten Gelehrten und ihre Nachfolger allemal in der Landessprache. Das Publikum nahm ihre Werke mit größter Begierde auf, und die Kenntnisse verbreiteten sich durch die ganze Nation. Bei uns war es hierin ganz anders. Die Religionszänkereien lieferten uns einige Streiter, welche ganz unverständliche Materien auf eine sehr dunkle Art untersuchten, dieselben Sätze bald behaupteten, bald bestritten, und die Sophismen nur mit Schimpfworten vermengten. Unsere ersten Gelehrten waren, wie sie es allenthalben gewesen, Männer, die nur Begebenheiten in ihrem Gedächtnisse anhäuften, Pedanten ohne Beurtheilungskraft, wie die Lipsius, die Freinshemius, die Gronovius, die Grävius, welche auf eine sehr schwerfällige Art einige dunkle Phrasen wieder herstellten, die sie in alten Manuscripten fanden. Dieses konnte bis auf einen gewissen Grad ganz nützlich seyn; aber man mußte nicht allen seinen Fleiß und Aufmerksamkeit auf dergleichen unwichtige Kleinigkeiten wenden. Und doch machte die pedantische Eitelkeit dieser Herren auf den Beifall von ganz Europa Anspruch; theils um ihr schönes Latein zu zeigen, theils um auch von fremden Pedanten bewundert zu werden

schrieben sie durchaus nicht anders, als lateinisch. Ihre Werke waren daher für das ganze übrige Deutschland ungeschrieben. Hieraus entstanden zwei Unbequemlichkeiten. Die deutsche Sprache wurde gar nicht cultivirt, und blieb immer mit ihrem alten Rost bedeckt. Der Haupttheil der Nation, der kein Latein verstand, konnte sich auf keine Weise unterrichten, und blieb immer mit dicker Unwissenheit umhüllt. Dieß sind Wahrheiten, denen Niemand etwas entgegen setzen kann. Unsere Herren Gelehrten sollten sich zuweilen erinnern, daß die Wissenschaften die Nahrungsmittel der Seele sind; das Gedächtniß empfängt sie, wie der Magen die Speisen; wenn die Urtheilungskraft aber nicht ihre Verdauung befördert, so ist Unverdaulichkeit des Geistes unvermeidlich. Wenn die Wissenschaften Schätze sind, so muß man sie nicht aufhäufen und verschließen; sondern dadurch nützen, daß man sie in allgemeinen Umlauf bringt, und dieses kann nur durch die Sprache geschehen, welche alle Bürger des Staats verstehen.

Noch nicht seit langer Zeit haben unsere Gelehrten es gewagt, in ihrer Muttersprache zu schreiben, und schämen sich nicht mehr, Deutsche zu seyn. Sie wissen, daß das erste deutsche Wörterbuch noch nicht alt ist; ich erröthe fast dafür, wenn ich bedenke, daß ein so ausnehmend nützliches Buch nicht wenigstens hundert Jahr vor mir in die Welt gekommen ist. Bei alledem bemerkt man jetzt, daß uns allmählig eine Gährung und Veränderung bevorstehe. Man fängt an, von Ruhm der Nation zu reden; wir wollen uns in gleiche Reihe mit unsern Nachbarn erheben, und Wege zum Parnaß, so wie zum Tempel des Andenkens bahnen. Wer ein feines Gefühl hat, kann dieses schon bemerken. Man muß also nur die alten und neuern klassischen Schriftsteller in unsre Sprache übersetzen. Soll das Geld bei uns circuliren, so müssen wir es ins Publikum bringen, und die Wissenschaften, die ehemals so selten waren, allgemeiner machen. Um endlich nichts zu übergehen, was die Fortschritte unserer Literatur aufgehalten hat, will ich auch noch den Umstand bemerken, daß an den meisten Höfen die deutsche Sprache so wenig geredet wird. Unter Katser Joseph **I.** redete man in Wien nur Italiänisch; unter Carl **VI.** wurde dieses vom Spanischen verdrungen; und während der Regierung Franz **I.** eines gebornen Lothringers, wurde am Wiener Hofe weit mehr Französisch als Deutsch geredet. An den Churfürstlichen Höfen ging es eben so. Sie werden hiervon keine andere Ursach finden, als die ich Ihnen schon oft angeführt habe. Die spanische, italiänische und französische Sprache waren gebildet und bestimmt; die unsre war es nicht. Aber es muß uns trösten, daß Frankreich eben dieses Schicksal erfahren hat. Unter Franz **I.** Carl **IX.** und Heinrich **III.** redete man in allen guten Gesellschaften mehr Spanisch und Italiänisch als Französisch. Die Landessprache bekam nicht eher die Oberhand, bis sie feiner, deutlich und zierlich geworden, auch von einer Menge klassischer Schriftsteller durch mahlerische Ausdrücke verschönert war, und grammatikalische Bestimmtheit erhalten hatte. Unter der Regierung Ludwig **XIV.** verbreitete sich die französische Sprache durch ganz Europa, und dieses rührte zum Theil

daher, weil man begierig war, die schönen Schriftsteller und die guten Uebersetzungen der Alten zu lesen, welche man damals in dieser Sprache fand. Jetzt ist dieselbe das allgemeinste Mittel geworden, um in allen Städten und Häusern Zutritt zu erhalten. Wer von Lissabon nach Petersburg und von Stockholm nach Neapel reiset, und französisch redet, wird allenthalben verstanden. Diese einzige Sprache macht uns eine Menge andre entbehrlich, die wir sonst wissen müßten, und die unser Gedächtniß mit Worten beladen würden, an deren Stelle wir jetzt Sachen bringen können; welches gewiß ein erheblicher Vorzug ist.

Ich habe Ihnen nun die verschiedenen Hindernisse entwickelt, welche uns in der Literatur nicht so geschwind haben gehen lassen, als unsre Nachbarn. Indeß übertreffen die spätern zuweilen ihre Vorgänger. Dieß könnte vielleicht bei uns eher der Fall seyn, als man es glauben sollte; wenn nur unsere Regenten Geschmack an den Wissenschaften bekommen, diejenigen ermuntern, die sich mit denselben beschäftigen, und denen Lob und Belohnungen ertheilen, welche es vorzüglich weit bringen. Wenn wir Medicis haben, werden auch unsere Genies hervorkeimen; und die Auguste werden schon Virgile machen. Wir werden dann auch unsre klassischen Schriftsteller bekommen; Jeder wird sie lesen wollen; unsre Nachbarn werden Deutsch lernen, und die Höfe es mit Vergnügen reden. Und vielleicht bringen unsre guten Schriftsteller es dahin, daß unsre zur Vollkommenheit gebrachte und verfeinerte Sprache noch einst von einem Ende von Europa bis zum andern wird geredet werden. Noch sind diese schönen Tage unsrer Literatur nicht gekommen; aber sie nähern sich, und erscheinen gewiß. Ich kündige sie Ihnen an, obgleich mein Alter mir die Hoffnung nimmt, sie noch selbst zu sehen. Ich bin wie Moses, ich sehe das gelobte Land von ferne, werde aber nicht selbst hineinkommen. Erlauben Sie mir diese Vergleichung. Ich lasse sonst den Moses in allen seinen Würden, und will mich auf keine Weise mit ihm in Vergleichung setzen. Auch sind die schönen Tage unsrer Literatur, denen wir entgegen sehen, gewiß weit mehr werth, als die nackten und dürftigen Felsen des unfruchtbaren Idumäa. —

2. Friedrich der Große an den Kriegsminister v. Wedel.

Mein lieber **Ministre de Guerre v. Wedell!** Nach einer Mir sogleich aus Polen zugekommenen Nachricht soll das **project** derer Russen sein, daß solche wiederum wie im vorigen Jahre mit einem Theil ihrer **Armée** in die Churmark eindringen wollen. Nun halte Ich diese Nachricht nicht vor so gewiß, daß darauf schon völlig zu bauen wäre. Ich würde solchenfalls auch nicht an den nöthigen **arrangements** fehlen lassen, um meine dasige Provinz zu decken, so viel es nur Meine Kräfte und die Umstände werden zulassen wollen. Da es aber doch allemal gut ist, auch auf alle Vorfälle einige **précautions** von ferne deshalb zu nehmen; so habe Ich Euch davon **avertiren** und Meine **intention** deßwegen dahin zu erkennen geben wollen, wie es gut und nöthig sein dürfte, daß Ihr denen Edelleuten auf dem Lande **avertiren** ließet, damit selbige auf gedachten Fall und wenn die feind-

liche **Armée** sich nähern sollte, als denn sie ihre beste **meubles** und **effecten,** so dem Feinde zum Raube und Verderb dienen könnten, in Sicherheit setzeten, desgleichen auch ihr Vieh, wenn es auch nur jenseits der Elbe wäre, auf daß ihnen solches nicht geraubet werden könnte. Vor ihre Personen können sie auf ihren Gütern bleiben, wie es dann auch sein dürfte, daß die Landräthe in ihren Kreisen bleiben um auf solchen Fall den Verderb des Landes und die feindlichen Plünderungen nach aller Möglichkeit zu verhindern. Ich habe eben dieser Sache wegen an den **Etats-Ministre** Grafen von Finkenstein geschrieben, damit sich derselbe darüber und über die beste Art und Weise, wie solche **insinuation** geschehen kann und was etwa dabei zu beobachten, mit Euch **concertire,** mit welchem Ihr also darüber sogleich vorläufig zu **correspondiren** habet.

Ich bin Euer wohl affectionirter König.

Kunzendorf, den 2. Juny 1761.

(Eigenhändig.)

Ohne Noth müsset Ihr keinen gar zu frühzeitigen **éclat** hiervon machen. —

VIII. Louise Adelgunde Victorie Gottsched, geborne Kulmus.

(1713—1762.)

Briefe. *)

1. An Ihren Freund und nachherigen Ehegatten.

(Erster Theil. S. 1.)

Danzig den **12.** Juli **1730.**

Hochzuehrender Herr,

Sie sind also glücklich nach Leipzig gekommen! Sehn Sie, was unsere Wünsche für gute Wirkung gehabt haben. Von diesen sind Sie aber auch zu Wasser und zu Lande begleitet worden. Und gewiß wäre es auch das erstemal, daß die Wünsche treuer Freunde und die Bitten einer Freundin unerhört vom Himmel zurücke gekommen wären. Eine, und gewiß nicht die kleinste meiner Hoffnungen wäre also erfüllt. Aber — doch mein unzeitiges Murren möchte nur mein Verlangen später befriedigen. Wer weiß, ob nicht das Zeichen ihres Schiffs von glücklicher Vorbedeutung gewesen ist? Lassen Sie uns der Vorsicht trauen, die unsere Bekanntschaft selbst gefüget hat; ist es ihr Wille, so wird die reinste und zärtlichste Freundschaft durch sie beglücket werden.

---

*) „Briefe der Frau Louise Adelgunde Victorie Gottsched gebohrne Kulmus. Dresden. Drei Theile. **1771—1772.**“ 8. (Herausgegeben von Dorothea Henriette von Runckel.)

Ihr Segen ruhet auf den Tugendhaften. Lassen Sie uns tugendhaft seyn; so haben wir einen Anspruch auf ihre Hülfe. Erzeiget sie uns dieselbe später als wir wünschen: so ist es Prüfung, die wir verehren wollen. Leben Sie wohl, schreiben Sie mir oft, und beruhigen dadurch Ihre treueste Freundin

Kulmus.

2. An Denselben.

(S. 40.)

Danzig den 29. October 1732.

Hochzuehrender Herr,

Ihr leztes Schreiben ist mir doppelt schätzbar. Ich finde darinnen die Sprache der zärtlichsten, redlichsten Freundschaft, und einer fast unerwarteten Großmuth bei der unvermutheten Veränderung meiner Glücksumstände. Beides hat mich empfindlich gerühret. Ich werde Ihnen darauf mit meiner ganz eignen Aufrichtigkeit antworten, und Ihnen mein Gemüth in seiner eigentlichen Verfassung zeigen. Sie werden aus meinem ganzen Verhalten bisher gesehen haben, daß der Eigennutz nicht den geringsten Antheil an meinen Entschließungen gehabt hat. Ich wollte aber auch um alles in der Welt nicht, daß eine Person, die ich mir selbst und der ganzen Welt vorziehe, durch einen Umstand gedrücket werden sollte, welcher nicht meine Schuld, sondern der Fehler meines Glücks ist. Dieses würde geschehen, wenn wir beyde unsere Herzen nur fragen und unsere Vernunft nicht zu Rathe ziehen wollten. Besäße ich Millionen, oder erhielte ich solche jetzt durch einen außerordentlichen Zufall, so würde ich keinen neuen Freund suchen, noch wählen. Ich verlange mein Glück nicht darinnen zu finden, wo es von den meisten gesuchet wird. Meine Mutter unterscheidet sich durch ihre billige Denkungsart von dem meisten Theil der Eltern, die aller Gewalt über ein Leben sich bedienen wollen, zu welchem sie das meiste beygetragen haben. Allen gerechten Anforderungen, so sie auf dieses Leben hat, entsaget sie bei der Wahl, die sie meinem eignen Herzen überläßt. Sie hat von dem, was das Glück genannt, und oft bei Verbindungen ganz allein in Betrachtung gezogen wird, die vernünftigste Meinung, und für eine höhere Führung die tiefste Ehrfurcht. Dieser Vorsehung überläßt sie den größten Theil meines Schicksals, und auf dem Wege der Tugend hat sie mich allein glücklich zu machen gesucht. Sie sehen also, daß Sie die Stimme meiner Mutter bey Ihrer Wahl nicht wider sich haben. Gleichwohl sehe ich bey den jetzigen Umständen unsre Verbindung noch weit hinausgesetzt. Möchte nur die Vorsehung sich ins Mittel schlagen, und den Entschluß erleichtern helfen, der ohne ihren Beystand noch länger verzögert wird. Ich hoffe alles von Ihrer Güte. Schreibe ich Ihnen nicht lange Briefe? heißt dieses nicht buchstäblich, ich bin Ihre gehorsame Dienerin?

Kulmus.

3. An die Freyfrau von Kielmannsegg.

(S. 227.)

Leipzig den 15. Aug. 1735.

Gnädige Frau,

Ich folge dem Befehl, den Sie mir ertheilet, Ihnen Nachricht von meiner Ankunft in Leipzig zu geben. Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich zwey Monate vorbey streichen lassen, ohne mich an die Erfüllung dieser mir so angenehmen Pflicht zu erinnern. Soll ich von der Schilderung des Glücks anfangen, das ich in der Gesellschaft eines gelehrten und aufrichtigen Mannes genieße; oder soll ich Ihnen die Vorzüge erzählen, welche Leipzig für viele andere Städten berühmt machen? Ich sehe, gnädige Gönnerin, Sie wünschen gleich im Anfange etwas von mir zu erfahren. Ich bin gesund, vergnügt, und recht, nach meiner Neigung, glücklich. Unsere Beschäftigung sind, so wie unsere Gedanken, immer gleichförmig. Wir lesen sehr viel; wir machen über jede schöne Stelle unsere Betrachtung; wir theilen oft zum Schein unsere Meinung, und bestreiten einen Satz, bloß um zu sehen, ob die Meinungen gegründet sind, die wir von unsern Schriften fassen. Ich werde täglich die geringe Anzahl meiner Kenntnisse gewahr, und entdecke immer mehr Mängel meines Verstandes. Nichts, als der Wille alles zu verbessern, kömmt jenem gleich. Addisons Cato ist jetzt noch einmal unter die Feder genommen, und er soll so viel möglich von allen Fehlern befreyet werden. E. G. wissen, daß der Anfang schon in Danzig gemacht war.

Ich komme auf Leipzig, und seine Annehmlichkeiten. Es gefällt mir sehr. So klein als der Ort in seiner Ringmauer ist, so reinlich sind die Straßen, und wohlgebaut die Häuser. Die Lebensart der Einwohner ist artig und einnehmend, ein Lobspruch, den die Sachsen sich fast durchgängig erworben haben. Die hohe Schule ist zahlreich, und die vielen Fremden, die sich hier befinden, bringen der Stadt Nahrung und Ehre. Leipzig hat schöne Kirchen und gute Prediger, ein Vorzug, der in meinen Augen sehr wichtig ist. Der Handel ist in großem Flor, und es fehlet dieser Stadt nichts als ein schiffbarer Fluß, um mit den größten Handelsstädten um den Vorzug streiten zu können. Die Gärten sind schön, und für die Gärtner einträglicher als für die Eigenthümer.

Es bleibt dem menschlichen Witz und der menschlichen Neugier wenig zu verlangen übrig, das in Leipzig nicht zu haben wäre. Wollen Sie mich mit Ihren Befehlen beehren, so werde ich solche mit dem größten Vergnügen ausrichten, und alle Gelegenheit suchen, E. G. von der ehrfurchtsvollen Hochachtung zu überzeugen, mit welcher ich beständig seyn werde

E. G.

gehorsamste Dienerin

Gottsched.

4. An Gottsched.

(S. 239.)

Leipzig 1737.

Mein allerbester Mann,

Nach Ihrem Willen soll ich heiter, vergnügt, zufrieden seyn. Sagen Sie mir, wie ich es anfangen soll, da ich von Ihnen getrennt bin. Sie trösten mich als Philosoph, dieß sieht Ihnen, und der Würde, die Sie bekleiden, sehr ähnlich. Ich klage, seufze, weine, wünsche, und dieses ist wieder einer zärtlichen, von ihrem Manne getrennten Frau sehr natürlich. Wir haben beyde Recht. Sie würden bey Ihren wichtigen Verrichtungen eine sehr lächerliche Rolle spielen, wenn Sie traurig und niedergeschlagen darüber seyn wollten, daß es Ihr Beruf erfordert, sich einige Wochen von Ihrer Gattin zu trennen. Bin ich nicht sehr reich an Erfindungen, mich über Ihre Abwesenheit zu trösten? Gleichwohl versichere ich Sie, mein bester Mann, alle diese Eingebungen meiner Vernunft thun nicht den geringsten Eindruck auf mein Herz. Dieses leidet, und leidet ganz allein.

Sie verlangen Neuigkeiten zu wissen, und ich kann Ihnen keine sagen. Das üble Wetter hat uns bisher immer noch verhindert, die Gärten zu besuchen. Es scheint, als wenn alles mit mir trauerte, um mich meines Verlusts immer mehr erinnerlich zu machen.

Der verehrungswürdigen Frau Werner bin ich für alle Freundschaft, die Sie Ihnen und mir erzeiget, sehr verpflichtet. Nehmen Sie alle Ihre Beredsamkeit zu Hülfe, ihr in meinem Namen für den guten Einfall zu danken, der mir das einzige Mittel verschaffte, was den Gram über Ihre Abwesenheit einigermaßen lindern kann. Ich wünschte Ihnen, liebster Gottsched, alle die Gelassenheit, die mir fehlet, und die einem Mann, einem Philosophen so anständig ist. Lassen Sie mir meinen geheimen Kummer, der eine gar zu gute Quelle hat, als daß ich ganz gleichgültig zu seyn, mir wünschen möchte. Ich werde bis zu Ihrer Zurückkunft eben so gewiß Ihre traurige, als bis zu dem lezten Augenblick meines Lebens Ihre zärtliche Frau seyn.

Adelgunde.

IX. Gottlieb Wilhelm Rabener. *)

(1714 — 1771.)

1. Ein Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wissenschaften auf niedern Schulen.

(Erster Theil. S. 125.)

Mein Herr,

Man hat mir gesagt, Sie wären seit etlichen Monaten mit einer Sammlung verschiedener deutscher Schriften beschäfftigt. Bei dieser

*) „Gottlieb Wilhelm Rabeners Satiren. Achte Auflage. Leipzig, im Verlag der Dyckschen Buchhandlung 1764. 4 Theile.“ 8.

Gelegenheit bekommen Sie vermuthlich viele Briefe von gelehrten Männern zu lesen. Ich zweifle aber doch nicht, Sie werden Sich auf meine Bitten die kleine Gewalt anthun, und einen Brief eines jungen Menschen ansehen, welcher nur vor wenig Wochen die niedern Schulen verlassen hat, und im Begriffe steht, auf eine hohe Schule zu ziehen, um gewöhnlicher maßen längstens binnen drey Jahren zu absolviren. Daß ich mir diese Freyheit nehme, dazu veranlaßt mich ein Umstand, von dessen Wichtigkeit ich Sie bald überführen will.

Ich habe mich sechs Jahre lang in einer Schule aufgehalten, welche vor andern Schulen einen Vorzug, und gleich den billigen Ruhm hat, daß viele große und gelehrte Männer den Grund ihres Glücks darinnen gelegt haben. So bald ich die ersten Jahre überstanden, und mich geschickt gemacht hatte, die Sache mit einer reifern Ueberlegung einzusehen; so ließ ich bei einem unermüdeten Eifer diejenigen Wissenschaften mein Hauptwerk seyn, zu denen ich den größten Trieb empfand, und welche ich für die edelsten unter allen hielt. Ich traue Ihnen die Einsicht zu, daß Sie von selbst errathen können, worinnen also meine vornehmste Bemühung bestanden habe.

Es ward uns Gelegenheit gegeben, die ältere und neuere Geschichte zu erlernen. Man lehrte uns die Geographie und andere davon abhangende Wissenschaften. Man bemühte sich, uns einen kleinen Vorschmack von den Rechten eines jeden Reichs, und hauptsächlich unsers Vaterlandes beyzubringen. Es wurden auf Kosten der Obern Leute gehalten, welche die Jugend in der französischen und italiänischen Sprache unterrichten sollten. Ja, welches beynahe unglaublich ist, so gar in der deutschen Sprache gab man uns Anleitung. Die mathematischen Wissenschaften wurden getrieben, so viel es auf Schulen möglich ist. Von der Malerey, Musik, und Tanzkunst will ich nicht einmal etwas erwähnen, so wenig als von der Anweisung, wie man die Buchstaben leserlich und schön schreiben soll.

Was meinen Sie davon, mein Herr? Ich weis, Sie lassen mir die Gerechtigkeit wiederfahren, und trauen mir zu, daß ich die kostbare Zeit mit dergleichen Sachen nicht verderbt habe. Es wäre dieses ein Fehler gewesen, welchen man kaum mit dem gelinden Namen einer Jugendsünde hätte entschuldigen können; und ich glaube, meine Enkel würden sich dereinst schämen müssen, wenn man ihnen dergleichen gelehrte Schwachheiten ihres Großvaters vorwürfe.

Meine Bemühungen waren weit rühmlicher. Lateinisch, Griechisch, Ebräisch, die Redekunst, und die Logik, dieses sind die Wissenschaften, worauf ich mich mit einem unersättlichen Fleiße, und mit Ausschließung aller andern gelegt habe.

Ist es nicht kläglich, daß man die Jugend zu Erlernung der Geschichte, und besonders unsrer gegenwärtigen Zeiten anhält? Dieses vermehret ihre leichtsinnige Neugierigkeit, zu der sie ohne dem mehr als zu geneigt ist. Aus dieser Ursache habe ich mich jederzeit davor gehütet, und ich kann mir ohne eitelen Ruhm nachsagen, daß mir dasjenige, was nach dem Raube der Helena in Griechenland vorgegangen, weit bekannter

ist, als die Unruhe, worein Deutschland durch den Tod des Kaisers gestürzt sein soll. Wozu die Geographie, und die zugehörigen Wissenschaften nützen, das kann ich nicht einsehen. Ich habe den Weg von der Schule nach meiner Heimat gewußt, ich will ihn auch wohl ohne Geographie nach Leipzig finden. Ich weis die Namens- und Geburtstage meiner gnädigen Herrschaft; ich weis, daß unser Herr Pfarrer einen Todtenkopf mit einem Kreuze in seinem Petschafte hat; dieses hilft mir mehr, als wenn ich das ganze Geschlecht, und alle Wappen des Kaisers von Fez und Maroco auswendig könnte. Daß ich die Rechte der Reiche und meines Vaterlandes lernen soll, solches scheint mir ein verwägnes Unternehmen zu seyn. Es sind Geheimnisse, welche man nicht erforschen, sondern den Regenten überlassen muß; zu geschweigen, daß man vielmals an den Höfen selbst nicht weis, was Rechtens ist; wie will man es in den Schulen wissen? Die flatterhafte Eitelkeit der Franzosen, und die Gemüthseigenschaften der Italiäner haben mir jederzeit einen Abscheu von ihren Sprachen gemacht. Deutsch zu lernen, klingt gar lächerlich. Unser Thorwärter in der Schule konnte gutes Deutsch reden, ungeachtet er niemals in die Lehrstunden kam, und meine Mutter verstund mich allemal, wenn ich um Geld schrieb. Ich habe zwar gegenwärtigen Brief von einem meiner guten Freunde durchsehen, und die Schreibart ändern lassen; dieses geschieht aber mehr aus einer Gefälligkeit, als innerlichen Ueberzeugung, daß es nöthig sey. Daß die mathematischen Wissenschaften auf Schulen getrieben werden, das lasse ich eher gelten. Es kommen doch immer griechische Wörter darinnen vor. Die Malerey, Musik, und das Tanzen schicken sich am besten für Frauenzimmer, und die Kunst, leserlich und schön zu schreiben, für den Pöbel. Denn gelehrte Leute müssen schlecht schreiben; dieses ist ein altes Herkommen.

Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, wie gefällt Ihnen dieser Beweis? Nicht wahr? vortrefflich! Sollten Sie wohl in einem jungen Menschen so viel Verstand, und einen so guten Geschmack suchen?

Die lateinische Sprache kam mir so einnehmend und reitzend vor, daß ich mich schäme, ein gebohrner Deutscher zu seyn. In der griechischen Sprache fand ich etwas, von dem ich viel zu wenig sage, wenn ich spreche, daß es reitzend und entzückend war. Ich habe mich vielmals gewundert, warum man sie nicht bey Hofe einführt, und ich bin gewiß versichert, ein Frauenzimmer würde bey einer griechischen Liebeserklärung nimmermehr unempfindlich bleiben können. Daß ich ebräisch ohne Punkte verstehe, das ist das wenigste, dessen ich mich rühmen kann. Die Redekunst hatte mich recht bezaubert. Die Regeln und Muster, die ich mir erwählte, waren zwar nach dem neusten, jedoch nach meinem Geschmacke. Besonders in den Figuren war ich sehr stark. Ich wußte alle ihre Vor- und Zunamen, und meine Reden, die ich hielt, bestunden in nichts, als Fragen und Ausrufungen. Die Erlernung der Logik war meine ernsthafteste Beschäfftigung. Zwar die gemeine Art zu denken hat mir niemals gefallen wollen. Sie ist gar zu deutlich, und die Kunstwörter sind zu sehr gespart. Wenn ich jemanden, als ein Gelehrter, überzeugen

will: so muß meine Ueberzeugung kunstmäßig seyn, und ich mag denken, was ich will, so denke ich **in forma**. Meiner Abschiedsrede kann ich mich ohne einige Selbstliebe nicht erinnern. Ich handelte von den Rauchfängen der alten Griechen, und insonderheit der Lacedämonier. In welcher Sprache ich dieselbe eigentlich gehalten habe; solches kann ich Ihnen nicht sagen. Wenn ich Ihre Ohren nicht beleidigte, so würde ich sie **Ebraico-Latino-Graecam** nennen. Dieses letzte Meisterstück meiner Fähigkeit mochte wohl Ursache seyn, daß man mir ein vortreffliches Schulzeugniß gab. Ich werde es mit nach Leipzig bringen, und also die Ehre haben, Ihnen Brief und Siegel über meine Geschicklichkeit zu zeigen.

Bis hierher klingen meine Erzählungen ganz vergnügt. Sie werden den wichtigsten Umstand noch nicht einsehen können, welcher mich bewogen hat, an Sie zu schreiben. Sie sollen ihn gleich erfahren.

Von der Schule ging ich nach Hause zu meinem Vater, welcher im Gebirge ein adeliches Rittergut gepachtet hatte. Meine Absichten erforderten, daß ich unserm gnädigen Herrn sogleich meine Aufwartung machte. Er erkundigte sich nach der Einrichtung der Schule und besonders meines bisherigen Studirens. Ich erzählte ihm alles, was ich itzt geschrieben habe, und ich glaube, ich erzählte ihm noch mehr. Seine Aufmerksamkeit machte mich beredt, und ich versprach mir schon im voraus die Anwartschaft auf eine Pfarre. Allein, wie sehr betrog ich mich in meiner Hoffnung! Urtheilen Sie selbst von meiner Bestürzung, die ich empfand, als mir derselbe mit einem ernsthaften Gesichte ungefähr also antwortete: „Gewiß, mein Freund, ich bedaure ihn, sein Vater „hat das Geld verloren, und er die Zeit verderbt. Er hat studirt, und „ist keinem Menschen zu etwas nütze. Wäre es nicht vernünftiger „gewesen, wenn er sich auf diejenigen Wissenschaften etwas mehr gelegt „hätte, von denen er geglaubt, daß sie so verächtlich und überflüssig „sind? Muß er sich nicht schämen, daß er in Griechenland zu Hause, „und in Sachsen ein Fremdling ist? Daß er die Gesetze seines Solons „versteht, und nicht die geringste Kenntniß von den Rechten seines „Vaterlandes hat? Hätte er sich nicht die Sprachen der Ausländer „wenigstens nur in etwas bekannt machen sollen; wenn er sie auch „allenfalls nicht besser gelernt hätte, als die deutsche? Wie viel brauchen wir lateinische und griechische Sprachmeister? Ich tadle deswegen „nicht an ihm, daß er lateinisch und griechisch gelernt hat. Dieses muß „seyn, und ein Gelehrter, der es nicht kann, kömmt mir eben so abgeschmackt vor, als er, daß er seine Muttersprache nicht besser versteht. „Was glaubt er wohl, daß ich mit meinem Schneider anfangen sollte, „wenn er nichts arbeiten könnte, als solche Kleider, wie sie Seneca und „Socrates getragen haben? Würde der Kerl nicht Hungers sterben „müssen, wenn er sonst nichts gelernt hätte? Mit seiner Redekunst lockt „er keinen Hund aus dem Ofen, geschweige, daß er die Gemüther der „Zuhörer rühren sollte, und seine ganze Logik besteht aus Worten ohne „Gedanken. Hat ihm denn niemand auf der Schule gesagt, wie unentbehrlich es heutiges Tages sey, daß man die sogenannten gelehrten

„Sprachen und Künste mit den neuern Wissenschaften verknüpfe?" Ich konnte dieses nicht läugnen. Ich gestund, daß einige meiner Lehrer mich deswegen vielmals getadelt, und mir meine Bemühungen, als unnütze, vorgeworfen hätten. Ich sagte aber auch, daß andere meinen Eifer aufgemuntert, und mir mit großer Zuversicht prophezeihet hätten, ich würde dereinst die Zierde ihrer Schule, eine Brustwehr wider die einreißende Barbarey und eine Stütze des Vaterlandes seyn. Er schüttelte den Kopf, und ließ mich mit vielen derben Vermahnungen von sich gehen.

Wie meinen Sie wohl, mein Herr, daß mir damals zu Muthe gewesen ist? Wahrhaftig, so sehr hat sich wohl Plato kaum geschämt, als ihn Diogenes durch einen nackichten Hahn, wegen seiner irrigen Meinung, lächerlich machen wollte. Ich ging ganz bestürzt nach Hause.

Allein, das war noch nicht genug. Dieser Tag schien recht zu meiner Demüthigung ausersehen zu seyn. Ich fand unsern Hofmeister, welcher seinen Sohn mit vielem Eifer ausgescholten hatte. Ich hörte nur noch so viel, daß er zu ihm sagte: „Du bist mir ein braver Kerl! „Du schickst dich zu allem, wie der Esel zum Lautenschlagen. Ein Narr „bleibt ein Narr, und wenn man ihn im Mörsel zerstieße. Du kannst „nichts, du hast nichts gelernt, du willst nichts lernen, was soll denn „endlich aus dir werden? Halte dein Maul, oder——! Fort! Packe dich! „Geh mir aus den Augen!" Ich erstaunte, als ich dieses hörte. Wie? dachte ich. Unser Hofmeister, ein Bauer, ein Mann, der weder lesen noch schreiben kann; der versteht die Redekunst! Sarkasmus, Diasyrmus, Ploki, Anaphora, Ellipsis, Asyndeton, sind dieses nicht alle die Figuren, die ich itzt von ihm gehört habe? Und der Kerl hat nicht studirt! Wie geht das Ding zu? Ich redete ihn an. Ich fragte ihn, warum er sich so ereifert hätte? Was! sprach er, das ist mein Junge, und ich sollte mich nicht ärgern, daß sich der Schlingel auf die faule Seite legt? Neue Wunder! Unser Hofmeister versteht auch die Logik. Ist dieses nicht der bündigste Schluß in Darii? War es nicht eben so viel, als wenn er gesagt hätte: Wer einen ungerathenen Sohn hat, welcher sich auf die faule Seite legt, der muß sich ärgern; **Atqui**, ich habe einen solchen ungerathenen Sohn, **Ergo** muß ich mich ärgern.

Ich muß es Ihnen gestehen, mein Herr, ich war damals ganz außer mir. Die empfindlichen Reden unsers gnädigen Herrn machten mich nur unruhig, dieser Hofmeister aber ganz und gar kleinmüthig. Gehört zu einem Gelehrten heutiges Tages mehr, als Lateinisch, Griechisch, und Ebräisch; kann auch der einfältigste Bauer in Figuren und Schlüssen reden, ohne daß er weis, wie sie auf griechisch heißen, oder in welcher Forme sie sind, wozu nützt denn mir mein Fleiß? Warum habe ich mir so viele schlaflose Nächte gemacht? Sollte es wohl in der That vernünftiger sein, wenn man auf Schulen sich die Sprachen der Gelehrten zwar gründlich bekannt macht, zugleich aber auch in den neuern Sprachen, und wie man sie nennt, in den galanten Wissenschaften sich übt? Sollte es wohl lächerlich seyn, wenn man sich einbildet, die Erlernung einiger Kunstwörter machte uns zu Rednern und Philosophen?

Nein ich kann mich dieses nicht bereden. Ich gehe von der einmal gefaßten Meinung nicht ab. Das sey fern von mir. Und ich werde Ihnen, mein Herr, ungemein verbunden seyn, wenn Sie mich zu meiner Beruhigung in diesem Urtheile bestärken wollen. Ich werde dafür ohne alle Figur in der besten Form verharren,

Dero
ergebenster Diener
Irenäus Mastigophorus.
sonst
Friedrich Geißelmann genannt.

P. S. Ich habe bei müßigen Stunden des Hieronymus **Comitem sive Lectionarium** denen zum Besten in griechische Verse übersetzt, welche der lateinischen Sprache nicht mächtig sind. Weil ich nun glaube, daß es eine besondere Belustigung des Witzes abgeben kann; so übersende ich Ihnen diese Uebersetzung zu beliebigem Gebrauche.

2. Kleider machen Leute.

(Vierter Theil. S. 44.)

In diesen drey Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichsten Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein großer Theil der Menschen vergebens bemühet. Thoren sind es, welche sich und andern weiß machen, daß nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, daß nur die Tugend glückselig, und uns zu wahrhaftig großen und berühmten Leuten macht. Wie unverantwortlich und grausam sind unsre Moralisten zeither mit uns umgegangen. Was brauchen wir alle diese ängstlichen Bemühungen? Kleider, glückselige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein ehrlicher Mann in einem schlechten Aufzuge; und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu seyn verlangt. Wie lange muß er sich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur so weit bringt, daß er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einiger maßen gelitten wird! Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Gnüge zu thun, bringt ihn in dreyßig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher mit seinen altväterischen Tugenden und einförmiger Kleidung sich in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum erstenmale wagt. Er muß sehr glücklich seyn, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer; so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die meisten lächerlich finden, viele gleichgültig

ansehen, und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Seiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lakey weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Camine, und steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, daß er Seiner Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer!

„Aber wäre es nicht möglich ...?" Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von großen Verdiensten, welcher sich redlich, und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, niemanden um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht sich beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man stößt ihn mit Gewalt von derselben weg, man reißt beyde Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäfftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer seines Herrn; es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen,. und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaselt kömmt, und den Schweiß seines betrognen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel ihm seine vornehme Dummheit zuläßt. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande, oder ihm selbst dienen könnte; und womit er jemanden dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er küßt, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglücklich, und Seine Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daß er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen, und die Treppe hinunter kommen können. Es geschieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleider, und geringere Verdienste?

Man thut der Welt Unrecht, wenn man sagt, daß sie bey den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich und blind sey. Sie ist es nicht; aber man muß ihr die Augen durch eine äusserliche Pracht öffnen, und sie durch ein vornehmes Geräusch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daß sich ein großer Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürstlich gekleidet sind. Nicht

alle haben die Geduld, den letzten Auftritt, und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man stelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertausche die Kleider.

Eure Gnaden werden sich gefallen lassen, das schwarze Kleid dieses ehrlichen Mannes anzuziehen, und seine etwas bejahrte Perücke aufzusetzen. Wie dumm sehn Eure Gnaden aus. Die dreiste und unverschämte Miene ist mit einem male verschwunden. Aller Witz, dessen ein prächtiges Kleid fähig war, ist verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben diejenige Loge, in welcher so vielmal der artige Herr, der allerliebste artige Herr, der schalkhafte Baron gewesen. Er kömmt. Er macht seine Verbeugung noch immer so gut, und ungezwungen, als sonst. Man lacht darüber. Er will die Hand küssen; man stößt ihn fort. Die Damen murmeln unter einander, und ärgern sich über die Unverschämtheit des gemeinen Menschen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bey seiner gnädigen Herrschaft nicht gut thun, und etwas mehr seyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeschmackt, wie pedantisch redet er! Er wird ungeduldig, und flucht ein **sacre bleu!** Man lacht über den Narren, und läßt ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausstoßen.

Nunmehr erscheint der redliche und verdienstvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erscheint das erstemal darinnen, und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit angenehn, und hält ihn für einen Fremden, dessen Sittsamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art, und die Fächer rauschen ihm mit Beyfall entgegen. Man biethet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit Anstand nieder. Eine iede fragt ihre Nachbarinn, wer dieser Herr seyn müsse? es kennt ihn keine. Sie lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet bescheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt sie mit, und sein Urtheil findet Beyfall. Die Sänger werden gelobt, er lobt sie mit Geschmack. Man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatssachen, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet Böses von den übrigen Logen, er schweigt, und auch sein Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt, oder zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf eine boshafte Art witzig zu seyn. Die Oper ist zu Ende. Er hat die Gnade, seine Nachbarinn an die Kutsche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlanständigkeit. Er darf die Hand küssen, und Seine Excellenz wünschen, indem sie fortfahren, daß der gnädige Herr wohl ruhen möge. Glückselige Veränderung! Der gnädige Herr! Der, welcher nur vor wenig Stunden noch beschämt am Camin stund, und allen Bedienten lächerlich war, ist itzo die Bewunderung der ganzen Gesellschaft! Man erkennt seine Verdienste; denn man sieht seine prächtigen Kleider.

Da wir bloß den Kleidern den entscheidenden Werth unsrer Verdienste zu danken haben; so scheue ich mich nicht zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider.

Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugenden und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen und theure Männer durch den Stich seiner Nadel aus dem Nichts hervorspringen, so, wie das erste Roß an dem Ufer muthig hervor sprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreyzack in den Sand stach.

Vor etlichen Wochen gieng ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er erlauchte Männer und Gnaden schuf. Er schnitt eben einen Domherrn zu, und war sehr unzufrieden, daß der Sammet nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hiengen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer seiner Gesellen arbeitete an einem gestrengen Junker, welcher sich von seinem Pachter zwey Quartale hatte vorschießen lassen, um seine hochadelichen Verdienste in der bevorstehenden Messe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stutzer; liebenswürdige junge Herrchen, und seufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung, und die Entwickelung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank stak ein großes Pack schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andere niedere Geschöpfe. Zween Jungen, welche noch nicht geschickt genug waren, saßen an der Thüre, und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stund bey dem Meister, hielt den Hut unterm Arme, und blieb länger, als eine Stunde, in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer und großer Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewohnt, daß er mich nicht weiter um die Ursachen befragt. Er weis die Hochachtung, welche ich für die wunderthätigen Kleider habe. Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Großen verehren. Und weil uns der Körper, so in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig, und von keiner Wichtigkeit scheint; so verbindet uns unsre Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe: so kleinmüthig werde ich im Namen des größten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich bei einer Trödelbude vorbeygehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbnisse sind. Hier hört aller Unterscheid auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wucherers liegen, und es ist wohl eher geschehen, daß die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reichgestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt, und der besingungswürdige Gegenstand vieler

hungrigen Musen gewesen; endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in diese Trödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schließe, muß ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen, und habe gewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen; zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist.

Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprüchwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht seyn, und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daß man diese meine Vermahnung nicht in Acht nähme, und wie es bey den meisten geschehn, fortführe, die Verdienste der Kleider sich anzumaßen; so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Complimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen, als: Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unsrer Stadt zum Besten noch viele Jahre! u. s. w.

N. S. In diesem Augenblicke erfahre ich etwas, von dem ich nicht weis, ob ich es wünschen, oder nicht wünschen soll. Denenjenigen zur Warnung, welche mit den Verdiensten ihrer Kleider so, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groß thun, will ich dieses Geheimniß im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorschlag gethan, daß der Handlung zum Besten in die neue Kleiderordnung ein Artikel eingerückt werden möge: „Daß niemand ein reiches oder seidnes Kleid anziehen solle, bis er es bezahlt habe, und ein jeder solle zu dem Ende allezeit die Quittung von dem Schneider und Kaufmanne bey sich tragen.“ Was soll das für ein Lärm werden! und wie viel angesehene Kleider werden vor unsern Augen verschwinden! Der Vorschlag ist so vernünftig und billig, und der Handlung so zuträglich, als einer seyn kann; aber er ist, wie mich dünkt, ein wenig zu grausam. Sehr viele, gewiß sehr viele, welche weder Geld noch Verdienste besitzen, und ihr Ansehen bloß auf Unkosten der Kaufleute und ihrer Gläubiger bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daß man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zugleich mit einem male alles, was sie vorzüglich, gros, liebenswürdig, und ansehnlich gemacht hat. Was soll aus diesen guten Leuten werden? Wie todt wird es künftig in — — — und bey vornehmen Versammlungen seyn! — — —

X. Christian Fürchtegott Gellert.

(1715 — 1769.)

Aus den „Moralischen Vorlesungen.“ *)

1. An seine Zuhörer.

(Sechster Theil. S. 1.)

Meine Herren, die Absicht bey meinen moralischen Vorlesungen, die ich Ihnen diesen Sommer, so Gott will, zu halten gedenke, geht nicht bloß dahin, Ihnen die Sittenlehre von derjenigen Seite vorzutragen, wo sie den Verstand als eine Wissenschaft unterrichtet, aufklärt und überzeugt; eine Arbeit, die schon viel scharfsinnige Männer vor mir glücklich unternommen haben; sondern Ihnen die Sittenlehre vornehmlich von der Seite zu zeigen, wo sie das Herz rührt, bildet und bessert.

Die Weisheit, die uns durch Grundsätze der Vernunft fromm und ruhig, die uns zu Freunden unsrer selbst, andrer Menschen, und zu Freunden und Verehrern Gottes machen soll, ist nach der Erziehung, die wir zu unsern Zeiten genießen, nicht schwer zu fassen. Wie viel Lehrbücher giebt es nicht, darinne sie deutlich und streng vorgetragen wird! Und wie viel Studirende müßten Schulen und Akademien mit einem edlen Herzen und mit gebesserten Sitten verlassen, wenn die Tugend bloß auf der Kenntniß eines moralischen Lehrgebäudes beruhte; wenn sie bloß ein Werk der Vernunft und nicht der Religion; bloß ein Werk der Erziehung und nicht einer göttlichen Veränderung unsers Herzens wäre! Aber vielleicht ist doch die Trockenheit selbst, mit der wir die Moral vortragen, eine von den Ursachen, daß uns ihr natürlicher Werth nicht genug rührt. Vielleicht ist auch dieses die wichtigste Ursache, daß wir die Wahrheiten der Moral nur mit dem Gedächtnisse, höchstens mit dem Verstande fassen. Wir schmeicheln uns, indem wir sie erlernen, daß sie uns besser und tugendhafter mache, weil sie uns in gewissen Stücken einsichtsvoller machet. Wir schmeicheln uns, daß wir von der Schönheit der Tugend überzeugt sind; und oft sind wir es nur von der Güte unsers Systems. Wir rechnen die Mühe, die wir auf die Kenntniß der Sittenlehre und ihrer Beweise anwenden, der Tugend selbst als eine Mühe an, die wir auf ihre Erlangung und die Ausübung ihrer Gesetze gewandt hätten. Gleichwohl bleibt das Herz bey aller unsrer Weisheit leer, und bey dem geringsten Widerstande ungeneigt, sich nach ihr zu richten, und oft handeln wir in der nächsten Stunde wider diejenige Pflicht, die wir kurz vorher auf eine demonstrative Art erwiesen haben.

---

*) C. F. Gellerts sämmtliche Schriften. Neue verbesserte Auflage. Leipzig. M. G. Weidmanns Erben und Reich. **1775.** 8. Zehn Theile.

Ich will es also versuchen, ob ich Ihnen die vornehmsten Theile der Sittenlehre auf eine lebhaftere Art, nicht bloß durch Beweise der Vernunft, sondern zugleich durch die Aussprüche des Herzens und die Stimmen der innerlichen Empfindung und des Gewissens, durch Beyspiele und Gemälde, vortragen und erläutern kann. Und o! wie glücklich werde ich mich schätzen, wenn ich diese Absicht erreichen, und mich um Ihre Tugend, das ist, um Ihre höchste Wohlfahrt in jeder Stunde verdient machen kann! Möchte ich doch diesen Eifer lebhaft fühlen, so oft ich vor Ihnen auftrete; und möchte er mich doch beredt machen, Ihnen die Pflichten der Moral als die liebenswürdigsten und heiligsten Gesetze unsrer Wohlfahrt abzubilden!

Ja, Jüngling, wer du auch seyst, vom Blute der Hohen oder der Niedern entsprossen, vergiß nicht, warum du lebest und studirest. Die Gelehrsamkeit ist dein Beruf auf der Akademie. Ein wichtiger Beruf! Aber wisse, daß Gelehrsamkeit ohne Tugend, daß Verstand ohne ein gebessertes Herz, daß Wissenschaft und Geschmack ohne Unschuld und Frömmigkeit weder für dich noch *) die Welt Glück sey, nicht Ehre, sondern Schande für deinen unsterblichen Geist. Suchst du die wahre Weisheit und Zufriedenheit: so suche sie von deiner Jugend an in der Kenntniß und täglichen Ausübung der Religion, der allgemeinen und der besondern Pflichten des Menschen.

Denk, daß nichts selig macht, als die Gewissensruh,
Und daß zu deinem Glück dir Niemand fehlt, als du.

Allein, meine Zuhörer, verlassen Sie sich bey ihrer Tugend auch auf die beste Moral der Vernunft nicht. Sie ist gut, aber nicht zureichend, das verdorbene Herz zu ändern und umzubilden. Dieses thut allein die göttliche Kraft der Religion. Ich werde daher in meinen Vorlesungen von Zeit zu Zeit den Unterschied und die Grenzen der Tugend der Vernunft und der Tugend der Religion zu bestimmen, und Sie in der Verehrung der Religion dadurch zu bestärken suchen. Eine nöthige Vorsicht, theuerste Commilitonen! Denn wir, die wir uns den Wissenschaften widmen, fangen nicht selten an, aus einer ungemeßnen Liebe gegen alles, was Licht der Vernunft heißt, und aus einem philosophischen Stolze auf unsere eignen Kräfte, das Licht der Offenbarung und die höhere Kraft der Gnade nicht für so nöthig zu achten; sondern wir schmeicheln vielmehr uns ingeheim, daß wir durch die Hülfe der Vernunft, durch ihre Beweise und Bewegungsgründe, weise und tugendhafte Menschen werden können. Nein, das Auge der Vernunft, welches das Licht der Religion nicht vertragen kann, ist gewiß ein blödes Auge.

Bei meinem Vortrage selbst, werde ich keinem besondern Lehrgebäude folgen, wohl aber die moralischen Schriften eines Mosheim, Baumgarten, Crusius; eines Hutcheson, Fordyce und anderer scharfsinnigen und beredten Männer zu Ihrem Vortheile zu nützen suchen. Der

*) Ist für ausgelassen, was hier den Wohllaut und den Sinn stört.

Innhalt meiner Vorlesungen wird sich am bequemsten unter drei Abtheilungen bringen lassen. In der ersten werde ich in einigen Abhandlungen von der Natur und Absicht der Moral; von ihrem doppelten Erkenntnißgrunde, nämlich der Vernunft und den Empfindungen des Herzens und Gewissens, von Pflicht, Tugend und Glückseligkeit; von dem Vorzuge der Moral unsrer Zeiten vor der Moral der alten Weltweisen; und von dem Unterschiede zwischen der Sittenlehre der Vernunft und der Sittenlehre der Religion reden. In der zweyten Abtheilung will ich die allgemeinen Mittel, zur Tugend zu gelangen, in einigen kurzen Regeln vortragen, sie zu erläutern und auf das Leben anzuwenden suchen. In der dritten werde ich endlich von den vornehmsten Pflichten gegen uns, die Welt, und Gott ebenfalls auf eine praktische Art handeln.

Ich fange also meine Vorlesungen mit dem herzlichen Wunsche an, daß sie Ihnen nützlich, in Ihrem ganzen Leben nützlich, auf mehr als Ein Leben heilsam seyn mögen. Das gebe der Urheber aller unsrer Weisheit, Tugend und Glückseligkeit, und lasse in unsern Seelen die Liebe des Guten und den Abscheu des Bösen täglich lebendiger und kräftiger werden, zur Verherrlichung seines Namens und zu unsrer immerwährenden Wohlfahrt!

2. Brief Gellerts an seine Schwester vom 23. December 1768.

Ich muß Euch ein Vergnügen melden, das mir unser guter Churfürst diese Woche gemacht hat. Er hatte nämlich gehört, daß mein Pferd krank wäre. Darauf befiehlt er seinem Oberstallmeister, er solle mir das ruhigste und sanfteste Pferd aus dem churfürstlichen Stalle aussuchen, und mit Sattel und Zeug zuschicken. Er ist noch weiter in seiner Vorsorge gegangen, hat sich das Pferd auf dem Schloßhofe lassen vorreiten, hat aus dem Fenster heruntergerufen, man solle eine weiße Wildschur unnehmen, und sich damit aufs Pferd setzen, um zu sehen, ob es sich etwa davor scheue. Kurz der theure junge Fürst, den Gott erhalten und segnen wolle, hat mir am Dienstage das Pferd durch einen churfürstlichen Stallknecht mit einem blausammtnen Sattel und einer solchen Chabrake, mit Gold besetzt, zugeschickt. O wie viel Gnade und Liebe läßt Gott mich Unwürdigen bei Hohen und Niedrigen finden! Geritten habe ich das Pferd noch nicht. Ich fürchte mich auch im Herzen davor, weil ich es doch noch nicht kenne. Meine Schecke war wie ein Lamm, war alt, und machte mir nicht die geringste Sorge. — Nun so lebt denn wohl! —

3. Das Glück der Ehe. *)

(Erster Theil. S. 284.)

Nunmehr kömmt eine von den wundersamsten Begebenheiten meines Lebens, welche mir von Leuten, die den Stand lieben, und die Menschen

*) Aus dem „Leben der schwedischen Gräfinn von G**. Zwei Theile. 1746." 8.

nicht nach ihren Neigungen und Eigenschaften, sondern stets nach Geburt und nach dem Range unter einander vergleichen, schwerlich wird vergeben werden. Ich war noch in meinen besten Jahren, und die Annehmlichkeiten in meiner Bildung waren noch nicht verloren gegangen, oder höchstens zum Theile nur so verloschen, wie die kleinen Züge in einem Gemälde, die man nicht sehr vermißt. Es fanden sich verschiedene Holländer von Ansehen und großem Vermögen, die mich zur Frau begehrten. Allein ihr Suchen war umsonst. Wer einen so liebenswürdigen und vortrefflichen Gemahl, als ich, gehabt, konnte in der Liebe leicht etwas eigensinnig seyn. Ob nun gleich keiner von meinen Freyern seine Absicht erreichte: so weckten sie doch die Erinnerung von der Süßigkeit der Liebe bey mir wieder auf. Du willst, dachte ich, um diese Herren los zu werden, dich selbst zu einer Wahl entschließen. Diese Ursache zu einer Ehe ist etwas weit hergeholet. Indessen war es gewiß, daß ich sie bei mir selber vorwand, weil es mein Herz haben wollte. Der Herr R... kam an einem Nachmittage zu mir auf meine Stube, und fragte mich, ob ich mich bald der Ehe zum Besten entschlossen hätte. Rathen Sie mir denn, sprach ich, daß ich wieder heirathen soll? Nicht ehe, versetzte er, als bis ich sehe, daß es Ihnen Ihr eigen Herz gerathen hat. Sie kennen meine Aufrichtigkeit, und Sie wissen, daß ich nichts für ein Glück halte, was man nicht verlangt und freiwillig wählt. Unter der großen Anzahl Männer, die sich um Ihr Herz bemühen, gefällt mir keiner besser, als der Herr von der H.., nicht deswegen, weil er sehr gelehrt ist; sondern weil er, außer seinen Wissenschaften und seiner wichtigen Bedienung, sehr viele Vortheile hat, die ihm Liebe erwerben, und ihn zur Liebe geschickt machen. Ich habe gewiß Recht; daß er ein liebenswürdiger Mann ist; allein diesem Urtheil dürfen Sie darum nicht trauen. Ich betrachte den Mann zwar nach einerley Begriffen mit Ihnen, aber nicht nach einerley Empfindungen. Ich liebe ihn, als einen Freund, und als ein Freund kann er Ihnen angenehm und liebenswerth vorkommen, aber darum noch nicht als ein Ehemann. Unser Herz ist so beschaffen, daß es die Liebe gegen eine angenehme Person zurück hält, so bald es auf das genauste mit ihr verbunden werden soll. Vielleicht, fuhr er fort, gefällt Ihnen einer von den andern Herrn besser zur Liebe, ob Ihnen dieser gleich zu einem guten Freunde genug gefällt. Ich versicherte ihn, daß ich mich seines Raths bedienen würde, so bald ich meine eigne Neigung zu Rathe gezogen hätte. Warum, fuhr ich fort, heirathen Sie denn nicht? O, sagte er, ich würde es gewiß gethan haben, wenn meine Umstände und die Liebe mir zur Ehe gerathen hätten. Die Liebe und meine Philosophie sind einander gar nicht zuwider. Eine recht zufriedene Ehe bleibt, nach allen Aussprüchen der Vernunft, die größte Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens. Zeigen Sie mir eine Person, die mir anständig ist, und die Ihnen die Versicherung gibt, daß sie mich zu besitzen wünscht: so werde ich sie, sobald ich sie kenne, mit der größten Zufriedenheit zu meiner Gattin wählen. Wir haben alle eine Pflicht, uns das Leben so vergnügt und anmuthig zu machen, als es möglich ist. Und wenn

es wahrscheinlich ist, daß es durch die Liebe geschehen kann: so sind wir auch zur Liebe und Ehe verbunden. Allein, versetzte ich, Sie haben ja, so lange ich Sie kenne, gegen unser Geschlecht sehr gleichgültig zu seyn geschienen, wie kömmt es denn, daß Sie der Liebe itzt das Wort reden? Ich bitte, sprach er, vermengen Sie die Bescheidenheit nicht mit der Gleichgültigkeit. Ich weiß, daß man dem Andern mit seiner Liebe oft so beschwerlich fallen kann, als mit seinem Hasse. Und aus diesem Grunde bin ich stets behutsam, aber darum nicht gleichgültig gegen das Frauenzimmer. Ich weis eine Person, hub ich an, die Sie liebt, und ich glaube nicht, daß sie Ihnen mißfallen wird. Allein deswegen weis ich auch noch nicht, ob es eben diejenige ist, mit der Sie das genauste Band der Liebe schließen wollen. Er ward bestürzt, und fragte wohl mich zehn mal, wer sie wäre. Ich hielt ihn lange auf, und endlich versprach ich ihm, daß er sie Nachmittage zu sehen bekommen sollte. Nachmittage schickte ich ihm mein Portrait, und schrieb ein Billet ungefehr dieses Inhalts an ihn:

So hat die Person in ihrer Jugend ausgesehn, die Sie liebt. Erst hat sie nur Freundschaft und Erkenntlichkeit gegen Sie empfunden. Die Zeit und ihr Werth hat diese Regungen in Liebe verwandelt. Der liebste Freund meines Gemahls hat das erste Recht auf mein Herz. Sie sind so großmüthig und tugendhaft mit mir umgegangen, daß ich Sie lieben muß. Antworten Sie mir schriftlich. Entschuldigen Sie sich nicht mit Ihrem Stande. Sie haben die Verdienste; was geht den Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an? Um die Unvernünftigen dürfen wir uns nicht bekümmern, weil hier niemand von meinem Stande weis.

Er kam den Augenblick zu mir. Und eben der Mann, der sowohl bey meines Gemahls Lebzeiten, als nach seinem Tode, nie so gethan hatte, als ob er mir eine Liebkosung erweisen wollte, wußte mir itzt seine Zärtlichkeit mit einer so anständigen und einnehmenden Art zu bezeigen, daß ich ihn würde zu lieben angefangen haben, wenn ich ihn noch nicht geliebt hätte. Nunmehr, sagte er, haben Sie mir das Recht gegeben, Ihnen mein Herz sehen zu lassen. Und nunmehr kann ich Ihnen ohne Fehler das gestehen, was mich die Ehrerbietung sonst hat verschweigen heißen. Ich habe an das Glück, das Sie mir itzt anbieten, wie der Himmel weis, kaum gedacht. Und wenn ich auch daran gedacht hätte: so würde mich meine wenige Eigenliebe niemals diesen Gedanken haben fortsetzen lassen. Es fehlt zu meiner Zufriedenheit nichts, als daß Sie mich überzeugen, daß ich Ihrer werth bin: so will ich mich für den glücklichsten Menschen schätzen. Kurz, wir gingen zu unserer Wirthin, wir sagten ihr unsern Entschluß, und sie war nebst ihrem Manne über diese unvermuthete Nachricht ausnehmend erfreut. Unsere kleinen Capitale hatten sich binnen sechs Jahren in der Handlung fast um noch ein mal soviel vermehret, und wir hätten beyde sehr gemächlich davon leben können. Allein, unser freundschaftlicher Wirth wollte uns nicht aus seinem Hause lassen. Er behielt unser Geld, und erwies uns, wie zuvor, alle mögliche Gefälligkeiten. Also war Herr R. — mein Gemahl,

oder wenn ich nicht mehr standesmäßig reden soll, mein lieber Mann. Ich liebte ihn, wie ich aufrichtig versichern kann, ganz ausnehmend, und so zärtlich, als meinen ersten Gemahl. An Gemüthsgaben war er ihm gleich, wo er ihn nicht noch in gewissen Stücken übertraf. Aber an dem Aeußerlichen kam er ihm nicht bey. Er war wohl gewachsen; allein er hatte gar nicht das Einnehmende an sich, das gleich auf das erstemal rührt. Nein, man mußte ihn etlichemal gesehen, man mußte ihn gesprochen haben, wenn man ihm recht gewogen seyn wollte. Ich will deßwegen nicht behaupten, daß er sich für alle Frauenzimmer geschickt haben würde. Genug, er gefiel mir, und ich fand jeden Tag in seinem Umgange eine neue Ursache, ihn zu lieben. Er war nahe an vierzig Jahre, und er hatte seit der Zeit, daß ich ihn bei meinem Gemahle kennen lernen, sich gar nicht von Person geändert. Seine ordentliche und stille Lebensart erhielten ihn so gesund, als ob er erst zu leben anfieng. Wer war glücklicher, als wir. Unser Glück fiel niemanden in die Augen, und desto ruhiger konnten wir es genießen. Wir lebten, ohne zu befehlen, und ohne zu gehorchen. Wir durften niemanden von unsern Handlungen Rechenschaft geben, als uns selbst. Wir hatten mehr, als wir begehrten, und also genug, Andern wohl zu thun. Wir hatten eine Gesellschaft, die sich zu unsern Neigungen schickten. Wir lebten an dem volkreichsten Orte in der größten Stille. Dieses war unser Verlangen. Wir konnten uns beide mit dem edelsten Zeitvertreibe, mit Lesen und Denken unterhalten. Wir studirten, ohne daß uns deswegen jemand bewundern sollte. Wir studirten zu unsrer eignen Ruhe. Und daß ich alles mit einmal sage, wir wußten in unsrer Ehe von keinem andern Wechsel, als von Gefälligkeiten und Gegengefälligkeiten. Viele können es nicht vertragen, wenn sie die Liebe verehlichter Personen so zärtlich abgeschildert sehen, als die Liebe zwischen unverehlichten, weil man sieht, daß die meisten Ehen die Liebe eher auslöschen, als vermehren. Doch solche Leute wissen nicht, was Klugheit und Behutsamkeit in der Ehe für Wunder thun können. Sie erhalten die Liebe und befördern ihren Fortgang, wie das Herz durch seine Bewegung den Umlauf des Geblüts. Es ist wahr, eine beständige und sich stets gleiche Zärtlichkeit ist in der Ehe nicht möglich. Doch wenn nur auf beiden Seiten eine gegründete Liebe vorhanden ist: so kann sie bis in die spätesten Jahre feurig und lebhaft bleiben. Unsere Empfindungen können wohl etwas abnehmen, allein diese Abnahme heißt wenig. Derjenige hat allemal genug Vergnügen, so lange er so viel hat, als das Maas seiner Empfindungen verlangt. Genug wir sind nach vielen Jahren noch so verliebt in einander gewesen, als wenn wir uns erst zu lieben angefangen hätten. Man denke ja nicht, weil wir die Wissenschaften liebten, daß wir an uns nur unsere Seelen geliebt hätten. Ich habe bei allen meinen Büchern über die metaphysische Geisterliebe nur lachen müssen. Der Körper gehört so gut, als die Seele, zu unserer Natur. Und wer uns beredet, daß er nichts als die Vollkommenheit des Geistes an einer Person liebt, der redet entweder wider sein Gewissen, oder er weis gar nicht, was er redet. Die

sinnliche Liebe, die bloß auf den Körper geht, ist eine Beschäftigung kleiner und unfruchtbarer Seelen. Und die geistige Liebe, die sich nur mit den Eigenschaften der Seele gattet, ist eine Hirngespinste hochmüthiger Schulweisen, die sich schämen, daß ihnen der Himmel einen Körper gegeben hat, den sie doch, wenn es von den Reden zu der That käme, um zehn Seelen nicht würden fahren lassen.

XI. Johann Joachim Winckelmann.

(1717 — 1768.)

1. Ueber die Betrachtung der Werke der Kunst. *)

(Erster Theil. S. 241.)

Willst du über Werke der Kunst urtheilen, so siehe anfänglich hin über das, was sich durch Fleiß und Arbeit anpreiset, und sey aufmerksam auf das, was der Verstand hervorgebracht hat: denn der Fleiß kann sich ohne Talent zeigen, und dieses erblicket man auch wo der Fleiß fehlet. Ein sehr mühsam gemachtes Bild vom Maler oder Bildhauer ist, bloß als dieses, mit einem mühsam gearbeiteten Buche zu vergleichen. Denn, wie gelehrt zu schreiben nicht die größte Kunst ist, so ist ein sehr fein und glatt ausgepinseltes Bild allein kein Beweis von einem großen Künstler. Was die ohne Noth gehäuften Stellen vielmals nie gelesener Bücher in einer Schrift sind, das ist in einem Bilde die Andeutung aller Kleinigkeiten. Diese Betrachtung wird dich nicht erstaunen machen über die Lorbeerblätter an dem Apollo und der Daphne vom Bernini, noch über das Netz an einer Statue in Deutschland vom älteren Adam aus Paris. Ebenso sind keine Kennzeichen, an welchem der Fleiß allein Antheil hat, fähig zur Kenntniß oder zum Unterschiede des Alten vom Neuen. Gieb Achtung, ob der Meister des Werks, welches du betrachtest, selbst gedacht oder nur nachgemacht hat; ob er die vornehmste Absicht der Kunst, die Schönheit gekannt, oder nach den ihm gewöhnlichen Formen gebildet; und ob er als ein Mann gearbeitet, oder als ein Kind gespielet hat. Es können Bücher und Werke der Kunst gemacht werden, ohne viel zu denken; ich schließe von dem was wirklich ist; ein Maler kann auf diese mechanische Art eine Madonna bilden, die sich sehen läßt, und ein Professor sogar eine Metaphysik schreiben, die tausend jungen Leuten gefällt. Die Fähigkeit des Künstlers zu denken aber kann sich nur in oft wiederholten Vorstellungen, so wie in eignen Erfindungen, zeigen. Denn so wie ein einziger Zug die Bildung des Gesichts verändert, so kann die Andeutung eines einzigen Gedankens, welcher sich in der Richtung eines Gliedes äußert, dem Vorwurfe eine andere Gestalt geben, und die Würdigkeit des Künstlers darthun. Plato in Raphaels Schule von Athen

---

*) „Winckelmann's Werke herausgegeben von C. L. Fernow. (Vom dritten Band von Heinrich Meyer und Johann Schulze.) Dresden. Walther. 1808 — 1817.“ 8 Bände. 8.

rühret nur den Finger, und er saget genug; und Figuren von Zuccari sagen wenig mit allen ihren verdrehten Wendungen. Denn wie es schwerer ist, viel mit wenigem anzuzeigen, als es das Gegentheil ist, und der richtige Verstand mit wenigem mehr als mit vielem zu wirken liebet; so wird eine einzelne Figur der Schauplatz aller Kunst eines Meisters seyn können. Aber es würde den mehresten Künstlern ein eben so hartes Gebot seyn, eine Begebenheit in einer einzigen oder in ein paar Figuren, und dieses in groß gezeichnet, vorzustellen, als es einem Scribenten seyn würde, zum Versuch eine ganz kurze Schrift aus eignem Stoff abzufassen: denn hier kann beider Blöße erscheinen, die sich in der Vielheit verstecket. Eben daher lieben fast alle angehende und sich selbst überlassene junge Künstler mehr, einen Entwurf von einem Haufen zusammengestellter Figuren zu machen, als eine einzige völlig auszuführen. Da nun das wenige, mehr oder geringer, den Unterschied unter Künstlern machet, und das wenige Unmerkliche ein Vorwurf denkender empfindlicher Geschöpfe ist; das viele und handgreifliche aber schlaffe Sinne und einen stumpfen Verstand beschäftiget: so wird der Künstler, der sich Klugen zu gefallen begnüget, im Einzelnen groß und im Wiederholten und Bekannten mannigfaltig und denkend erscheinen können. Ich rede hier wie aus dem Munde des Alterthums: Dieses lehren die Werke der Alten, und es würde ihnen ähnlich geschrieben und gebildet werden, wenn ihre Schriften wie ihre Bilder betrachtet und untersuchet würden. Der Stolz in dem Gesichte des Apollo äußert sich vornehmlich in dem Kinn und in der Unterlefze, der Zorn in den Nüstern seiner Nase, und die Verachtung in der Oefnung des Mundes; auf den übrigen Theilen dieses göttlichen Haupts wohnen die Grazien, und die Schönheit bleibet bei der Empfindung unvermischet und rein, wie die Sonne, deren Bild er ist. Im Laocoon siehest du bei dem Schmerz den Unmuth, wie über ein unwürdiges Leiden, in dem Krausen der Nase, und das väterliche Mitleiden auf den Augäpfeln wie einen trüben Duft schwimmen. Diese Schönheiten in einem einzigen Drucke sind wie ein Bild in einem Worte beim Homerus; nur der kann sie finden, welcher sie kennet. Glaube gewiß, daß der alten Künstler so wie ihrer Weisen Absicht war, mit wenigem viel anzudeuten. Daher lieget der Verstand der Alten tief in ihren Werken; in der neueren Welt ist es mehrentheils wie bei verarmten Krämern, die alle ihre Waare ausstellen. Homerus giebt ein höheres Bild, wenn alle Götter sich von ihrem Sitze erheben, da Apollo unter ihnen erscheinet, als Callimachus mit seinem ganzen Gesange voller Gelehrsamkeit. Ist ein Vortheil nützlich, so ist es die Ueberzeugung von dem was ich sage; mit derselben nähere dich zu den Werken des Alterthums, in Hoffnung viel zu finden, so wirst du viel suchen. Aber du mußt dieselben mit großer Ruhe betrachten; denn das Viele im Wenigen, und die stille Einfalt wird dich sonst unerbauet lassen, wie die eilfertige Lesung des ungeschmückten großen Xenophon. — — — —

Das zweite Augenmerk bei Betrachtung der Werke der Kunst soll die Schönheit seyn. Der höchste Vorwurf der Kunst für denkende

Menschen ist der Mensch, oder nur dessen äußere Fläche, und diese ist für den Künstler so schwer auszuforschen, wie von den Weisen das Innere desselben, und das schwerste ist, was es nicht scheinet, die Schönheit, weil sie, eigentlich zu reden, nicht unter Zahl und Maaß fällt. Eben daher ist das Verständniß des Verhältnisses des Ganzen, die Wissenschaft von Gebeinen und Muskeln nicht so schwer und allgemeiner als die Kenntniß des Schönen; und wenn auch das Schöne durch einen allgemeinen Begriff könnte bestimmt werden, welches man wünschet und suchet, so würde sie dem, welchem der Himmel das Gefühl versaget hat, nicht helfen. Das Schöne bestehet in der Mannigfaltigkeit im Einfachen; dieses ist der Stein der Weisen, den die Künstler zu suchen haben, und welchen wenige finden; nur der versteht die wenigen Worte, der sich diesen Begriff aus sich selbst gemachet hat. Die Linie, die das Schöne beschreibet, ist elliptisch, und in derselben ist das Einfache und eine beständige Veränderung: denn sie kann mit keinem Zirkel beschrieben werden, und verändert in allen Punkten ihre Richtung. Dieses ist leicht gesagt, und schwer zu lernen; welche Linie, mehr oder weniger elliptisch, die verschiedenen Theile zur Schönheit formet, kann die Algebra nicht bestimmen; aber die Alten kenneten sie, und wir finden sie vom Menschen bis auf ihre Gefäße. So wie nichts Zirkelförmiges am Menschen ist, so macht auch kein Profil eines alten Gefäßes einen halben Zirkel.

Wenn von mir verlanget würde, sinnliche Begriffe der Schönheit zu bestimmen, welches sehr schwer ist; so würde ich, in Ermangelung aller vollkommener Werke oder deren Abgüsse, kein Bedenken tragen, dieselbe, nach einzelnen Theilen von den schönsten Menschen genommen, an dem Orte, wo ich schriebe, zu bilden. Da nun dieses itzo im Deutschen nicht geschehen kann; so müßte ich, wenn ich lehren wollte, die Begriffe der Schönheit verneinungsweise mich anzudeuten begnügen: ich müßte mich aber aus Mangel der Zeit auf das Gesicht einschränken.

Die Form der wahren Schönheit hat nicht unterbrochne Theile. Auf diesen Satz gründet sich das Profil der alten jugendliche Köpfe, welches nichts Linealmäßiges, auch nichts Eingebildetes ist; aber es ist selten in der Natur, und scheinet sich noch seltener unter einem rauhen, als glücklichen Himmel zu finden: es besteht in der sanft gesenkten Linie von der Stirn bis auf die Nase. Diese Linie ist der Schönheit dermaßen eigen, daß ein Gesicht, welches, von vorne gesehen, schön scheinet, von der Seite erblicket, vieles verlieret, je mehr dessen Profil von der sanften Linie abweichet. Diese Linie hat Bernini, der Kunstverderber, in seinem größten Flor nicht kennen wollen, weil er sie in der gemeinen Natur, welche nur allein sein Vorwurf gewesen, nicht gefunden, und seine Schule folget ihm. Aus diesem Satze folget ferner, daß weder das Kinn noch die Wangen, durch Grübchen unterbrochen, der Form der wahren Schönheit gemäß seyn können: es kann also auch die Medizeische Venus, die ein solches Kinn hat, keine hohe Schönheit seyn; und ich glaube, daß ihre Bildung von einer bestimmten schönen Person genommen ist, so wie zwo andere Venus in dem Garten hinter dem Pallast Farnese offenbare Porträtköpfe haben.

Die Form der wahren Schönheit hat die erhobenen Theile nicht stumpf, und die gewölbeten nicht abgeschnitten; der Augenknochen ist prächtig erhaben, und das Kinn völlig gewölbet. Die besten Künstler der Alten haben daher dasjenige Theil, auf welchem die Augenbraunen liegen, scharf geschnitten gehalten, und in dem Verfalle der Künste im Alterthume, und in dem Verderbniß neuerer Zeiten, ist dieses Theil rundlich und stumpf vertrieben, und das Kinn ist insgemein zu kleinlich. Aus dem stumpf gehaltenen Augenknochen kann man unter andern urtheilen, daß der berühmte, fälschlich sogenannte, Antinous im Belvedere zu Rom nicht aus der höchsten Zeit der Kunst seyn kann, so wenig wie die Venus. Dieses ist allgemein gesprochen von dem Wesentlichen der Schönheit des Gesichts, welches in der Form bestehet: die Züge und Reitzungen, welche dieselbe erhöhen, sind die Grazie, von welcher besonders zu handeln ist. Aber ich mierke, daß ich meinen Vorsatz überschreite, welchen mir die Kürtze der Zeit und meine überhäufte Arbeit setzen; ich will hier kein System der Schönheit, wenn ich auch könnte, schreiben.

Eine männliche Figur hat ihre Schönheit wie eine jugendliche; aber da alles einfache Mannigfaltige in allen Dingen schwerer ist, als das Mannigfaltige an sich; so ist eben deßwegen eine schöne jugendliche Figur groß zu zeichnen (ich verstehe in dem möglichen Grade der Vollkommenheit) das schwerste. Die Ueberzeugung ist für alle Menschen auch von dem Kopfe allein. Nehmet das Gesicht der schönsten Figur in neueren Gemälden, so werdet ihr fast allezeit eine Person kennen, die schöner ist: ich urtheile nach Rom und Florenz, wo die schönsten Gemälde sind.

Ist ein Künstler mit persönlicher Schönheit, mit Empfindung des Schönen, mit Geist und Kenntniß des Alterthums, begabet gewesen, so war es Raphael; und dennoch sind seine Schönheiten unter dem Schönsten in der Natur. Ich kenne Personen die schöner sind, als seine unvergleichliche Madonna im Pallast Pitti zu Florenz, und als Alzibiades in der Schule von Athen: die Madonna des Correggio ist keine hohe Idee, noch die vom Maratta in der Gallerie zu Dresden, ohne Nachtheil von den ursprünglichen Schönheiten in der Nacht des erstern zu reden: die berühmte Venus vom Tizian in der Tribune zu Florenz ist nach der gemeinen Natur gebildet. Die Köpfe kleiner Figuren vom Albano scheinen schön; aber vom Kleinen ins Große zu geben, ist hier fast, als wenn man, nach Erlernung der Schiffkunst aus Büchern, die Führung eines Schiffes im Ocean unternehmen wollte. Poussin welcher das Alterthum mehr als seine Vorgänger untersucht, hat sich gekannt, und sich niemals ins Große gewaget.

Die Griechen aber scheinen Schönheiten entworfen zu haben, wie ein Topf gedrehet wird: denn fast alle Münzen ihrer freien Staaten zeigen Köpfe, die vollkommener sind von Form, als was wir in der Natur kennen, und diese Schönheit bestehet in der Linie, die das Profil bildet. Sollte es nicht leicht scheinen, den Zug dieser Linie zu finden? Und in allen Münzbüchern ist von derselben abgewichen. Hätte nicht

Raphael, der sich beklagte, zu Galatee keine würdige Schönheit in der Natur zu finden, die Bildung derselben von den besten Syracusanischen Münzen nehmen können, da die schönsten Statuen, außer dem Laocoon, zu seiner Zeit noch nicht entdecket waren? Weiter, als diese Münzen, kann der menschliche Begriff nicht gehen, und ich hier auch nicht. Ich muß dem Leser wünschen, den Kopf des schönen Genii in der Villa Borghese, die Niobe und ihre Töchter, die Bilder der höchsten Schönheit zu sehen: außer Rom müssen ihn die Abgüsse oder die geschnittenen Steine lehren. Zween der schönsten jugendlichen Köpfe sind die Minerva vom Aspasius, itzo zu Wien, und ein jugendlicher Herkules in dem Stoschischen Museo zu Florenz. Wer die besten Werke des Alterthums nicht hat kennen lernen, glaube nicht zu wissen, was wahrhaftig schön ist; unsere Begriffe werden außer dieser Kenntniß einzeln und nach unserer Neignung gebildet seyn; von Schönheiten neuerer Meister kann ich nichts vollkommeners angeben, als die griechische Tänzerin vom Herrn Mengs, groß wie die Natur, halbe Figur, in Pastel auf Holz gemalet, für den Marquis Croimare zu Paris. — —

Mein Leser! Es ist diese Erinnerung nöthig. Denn da die mehresten Menschen nur an der Schale der Dinge umhergehen; so ziehet auch das Liebliche, das Glänzende, unser Auge zuerst an, und die bloße Warnung für Irrungen, wie hier nur geschehen können, machet den ersten Schritt zur Kenntniß. — — —

2. Beschreibung des Torso im Belvedere zu Rom.

(Erster Band. S. 269.)

— — — Ich führe dich itzo zu dem so viel gerühmten, und niemals genug gepriesenen Trunk eines Herkules; zu einem Werke, welches das schönste in seiner Art, und unter die höchsten Hervorbringungen der Kunst zu zählen ist, von denen, welche bis auf unsere Zeit gekommen sind. Wie werde ich dir den beschreiben, da er der schönsten und der bedeutendsten Theile der Natur beraubet ist! So wie von einer prächtigen Eiche, welche umgehauen und von Zweigen und Aesten entblößet worden, nur der Stamm allein übrig geblieben ist, so gemißhandelt und verstümmelt sitzet das Bild des Helden; Kopf, Arme und Beine und das oberste der Brust fehlen.

Der erste Anblick wird dir vielleicht nichts, als einen verunstalteten Stein entdecken: vermagst du aber in die Geheimnisse der Kunst einzudringen, so wirst du ein Wunder derselben erblicken, wenn du dieses Werk mit einem ruhigen Auge betrachtest. Alsdenn wird dir Herkules wie mitten in allen seinen Unternehmungen erscheinen, und der Held und der Gott werden in diesem Stücke zugleich sichtbar werden.

Da, wo die Dichter aufgehört haben, hat der Künstler angefangen: Jene schwiegen, sobald der Held unter die Götter aufgenommen, und mit der Göttin der ewigen Jugend ist vermählet worden; dieser aber zeiget uns denselben in einer vergötterten Gestalt, und mit einem gleichsam unsterblichen Leibe, welcher dennoch Stärke und Leichtigkeit zu den großen Unternehmungen, die er vollbracht, behalten hat.

Ich sehe in den mächtigen Umrissen dieses Leibes die unüberwundene Kraft des Besiegers der gewaltigen Riesen, die sich wieder die Götter empöreten, und in den phlagräischen Feldern von ihm erleget wurden; und zu gleicher Zeit stellen mir die sanften Züge dieser Umrisse, die das Gebäude des Leibes leicht ünd gelenksam machen, die geschwinden Wendungen desselben in dem Kampfe mit dem Achelous vor, der mit allen vielförmigen Verwandlungen seinen Händen nicht entgehen konnte. In jedem Theile dieses Körpers offenbaret sich, wie in einem Gemälde, der ganze Held in einer besonderen That, und man siehet, so wie die richtigen Absichten in dem vernünftigen Baue eines Pallastes, hier den Gebrauch, zu welcher That ein jedes Theil gedienet hat. Ich kann das Wenige, was von der Schulter noch zu sehen ist, nicht betrachten, ohne mich zu erinnern, daß auf ihrer ausgebreiteten Stärke, wie auf zwey Gebirgen, die ganze Last der himmlischen Kreise geruhet hat. Mit was für einer Großheit wachset die Brust an, und wie prächtig ist die anhebende Rundung ihres Gewölbes! Eine solche Brust muß diejenige gewesen seyn, auf welcher der Riese Antäus und der dreyleibige Geryon erdrücket worden. Keine Brust eines drey- und viermal gekrönten olympischen Siegers, keine Brust eines spartanischen Kriegers von Helden geboren, muß sich so prächtig und erhöhet gezeiget haben.

Fraget diejenigen, die das Schönste in der Natur der Sterblichen kennen, ob sie eine Seite gesehen haben, die mit der linken Seite zu vergleichen ist. Die Wirkung und Gegenwirkung ihrer Muskeln ist mit einem weislichen Maaße von abwechselnder Regung und schneller Kraft wunderwürdig abgewogen, und der Leib mußte durch dieselbe zu allem, was er vollbringen wollen, tüchtig gemacht werden. So wie in einer anhebenden Bewegung des Meeres die zuvor stille Fläche in einer neblichen Unruhe mit spielenden Wellen anwächset, wo eine von der andern verschlungen, und aus derselben wiederum hervorgewälzet wird: eben so sanft aufgeschwellet und schwebend gezogen fließet hier eine Muskel in die andere, und eine dritte, die sich zwischen ihnen erhebet, und ihre Bewegung zu verstärken scheinet, verlieret sich in jene, und unser Blick wird gleichsam mit verschlungen.

Hier möchte ich stille stehen, um unseren Betrachtungen Raum zu geben, der Vorstellung ein immerwährendes Bild von dieser Seite einzudrücken; allein die hohen Schönheiten sind hier in einer unzertrennlichen Mittheilung. Was für ein Begriff erwächset zugleich hieher aus den Hüften, deren Feistigkeit andeuten kann, daß der Held niemals gewanket, und nie sich beugen müssen!

In diesem Augenblicke durchfährt mein Geist die entlegensten Gegenden der Welt, durch welche Herkules gezogen ist, und ich werde bis an die Gränzen seiner Mühseligkeiten, und bis an die Denkmale und Säulen, wo sein Fuß ruhete, geführet durch den Anblick der Schenkel von unerschöpflicher Kraft, und von einer den Gottheiten eignen Länge, die den Held durch hundert Länder und Völker bis zur Unsterblichkeit getragen haben. Ich fing an diese entfernten Züge zu überdenken, da mein Geist zurückgerufen wird durch einen Blick auf seinen Rücken.

Ich wurde entzücket, da ich diesen Körper von hinten ansahe, so wie ein Mensch, der, nach Bewunderung des prächtigen Portals an einem Tempel, auf die Höhe desselben geführet würde, wo ihn das Gewölbe desselben, welches er nicht übersehen kann, von neuem in Erstaunen setzet.

Ich sehe hier den vornehmsten Bau der Gebeine dieses Leibes, den Ursprung der Muskeln, und den Grund ihrer Lage und Bewegung, und dieses alles zeiget sich wie eine von der Höhe der Berge entdeckete Landschaft, über welche die Natur mannichfaltigen Reichthum ihrer Schönheiten ausgegossen. Sowie die lustigen Höhen derselben sich mit einem sanften Abhange in gesenkte Thäler verlieren, die hier sich schmälern und dort erweitern: so mannichfaltig, prächtig und schön erheben sich hier schwellende Hügel von Muskeln, um welche sich oft unmerkliche Tiefen, gleich dem Strome des Mäanders, krümmen, die weniger dem Gesichte, als dem Gefühle, offenbar werden. Scheinet es unbegreiflich, außer dem Haupte in einem andern Theile des Körpers eine denkende Kraft zu zeigen, so lernet hier, wie die Hand eines schöpferischen Meisters die Materie geistig zu machen vermögend ist. Mich deucht, es bilde mir der Rücken, welcher durch hohe Betrachtungen gekrümmt scheinet, ein Haupt, das mit einer frohen Erinnerung seiner erstaunenden Thaten beschäftiget ist; und indem sich so ein Haupt voll von Majestät und Weisheit vor meinen Augen erhebet, so fangen sich an in meinen Gedanken die übrigen mangelhaften Glieder zu bilden: es sammlet sich ein Ausfluß aus dem Gegenwärtigen, und wirket gleichsam eine plötzliche Ergänzung.

Die Macht der Schulter deutet mir an, wie stark die Arme gewesen, die den Löwen auf dem Gebirge Cithäron erwürget, und mein Auge suchet sich diejenigen zu bilden, die den Cerberus gebunden und weggeführet haben. Seine Schenkel und das erhaltene Knie geben mir einen Begriff von den Beinen, die niemals ermüdet sind, und den Hirsch mit Füßen von Erze verfolget und erreichet haben. Durch eine geheime Kunst aber wird der Geist durch alle Thaten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführet, und in diesem Sturze ist ein Denkmal derselben, welches ihm keine Dichter, die nur die Stärke seiner Arme besingen, errichtet: der Künstler hat sie übertroffen. Sein Bild des Helden giebt keinen Gedanken von Gewaltthätigkeit und ausgelassener Liebe Platz. In der Ruhe und Stille des Körpers offenbaret sich der gesetzte große Geist; der Mann, welcher sich aus Liebe zur Gerechtigkeit den größesten Gefährlichkeiten ausgesetzet, der den Ländern Sicherheit, und den Einwohnern Ruhe geschaffet.

In diese vorzügliche und edle Form einer so vollkommenen Natur ist gleichsam die Unsterblichkeit eingehüllet, und die Gestalt ist blos wie ein Gefäß derselben; ein höherer Geist scheinet den Raum der sterblichen Theile eingenommen, und sich an die Stelle derselben ausgebreitet zu haben. Es ist nicht mehr der Körper, welcher annoch wider Ungeheuer und Friedensstörer zu streiten hat; es ist derjenige, der auf dem Berge Oeta von den Schlacken der Menschheit gereiniget worden, die sich von dem Ursprunge der Aehnlichkeit des Vaters der Götter abgesondert.

So vollkommen hat weder der geliebte Hyllus, noch die zärtliche Jole den Herkules gesehen; so lag er in den Armen der Hebe, der ewigen Jugend, und zog in sich einen unaufhörlichen Einfluß derselben. Von keiner sterblichen Speise und groben Theilen ist sein Leib ernähret: ihn erhält die Speise der Götter, und er scheinet nur zu genießen, nicht zu nehmen, und völlig, ohne angefüllet zu seyn.

O möchte ich dieses Bild in der Größe und Schönheit sehen, in welcher es sich dem Verstande des Künstlers geoffenbaret hat, um nur allein von dem Ueberreste sagen zu können, was er gedacht hat, und wie ich denken sollte! Mein großes Glück nach dem seinigen würde seyn, dieses Werk würdig zu beschreiben. Voller Betrübniß aber bleibe ich stehen, und so wie Psyche anfing die Liebe zu beweinen, nachdem sie dieselbe kennen gelernet; so bejammere ich den unersetzlichen Schaden dieses Herkules, nachdem ich zur Einsicht der Schönheit desselben gelanget bin.

Die Kunst weinet zugleich mit mir: denn das Werk, welches sie den größten Erfindungen des Witzes und des Nachdenkens entgegen setzen, und durch welches sie noch itzo ihr Haupt wie in ihren goldenen Zeiten zu der größten Höhe menschlicher Achtung erheben könnte; dieses Werk, welches vielleicht das letzte ist, in welches sie ihre äußersten Kräfte gewandt hat, muß sie halb vernichtet und grausam gemißhandelt sehen. Wem wird hier nicht der Verlust so vieler hundert anderer Meisterstücke derselben zu Gemüthe geführet! Aber die Kunst, welche uns weiter unterrichten will, rufet uns von diesen traurigen Ueberlegungen zurück und zeiget uns, wieviel noch aus dem Uebriggebliebenen zu lernen ist, und mit was für einem Auge es der Künstler ansehen müsse.

3. Laocoon.

(Geschichte der Kunst. Vierter Band. S. 104.)

Laocoon ist eine Statue im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln suchet; und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellet, und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebet sich durch den beklemmten Othem, und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich, und den Othem an sich zieht, erschöpfet den Unterleib, und machet die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden, und um Hülfe schreyen: denn das väterliche Herz offenbaret sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreyend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen

Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischet, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwülstig macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbaret. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereiniget, mit großer Weisheit gebildet: denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibet, so drücket das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch niederwärts, und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beynahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewikkelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesuchet. Da, wohin der größte Schmerz geleget ist, zeiget sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihren Gift ausgießet, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genennet werden. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe; ja die Meißelstreiche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarreten Haut.

4. Beschreibung des Apollo von Belvedere.

(S. 259.)

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebauet, und er hat nur eben soviel von der Materie dazu genommen, als nöthig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen. Dieser Apollo übertrifft alle andere Bilder desselben, so weit Homers Apollo den, welchen die folgenden Dichter malen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeuget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysien, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend, und spielt mit sanfter Zärtlichkeit auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder.

Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche ein Schöpfer einer Himmlischen Natur zu werden, und den Geist mit Schönheiten, die sich über die Natur erheben, zu erfüllen: denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein Himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er zuerst seinen Bogen gebraucht, verfolget, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreichet und erleget. Von der Höhe seiner Genugsamkeit geht sein erhabener Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus: Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüstern seiner Nase, und tritt bis in die stolze Stirne hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebet, bleibt ungestört, und sein

Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen suchen. In allen uns übrigen Bildern des Vaters der Götter, welche die Kunst verehrt, nähert er sich nicht der Größe, in welcher er sich dem Verstande des göttlichen Dichters offenbarete, wie hier in dem Gesichte des Sohnes, und die einzelnen Schönheiten der übrigen Götter treten hier, wie bei der Pandora, in Gemeinschaft zusammen.

Eine Stirn Jupiters, die mit der Göttin der Weisheit schwanger ist, und Augenbraunen, die durch ihr Winken seinen Willen erklären: Augen, der Königin der Göttinnen mit Großheit gewölbet, und ein Mund, welcher denjenigen bildet, der dem geliebten Branchus die Wollüste eingeflößet. Sein weiches Haar spielet, wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt: es scheinet gesalbet mit dem Oele der Götter, und von den Gratien mit holder Pracht auf seinen Scheitel gebunden. Ich vergesse alles andere über dem Anblick dieses Wunderwerks der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenige, die ich vom Geiste der Weissagung aufgeschwellet sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die Lycischen Haine, Orte, welche Apollo mit seiner Gegenwart beehrte: denn mein Bild scheint Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalion Schönheit. Wie ist es möglich, es zu malen und zu beschreiben! Die Kunst selbst müßte mir rathen und die Hand leiten, die ersten Züge, welche ich hier entworfen habe, künftig auszuführen. Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben habe, zu dessen Füssen, wie die Kränze derjenigen, die das Haupt der Gottheiten, welche sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

XII. Joh. Georg Sulzer. *)

(1720 — 1799.)

Der Harlekin.

(Zweiter Theil. S. 469.)

Der Harlekin ist eine besonders charakterisirte Person, die aus der italienischen Comödie in die französische aufgenommen worden, und in der deutschen den Platz des Hanswurst einzunehmen verdienet. Sein Character besteht darin, daß er dem Anschein nach ein einfältiger, sehr naiver und geringer Kerl, oder allenfalls ein Possenreißer, im Grund aber ein sehr listiger, dabey witziger, scharfsichtiger Bube ist, der an andern jede Schwachheit und Thorheit richtig bemerkt, und sie auf eine geistreiche aber höchst naive Art blos stellen kann. Einige Kunstrichter halten dafür, daß eine solche Person dem guten Geschmack des Schau-

*) Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden, Artikeln abgehandelt, von Johann George Sulzer. Neue vermehrte zweyte Auflage. Leipzig. Weidmann. 1792 — 94. 4 Th. gr. 8.

spiels entgegen sey und die comische Bühne erniedrige. Es ist aber nicht schwer zu zeigen, daß dieses Urtheil übereilt, und daß der Harlekin in vielen Fällen beinahe unentbehrlich sey.

Wenn es darum zu thun ist, daß ein ernsthafter Narr in seiner völligen Lächerlichkeit erscheine, so darf man ihm nur einen guten Harlekin zur Seite setzen. Man weiß, mit was für Nachdruck ehedem witzige Hofnarren die Thorheiten der Großen gerüget und wie lebhaft sie dieselben beschämt haben. Ein vornehmer Narr, und ein Schalk, der angesehen oder mächtig ist, kann durch nichts heruntergebracht werden, als wenn er dem Spotte recht blos gestellt wird. Dieses aber kann nicht besser, als durch solche Leute geschehen, die den Charakter eines ächten Harlekins haben. Es ist demnach gut, wenn witzige Hofnarren, wenigstens auf der Schaubühne, beybehalten werden.

Freylich ist es eben nicht nöthig, daß er ein Narrenkleid trage, und überall Possen anbringe; denn dadurch fällt er leicht ins Pöbelhafte. Seine Hauptverrichtung muß seyn, das Lächerliche, das in den Schein des Ernst oder der Würde eingehüllet ist, an den Tag zu bringen; dem Schalk die Maske abzunehmen und ihn dem Spotte Preis zu geben. Dieses ist ohne Zweifel der größte Nutzen, den man von der comischen Bühne zu erwarten hat, und er ist an sich selbst nicht gering. Es gibt Menschen, die ruchlos genug sind, sich über alles wegzusetzen, was gesetzmäßig, was billig, was menschlich ist; bey denen die stärksten Vorstellungen, von Vernunft und Recht hergenommen, schlechterdings nicht den geringsten Eingang finden; deren Thorheit und Schalkheit durch nichts zu hemmen ist: diese muß man dem Harlekin Preis geben. So sehr sie über allen Tadel weg sind, so empfindlich wird ihnen der Spott seyn. Denn solche Leute dünken sich eben dadurch groß, daß sie sich über alles wegsetzen; sie glauben, ihr Ansehn, ihren Rang, ihre Macht erst als dann recht zu fühlen, wenn sie sich über das Urtheil andrer erheben; durch den Spott aber stürzen sie von ihrer Höhe herunter und itzt fühlen sie, daß sie selbst verachtet und erniedrigt sind.

Im Grunde thut der Harlekin auf der Schaubühne nichts anders, als was Lucian und Swifft in ihren Spottschriften thun, wo sie oft den eigentlichen Charakter des Harlekins annehmen. Es gibt also gewisse Comödien, wo er die wichtigste Person ist. Dieses haben auch die comischen Dichter gefühlt, denen er zu niedrig war. Sie haben an seiner Stelle Bediente gebraucht, denen sie seine Verrichtung aufgetragen haben. Im Grunde aber sind solche Bediente Harlekine in Livorey eingekleidet, und da wo sie nöthig sind, würde der Harlekin selbst immer noch schicklicher seyn. Aber freylich erfordert die Behandlung desselben einen völligen Meister der Kunst. Es ist schwer ihn da, wo er die wichtigsten Dienste thun kann, natürlich anzubringen: und dann kann nur ein zum Spotten aufgelegter Geist ihn völlig nutzen. Unter allen Talenten aber scheinet der ächte Spöttergeist der seltenste zu seyn. Ein witziger Kopf hat vor einigen Jahren eine mit viel Geist geschriebene Vertheidigung des Harlekins herausgegeben, die man mit Vergnügen ließt. — — —

XIII. Justus Möser.

(1720 — 1794.)

Aus den „Patriotischen Phantasien.“ *)

1. Trostgründe bey dem zunehmenden Mangel des Geldes.

(Erster Theil. S. 167.)

Geld! entsetzliche Erfindung! du bist das wahre Uebel in der Welt. Ohne deine Zauberey war kein Räuber oder Held vermögend das Mark zahlreicher Provinzen in eine Hauptstadt zusammen zu ziehen, und unzählbare Heere zum Fluch seiner Nachbaren zu erhalten. Du warst es, wodurch er zuerst die Heerden seiner getreuen Nachbarn, ihre Erndten und ihre Kinder sich eigen machte, und zum Unglück einer künftigen Welt, den Schweiß von Millionen armen Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen ließ. Ehe du erfunden wurdest, waren keine Schatzungen, und keine stehende Heere. Der Hirt gab ein Böcklein von seiner Heerde, der Weinbauer von seinem Stocke einen Eymer Weins, und der Ackersmann den Zehnten gern von allem was er baute: denn er hatte genug für sich, und genoß des Opfers mit, welches er von seinem Ueberflusse brachte. Der Herr war froh seinen Acker zu verleihen, und so viel Korn dafür zu empfangen, als er für sich und seine Freunde gebrauchte. Er würde erstaunt seyn, wenn ihm sein Knecht, durch die Zauberkraft des Geldes, die ganze Erndte von fünfzig Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weinkaufe hätte opfern wollen.

Welch ein grausames und lächerliches Geschöpf würde ein Geizhals zu der Zeit gewesen seyn, da man deine Zauberey, die Kunst das Vermögen von hundert Mitbürgern in einer papiernen Verschreibung zu besitzen, noch nicht kannte! Berge von Korn, unzählbare Heerden hätten seinen Schatz ausmachen müssen. Zwischen diesen Reichthümern hätte er verhungern, hätte den Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfnisse des Staats dem Geringen zuwelzen sollen? Auf seinen Kornhaufen würde man den Böswicht verbrannt haben; und wer hätte seinen Vorrath für Würmer, seine Heerden für Seuchen und ihn selbst wider die Rache seiner Nachbarn sicher stellen wollen?

Ehe du kameſt, war die Wohlthätigkeit die gemeinste Tugend; wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. Komm zu mir, sprach der Reiche zum Armen, und labe dich von meinem Biere, und iß von meinem Brodte. Es verdirbt ja doch, und die Erndte ist wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer sparen und dich darben lassen? So sprach der Deutsche, wie er noch dem römischen Gelde fluchte; und in der Wohlthätigkeit besaß er alle Tugenden.

---

*) Patriotische Phantasien von Justus Möser. Herausgegeben von seiner Tochter J. W. J. v. Voigt, geb. Möser, Berlin. Fr. Nicolai. Drei Theile. 1775 — 1778. 8.

Ehe du kameſt, war der Unterſchied der Stände und die Begierde ſich zu erheben, nicht groß unter den Menſchen. Jetzt hat der Himmel oft Mühe ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er ſeine Früchte in hartes Metall verwandelt, und bey unzähligen Schuldnern verwahrt. Damals aber lebte er mit ſeiner Heerde und mit ſeinen Scheunen unter der unmittelbaren Furcht vor jedem Wetterſtrahle; und dankbar und gefühlvoll betete er die göttliche Vorſehung bey jeder Landplage gleich den geringſten unter ſeinen Flurgenoſſen an.

Ehe du kameſt, war noch Freyheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und ſicher den Schwächern zu Haupte ſteigen, kein Richter konnte heimlich beſtochen werden, und brauchte ſich beſtechen zu laſſen, kein Zankſüchtiger konnte eine Rechtſache weiter bringen, als ſeine Futterung reichte, kein Thor mit einem Fuder Korns nach dem Cammergericht reiſen, und kein Kluger in die Verſuchung gerathen mehr Proceſſe für andre zu führen, als er zu ſeiner täglichen Nothdurft und Nahrung gebrauchte. Größere Feindſchaften währeten nicht länger als bis der Kriegsvorrath verzehrt war; und der Hunger war ein ſicherer Friedensbote.

Ehe du kameſt, wußte man nichts von fremden Thorheiten und Laſtern. Deutſchland konnte weder in Frankreich verzehret noch die Erndten aus Weſtphalen für Wein und Coffee verſandt werden. Wer ſatt hatte, konnte nichts mehr verlangen, und ſatt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte ſeinen eignen Acker und ſein Vaterland, weil er nicht anders reiſen konnte als ein Bettler auf die Rechnung der allgemeinen Gaſtfreyheit, und wo er mit einer ſtolzen Begleitung reiſen wollte, als ein Feind zurückgewieſen wurde.

Ehe du kameſt, war der Landbeſitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines jeden Vermögen, und die Anwendung der Strafgeſetze geſchahe nach einem ſichtbaren Verhältniß. Die Gerechtigkeit konnte einem jeden das ſeinige mit dem Maasſtabe in der Hand zumeſſen; die Gleichheit der Menſchen durch eine ſichere Anweiſung der Aeckerzahl beſtimmen, und ewig verhindern, daß keiner zwey Erbtheile zuſammen brachte. Man kannte keine geldreiche Leute dieſe Verräther der menſchlichen Freyheit; das Mittel Schulden zu machen, und tauſend Schuldner zu heimlichen Sclaven zu haben, war den Menſchen unerhört. Die Kinder konnten den väterlichen Acker nicht ſchätzen laſſen, und von dem geſetzmäßigen Erben nicht fordern, daß er ihnen den Werth deſſelben zu gleichen Theilen herausgeben ſolte. Er gab ihnen Pferde und Rinder; der Richter oder Gutsherr beurtheilte die Billigkeit in dieſem Stücke leicht, weil ſie auf ſichtbaren Gründen beruhete, und der Staat duldete es nicht, daß der Acker mit jährlichen Abgiften zum Vortheil der abgehenden Kinder, beſchweret wurde.

Ehe du kameſt, entſchieden Klugheit und Stärke dieſe wahren Vorzüge der Thiere und Menſchen das Schickſal der Völker. Die Krämer herrſchten nicht mit ihrem Gelde über die Tapferſten; und der Zugang zu den geheimſten Staatsräthen konnte für eine Tonne Pöckelfleiſch nicht ſo leiſe als für eine Tonne Goldes in Wechſeln eröfnet werden.

Glückselige Zriten! denen wir uns nunmehr wieder nähern können, da die mächtige Zauberin zusehends verschwindet. Wie mäßig, wie ruhig, wie sicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld alles mit Korn wieder bezahlen können; wenn der Steuereinnehmer, der Gutsherr der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mögen, als sie mit Gewalt verzehren, und für Würmer bewahren können! wenn der Bettler mit seinem täglichen Brodte zufrieden seyn muß, und keine Pfänder mehr verkauft werden können!

Bedauret demnach edle Mitbürger den Mangel des Geldes nicht. Bemühet euch vielmehr den Rest dieses Uebels vollends los zu werden! Werft eure Reichthümer ins Meer oder schickt sie den Bösen Nationen zur Strafe zu, die euch mit Wein, Coffee und neuen Moden versorgen. Hungert die Einwohner der Städte, die ohne Ackerbau, blos von eurer Thorheit leben, völlig aus, und zwingt sie, euch bey eurer Mäßigkeit zu lassen. Ihr braucht alsdann nichts wie Mausefallen, um euch für die gefährlichste Art von Feinden und Dieben sicher zu stellen.

N. S. Johann Jakob . . . .

Ich hoffe, meine geneigten Leser, werden dem Sophisten zu gefallen, wenn sie auch dessen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünsche aber auch, daß sie die Deklamationes der Freygeister unsrer Zeiten gegen den Grundwahrheiten der Religion und Moral mit einer gleichen Wirkung lesen werden.

2. Ein Patriot muß vorsichtig in seinen Klagen bey Landplagen seyn.

(Zweiter Theil. S. 31.)

Wenn der Pächter über eine schlechte Erndte schreyt, um die Kammer zu hintergehen; wenn der Leibeigene sein Korn für völlig ausgewachsen angiebt, um bey den Gutsherrn Mitleid zu finden; wenn der Becker eine Theuerung prophezeyht, um sein Brod nach der höchsten Taxe zu verkaufen; wenn endlich alle diejenigen, welche Korn einzunehmen und zu verkaufen haben, einen allgemeinen Mangel verkündigen, um ihren Vorrath zum höchsten Preise auszubringen: so weis man warum dieses geschieht. Wenn aber der Mann, der schon viele schlechtere Zeiten ausgedauret und bey dem allgemeinen Unglück nichts zu gewinnen hat, diesen Klagen gleichgültig beypflichtet; wenn der Christ, anstatt sein Vertrauen auf die göttliche Vorsorge bey solchen Gelegenheiten vor andern zu zeigen, sich den Schwachgläubigsten gleich stellt; wenn sogar der Patriot solche Klagen mit eben der Gelassenheit anhöret, womit der Hofmann die hisierischen Zufälle einer Princeßin aufnimmt: so geräth man in die Versuchung zu glauben, daß die Vernunft ein überaus mäßiges Geschenk, und das Vergnügen zu klagen und beklagt zu werden, wovon sich sonst nur bequeme und unthätige Seelen hinreissen lassen, auch eine Leidenschaft des edlern Theils der Menschen sey.

Es ist eine große und wichtige Pflicht den Grund oder Ungrund solcher Klagen zu untersuchen, ehe man mit einstimmt. Sind sie nicht gegründet; welche Verantwortung ladet man sich nicht auf, wenn man

dergleichen tranrige Vorstellungen unbedachtsam mit ausbreiten hilft, die Einsicht der Obern zu unverdienten Nachlässen, womit nach einer nothwendigen Folge andre wieder beschweret werden, verleitet, die Policey irre macht, den fleißigen Handwerker drückt, den Wucher befördert, den freudigen Geber schreckt, und einen großen Theil seiner Mitbürger verführt. den Segen Gottes mit traurigem Undanke zu genieſſen? Sind sie aber auch gegründet, so ist es allemal auch ein unrühmliches Verfahren, die Zeit, wo man auf Rettungsmittel bedacht sein sollte, mit unnützen Klagen zu verlieren. In der Noth zeigt der Weise: seine Größe, der Christ sein Vertrauen auf Gott, und der Patriot Arbeit und Dauer; wenn Landplagen herrschen: so ist er froher eine Thräne zu stillen als tausend zu vergießen.

Wie viele sind aber unter denen, die bisher den Haufen der Klagenden vermehrt haben, welche sich rühmen können, den Grund oder Ungrund der Noth, womit uns alle hängende Mäuler drohen, untersucht und nach eignen Erfahrungen geurtheilt zu haben? Wer Vorrath hat, macht die Noth groß, wer Mangel leidet, verringert sie, und die Einwohner der Städte, denen das mächtige Herz nicht im Bösen schlägt, was den edlen Landmann bey muthigen Sinne erhält, verzagen entweder, bey jedem üblen Anscheine, oder rechnen nur den Vortheil aus, welchen sie vom Steigen und Fallen zu erwarten haben? Wo findet man also den unpartheyischen Zeugen, wenn man nicht aus eigner Erfahrung urtheilen kan? . . .

3. Wie man zu einem guten Vortrag seiner Empfindungen gelange.

Ihre Klage, liebster Freund, daß Sie sich in Ausdruck und Vorstellung selten genugthun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit Andern vortragen wollen, mag leicht gegründet sein; aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursach habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommne Zeichen unserer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlt oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser, und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht selavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinauf empfinden, und aus dessen Seele alles herausholen, was darin zurückblieb.

Eher möchte ich sagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn Sie solche vortragen wollen. Die mehrsten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen, und ihren Satz danach auszuführen; oder sie nützen die Hefftigkeit des ersten Anfalls, und geben uns aus ihrer

glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, was oft bunt und stark genug ist, und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne, und seinen Gegenstand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle: so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Mir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Büchern und aus eignem Nachdenken unterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken, so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen und sie danach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche so viel möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag, oder an Disposition oder Ausführung gedenken dürfe. Diesemnach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegenstande begeistert und zum Vortrage geschickt fühle, alles, was mir darüber einfällt, auf's Papier. Des andern Tages verfahre ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von Neuem zu sich reißt, und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht, und die Seele von ihrer ersten Last entledigt habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus und gewinnt neue Ansichten, die zuerst noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt, und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum Vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt sich in deren Betrachtung, und hört nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fange ich in der Stunde des Berufs an, mein Geschriebenes nachzulesen und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt sein will, von selbst entdeckt; oder wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann, so lege ich mein Papier bei Seite und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen, so fange ich allmälich an, alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, danach zu ordnen; was sich nicht dazu paßt, wegzustreichen, und jedes an seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt alles, was ich zuerst nieder geschrieben habe, ganz weg, oder es sind zerstreute Einzelnheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Desto mehr behalte

ich von den folgenden Operationen, worin sich alles schon mehr zur Bestimmtheit geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Colorit überlasse ich der Hand, die, was die erhitzte Einbildung nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer besondern Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht sagen, daß Sie sich sogleich hierin selbst trauen sollen. Jeder Grund hat seine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen, wie auf der andern. Gesetzt, ich wollte Ihnen beweisen, daß das frühe Disponiren sehr mißlich sei, und finge damit an, daß ich Ihnen sagte: „Garrick bewunderte die Clairon als Frankreichs größte Actrice; aber er fand es doch klein, daß sie jedem Grad der Raserei worauf sie als Medea steigen wollte, vorher bei kaltem Blute und in ihrem Zimmer bestimmen konnte;“ so würden Sie freilich die Richtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht alles dabei fühlen, was ich wollte, daß Sie dabei fühlen sollten. Garrick disponirte seine Rolle nie zum Voraus, er arbeitete sich nur in die Situation der Person hinein, welche er vorzustellen hatte, und überließ es dann seiner mächtigen Seele, sich seiner ganzen Kunst nach ihrer augenblicklichen Empfindungen zu bedienen. Und das muß ein Jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdenken will.

Das Coloriren ist leichter, wenn man es von der Haltung trennt; aber in Verbindung mit derselben schwerer. Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es blos durch eine aufmerksame Beobachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll. Das Mehrste hängt jedoch hierbei von der Unterordnung in der Gruppirung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig gewesen sind: so wird die Verschiedenheit des Standorts, woraus die Leser, wofür Sie schrieben, Ihr Gemälde ansehen, nur eine allgemeine Ueberlegung verdienen.

Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie alles hergiebt, was sie hergeben kann. Viele, sehr Viele haben eine Menge von Eindrücken, sie mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bei sich verborgen, ohne daß sie es selbst wissen; man muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren, man muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerey bringen, um Alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele; Andere halten die Liebe zum Gegenstande für mächtiger, als den Durst zu Entdeckungen: jedes muß hierin sich selbst prüfen. Rousseau gab nie etwas von den ersten Aufwallungen seiner Seele; wer nur diese und nichts mehr giebt, der trägt nur solche Wahrheiten vor, die den Menschen insgemein auffallen und jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeschlagen habe, und hörte nicht auf, so lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieses ein großer Mann thut; so kann man so ziemlich sicher sein, daß er weiter vorgedrungen sei als

irgend ein Andrer vor ihm. So oft Sie sich mächtiger in der Empfindung als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist, Ihre Rede sei faul, Sie wollen nicht alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit ist, und lassen Sie sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingedrückt sind, und die sie selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen hat, müssen in Bewegung und Glut gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden, was sie auf andere Art ewig nicht thun wird, sie muß verliebt und erhitzt werden gegen ihren großen Gegenstand. — Aber auch für die Liebe giebt es keine Disposition; kaum weiß man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur andern gekommen ist.

XIV. Friedrich Karl von Moser.

(1723 — 1798.)

1. Das Publicum. *)

(Erster Theil S. 202.)

Die wichtigste Person in der Welt und zugleich der größte Märtyrer aller Zeiten ist das Publikum. Der Monarch appellirt an dessen Richter-Stuhl, der Gelehrte bewirbt sich um dessen Schutz, der Kaufmann ist dessen Lehrmeister, der Gerechte beruft sich auf dessen Einsicht, und der Heuchler verbirgt sich hinter seine Schwachheit. Keinem Kind sucht man so viel zu bereden, als dem Publico, und kein Greis ist noch je so kindisch geworden, den man so, als das Publikum, zu warnen beflissen wäre. Der Tyrann trotzt den Vorwürfen seines Gewissens mit dem Beifall des Publici, die Bedrängte und Verfolgte seufzen um dessen Mitleiden, der Mann nach der Welt hungert nach dessen Lob, und der Christ allein ist im Stand, ihm mit einer wahren und unverstellten, aber durch eine edelmüthige Gleichgültigkeit tingirten Ehrerbietung, unter die Augen zu treten.

Eine solche vornehme Person verdient allerdings, daß wir sie genauer betrachten.

Der ganze Menschen-Stand zusammen, oder, wo man es noch enger einschränken will, die Einwohner eines jeden Staats machen zusammen ein allgemeines Publicum aus. Diese gehen die Worte an: Das gemeine Wesen, das gemeine Beste, die gemeine Wohlfart, der gemeine Ruhestand u. s. w.

In einem genauer bestimmten Sinn aber, machen das Publicum alle diejenige Menschen aus, welche bey einer auf die menschliche Gesellschaft überhaupt gehenden Sache besonders interessiret seynd; oder, noch auf einer andern Seite, welche dem Verstand und Einsichten nach fähig genug, oder durch Macht und Ansehen wenigstens privilegirt genug seynd, von den Gründen einer Sache zu urtheilen, das Urtheil treffe übrigens zu oder nicht.

---

*) Friderich Carls von Moser Fürstlich-Hessen-Casselischen Geheimen Raths gesammelte moralische und politische Schriften. Zwei Bände. Frankfurt am Mayn. Gebhard. 1763." 8.

Es ergiebt sich daraus von selbsten der Schluß, daß solchemnach eine jede Haupt=Classe und Gattung der Menschen wiederum ihr eigenes Publicum ausmache, und diese wollen wir näher beleuchten.

Das Publicum der Souverains und Regenten ist eigentlich die Nachwelt, welche ihre Thaten und Handlungen mit einem richtenden Auge betrachtet. Diesen inappellablen Richter=Stul haben die Regenten selbst anerkannt, und die Exempel könnten mit tausenden angeführet werden, da sie sich selbst darauf berufen, ihre Handlungen dergestalt eingerichtet zu haben, oder einrichten zu wollen, wie sie solche vor GOtt und der Nachwelt zu verantworten sich getrauen.

Das ist ein gefährliches Publicum vor einen Herrn, der nur groß ware, so lang er lebte.

Ihm drohen in der Nachwelt Feinde,
Die sehen seine Grösse klein.

Gleichwie aber die Erforschungen der Nachwelt eigentlich auf diejenige Handlungen gerichtet seynd, welche man entweder ganz zu verbergen, oder unter dem Deckmantel des Rechts und der Wahrheit der Welt vorzulegen beflissen gewesen, so ist hinwiederum eine von den Souverain's selbst anerkannte Pflicht, auch bey ihren Lebzeyten von grossen Begebenheiten und Unternehmungen eine Art der Rechenschaft vor der gegenwärtig Welt abzulegen, welches der Grund der häufigen Manifeste ist, womit die Kriege unter den Grossen der Welt angekündet, begleitet und gerechtfertiget werden. — — —

Auch ausser dieser feyerlichen Gelegenheit lassen sowohl grosse Herren als andere vielfältig ihre Ansprüche und wahre oder vermeintliche Rechte, Streit=Schriften ꝛc. durch den Druck gemein machen, mit der demüthigen Aufschrift: Dem unpartheyischen Publico zur Prüfung vorgelegt u. s. w. Das unpartheyische Publicum aber seynd in diesem Fall nur die Leute, welche ein so gut Gemüth haben, alles das zu glauben, was hier gesagt und behauptet wird. Das Publicum ist hier ein Ja=Herr, dergleichen Patrioten man hie und da in **Collegiis** findet; wer aber den mindesten Zweifel hat, oder gar Einwürfe zu machen sich beygehen läßt, der gehöret ein= vor allemal nicht mehr zum unpartheyischen Publico.

Gleichwohl ist es in der That selbst an dem, daß, wann auch die Götter der Erden uns Kleinen die Ehre nicht erwiesen, die Gültigkeit ihrer Rechte unserer Prüfung und Beurtheilung zu übergeben, so würden wir uns auch ohngebeten diese Freyheit ohnehin herausnehmen; ja es ist so wahr, daß die Grossen das Urtheil der Welt über ihre Handlung und Betragen hoch zu schätzen wissen, daß in Cabinets= und Staats=Aufsätzen alle ersinnliche Mühe angewendet wird, dieselbe von ihrer schönen, oder wenigstens entschuldbaren Seite darzustellen. — — —

Es sitzen zu allen Zeiten und in jedem Staat Männer auf der Warthe, welche einen weit grösseren Horizont haben, um scharfe Blicke in das Ganze zu thun, als diejenige, so sich mitten in dem Getümmel und Lermen der Geschäfte befinden; ihr Zeugniß verewigt in gleichem Grad grosse Tugenden und grosse Fehler, um ihr Lob buhlen Monar=

chen, Ministers, Helden und Gelehrte mit eben dem Eifer, als ihr Tadel zugleich der Lohn schlechter und lasterhafter Handlungen ist, und nach dem Ausspruch der grossen und tugendhaften Königin Maria von Groß-Britannien, ist diese Rache, ihr Gedächtniß zu beschimpfen, in einem überaus geringen Verhältniß gegen das unendliche Unheil, welches die Mächtigen der Erden unter den Menschen anrichten.

Unsere Teutsche aus so vielen grossen und kleinen Herren, ächten und falschen Grund-Sätzen, löblichen und tadelhaften Absichten, vermischte und an Wundern göttlicher Vorsehung zusammenhängende Staats-Verfassung macht ein Publikum von ganz besonderer Art aus. In den Expeditionen der Reichs-Canzley findet sich das Teutsche Publicum so eng als möglich, beysammen. Alle und jede Chur-Fürsten und Fürsten, Geistliche und Weltliche, Prälaten, Grafen, Freyen, Herren, Ritter, Knechte, Landvoigte, Hauptleute, Vize-Domben, Voigte, Pfleger, Verweser, Amtleute, Landrichter, Schultheisse, Bürgermeister, Richter, Räthe, Burger, Gemeinden und sonst alle andere unsere und des Reichs Unterthanen und Getreue, in was Würden, Stand und Wesen die seyen. Die Rang-Ordnung ist hier eben nicht sonderlich beobachtet, die Formul ist aber noch aus der alten Welt, und wir, wir leben jetzt in der besten und zwar Teutschen Welt.

Wer daran noch zweifelt, kan, ohne eine Theodice oder Metaphysic zu lesen, davon überzeugt werden, wann er nur unsere Reichs- und Crays-Tags-Handlungen mit Aufmerksamkeit betrachtet. Das müste wohl bey uns die beste Welt im vollkommensten Verstande seyn, wann die so häufig vorkommende Formuln von **Salus publica**, **Bonum publicum**, **Securitas publica**, und dergleichen Weyd-Sprüche so sehr in der Bedeutung in Erfüllung giengen, als diese Worte an sich kräftig und patriotisch klingen. Es seynd schon geraume Jahre, die ich in Erforschung der Teutschen Staats-Verfassung zubringe, es kan seyn, andere sehen noch tiefer, ich liefere meine Erklärung, so gut sie mir meine eigene Erfahrung an die Hand giebt:

Salus publica ist eine Galanterie, eine Artigkeit und Ehren-Wort, das bey Gastmahlen und Gesundheit-Trinken an hohen Geburts- und Namens-Festen mit der meisten Devotion ausgesprochen wird. Zu Teutsch trinkt man es auch zuweilen in dem schönen Reim:

Guter Sachen Wohlergehen,
Schlimmer Sachen besser stehen.

Das **Bonum publicum** bezieht sich auf eine Stelle in der güldenen Bulle, darinnen steht: **Quod Imperator debeat esse Vir bonus**, ein guter Herr, oder, wie die Alten sagten, ein guter Mann, so wie ihn die Teutsche gern haben möchten, der die Grosse machen läßt, was sie wollen, der ein Auge zuthut, wann der Mächtigere den Schwächern drückt u. s. w. **Bonum Publicum** heißt also nach der Reichs-Grund-Sprache: Ach du gutes **Publicum!** Wie wirds dir noch gehen? Wo wills noch mit dir hinaus? so wie wir alle Tage im gemeinen Leben sagen: Der gute Mensch! er dauert mich, es mag ihm wohl übel gehen ꝛc. und so schickt man ihn unter lauter Bedauren von einem zum

andern und der letzte weißt ihm den Weg ins Lazareth, wo die Noth=leidende auf Kosten des verstorbenen barmherzigen **Publici** erquicket werden.

Securitas publica ist ein Wort, das man zu Kriegs= und Frie=dens=Zeiten höret. Wann der Rhein ein Stück von der Reichs=Vestung Kehl nach Holland hinunter geführet hatte, oder wann die Arbeits=Leute und Commendanten zu Philippsburg ihre Rechnungen einschicken, dann hört man eifrig von der **Securitate Publica** sprechen; zu Kriegs=Zeiten aber ist es eine Warnungs=Stimme gegen die Teutsche Schlaf=sucht, und man hörte sie sehr oft und laut, als der fromme Cardinal **Fleury** und sein Waffen=Träger **de la Noue** uns bereden wollte: Wir sollten nur sicher und ruhig seyn, er wolle uns mit 50000 Mann bewachen, daß wir in unserer Schlaf=Trunckenheit nicht gestöhret wür=den. Diese Krankheit wandelt den alten gebrechlichen Staats=Cörper so oft an, daß daraus noch weit gefährlichere, ja tödtliche Zufälle ent=stehen können. — — —

Mit unbeschreiblicher Mühe oder doch wenigstens Freude überliefert ein Auctor das Werk seiner Hände (dann der Geist wird oft dabey vermißt) der Presse, es kommt auf die Messen, von da in die Zeitun=gen und das ist der eigentliche Zeitpunct der declarirten Autorschaft. Ein paar hundert Leute lesens und denken dabey, was sie wollen; der hat schon etliche Bücher von der Materie, und spottet also dessen, der abgedroschene Dinge schreibt, jener hat wohl selbst davon schreiben wol=len, und ärgert ihn, daß ihm dieser zuvor gekommen, in dieser Gesin=nung nimmt er sich vor, ihn zu tadeln und zu schimpfen, nach wenigen Jahren schreibt endlich ein anderer noch schöner und besser, da wird Auctor, Zeitung und Journal miteinander zu Maculatur. Indessen haben doch beyde das Vergnügen gehabt, daß das Publicum eine Zeit=lang von ihren geredt, gelesen und geschrieben hat.

Wie mancher Gelehrte versitzt sich bey später Lampe Gesundheit und Ruhe, um ein Vorwurf der Reden des Publici, oder, nach der gelehrten Sprache, um unsterblich zu werden, welche Verewigung sich aber oftermalen mit einer sehr sichtbaren zeitlichen Auszehrung endiget, die um so betrübter ist, weil sich ein Haus voll Kinder, ein gewöhnliches Glück fleißiger Gelehrten, nicht wohl auf die Nachwelt aßigniren läßt, wann der Auctor sich nicht bey Lebzeiten mit einem mit baaren Mitteln versehenen Publico bekannt gemacht hat.

Regius ist ein arbeitsamer, fleißiger, geschickter Rath, der bis Mit=ternacht unter den Acten sitzt, mit Chicanen einschläft, von Terminen, Bescheiden, Interlocuten, Läuterungen und Ober=Läuterungen träumt und über den Urthels=Gebühren wieder erwacht. Elendes Leben vor einen zur Ewigkeit geschaffenen Geist. Er lebt, schwebt, ißt, trinkt, geht, steht und denkt in lauter Processen, und zum Glück ist ihm letzt=hin sein Bedienter entwischt, als er ihn in Gedanken vor einen **Libel-lum Gravaminum** angesehen, und übel mit ihm umspringen wollen. Wann er halb so viel arbeitete, würde doch noch Zank genug in der Welt übrig bleiben, er bekommt deswegen nicht mehr Besoldung, die Sachen selbst werden nicht mehrers gefördert, dann er arbeitet immer

in Vorrath, er thut es auch nicht aus Mitleiden, dann er ist in allen andern Sachen ein rauher Mann, sein einiger Zweck ist, den er auch erhält, zu hören: Der Mann opfert sich dem Dienst des gemeinen Wesens ganz auf, das muß man ihm lassen, er ist der fleißigste im ganzen Collegio. Laßt es viel seyn, so sprechen 500 Leute, so, das mag mir ein Publicum heissen. Fünf Stund davon ist ein ander Publicum, wo man von Regio gar nichts weiß, sein Haupt ist ein Amtmann, der 20 Dörfer und Höfe unter sich hat, welche bey etlich tausend Menschen in sich fassen. Er thut sein Amt, wie jener Pfaf:

Stat bene cum Superioribus et facit officium suum taliter qualiter,

indessen lobt ihn das ganze Amt, und kein Bauer geht aus der Schenke, daß er nicht seines Amtmanns Gesundheit getrunken hätte, welche er selbst ohnehin auf das beste zu pflegen unermüdet ist. Ich glaube nicht, daß dieser mit dem Regius jemals tauschen wird. — — —

Zu wichtigern Personen zu kommen, wie mancher Minister hat sich an dem Glücks-Rad Europens müde gedrehet, und er ist begraben und vergessen. Der ehrwürdige Verfasser der güldenen Bulle ist vergessen, und die Baademagd Kayser Wenzels ist bey den Zierrathen der güldenen Bulle in Kupfer gestochen, ja die Nachwelt hebt ihren Namen, den nichtswerthen Nahmen, auf, wann mancher redliche Ritter vergebens um eine Ahne sucht, die ihm in seinem Stamm-Baum fehlet.

Sollte eine reife Erwegung aller dieser Umstände nicht im Stand seyn, die mannigfaltige Krankheiten zu vertreiben, woran jeder in seinem eigenen Spital darnieder liegt: Die Helden-Sucht, das Auctor-Fieber, der unordentliche Appetit nach Rang, Tituln, Lob und Ruhm und andern schädlichen Speisen, die schwer zu verdauen sind, und nicht selten die edelste Säfte in Fäulniß setzen.

Es ist schön gelebt, wann man sich würklich um die Welt verdient gemacht hat, und diesen Ruhm kan ein jeder in seiner Maasse erwerben. Männer von Gaben und Verstand verdienen den Dank der Welt durch Entdeckungen in Wissenschaften und gemeinnützlichen Künsten; oder auch durch mehrere Erhellung und Erweiterung an sich schon bekannter Wahrheiten. Eben so wahr ist aber auch, daß nicht alle Weltweise berufen seynd, **Leibnitze** zu seyn, und bey der unzählbaren Menge wahrer und titular-Patrioten reicht ein . . eines Haupts höher über alles Volk. Ich mache daraus den Schluß, daß ein jeder Verdienste genug habe, wann er treu und beflissen ist in demjenigen Stand, worein ihn die göttliche Vorsehung gesetzt hat. Ein Minister muß sich freylich auf eine andere Art um den Staat verdient machen, als ein Fabricant, und dieser wieder anders als ein Lumpen-Sammler, ohngeachtet diese beyde letzte eben wohl nöthige und nützliche Personen in einem Lande seynd.

Viele Menschen erwerben sich auch dadurch Verdienste, wann sie gar nichts thun, wenigstens möchte ich diese Art Verdienste der Gattung Teutscher Dichter wünschen, welche mit ihren verdammlichen und verbuhleten Liedern das Heiligthum der Dichtkunst entweyhet, und ihre

Namen bey denen, die Tugend lieben und reines Herzens seynd, so verewigt haben, als die Namen derer, die an dem Schand-Pfahl angenagelt seynd, verewigt werden. — — —

2. Reliquien. *)

Die Gedächtniß-Münzen zu Ehren verdienter Männer erreichen ihren Zweck nur halb, sie werden in geringer Anzahl ausgeprägt und verschließen sich in Cabineten. Sie sollten geringer an innerm Werth, in größerer Menge und als eine currente Land-Münze ausgeprägt werden; um das Andenken deßen, zu weßen Ehren sie dienen sollen, dadurch bekannter und den Eindruck zur Nacheiferung stärker und allgemeiner zu machen. **) — —

Es gibt gebohrne ehrliche Leute und gebohrne Spizbuben. — —

Es kommen tausend Fälle in dem Leben eines tugendhafften Manns vor, von deren Thun oder Laßen er so wenig jemand überzeugen kan, als man zu Zeiten den Grund des Wohl- oder Nichtgefallens von einem Gemählde anzugeben im Stand ist; die Zärtlichkeit seines moralischen Gefühls ist der einige Entscheidungs-Grund, er wird nur von denen, so gleich delicaten Herzens sind, verstanden. — —

Ein treuer Diener ist in dem Regiment des Landes, was die Träger an einem Haus sind, sie dürfen nicht lang unersezt bleiben, sonst sinckts. — —

Das Vorurtheil hat aufgehört, daß zu gewißen Geschäfften nur eine gewiße Gattung Menschen brauchbar seyen, das jezige Jahrhundert hat große militarische Gesandten aufzuweisen. — —

Verstand allein ist der Fürst im einfärbigen Kleid am Gala-Tage seines Hofs, Wiz allein, das Braut-Gesicht einer Schöne, Verstand und Wiz beysammen Salomo in seiner Herrlichkeit. — —

XV. Immanuel Kant.

(1724 — 1804.)

1. Aus der „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels."

(1755)

Man darf nicht erstaunen, selbst in dem Großen der Werke Gottes, eine Vergänglichkeit zu verstatten. Alles, was endlich ist, was einen Anfang und Ursprung hat, hat das Merkmal seiner eingeschränkten Natur in sich; es muß vergehen und ein Ende haben. Die Dauer eines Weltbaues hat durch die Vortrefflichkeit ihrer Errichtung, eine Beständigkeit in sich, die, unsern Begriffen nach, einer unendlichen Dauer nahe kommt. Vielleicht werden tausend, vielleicht Millionen Jahrhunderte sie nicht vernichten; allein, weil die Eitelkeit, die an den endlichen Naturen haftet, beständig an ihrer Zerstörung arbeitet; so

---

*) „Reliquien. Frankfurt am Mayn. Gebhard. 1766." 8.

**) Dieß ist wirklich in neuerer Zeit durch einen Cabinetsbefehl des Königs Ludwig von Bayern im Münzwesen eingeführt worden.

wird die Ewigkeit alle mögliche Perioden in sich halten, um durch einen allmähligen Verfall den Zeitpunct ihres Unterganges doch endlich herbei zu führen. Newton, dieser große Bewunderer der Eigenschaften Gottes, aus der Vollkommenheit seiner Werke, der mit der tiefsten Einsicht in die Trefflichkeit der Natur, die größte Ehrfurcht gegen die Offenbarung der göttlichen Allmacht verband, sahe sich genöthiget, deren Natur ihren Verfall durch den natürlichen Hang, den die Mechanik der Bewegung dazu hat, vorher zu verkündigen. Wenn eine systematische Verfassung durch die wesentliche Folge der Hinfälligkeit, in großen Zeitläuften auch den allerkleinsten Theil, den man sich nur gedenken mag, dem Zustande ihrer Verwirrung nähert; so muß in dem unendlichen Ablaufe der Ewigkeit doch ein Zeitpunkt sein, da diese allmählige Verminderung alle Bewegung erschöpfet hat.

Wir dürfen aber den Untergang eines Weltgebäudes nicht als einen Verlust der Natur bedauern. Sie beweiset ihren Reichthum in einer Art von Verschwendung, welche, indem einige Theile der Vergänglichkeit den Tribut bezahlen, sich durch unzählige neue Zeugungen in dem ganzen Umfang ihrer Vollkommenheit unbeschadet erhält. Welch eine unzählige Menge Blumen und Insecten zerstöret ein einziger kalter Tag; aber wie wenig vermisset man sie, ohnerachtet es herrliche Kunstwerke der Natur und Beweisthümer der göttlichen Allmacht sind; an einem andern Orte wird dieser Abgang mit Ueberfluß wiederum ersetzet. Der Mensch, der das Meisterstück der Schöpfung zu sein scheinet, ist selbst von diesem Gesetze nicht ausgenommen. Die Natur beweiset, daß sie eben so reich, eben so unerschöpflich in Hervorbringung des trefflichsten unter den Kreaturen, als des geringschätzigsten ist, und daß selbst deren Untergang eine nothwendige Schattirung in der Mannigfaltigkeit ihrer Sonnen ist, weil die Erzeugung derselben ihr nichts kostet. Die schädlichen Wirkungen der angesteckten Luft, die Erdbeben, die Ueberschwemmungen, vertilgen ganze Völker von dem Erdboden; allein es scheinet nicht, daß die Natur dadurch einigen Nachtheil erlitten habe. Auf gleiche Weise verlassen ganze Welten und Systeme den Schauplatz, nachdem sie ihre Rolle ausgespielet haben. Die Unendlichkeit der Schöpfung ist groß genug, um eine Welt oder eine Milchstraße von Welten, gegen sie anzusehen, wie man eine Blume, oder ein Insect, in Vergleichung gegen die Erde, ansiehet. Indessen, daß die Natur mit veränderlichen Auftritten die Ewigkeit auszieret, bleibt Gott in einer unaufhörlichen Schöpfung geschäftig, den Zeug zur Bildung noch größerer Welten zu formen.

Es ist uns nicht einmal recht bekannt, was der Mensch anjetzo wirklich ist, ob uns gleich das Bewußtsein und die Sinne hievon belehren sollten; wie viel weniger werden wir errathen können, was er dereinst werden soll. Dennoch schnappet die Wißbegierde der menschlichen Seele sehr begierig nach diesem von ihr so entfernten Gegenstande, und strebet, in solchem dunkeln Erkenntnisse einiges Licht zu bekommen.

Sollte die unsterbliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab selber nicht unterbricht, sondern nur verändert, an diesen Punkt des Weltraumes, an unsere Erde jederzeit geheftet bleiben? Sollte sie niemals von den übrigen Wundern der Schöpfung eines näheren Anschauens theilhaftig werden? Wer weiß, ist es ihr nicht zugedacht, daß sie dereinst jene entfernten Kugeln des Weltgebäudes, und die Trefflichkeit ihrer Anstalten, die schon von weitem ihre Neugierde so reitzen, in der Nähe soll kennen lernen? Vielleicht bilden sich darum noch einige Kugeln des Planetensystems aus, um nach vollendetem Ablaufe der Zeit, die unserem Aufenthalte allhier vorgeschrieben ist, uns in andern Himmeln neue Wohnplätze zu bereiten. Wer weiß, laufen nicht jene Trabanten um den Jupiter, um uns dereinst zu leuchten?

Es ist erlaubt, es ist anständig, sich mit dergleichen Vorstellungen zu belustigen; allein Niemand wird die Hoffnung des Künftigen auf so unsichere Bilder der Einbildungskraft gründen. Nachdem die Eitelkeit ihren Antheil an der menschlichen Natur wird abgefordert haben: so wird der unsterbliche Geist, mit einem schnellen Schwunge, sich über alles, was endlich ist, emporschwingen, und in einem neuen Verhältnisse gegen die ganze Natur, welche aus einer näheren Verbindung mit dem höchsten Wesen entspringet, sein Dasein fortsetzen. Forthin wird die erhöhete Natur, welche die Quelle der Glückseligkeit in sich selber hat, sich nicht mehr unter den äußeren Gegenständen zerstreuen, um eine Beruhigung bei ihnen zu suchen. Der gesammte Inbegriff der Geschöpfe, welcher eine nothwendige Uebereinstimmung zum Wohlgefallen des höchsten Urwesens hat, muß auch sie zu dem seinigen haben, und wird sie nicht anders, als mit immerwährender Zufriedenheit rühren.

In der That, wenn man mit solchen Betrachtungen, und mit den vorhergehenden, sein Gemüth erfüllet hat; so giebt der Anblick eines bestirnten Himmels, bei einer heitern Nacht, eine Art des Vergnügens, welches nur edle Seelen empfinden. Bei der allgemeinen Stille der Natur und der Ruhe der Sinne, redet das verborgene Erkenntnißvermögen des unsterblichen Geistes eine unnennbare Sprache, und giebt unausgewickelte Begriffe, die sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben lassen. Wenn es unter den denkenden Geschöpfen dieses Planeten niederträchtige Wesen giebt, die, ungeachtet aller Reizungen, womit ein so großer Gegenstand sie anlocken kann, dennoch im Stande sind, sich fest an die Dienstbarkeit der Eitelkeit zu heften: wie unglücklich ist diese Kugel, daß sie so elende Geschöpfe hat erziehen können? Wie glücklich aber ist sie anderer Seits, da ihr unter den aller annehmungswürdigsten Bedingungen ein Weg eröffnet ist, zu einer Glückseligkeit und Hoheit zu gelangen, welche unendlich weit über die Vorzüge erhaben ist, die die allervortheilhafteste Einrichtung der Natur in allen Weltkörpern erreichen kann?

2. Betrachtungen über das Gefühl vom Erhabenen und Schönen.

(1764.)

(S. 1.)

Die verschiedenen Empfindungen des Vergnügens, oder des Verdrusses, beruhen nicht so sehr auf der Beschaffenheit der äußeren Dinge, die sie erregen, als auf dem jedem Menschen eigenen Gefühle, dadurch mit Lust oder Unlust gerühret zu werden. Daher kommen die Freuden einiger Menschen, woran andre einen Ekel haben, die verliebte Leidenschaft, die öfters jedermann ein Räthsel ist, oder auch der lebhafte Widerwille, den der eine woran empfindet, was dem andern völlig gleichgültig ist. Das Feld der Beobachtungen dieser Besonderheiten der menschlichen Natur erstrecket sich sehr weit, und verbirgt annoch einen reichen Vorrath zu Entdeckungen, die eben so anmuthig als lehrreich sind. Ich werfe vorjetzt meinen Blick nur auf einige Stellen, die sich in diesem Bezirke besonders auszunehmen scheinen, und auch auf diese mehr das Auge eines Beobachters, als des Philosophen.

Weil ein Mensch sich nur in so fern glücklich findet, als er eine Neigung befriediget: so ist das Gefühl, welches ihn fähig macht, große Vergnügen zu genießen, ohne dazu ausnehmende Talente zu bedürfen, gewiß nicht eine Kleinigkeit. Wohlbeleibte Personen, deren geistreicher Autor ihr Koch ist, und deren Werke von feinem Geschmacke sich in ihrem Keller befinden, werden bei gemeinen Zoten und einem plumpen Scherze in eben so lebhafte Freude gerathen, als diejenige ist, worauf Personen von edeler Empfindung so stolz thun. Ein bequemer Mann, der die Vorlesung der Bücher liebt, weil es sich sehr wohl dabei einschlafen läßt; der Kaufmann, dem alle Vergnügen läppisch scheinen, dasjenige ausgenommen, was ein kluger Mann genießt, wenn er seinen Handlungsvortheil überschlägt; derjenige, der das andere Geschlecht nur in so fern liebt, als er es zu den geniesbaren Sachen zählet; der Liebhaber der Jagd, er mag nun Fliegen jagen, wie Domitian, oder wilde Thiere wie A==; alle diese haben ein Gefühl, welches sie fähig macht, Vergnügen nach ihrer Art zu genießen, ohne daß sie andere beneiden dörfen, oder auch von andern sich einen Begriff machen können; allein ich wende vorjetzt darauf keine Aufmerksamkeit. Es gibt noch ein Gefühl von feinerer Art, welches entweder darum so genennet wird, weil man es länger ohne Sättigung und Erschöpfung genießen kann, oder weil es, so zu sagen, eine Reitzbarkeit der Seele voraussetzt, die diese zugleich zu tugendhaften Regungen geschickt macht, oder weil sie Talente und Verstandesvorzüge anzeigt; da im Gegentheile jene bei völliger Gedankenlosigkeit stattfinden können. Dieses Gefühl ist es, wovon ich eine Seite betrachten will. Doch schließe ich hiervon die Neigung aus, welche auf hohe Verstandes-Einsichten geheftet ist, und den Reitz, dessen ein Kepler fähig war, wenn er wie Bayle berichtet, eine seiner Empfindungen nicht um ein Fürstenthum würde verkauft haben. Diese Empfindung ist gar zu fein, als daß sie in gegenwärtigen Entwurf gehören sollte, welcher nur das sinnliche Gefühl berühren wird, dessen auch gemeinere Seelen fähig sind.

Das feinere Gefühl, das wir jetzt erwegen wollen, ist vornehmlich zwiefacher Art; das Gefühl des Erhabenen und des Schönen. Die Rührung von beyden ist angenehm: aber auf sehr verschiedene Weise. Der Anblick eines Gebirges, dessen beschneyte Gipfel sich über Wolken erheben, die Beschreibung eines rasenden Sturmes, oder die Schilderung des höllischen Reiches von Milton, erregen Wohlgefallen aber mit Grausen; dagegen, die Aussicht auf blumenreiche Wiesen, Thäler mit schlängelnden Bächen, bedeckt von weidenden Heerden, die Beschreibung des Elysium, oder Homers Schilderung von dem Gürtel der Venus, veranlassen auch eine angenehme Empfindung, die aber fröhlich und lächlend ist. Damit jener Eindruck auf uns in gehöriger Stärke geschehen könne: so müssen wir ein Gefühl des Erhabenen, und, um die letztere recht zu genießen, ein Gefühl für das Schöne haben. Hohe Eichen und einsame Schatten im heiligen Hayne sind erhaben, Blumenbetten, niedrige Hecken und in Figuren geschnittene Bäume sind schön. Die Nacht ist erhaben, der Tag ist schön. Gemüthsarten, die ein Gefühl für das Erhabene besitzen, werden durch die ruhige Stille eines Sommerabends, wenn das zitternde Licht der Sterne durch die braunen Schatten der Nacht hindurch bricht, und der einsame Mond im Gesichtskreise steht, allmählich in hohe Empfindungen gezogen, von Freundschaft, von Verachtung der Welt, von Ewigkeit. Der glänzende Tag flößt geschäftigen Eifer und ein Gefühl von Lustigkeit ein. Das Erhabene rührt, das Schöne reitzt. Die Mine des Menschen, der im vollen Gefühle des Erhabenen sich befindet, ist ernsthaft, bisweilen starr und erstaunt. Dagegen kündigt sich die lebhafte Empfindung des Schönen durch glänzende Herrlichkeit in den Augen, durch Züge des Lächlens, und oft durch laute Lustigkeit an. Das Erhabene ist wiederum verschiedener Art. Das Gefühl desselben ist bisweilen mit einigem Grausen, oder auch Schwermuth, in einigen Fällen blos mit ruhiger Bewunderung, und in noch andern mit einer über einen erhabenen Plan verbreiteten Schönheit begleitet. Das erstere will ich das Schreckhafterhabene, das zweyte das Edle und das dritte das Prächtige nennen. Tiefe Einsamkeit ist erhaben, aber auf eine schreckhafte Art. Daher große weitgestreckte Einöden, wie die ungeheure Wüste Chamo in der Tartarey, jederzeit Anlaß gegeben haben, fürchterliche Schatten, Kobolde und Gespensterlarven dahin zu versetzen.

Das Erhabene muß jederzeit groß, das Schöne kann auch klein seyn. Das Erhabene muß einfältig, das Schöne kann geputzt und geziert seyn. Eine große Höhe ist eben sowohl erhaben, als eine große Tiefe: allein dieß ist mit der Empfindung des Schauderns begleitet, jene mit der Bewunderung; daher diese Empfindung schreckhaft erhaben, und jene edel seyn kann. Der Anblick einer Aegyptischen Pyramyde rührt, wie Hasselquist berichtet, weit mehr, als man sich aus aller Beschreibung es vorstellen kann: aber ihr Bau ist einfältig und edel. Die Peterskirche in Rom ist prächtig. Weil auf diesen Entwurf, der groß und einfältig ist, Schönheit, z. E. Gold, mosaische Arbeit ꝛc. ꝛc. so verbreitet ist, daß die Empfindung des Erhabenen doch am meisten

hindurch wirkt: so heißt der Gegenstand prächtig. Ein Arsenal muß edel und einfältig, ein Residenzschloß prächtig, und ein Lustpallast schön und geziert seyn.

Eine lange Dauer ist erhaben. Ist sie von vergangener Zeit, so ist sie edel; wird sie in einer unabsehlichen Zukunft vorausgesehen, so hat sie etwas vom Schreckhaften an sich. Ein Gebäude aus dem entferntesten Alterthume ist ehrwürdig. Hallers Beschreibung von der künftigen Ewigkeit flößt ein sanftes Grausen, und von der vergangenen starre Bewunderung ein.

3. Beschluß der Kritik der praktischen Vernunft. *)

(1788.)

(S. 288.)

Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäfftigt: Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt, oder im Ueberschwenglichen, außer meinem Gesichtskreise, suchen und blos vermuthen; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtseyn meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußeren Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich-Große mit Welten über Welten, und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweyte fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort, in blos zufälliger, sondern allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines thierischen Geschöpfs, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweyte erhebt dagegen meinen Werth, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Thierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens so viel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseyns durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt.

Allein, Bewunderung und Achtung können zwar zur Nachforschung reizen, aber den Mangel derselben nicht ersetzen. Was ist nun zu thun, um diese, auf nutzbare und der Erhabenheit des Gegenstandes angemessene Art, anzustellen? Beyspiele mögen hiebey zur Warnung, aber auch

*) „Kritik der praktischen Vernunft von Immanuel Kant. Riga. Hartknoch. 1788." 8.

zur Nachahmung dienen. Die Weltbetrachtung fing von dem herrlichsten Anblicke an, den menschliche Sinne nur immer vorlegen, und unser Verstand, in ihrem weiten Umfange zu verfolgen, nur immer vertragen kann, und endigte — mit der Sterndeutung. Die Moral fing mit der edelsten Eigenschaft in der menschlichen Natur an, deren Entwickelung und Cultur auf unendlichen Nutzen hinaussieht, und endigte — mit der Schwärmerey, oder dem Aberglauben. So geht es allen noch rohen Versuchen, in denen der vornehmste Theil des Geschäftes auf den Gebrauch der Vernunft ankommt, der nicht, so wie der Gebrauch der Füße, sich von selbst, vermittelst der öftern Ausübung, findet, vornehmlich wenn er Eigenschaften betrifft, die sich nicht so unmittelbar in der gemeinen Erfahrung darstellen lassen. Nachdem aber, wiewol spät, die Maxime in Schwang gekommen war, alle Schritte vorher wohl zu überlegen, die die Vernunft zu thun vorhat, und sie nicht anders, als im Gleise einer vorher wohl überdachten Methode, ihren Gang machen zu lassen, so bekam die Beurtheilung des Weltgebäudes eine ganz andere Richtung, und mit dieser zugleich einen, ohne Vergleichung glücklichern Ausgang. Der Fall eines Steins, die Bewegung einer Schleuder, in ihre Elemente und dabei sich äußernde Kräfte aufgelöst, und mathematisch bearbeitet, brachte zuletzt diejenige klare und für alle Zukunft unveränderliche Einsicht in den Weltbau hervor, die, bei fortgehender Beobachtung, hoffen kann, sich immer nur zu erweitern, niemals aber, zurückgehen zu müssen, fürchten darf.

Diesen Weg nun in Behandlung der moralischen Anlagen unserer Natur gleichfalls einzuschlagen, kann uns jenes Beispiel anräthig seyn, und Hoffnung zu ähnlichem guten Erfolg geben. Wir haben doch die Beispiele der moralisch-urtheilenden Vernunft bey Hand. Diese nun in ihre Elementarbegriffe zu zergliedern, in Ermangelung der Mathematik aber ein der Chemie ähnliches Verfahren, der Scheidung des Empirischen vom Rationalen, das sich in ihnen vorfinden möchte, in wiederholten Versuchen am gemeinen Menschenverstande vorzunehmen, kann uns Beydes rein, und, was Jedes für sich allein leisten könne, mit Gewißheit kennbar machen, und so, theils der Verirrung einer noch rohen ungeübten Beurtheilung, theils (welches weit nöthiger ist) den Genieschwüngen vorbeugen, durch welche, wie es von Adepten des Steins der Weisen zu geschehen pflegt, ohne alle methodische Nachforschung und Kenntniß der Natur, geträumte Schätze versprochen und wahre verschleudert werden. Mit einem Worte: Wissenschaft (critisch gesucht und methodisch eingeleitet) ist die enge Pforte, die zur Weisheitslehre führt, wenn unter dieser nicht blos verstanden wird, was man thun, sondern was Lehrern zur Richtschnur dienen soll, um den Weg zur Weisheit, den jedermann gehen soll, gut und kenntlich zu bahnen, und andere vor Irrwegen zu sicheren; eine Wissenschaft, deren Aufbewahrerin jederzeit die Philosophie bleiben muß, an deren subtiler Untersuchung das Publicum keinen Antheil, wohl aber an den Lehren zu nehmen hat, die ihm, nach einer solchen Bearbeitung, allererst recht hell einleuchten können.

XVI. Fried. Gottlieb Klopstock.

(1724—1803.)

Aus der Gelehrtenrepublik. *)

1. Für junge Dichter.

(S. 122.)

Dreyerley vor allen Dingen, sagte ein Zunftältester zu einem Jünglinge, der ihm seine Neigung zur Dichtkunst gestanden hatte: Untersuchung des Menschen, Vorübungen, und Sprachkenntniß. Wenn du den Menschen nicht kennst, wie er gewöhnlich ist; und wie er seyn könnte, und selten ist: so weißt du weder aus noch ein, wenn nun Noth an den Mann geht, das heißt, wenn du den rechten, den vorzüglich, oder bisweilen allein wirkenden Punkt bey einer Vorstellung treffen sollst. Doch diese Untersuchung erfodert Jahre; und du kannst, eh du sie vollendet hast, Vorübungen machen. Von Vorübungen hab' ich noch nie etwas gehört. Es ändert bey der Sache nichts, daß du jetzo das erstemal davon hörst. Zeichnet der künftige Mahler nicht die Glieder des menschlichen Leibes einzeln, und die, bey denen es ihm am wenigsten gelingt, wohl hundertmal, eh er sich an die ganze edle Gestalt wagt? Und hat er etwa Unrecht, daß er es thut? Und soll sich vielleicht der künftige Dichter deßwegen nicht vorüben, weil seine Kunst schwerer ist? Die grammatische Richtigkeit der Sprache inne haben, macht den kleinereren und leichtereren Theil der Sprachkenntniß aus. Versteh mich ja recht. Ich sage dieß nur in Vergleichung mit dem größeren und schwereren. Denn an sich selbst ist er weder klein noch leicht. Bei der eigentlichen und vorzüglichsten Sprachkenntniß kommt es darauf an, daß man die Bedeutungen der Wörter in ihrem ganzen Umfange wisse. Dieser begreift unter andern den Sinn in sich, den ein Wort, in der oder jener Verbindung der Gedanken, auch haben kann. Umfang setzt Grenzen. Du mußt also auch wissen, was ein Wort nicht bedeuten könne. Manche Wörter wimmeln, (ich rede besonders in unsrer Sprache) von vielfachen Bestimmungen der Hauptbedeutung oder Hauptbedeutungen: manche haben überdieß eine gewisse Biegsamkeit noch neue Bestimmungen anzunehmen, vorausgesetzt, daß die Stelle, wo sie stehen, es erfodere, oder wenigstens zulasse. Diese neuen Bestimmungen sind oft nur kleine, sanfte Schattierungen; aber so klein sie sind, so gehören sie doch mit zur Darstellung. Ohne sie mangelt ihr etwas, sie ist noch nicht ganz vollendet. Wie wenig versteht also der von der Sprache, und was

---

*) „Die deutsche Gelehrtenrepublik, ihre Einrichtung, ihre Gesetze, Geschichte des letzten Landtags. Auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Wlemar. Herausgegeben von Klopstock." Im 12. Band von „Klopstocks Werken. Leipzig. Göschen. 1798—1817. 12 Bände." gr. 8.

kann er darstellen, der nicht einmal die Hauptbedeutungen der Wörter recht kennt. Ein Maler, der blau und roth nicht von einander unterscheiden könnte, läßt sich zwar nicht denken, und doch gleicht ihm derjenige Dichter, dem es an jener Kenntniß fehlt. Zu den vielfachen Bestimmungen der Hauptbedeutungen gehört auch sanfter und starker Klang, langsame und schnelle Bewegung der Wörter, ja sogar die verschiedene Stellung dieser Bewegungen. Wie soll ihm aber, (mich däucht du fragst mich das) ein Mann thun, dessen Sprache ihm zu solchen Bemerkungen wenigen oder keinen Anlaß gibt, und die nicht einmal Wörter genug hat, geschweige denn viele von starker, reicher, und vielseitiger Bedeutung? Allein was geht uns denn dieser Mann an? Meinent- und deinenthalben mag er so viel er nur immer will und kann in Prosa schreiben; und es so oft und lange, als es ihm gefällig ist, Poesie nennen. Doch wenn solcher Mann nun endlich zu der Einsicht kommt, wie es, in Beziehung auf die Poesie, mit seiner Sprache eigentlich beschaffen ist, was soll er dann anfangen? Dafür laßt du ihn sorgen. Freu du dich, daß du eine Sprache hast, die der griechischen nicht nur frey unter die Augen treten, sondern die ihr auch wohl diese und jene Frage thun darf.

Man macht sich von dem, was die Sprache ausdrücken kann, keinen richtigen Begriff, wenn man sie sich, auf der einen Seite, durch Buchstaben bezeichnet; und auf der andern, von der Aktion des Redenden begleitet, vorstellt. Der eigentliche Umfang der Sprache ist das, was man, ohne den Redenden zu sehn, höret. Man hört aber Töne, die Zeichen der Gedanken sind, durch die Stimme so gebildet, daß vieles von dieser Bildung nicht gelehrt werden kann, sondern vorgesagt werden muß, um gelernt zu werden. Die unlehrbare Bildung der Töne begreift besonders das in sich, was das Sanfte oder Starke, das Weiche oder Rauhe, das Langsame und Langsamere, oder das Schnelle und Schnellere dazu beitragen, daß die Töne völlig zu solchen Gedankenzeichen werden, als sie seyn sollen. Man höret ferner mit dieser Tonbildung eine andre, die, in sehr vielen und sehr fein verschiedenen Graden, Leidenschaft ausdrückt. Diese zweite Tonbildung ist allen ein Geheimniß, denen ihr Gefühl nichts darüber sagt. Sie hat sogar mehr Schattierungen, als der Gesang. Nur der deklamirt gut, dem diese doppelte Tonbildung gelingt. Wer Dichter werden will, kann von dem guten Deklamator mehr als Eine Sache lernen.

1) Die Wirkungen des Wohlklangs. Sogar rauhe Töne gehören, wenn sie der Inhalt erfordert, mit zum Wohlklange. Cynthius zupfe dich beim Ohre, wenn du einen Trieb bei dir fühlst, diese Anmerkung zu mißbrauchen. 2) Die Wirkungen des Silbenmaaßes. Aber hier hat mancher sonst vortreffliche Deklamator noch selbst zu lernen. Da es so wenig ist, was er zu lernen hat, so ist es merkwürdig, daß er es noch nicht weiß. Wir müssen bei ihm voraussetzen, daß er seine Sprache und also auch ihr Tonmaaß kenne. Dieß also vorausgesetzt, so hat er gar nichts weiter zu thun, als die Längen genug und recht hören zu lassen. Recht läßt er

aber die Längen nicht eher hören, als bis der Zuhörer die Verschiedenheiten derselben, die durch die Dehnung, und, im abgebrochnen Tonhalte, durch die Zahl und Beschaffenheit der Mitlaute, entstehn, bemerken kann. Geschieht dieses, so erfolgt alles übrige von selbst, und der Rhytmus fängt auf einmal an zu tanzen. Mehr oder weniger Schnelligkeit, oder auch mehr oder weniger Langsamkeit entstehn von selbst aus der rechten Tonbildung der Leidenschaft. 3) Wieviel die Wörter ausdrücken können. Man hatte oft einem Worte so viel Ausdrückendes nicht zugetraut, als man durch die volle gedoppelte Tonbildung der Deklamation hört. 4) Was die Wörter nicht ausdrücken können. Der Deklamator sieht wohl, was der Dichter hat sagen wollen, er sucht ihm auch, ob er es gleich nicht gesagt hat, fortzuhelfen. Da er aber nichts Gezwungenes thun darf; und das vorkommende Wort nun einmal nicht gut gewählt ist; so muß er es wenigstens in einem gewissen Grade fallen lassen. Dieses Fallen lassen des Deklamators kann manches Licht in der Wortkenntniß geben. Du hast mich ein wenig erschreckt; aber ich will lernen; und ich freue mich, daß ich eine solche Sprache zu lernen habe.

1. Aus dem goldnen Abece der Dichter.

(S. 145.)

Laß du dich kein Regulbuch irren, wie dick es auch sey, und was die Vorred auch davon bemelde, daß ohne solchen Wegweiser keiner, der da dichtet, könne auch nur Einen sichern Schritt thun. Frag du den Geist, der in dir ist, und die Dinge, die du um dich siehst und höreſt, und die Beschaffenheit deß, wovon du vorhast zu dichten; und was die dir antworten, dem folge. Und wenn du's nun hast zu Ende bracht, und kalt worden bist von dem gewaltigen Feuer, womit du dein Werk hast arbeitet; so untersuch alle deine Tritt und Schritt noch Einmal; und wo sie etwa wankend gewesen sind und gleithaft, da geh du von neuem einher, und halt solchen Gang, der stark und fest sey. Willst du dich nach gethaner Arbeit erholen und erlustigen; so nimm der dicken Regulbücher eines zur Hand, und lauf hie und da die Narrentheidungen durch, die du vor dir findest.

3. An den, welcher die Geschichte unsrer Sprache schreiben wird.

(S. 154.)

Jüngling, oder Mann, denn ich weiß nicht, sagte Ekhard, wer es thun wird, merke dir zuerst, und vor allen Dingen, daß deine Sprache eine reichhaltige, vollblühende, fruchtschwere, tönende, gemessene, freye, bildsame, (doch wer kann von ihr alles sagen, was sie ist?) männliche, edle, und vortreffliche Sprache ist, der es kaum die griechische, und keine der andern Europäersprachen bieten darf.

Aus celtischer Wurzel wuchs sie nicht auf. Denn Cäsar rühmt's an Arioviſten, daß er gut gallisch spreche. Späh du ihrer Wurzel nicht nach. Denn wer wollte in solcherley Staube umsonst wühlen.

Die Barden, die über Cäsars Rheinbrücken, gerechte Leute, spotteten; Hermannen bewunderten, weil er's werth war; Bojokalen beweinten; die kühnen Franken vom schwarzen Meer an bis zu der Rheinmünde geleiteten, die .. von diesem allen sey kurz, denn du kannst weiter nichts, als ich auch kann, dieß nämlich: Ihrem Andenken eine heiße deutsche Thräne hinstürtzen lassen.

In Ulphila findest du den ersten Quell der Sprache. Aber er fließt nur kärglich; denn nur wenig Ueberbleibsel haben wir gerettet.

Der Angel und der Sachse, die Britannien eroberten, haben viel Schätze hinterlassen. Ekler, aber auch dummer Kaltsinn hat sie vergraben. Scharre du sie auf.

Manesse sah beim Sammeln nicht sonderlich scharf; doch etwas Goldes ist gleich wohl drin.

Von den Minnesängern bis zu Luthern ist ein weiter Weg. Ich hatte nie der Muße genung um zu sehn, ob dort auch Rosen an den Dornen wären. Du mußt ihn auf deiner Wanderschaft gehen.

Niemand, der weiß, was eine Sprache ist, erscheine ohne Ehrerbietung vor Luthern. Unter keinem Volke hat Ein Mann so viel an seiner Sprache gebildet. Dein Werk führt dich zu unsern Zeitgenossen. Untersuche, und vergleiche sie unter einander. So nur kannst du's treffen. Triffst du's, so wird dein Ausspruch auch der Ausspruch der Enkel seyn. Gehab dich wohl, Jüngling oder Mann, und geh an dein Werk.

4. Von einem zu schreibenden deutschen Wörterbuche.

(S. 280.)

Die Crusca, die französische Akademie, Johnson haben Wörterbücher ihrer Sprachen geschrieben. Der einzelne Mann hat's besser, als die Gesellschaften gemacht. Gleichwohl würden es Mehrere doch noch besser, als selbst ein solcher einzelner Mann machen können. In der Crusca, und unter den Akademisten theilte man sich öfter Vorurtheile, als richtige Untersuchungen mit; und so gieng es denn, wie es gegangen ist. Johnson hat mehr und tiefer in seiner Sprache untersucht, als jemals ein anderer in der seinigen. Allein unserer Sprache würde selbst ein Johnson zwar wohl das Wasser, aber keinen Wein reichen. Sie hat dazu einen zu großen Umfang. Also muß ein deutsches Wörterbuch wenigsteus von einigen geschrieben werden. Aber diese müssen ja in keine Gesellschaft zusammen geknetet seyn. Krieg muß seyn, Aller gegen Alle! Ueber ein einziges Wort, besonders wenn es viele und bedeutende Abkömmlinge hat, müssen sich oft zehn und mehr widersprechen. Aber da wird man ja nur immer ungewisser, Diejenigen, die Wörterbücher schreiben, sollen ja die Sprache festsetzen. Festsetzen? Als wenn die unsrige nicht schon beynah durchgehends festgesetzt wäre? und es eine lebende Sprache jemals ganz würde? Und dann sollten es vier, fünf, zehn, zwölf Männer thun können? Seit wenn haben denn die Nationen aufgehört ihre Sprachen festzusetzen? Nach den Scribenten, kann das kleine Häuf-

chen Untersucher zu Festsetzungen veranlassen. Das ist es alles; aber auch das schon ist Verdienst um die Nation. Welche sollen denn die Untersucher seyn? Wer will und kann; denn das letzte gehört doch gleichwohl auch mit zur Sache. Und wer hernach der Sammler des Zerstreuten. Auch wer will und kann. Wenn der's aber nun schlecht macht? wegwirft, was er behalten sollte, und behält, was er wegwerfen sollte? So kommt ein anderer, der Augen im Kopfe hat, und macht es besser. Nur keine grauen Haare wegen der Sammlung. Alles kommt darauf an, daß der Sammler was vorfinde, wobey ihm die Lust zur Wahl ankommen kann. Ich werde nächstens einmal ein Paar Scherfe eines ersten Beitrags mitbringen.

XVII. Isaak Iselin.

(1728 — 1782.)

Geschichte der brittischen Freiheit.*)

(Zweiter Theil. S. 328.)

Unter allen Nationen der Erde ist nur eine, bey welcher die politische Freyheit sich in einem beträchtlichen Glanze zeiget.

Früher als in allen übrigen nordischen Reichen wurde in dem glücklichen Albion die persönliche Knechtschaft aufgehoben; jeder Einwohner in die Rechte der Menschheit eingesetzet, und jedem Bürger die Vorzüge seines Standes versichert. Schon im dreyzehnten Jahrhunderte erschien die große Charte, und schon vor derselben war durch andre die Freyheit des Volkes vestgesetzet. Diese Charte ist eines der schönsten Denkmäler der Freiheit. Sie machet dem Verstand derjenigen Ehre, welche dieselbe in so barbarischen Zeiten entworfen haben, obgleich sie in der That selbst ein Beweistum der Barbarey ist. Diese muste sehr groß seyn, indem es einen allgemeinen Aufstand brauchete, um Rechte aufleben zu machen, welche die Natur und die Vernunft den Völkern fast alle unstreitig zueignen, und welche nur die äusserste Erniedrigung und die härteste Ungerechtigkeit denselben rauben konnten.

Engelland belehret uns, wie viel es gebrauchet, bis diese schätzbare Nation die geheiligten Rechte der Menschheit, welche ihnen ihre Herren mehr als ihre Könige entzogen hatten, hervorzusuchen erleuchtet, und solche zu behaupten muthig genug geworden ist. Es ist bekannt, wie oft die große Charte, dieses Palladium der englischen Freyheit, erneuert, und wie öfter noch dieselbe verletzet worden ist. Jahrhunderte hindurch kämpfeten die Gesetze und die Grundsätze mit der Gewohnheit. Die lieblichen Blicke der Freyheit, die sich bisweilen zeigeten, wurden sogleich durch düstere Finsternisse verdrungen. Dieses ist das natürliche Schicksal aller unbestimmten Verfassungen. Wenn in solchen der Fürst oder

---

*) „Isaak Iselin über die Geschichte der Menschheit. Neue und verbesserte Auflage. Zürich. Orell. Zwei Bände. 1768." 8.

die Großen, listig, unternehmend und standhaft sind, so wird ihnen ein jeder gegen sie mislungener Versuch ein Anlaß, ihre Macht zu befestigen. Die wahre Freyheit, eine kostbare Frucht einer geläuterten Vernunft, und einer tiefen Einsicht in die Rechte der Menschheit, konnte in diesen rohen Zeiten noch nicht entwickelt seyn.

Noch in dem Laufe des sechszehnten Jahrhunderts waren die Gemüther der Großen allzu unbändig, um sich Gesetzen zu unterwerfen, welche die heiligen Rechte der Kleinern versicherten. Noch unter Heinrich dem siebenten hatten jene eine Menge besoldeter Anhänger von dem Adel, und auch von den niedrigsten Ständen, welche alles für sie wagten, und welche dagegen bey ihnen Schutz wider alle Anfälle fanden.

Dem Fürsten und dem Bürger gleich furchtbar bekämpfeten sie oft die Tyranney und bisweilen die redlichen Absichten des erstern, indem sie die schwache Rechte des leztern immer unterdrückten. Umsonst rief der Unterdrückte unmächtige Gesetze wider diejenigen, welche sich dem Fürsten selbst furchtbar zu machen wusten. Mächtiger und wirksamer als die Gesetze, brachten die Handelschaft, die Reichtümer, die Künste, und die bequemere Lebensart die Gemüther zu der glücklichen Reife, welche die Freyheit erforderte. Sie gaben den Leidenschaften und den Neigungen einen ganz neuen Schwung, und sie verbanneten allmählig die Rohigkeit und die Wildheit der alten Sitten. Der Adel fand nach und nach mehr Freude, sich durch Pracht und durch Kostbarkeit in Gebäuden, im Hausgeräthe, in Mahlzeiten hervorzuthun als durch eine Menge roher Anhänger. Das gemeine Volck verlohr also diese dem Staate so schädliche Zuflucht; sah sich genöthiget, sich auf die bessern Künste und Gewerbe zu legen, und wurde für sich selbst unabhängig und glücklich, und für den Staat nützlich und schätzbar.

Die Erlaubnis, welche eine tiefe Politik dem Adel zu Veräusserung seiner Lehen ertheilete, trug nicht weniger bey, die ungeheuere Uebermacht desselben zu schwächen; und den Bürger und den Landmann einer wahren Freyheit, und eines sichern Wolstandes theilhaft zu machen. So wurden die kostbaren Rechte der Freyheit und des Eigentums festgesetzet; so wurden der Feldbau und die Handelschaft aufgemuntert; so wurde der bürgerliche Stand reicher, beträchtlicher, und für den Vorzug der Freyheit fühlbarer. Die Begünstigungen der Kaufleute, der Rechtsgelehrten, der Geistlichkeit, war nicht minder für die Könige ein glückliches Mittel, den Adel noch tiefer zu erniedrigen.

Diese Erniedrigung aber erhöhete weit mehr das Ansehn des Königs, als sie die Freyheit des Bürgers beförderte. Herr Hume merket sehr vielfältig an, daß nichts so sclavisches erdacht werden könne, als die Parlamenter unter Heinrich dem achten. Diese räumeten dem König eine vollkommene Gewalt ein, bewilligten knechtisch alle desselben Grausamkeiten, Ungerechtigkeiten, Verfolgungen, Gewissenszwänge, und andere eigensinnige Einfälle, und zeigten nie einigen Widerstand, als wenn es darum zu thun war, Geld herzugeben.

Unter den folgenden Regierungen bis auf Carln den ersten ging es meistens auf die gleiche Weise. Die Könige, und insonderheit die

Königinnen Maria und Elisabeth, herrschten eigenmächtiger, als irgend ein Monarch in Europa. Die Freiheit der Englischen Nation that sich in diesen Zeiten so wenig hervor, daß Carl der fünfte den Gesanten Eduards des sechsten zu Brüssel sagte: Der König in Engelland sey unumschränkter als der in Frankreich. So wollten auch die Schotten nicht in die Heyrath ihrer Königin mit dem nemlichen Eduard dem sechsten einwilligen, aus Furcht die großen Vorrechte eines Königs in Engelland möchten ihre Freyheiten verschlingen,

Dieses ist eine neue Probe, wie Grundsätze und Gesetze lang vestgesetzet seyn können, eher die Geister starck, oder erleuchtet genug werden, dieselben in Ausübung zu bringen. Es braucht hierzu meistens eine besondere Gährung der Leidenschaften, einen Enthusiasmus, der sich nur bey großen Anläßen äussert und eine Erschütterung, die alle Begriffe der Menschen zerrüttet, den gewohnten Lauf derselben gäntzlich unterbricht, und demselben eine vollkommen neue Richtung giebt. Ohne eine solche glückliche Revolution bleiben die dnrch die Gewohnheit geheiligten Misbräuche unverletzlich und unzerstörbar. — — —

XVIII.

Johann Georg Ritter von Zimmermann.

(1728—1795.)

Ruhe in der Einsamkeit.

Ruhe der Seele ist das höchste Glück auf Erden. Einfalt des Herzens gewährt diese Ruhe, wenn man sich absondert von dem Getümmel der Welt, wenn man alle seine Ansprüche und Wünsche einschränkt, allen Fügungen Gottes sich unterwirft, Alles mit Gelindigkeit ansieht und betrachtet, aber auch dann Nichts mehr hört, als das Fallen des Wassers von dem Felsen herab, das Säuseln erfrischender Winde und etwa einen Vogel in hoher Luft. —

Solches Glückes ist das Herz empfänglich, wenn es Freude hat an erhabener Natur und an jedem Blümchen der Thäler, an Allem, wodurch wir die Seele erweitern, oder was sich in sanfte Bilder zerschmelzt.

Ruhe aber heißt nicht Müßiggehen oder Lagern im Schatten. Der Uebergang vom Lästigen zum Gefälligen, vom Geschäftszwange zum ruhigen, stillen Betrachten ist auch Ruhe. Ein Weiser sagte darum, er sei niemals weniger müssig, als wenn er Muße habe, und sey niemals weniger einsam, als wenn er allein sei. Starke Seelen werden durch Muße und Einsamkeit nicht eingeschläfert, sondern ermuntert; und indem sie sich einer glücklich vollbrachten Arbeit nur deßwegen freuen, um gleich wieder eine neue anzufangen, verlangen sie nicht Ruhe für den Geist, sondern für das Herz.

Ach, nur zu wahr hat man gesagt, wer einem Zustande nachstrebe,

der von aller Beunruhigung frei sei, verfolge einen leeren Schatten. Wolle man darum seines Lebens recht froh sein, so müsse man nicht nach der Ruhe als nach dem Ziele streben, sondern sie nur als Mittel zu größerer Thätigkeit genießen. Und so suche man Ruhe in stiller Einsamkeit.

Bei allem Gewirre von Leidenschaft und Thränen, allem Unglücke kannte ich nie seeligere Stunden als die, da ich, ermüdet von Arbeit und Sorge, im Freien die Welt und die Welt mich vergaß. Diese Stunden der Ruhe fand ich in jeder einsamen Gegend. Alles Böse in der Welt vergißt man in kühlen Schatten, einsamen und anmuthigen Thälern. Alles, was mich drückte, Alles, was mich mit Widerwillen oder Eckel, Aerger und Zwang in den allgemeinen Wirbel hineinriß, lag mir da ferne weg. Ich bewunderte und genoß die stille Natur uud empfand Nichts als leises Vergnügen.

Ruhe muß aus dem Herzen quellen; aber Ruhe kommt mit jeder Tugend, die ihr zur Seite geht, bei äußerer Stille leichter ins Herz. Wie gutmüthig und friedsam wird man auch nur bei dem Murmeln eines Baches oder nach einem kleinen Schlaf unter einer hohen Tanne! Ruhige Natur wiegt uns so leicht in Sanfmuth ein, denn sich selbst hat man mehr Ursache unter den Menschen zu fliehen als die Menschen. Friede mit sich selbst ist Friede mit der ganzen Welt. Bei ruhigem Herzen betrachtet man Menschen und Dinge immer von der guten Seite. Unter lauter angenehmen Gefühlen lernt man in stiller Einsamkeit die Menschen lieben.

Die Natur und ein ruhiges Herz sind der schönste und erhabendste Tempel Gottes. Gottes Unermeßlichkeit und Allgegenwart heiligen jeden Hügel, auf dem ein friedsames und von bösen Leidenschaften freies Herz ihm sein stilles Opfer bringt. Er sieht uns allenthalben ins Herz und hört allenthalben auf ein frommes Gebet. Wir eilen aufwärts oder steigen nieder, keinen Staub finden wir, den nicht seine Macht erfüllet; aber auch keine Stätte, die das Feuer der Andacht mehr entzündet, als eine Gegend, in der das Erhabenste und Angenehmste in der Natur das Herz bei jedem Blick entzückt und alle unsere Empfindungen zerschmelzt in Bewunderung, Liebe und Ruhe.

XIX. Gotthold Ephraim Lessing.*)

(1729 — 1781.)

1. Aus Minna von Barnhelm.

(1760.)

Der deutsche Wirth.

(Akt I. Auftritt II.)

(Zwanzigster Band. S. 226.)

Minna von Barnhelm, Franziska, der Wirth.

Der Wirth. (den Kopf voranstreckend) Ist es erlaubt, meine gnädige Herrschaft? —

Franziska. Unser Herr Wirth? — Nur vollends herein.

Der Wirth. (eine Feder hinter dem Ohr, ein Blatt Papier und Schreibzeug in der Hand) Ich komme, gnädiges Fräulein, Ihnen einen unterthänigen guten Morgen zu wünschen, — (zur Franziska) und auch Ihr, mein schönes Kind. —

Franziska. Ein höflicher Mann!

Das Fräulein. Wir bedanken uns.

Franziska. Und wünschen Ihm auch einen guten Morgen,

Der Wirth. Darf ich mich unterstehen zu fragen, wie Ihro Gnaden die erste Nacht unter meinem schlechten Dache geruhet? —

Franziska. Das Dach ist so schlecht nicht, Herr Wirth; aber die Betten hätten können besser seyn.

Der Wirth. Was höre ich? Nicht wohl geruhet? Vielleicht, daß die gar zu große Ermüdung von der Reise —

Das Fräulein. Es kann seyn.

Der Wirth. Gewiß, gewiß! denn sonst — Indeß, sollte etwas nicht vollkommen nach Ihro Gnaden Bequemlichkeit gewesen seyn, so geruhen Ihro Gnaden nur zu befehlen.

Franziska. Gut, Herr Wirth, gut! Wir sind auch nicht blöde; und am wenigsten muß man im Gasthofe blöde seyn. Wir wollen schon sagen, wie wir es gern hätten.

Der Wirth. Hiernächst komme ich zugleich — (indem er die Feder hinter dem Ohre hervorzieht.)

Franziska. Nun? —

Der Wirth. Ohne Zweifel kennen Ihro Gnaden schon die weisen Verordnungen unserer Polizei.

Das Fräulein. Nicht im geringsten, Herr Wirth. —

Der Wirth. Wir Wirthe sind angewiesen, keinen Fremden, weß Standes und Geschlechts er auch sey, vier und zwanzig Stunden zu

---

*) Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Schriften. Berlin. Vossische Buchhandlung. 1825 — 1828. 34 Bände. 12.

behausen, ohne seinen Namen, Heimath, Charakter, hiesige Geschäfte, vermuthliche Dauer des Aufenthalts und so weiter, gehörigen Orts schriftlich einzureichen.

Das Fräulein. Sehr wohl.

Der Wirth. Ihre Gnaden werden also sich gefallen lassen — (indem er an einen Tisch tritt, und sich fertig macht, zu schreiben.)

Das Fräulein. Sehr gern. — Ich heiße —

Der Wirth. Einen kleinen Augenblick Geduld! — (er schreibt) „Dato, den 22. August a. c. allhier zum Könige von Spanien angelangt." — Nun Dero Namen, gnädiges Fräulein?

Fräulein. Das Fräulein von Barnhelm.

Wirth schreibt „von Barnhelm" — Kommend? woher, gnädiges Fräulein?

Das Fräulein. Von meinen Gütern aus Sachsen.

Der Wirth. (schreibt) „Gütern aus Sachsen" — Aus Sachsen! Ei, ei, aus Sachsen, gnädiges Fräulein? aus Sachsen?

Franziska. Nun? warum nicht? Es ist doch wohl hier zu Lande keine Sünde, aus Sachsen zu seyn?

Der Wirth. Eine Sünde? behüte! das wäre ja eine ganz neue Sünde! — Aus Sachsen also? Ei, ei! aus Sachsen! das liebe Sachsen — Aber wo mir recht ist, gnädiges Fräulein, Sachsen ist nicht klein, und hat mehrere — wie soll ich es nennen? — Distrikte, Provinzen. — Unsere Polizei ist sehr exakt, gnädiges Fräulein. —

Das Fräulein. Ich verstehe: von meinen Gütern aus Thüringen also.

Der Wirth. Aus Thüringen! Ja, das ist besser, gnädiges Fräulein, das ist genauer. — (schreibt und ließt) „Das Fräulein von Barnhelm, kommend von ihren Gütern aus Thüringen, nebst einer Kammerfrau und zwei Bedienten" —

Franziska. Einer Kammerfrau? das soll ich wohl seyn?

Der Wirth. Ja, mein schönes Kind. —

Franziska. Nun, Herr Wirth, so setzen Sie anstatt Kammerfrau, Kammerjungfer. — Ich höre, die Polizei ist sehr exakt; es möchte ein Mißverständniß geben, welches mir bei meinem Aufgebote einmal Händel machen könnte. Denn ich bin wirklich noch Jungfer, und heiße Franziska; mit dem Geschlechtsnamen Willig; Franziska Willig. Ich bin auch aus Thüringen. Mein Bater war Müller auf einem von den Gütern des gnädigen Fräuleins. Es heißt Klein-Rammsdorf. Die Mühle hat jetzt mein Bruder. Ich kam sehr jung auf den Hof, und ward mit dem gnädigen Fräulein erzogen. Wir sind von einem Alter! künftige Lichtmeß ein und zwanzig Jahr. Ich habe alles gelernt, was das gnädige Fräulein gelernt hat. Es soll mir lieb seyn, wenn mich die Polizei recht kennt.

Der Wirth. Gut, mein schönes Kind; das will ich mir auf weitere Nachfrage merken. — Aber nunmehr, gnädiges Fräulein, Dero Verrichtungen allhier? —

Das Fräulein. Meine Verrichtungen?

Der Wirth. Suchen Ihro Gnaden etwas bei des Königs Majestät?

Das Fräulein. O, nein?

Der Wirth. Oder bei unseren hohen Justitz Collegiis?

Das Fräulein. Auch nicht.

Der Wirth. Oder —

Das Fräulein. Nein, nein. Ich bin lediglich in meinen eignen Angelegenheiten hier.

Der Wirth. Ganz wohl, gnädiges Fräulein; aber wie nennen sich diese eigenen Angelegenheiten?

Das Fräulein. Sie nennen sich — Franziska, ich glaube, wir werden vernommen.

Franziska. Herr Wirth, die Polizei wird doch nicht die Geheimnisse eines Frauenzimmers zu wissen verlangen?

Der Wirth. Allerdings, mein schönes Kind: die Polizey will Alles wissen; und besonders Geheimnisse.

Franziska. Ja nun, gnädiges Fräulein; was ist zu thun? — So hören Sie nur, Herr Wirth; — aber daß es ja unter uns und der Polizei bleibt! —

Das Fräulein. Was wird ihm die Närrin sagen?

Franziska. Wir kommen, dem Könige einen Officier wegzukapern. —

Der Wirth. Wie? was? Mein Kind, mein Kind!

Franziska. Oder uns von dem Offizier kapern zu lassen. Beides ist eins.

Das Fräulein. Franziska, bist du toll? — Herr Wirth, die Naseweise hat Sie zum besten.

Der Wirth. Ich will nicht hoffen! Zwar mit meiner Wenigkeit kann sie scherzen, so viel sie will; nur mit einer hohen Polizei —

2. Aus dem Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie.

(1766.)

Die Gruppe des Laokoon.

(Zweiter Band. S. 171.)

Es gibt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechischer Meister, aber aus der Zeit der Kaiser halten, weil sie glauben, daß der Virgilische Laokoon dabei zum Vorbilde gedient habe. — — — Sie fanden ohne Zweifel zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters eine so besondere Uebereinstimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß beide von ungefähr auf einerlei Umstände sollten gefallen sein, die sich nichts weniger, als von selbst darbieten. Dabei setzten sie voraus, daß, wenn es auf die Ehre der Erfindung und des ersten Gedankens ankomme, die Wahrscheinlichkeit für den Dichter ungleich größer sey, als für den Künstler. Nur

scheinen sie vergessen zu haben, daß ein dritter Fall möglich sey. Denn vielleicht hat der Dichter eben so wenig dem Künstler, als der Künstler dem Dichter nachgeahmt, sondern beide haben aus einerlei ältern Quellen geschöpft. — — — Bewiesen oder nicht bewiesen, daß die Bildhauer dem Virgil nachgearbeitet haben; ich will es bloß annehmen, um zu sehen, wie sie ihm sodann nachgearbeitet hätten. Ueber das Geschrei habe ich mich schon erklärt. Vielleicht, daß mich die weitere Vergleichung auf nicht weniger unterrichtende Bemerkungen leitet.

Der Einfall, den Vater mit seinen beiden Söhnen durch die mörderischen Schlangen in einen Knoten zu schürzen, ist ohnstreitig ein sehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein malerischen Phantasie zeigt. Wem gehört er? dem Dichter, oder den Künstlern? — —

Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geschildert. Sie haben die Knaben umstrickt, und da der Vater ihnen zu Hülfe kommt, ergreifen sie auch ihn (**corripiunt**). Nach ihrer Größe konnten sie sich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte also einen Augenblick geben, da sie den Vater mit ihren Köpfen und Vordertheilen schon angefallen hatten, und mit ihren Hintertheilen die Knaben noch verschlungen hielten. Dieser Anblick ist in der Fortschreitung des poetischen Gemäldes nothwendig; der Dichter läßt ihn seltsam empfinden; nur ihn auszumalen, dazu war jetzt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, scheint eine Stelle des Donatus zu bezeugen. Wie viel weniger wird er den Künstlern entwischt seyn, in deren verständiges Auge, alles was ihnen vortheilhaft werden kann, so schnell und deutlich einleuchtet?

In den Wendungen selbst, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon führt, vermeidet er sorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirksamkeit zu lassen. — —

Hierin mußten ihm die Künstler nothwendig folgen. Nichts giebt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affekte besonders ist das sprechendste Gesicht ohne sie unbedeutend. Arme, durch die Ringe der Schlangen fest an den Körper geschlossen, würden Frost und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Also sehen wir sie, an der Hauptfigur sowohl, als an den Nebenfiguren, in völliger Thätigkeit, und da am meisten beschäftigt, wo gegenwärtig der heftigste Schmerz ist.

Weiter aber auch nichts, als diese Freiheit der Arme, fanden die Künstler zuträglich, in Ansehung der Verstrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib, und doppelt um den Hals des Laokoon sich winden, und hoch mit ihren Köpfen über ihn hinausragen. — —

Dieses Bild füllt unsere Einbildungskraft vortrefflich; die edelsten Theile sind bis zum Ersticken gepreßt, und das Gift geht gerade nach dem Gesichte. Dessenungeachtet war es kein Bild für Künstler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um diese bemerken zu können, mußten die Haupttheile so frei seyn als möglich, und durchaus mußte kein äußerer Druck auf

sie wirken, welcher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muskeln verändern und schwächen könnte. Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene schmerzliche Einziehung des Unterleibes, welche so sehr ausdrückend ist, würde unsichtbar geblieben seyn. Was man über, oder unter, oder zwischen den Windungen von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Pressungen und Aufschwellungen erschienen seyn, die nicht von dem innern Schmerze, sondern von der äußern Last gewirkt worden. Der eben so oft umschlungene Hals würde die pyramidalische Zuspitzung der Gruppe, welche dem Auge so angenehm ist, gänzlich verdorben haben; und die aus dieser Wulst ins Freie hinausragenden spitzen Schlangenköpfe hätten einen so plötzlichen Abfall von Mensur gemacht, daß die Form des Ganzen äußerst anstößig geworden wäre. Es gibt Zeichner, welche unverständig genug gewesen sind, sich dessenungeachtet an den Dichter zu binden. Was denn aber auch daraus geworden, läßt sich unter andern aus einem Blatte des Franz Cleyn mit Abscheu erkennen. Die alten Bildhauer übersahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunst hier eine gänzliche Abänderung erforderte. Sie verlegten alle Windungen von dem Leibe und Halse, um die Schenkel und Füße. Hier konnten diese Windungen, dem Ausdrucke unbeschadet, so viel decken und pressen, als nöthig war. Hier erregten sie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künstlichen Fortdauer des nämlichen Zustandes sehr vortheilhaft ist.

Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß die Kunstrichter diese Verschiedenheit, welche sich in den Windungen der Schlangen zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters so deutlich zeigt, gänzlich mit Stillschweigen übergangen haben. Sie erhebt die Weisheit der Künstler eben so sehr, als die andere, auf die sie alle fallen, die sie aber nicht sowohl anzupreisen wagen, als vielmehr nur zu entschuldigen suchen. Ich meine die Verschiedenheit in der Bekleidung. Virgil's Laokoon ist in seinem priesterlichen Ornate, und in der Gruppe erscheint er mit seinen beiden Söhnen völlig nackend. Man sagt, es gebe Leute, welche eine große Ungereimtheit darin fänden, daß ein Königssohn, ein Priester, bei einem Opfer nackend vorgestellt werde. Und diesen Leuten antworten Kenner der Kunst in allem Ernste, daß es allerdings ein Fehler wider das Uebliche sey, daß aber die Künstler dazu gezwungen worden, weil sie ihren Figuren keine anständige Kleidung geben können. Die Bildhauerei, sagen sie, könne keine Stoffe nachahmen; dicke Falten machten eine üble Wirkung; aus zwey Unbequemlichkeiten habe man also die geringste wählen, und lieber gegen die Wahrheit selbst verstoßen, als in den Gewändern tadelhaft werden müssen. Wenn die alten Artisten bei dem Einwurfe lachen würden, so weiß ich nicht, was sie zu der Beantwortung sagen dürften. Man kann die Kunst nicht tiefer herabsetzen, als es dadurch geschieht. Denn gesetzt, die Sculptur könnte die verschiedenen Stoffe eben so gut nachahmen, als die Malerei: würde sodann Laokoon nothwendig bekleidet seyn müssen: Würden wir unter dieser Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk

sklavischer Hände, eben so viel Schönheit, als das Werk der ewigen Weisheit, ein organisirter Körper? Erfordert es einerley Fähigkeiten, ist es einerley Verdienst, bringt es einerlei Ehre, jenes oder diesen nachzuahmen? Wollen unsere Augen nur getäuscht seyn und ist es ihnen gleichviel, womit sie getäuscht werden?

Bei dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand; es verdeckt nichts; unsere Einbildungskraft sieht überall hindurch Laokoon habe es bei dem Virgil, oder habe es nicht; sein Leiden ist ihr an jedem Theile seines Körpers einmal so sichtbar, wie das andere. Die Stirne ist mit der priesterlichen Binde für sie umbunden, aber nicht umhüllt. Ja sie hindert nicht allein nicht, diese Binde; sie verstärkt auch noch den Begriff, den wir uns von dem Unglücke des Leidenden machen.

Nichts hilft ihm seine priesterliche Würde, selbst das Zeichen derselben, das ihm überall Ansehn und Verehrung verschaft, wird von dem giftigen Geifer durchnetzt und entheiligt.

Aber diesen Nebenbegriff mußte der Artist aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden sollte. Hätte er dem Laokoon auch nur diese Binde gelassen, so würde er den Ausdruck um ein großes geschwächt haben. Die Stirne wäre zum Theil verdeckt worden, und die Stirne ist der Sitz des Ausdrucks. Wie er also dort, bei dem Schreien, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, so opferte er hier das Uebliche dem Ausdrucke auf. Ueberhaupt war das Uebliche bei den Alten eine sehr geringschätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst sie auf die völlige Entbehrung desselben führte. Schönheit ist diese höchste Bestimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunst mit der Noth zu thun? Ich gebe es zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt; aber was ist sie gegen die Schönheit der menschlichen Form? Und wird der, der das Größere erreichen kann; sich mit dem Kleinern begnügen? Ich fürchte sehr der vollkommenste Meister in Gewändern zeigt durch diese Geschicklichkeit selbst, woran es ihm fehlt.

3. Aus der Hamburgischen Dramaturgie.

(1767.)

a. Die Schauspielkunst.

(Vier und zwanzigster Band, S. 42.)

Wenn Shakespeare nicht ein eben so großer Schauspieler in der Ausübung gewesen ist, als er ein dramatischer Dichter war, so hat er doch wenigstens eben so gut gewußt, was zu der Kunst des einen, als was zu der Kunst des andern gehört. Ja vielleicht hatte er über die Kunst des erstern um so viel tiefer nachgedacht, weil er so viel weniger Genie dazu hatte. Wenigstens ist jedes Wort, das er dem Hamlet, wenn er die Komödianten abrichtet, in den Mund legt, eine goldne Regel für alle Schauspieler, denen an einem vernünftigen Beifall gelegen ist. „Ich bitte euch," läßt er ihn unter andern zu den Komödianten sagen, „sprecht die Rede so, wie ich sie euch vorsagte;

die Zunge muß nur eben darüber hinlaufen. Aber wenn ihr mir sie so heraushalset, wie es manche von unsern Schauspielern thun: seht, so wäre mir es eben so lieb gewesen, wenn der Stadtschreiber meine Verse gesagt hätte. Auch durchsägt mir mit eurer Hand nicht so sehr die Luft, sondern macht alles hübsch artig; denn mitten in dem Sturme, mitten, so zu reden, in dem Wirbelwinde der Leidenschaften, müßt ihr noch einen Grad von Mäßigung beobachten, der ihnen das Glatte und Geschmeidige gibt."

Man spricht so viel von dem Feuer des Schauspielers; man zerstreitet sich so sehr, ob ein Schauspieler zu viel Feuer haben könne. Wenn die, welche es behaupten, zum Beweise anführen, daß ein Schauspieler ja wohl am unrechten Orte heftig, oder wenigstens heftiger seyn könne, als es die Umstände erfordern: so haben die, welche es leugnen, Recht zu sagen, daß in solchem Falle der Schauspieler nicht zu viel Feuer, sondern zu wenig Verstand zeige. Ueberhaupt kommt es aber wohl darauf an, was wir unter dem Worte Feuer verstehen. Wenn Geschrei und Kontorsionen Feuer sind, so ist es wohl unstreitig, daß der Akteur darin zu weit gehen kann. Besteht aber das Feuer in der Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Stücke, die den Akteur ausmachen, das Ihrige dazu beitragen, um seinem Spiele den Schein der Wahrheit zu geben: so müssen wir diesen Schein der Wahrheit nicht bis zur äußersten Illusion getrieben zu sehen wünschen, wenn es möglich wäre, daß der Schauspieler allzuviel Feuer in diesem Verstande anwenden könnte. Es kann also auch nicht dieses Feuer seyn, dessen Mäßigung Shakespeare, selbst in dem Strome, in dem Sturme, in dem Wirbelwinde der Leidenschaften verlangt: er muß blos jene Heftigkeit der Stimme und der Bewegung meinen; und der Grund ist leicht zu finden, warum auch da, wo der Dichter nicht die geringste Mäßigung beobachtet hat, dennoch der Schauspieler sich in beiden Stücken mäßigen müsse. Es gibt wenig Stimmen, die in ihrer äußersten Anstrengung nicht widerwärtig würden; und allzu schnelle, allzu stürmische Bewegungen werden selten edel seyn. Gleichwohl sollen weder unsere Augen, noch unsere Ohren beleidigt werden; und nur alsdann, wenn man bei Aeußerungen der heftigen Leidenschaften alles vermeidet, was diesen oder jenen unangenehm seyn könnte, haben sie das Glatte und Geschmeidige, welches ein Hamlet auch noch da von ihnen verlangt, wenn sie den höchsten Eindruck machen, und ihm das Gewissen verstockter Frevler aus dem Schlafe schrecken sollen.

Die Kunst des Schauspielers steht hier zwischen den bildenden Künsten und der Poesie mitten inne. Als sichtbare Malerei muß zwar die Schönheit ihr höchstes Gesetz seyn; doch als transitorische Malerei braucht sie ihren Stellungen jene Ruhe nicht immer zu geben, welche die alten Kunstwerke so imponirend macht. Sie darf sich, sie muß sich das Wilde eines Tempesta, das Freche eines Bernini öfters erlauben; es hat bei ihr alles das Ausdrückende, welches ihm eigenthümlich ist, ohne das Beleidigende zu haben, das es in den bildenden Künsten durch den permanenten Stand erhält. Nur muß sie nicht allzu lange

darin verweilen; nur muß sie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmälig vorbereiten, und durch die darauf folgenden wiederum in den allgemeinen Ton des Wohlanständigen auflösen; nur muß sie ihm nie alle die Stärke geben, zu der sie der Dichter in seiner Bearbeitung treiben kann. Denn sie ist, zwar eine stumme Poesie, aber die sich unmittelbar unseren Augen verständlich machen will; und jeder Sinn will geschmeichelt seyn, wenn er die Begriffe, die man ihm in die Seele zu bringen giebt, unverfälscht überliefern soll.

b. Von den dramatischen Charakteren.

(Vier und zwanzigster Band. S. 171 und 241.)

Weßwegen wählt der tragische Dichter wahre Namen? Nimmt er seine Charaktere aus diesen Namen; oder nimmt er diese Namen, weil Charaktere, welche ihnen die Geschichte beilegt, mit den Charakteren, die er in Handlung zu zeigen, sich vorgenommen, mehr oder weniger Gleichheit haben? Ich rede nicht von der Art, wie die meisten Trauerspiele vielleicht entstanden sind, sondern wie sie eigentlich entstehen sollten. Oder, mich mit der gewöhnlichen Praxis der Dichter übereinstimmender auszudrücken: sind es die bloßen Fakta, die Umstände der Zeit und des Orts, oder sind es die Charaktere der Personen, durch welche die Fakta wirklich geworden, warum der Dichter lieber diese, als eine andere Begebenheit wählt? Wenn es die Charaktere sind, so ist die Frage gleich entschieden, wie weit der Dichter von der historischen Wahrheit abgehen könne. In allem, was die Charaktere nicht betrifft, so weit er will. Nur die Charaktere sind ihm heilig; diese zu verstärken, diese in ihrem besten Lichte zu zeigen, ist alles, was er von dem Seinigen dabei hinzuthun darf; die geringste wesentliche Veränderung würde die Ursache aufheben, warum sie diese und nicht andere Namen führen; und nichts ist anstößiger, als wovon wir uns keine Ursache angeben können. Ich habe mich vielmehr schon dahin geäußert, daß die Charaktere dem Dichter weit heiliger seyn müssen, als die Fakta. Einmal, weil, wenn jene genau beobachtet werden, diese, in so fern sie eine Folge von jenen sind, von selbst nicht viel anders ausfallen können; da hingegen einerlei Faktum sich aus ganz verschiedenen Charakteren herleiten läßt. Zweitens, weil das Lehrreiche nicht in bloßen Faktis, sondern in der Erkenntniß besteht, daß diese Charaktere unter diesen Umständen solche Fakta hervorzubringen pflegen, und hervorbringen müssen. Gleichwohl hat es Marmontel gerade umgekehrt. Daß es einmal in dem Seraglio eine europäische Sklavin gegeben, die sich zur gesetzmäßigen Gemahlin des Kaisers zu machen gewußt: das ist das Faktum. Die Charaktere dieser Sklavin und dieses Kaisers bestimmen die Art und Weise, wie dieses Faktum wirklich geworden, und da es durch mehr als Eine Art von Charakteren wirklich werden können, so steht es freilich bei dem Dichter, als Dichter, welche von diesen Arten er wählen will: ob die, welche die Historie bestätigt, oder eine andere, so wie der moralischen Absicht, die er mit seiner Erzählung verbindet,

das eine oder das andere gemäßer ist. Nur sollte er sich, im Fall, daß er andere Charaktere, als die historischen, oder wohl gar diesen völlig entgegengesetzte wählt, auch der historischen Namen enthalten, und lieber ganz unbekannten Personen das bekannte Faktum beilegen, als bekannten Personen nicht zukommende Charaktere andichten. Jenes vermehrt unsere Kenntniß, oder scheint sie wenigstens zu vermehren, und ist dadurch angenehm. Dieses widerspricht der Kenntniß, die wir bereits haben, und ist dadurch unangenehm. Die Fakta betrachten wir als etwas Zufälliges, als etwas, das mehreren Personen gemein seyn kann; die Charaktere hingegen als etwas Wesentliches und Eigenthümliches. Mit jenen lassen wir den Dichter umspringen, wie er will, so lange er sie nur nicht mit den Charakteren in Widerspruch setzt, diese hingegen darf er wohl ins Licht stellen, aber nicht verändern; die geringste Veränderung scheint uns die Individualität aufzuheben, und andere Personen unterzuschieben, betrügerische Personen, die fremde Namen usurpiren, und sich für etwas ausgeben, was sie nicht sind.

Aber dennoch dünkt es mich immer ein weit verzeihlicherer Fehler, seinen Personen nicht die Charaktere zu geben, die ihnen die Geschichte giebt, als in diesen freiwillig gewählten Charakteren selbst, es sey von Seiten der inneren Wahrscheinlichkeit, oder von Seiten des Unterrichtenden, zu verstoßen. Denn jener Fehler kann vollkommen mit dem Genie bestehen; nicht aber dieser. Dem Genie ist es vergönnt, tausend Dinge nicht zu wissen, die jeder Schulknabe weiß, nicht der erworbne Vorrath seines Gedächtnisses, sondern das, was es aus sich selbst, aus seinem eigenem Gefühl, hervorzubringen vermag, macht seinen Reichthum aus; was es gehört oder gelesen, hat es entweder wieder vergessen, oder mag es weiter nicht wissen, als in sofern es in seinen Kram taugt; es verstößt also, bald aus Sicherheit, bald aus Stolz, bald mit, bald ohne Vorsatz, so oft so gröblich, daß wir anderen guten Leute uns nicht genug darüber verwundern können; wir stehen und staunen und schlagen die Hände zusammen, und rufen: „Aber, wie hat ein so großer Mann nicht wissen können! — wie ist es möglich, daß ihm nicht beifiel! — überlegte er denn nicht?“

O, laßt uns ja schweigen! wir glauben ihn zu demüthigen, und wir machen uns in seinen Augen lächerlich, alles, was wir besser wissen, als er, beweiset bloß, daß wir fleißiger zur Schule gegangen, als er; und das hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommene Dummköpfe bleiben wollten. — — —

Denn nach dem angedeuteten Begriffe, den wir uns von dem Genie zu machen haben, sind wir berechtigt, in allen Charakteren, die der Dichter ausbildet, oder sich schafft, Uebereinstimmung und Absicht zu verlangen, wenn er von uns verlangt, in dem Lichte eines Genies betrachtet zu werden.

Uebereinstimmung: — Nichts muß sich in den Charakteren widersprechen; sie müssen immer einförmig, immer sich selbst ähnlich bleiben; sie dürfen sich jetzt stärker, jetzt schwächer äußern, nachdem die Umstände auf sie wirken; aber keine von diesen Umständen müssen mächtig genug

seyn können, sie von schwarz auf weiß zu ändern. Ein Türke und Despot muß, auch wenn er verliebt, noch Türke und Despot seyn. — —

c. Was dem Ruhme der deutschen Bühne, und der schönen Literatur überhaupt, hinderlich ist.

Das Meiste, was wir Deutschen noch in der schönen Literatur haben, sind Versuche junger Leute. Ja, das Vorurtheil ist bei uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studien, oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert. Verse und Komödien heißen Spielwerke; allenfalls nicht unnütze Vorübungen, mit welchen man sich höchstens bis in sein fünf und zwanzigstes Jahr beschäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir fein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, etwas zu schreiben, so soll man ja nicht anders schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann; ein hübsches Compendium aus den höheren Fakultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen.

Daher kommt es denn auch, daß unsere schöne Literatur, ich will nicht bloß sagen gegen die schöne Litteratur der Alten, sondern sogar, fast gegen aller neueren polirten Völker ihre, ein so jugendliches, ja kindisches Ansehen hat, und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht; aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung, einmal außer dem einförmigen eckeln Zirkel seiner alltägigen Beschäftigungen denken will! Welche Nahrung kann so ein Mann wohl z. B. in unsern höchst trivialen Komödien finden? Wortspiele, Sprichwörter, Späßchen, wie man sie alle Tage auf den Gassen hört: solches Zeug macht zwar das Parterre zu lachen, das sich vergnügt, so gut es kann; wer aber von ihm mehr als den Bauch erschüttern will, wer zugleich mit seinem Verstande lachen will, der ist einmal da gewesen und kommt nicht wieder.

Wer nichts hat, der kann nichts geben. Ein junger Mensch, der erst selbst in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen und sie schildern. Das größte komische Genie zeigt sich in seinen jugendlichen Werken hohl und leer; selbst von den ersten Stücken des Menander sagt Plutarch, daß sie mit seinen späteren und letzteren Stücken gar nicht zu vergleichen gewesen. Aus diesen aber, setzt er hinzu, könne man schließen, was er noch würde geleistet haben, wenn er länger gelebt hätte. Und wie jung meint man wohl, daß Menander starb? Wie viele Komödieen meint man wohl, daß er erst geschrieben hätte? Nicht weniger als hundert und fünfe; und nicht jünger als zwei und fünfzig.

Keiner von allen unseren verstorbenen komischen Dichtern, von

denen es sich noch der Mühe verlohnte zu reden, ist so alt geworden; keiner von den jetzt lebenden ist es noch zur Zeit; keiner von beiden hat das vierte Theil so viel Stücke gemacht. Und die Kritik sollte von ihnen nicht eben das zu sagen haben, was sie von dem Menander zu sagen fand? — Sie wage es aber nur und spreche!

Und nicht die Verfasser allein sind es, die sie mit Unwillen hören. Wir haben, dem Himmel sey Dank! jetzt ein Geschlecht selbst von Kritikern, deren beste Kritik darin besteht, — alle Kritik verdächtig zu machen. „Genie! Genie!" schreien sie. „Das Genie setzt sich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, ist Regel!" So schmeichlen sie dem Genie: ich glaube, damit wir sie auch für Genies halten sollen. Doch sie verrathen zu sehr, daß sie nicht einen Funken davon in sich spüren, wenn sie in einem und ebendemselben Athem hinzusetzen: „die Regeln unterdrücken das Genie!" — Als ob sich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken ließe! Und noch dazu durch etwas, das, wie sie selbst gestehen, aus ihm hergeleitet ist. Nicht jeder Kunstrichter ist Genie; aber jedes Genie ist ein geborener Kunstrichter. Es hat die Probe aller Regeln in sich. Es begreift und behält und befolgt nur die, die ihm seine Empfindung in Worten ausdrücken. Und diese seine in Worten ausgedrückte Empfindung sollte seine Thätigkeit verringern können? Vernünftelt darüber mit ihm, so viel ihr wollt; es versteht euch nur, in so fern es eure allgemeinen Sätze den Augenblick in einem einzelnen Falle anschauend erkennt; und nur von diesem einzelnen Falle bleibt Erinnerung in ihm zurück, die während der Arbeit auf seine Kräfte nicht mehr und nicht weniger wirken kann, als die Erinnerung eines glücklichen Beispiels, die Erinnerung einer eigenen glücklichen Erfahrung auf sie zu wirken im Stande ist. Behaupten also, daß Regeln und Kritik das Genie unterdrücken können; heißt mit anderen Worten behaupten, daß Beispiele und Uebung eben dieses vermögen: heißt, das Genie nicht allein auf sich selbst, heißt es sogar, lediglich auf seinen ersten Versuch einschränken.

Eben so wenig wissen diese weisen Herren, was sie wollen, wenn sie über die nachtheiligen Eindrücke, welche die Kritik auf das genießende Publikum mache, so lustig wimmern! Sie möchten uns lieber bereden, daß kein Mensch einen Schmetterling mehr bunt und schön findet, seitdem das böse Vergrößerungsglas erkennen lassen, daß die Farben desselben nur Staub sind.

„Unser Theater," sagen sie, „ist noch in einem viel zu zarten Alter, als daß es das monarchische Zepter der Kritik ertragen könnte. — Es ist fast nöthiger, die Mittel zu zeigen, wie das Ideal erreicht werden kann, als darzuthun, wie weit wir noch von diesem Ideale entfernt sind. — Die Bühne muß durch Beispiele, nicht durch Regeln reformirt werden. — Raisoniren ist leichter, als selbst erfinden."

Heißt das, Gedanken in Worte kleiden: oder heißt es nicht vielmehr, Gedanken zu Worten suchen und keine erhaschen? Und wer sind sie denn, die so viel von Beispielen und vom Selbsterfinden reden? — Was für Beispiele haben sie denn selbst erfunden? — Schlaue Köpfe!

Wenn ihnen Beispiele zu beurtheilen vorkommen, so wünschen sie lieber Regeln; und wenn sie Regeln beurtheilen sollen, so möchten sie lieber Beispiele haben. Anstatt von einer Kritik zu beweisen, daß sie falsch ist, beweisen sie, daß sie zu strenge ist; und glauben verthan zu haben! Anstatt ein Raisonnement zu widerlegen, merken sie an, daß Erfinden schwerer ist, als Raisonniren; und glauben, widerlegt zu haben. Wer richtig raisonnirt, erfindet auch; und wer erfinden will, muß raisonniren können. Nur die glauben, daß sich das eine von dem andern trennen lasse, die zu keinem von beiden aufgelegt sind.

Doch was halte ich mich mit diesen Schwätzern auf. Ich will meinen Gang gehen, und mich unbekümmert lassen, was die Grillen am Wege schwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, ist schon zu viel. Ihr Sommer ist so leicht abgewartet!

4. Aus „Emilia Galotti."

(1771.)

1. Der deutsche Maler.

(Emilia Galotti Akt I. Auftritt II.)

(Einundzwanzigster Band. S. 189.)

Der Prinz. Guten Morgen, Conti, Wie leben Sie? Was macht die Kunst?

Conti. Prinz, die Kunst geht nach Brot.

Der Prinz. Das muß sie nicht; das soll sie nicht, — in meinem kleinen Gebiete gewiß nicht. — Aber der Künstler muß auch arbeiten wollen.

Conti. Arbeiten? Das ist seine Lust. Nur zu viel arbeiten müssen, kann ihn um den Namen Künstler bringen.

Der Prinz. Ich meine nicht vieles; sondern viel; ein Weniges; aber mit Fleiß. — Sie kommen doch nicht leer, Conti?

Conti. Ich bringe das Portrait, welches Sie mir befohlen haben, gnädiger Herr. Und bringe noch eins, welches Sie mir nicht befahlen; aber weil es gesehen zu werden verdient —

Der Prinz. Jenes ist? — Kann ich mich doch kaum erinnern —

Conti. Die Gräfin Orsina.

Der Prinz. Wahr! — Der Auftrag ist nur ein wenig von lange her.

Conti. Unsere schönen Damen sind nicht alle Tage zum Malen. Die Gräfin hat, seit drei Monaten, gerade Ein mal sich entschließen können, zu sitzen.

Der Prinz. Wo sind die Stücke?

Conti. In dem Vorzimmer; ich hole sie. (Geht ab.)

— — — — — — — — — — —

Der Prinz. Bei Gott! wie aus dem Spiegel gestohlen! (noch immer die Augen auf das Bild geheftet) O, Sie wissen es ja wohl, Conti, daß man den Künstler dann erst recht lobt, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt.

Conti. Gleichwohl hat mich dieses noch sehr unzufrieden mi mir gelassen. — Und doch bin ich wiederum sehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit mit mir selbst. — Ho! daß wir nicht unmittelbar mit den Augen malen! Auf dem langen Wege, aus dem Auge durch den Arm in den Pinsel, wie viel geht da verloren! — Aber, wie ich sage, daß ich es weiß, was hier verloren gegangen, und wie es verloren gegangen, und warum es verloren gehen müssen: darauf bin ich eben so stolz, und stolzer, als ich auf alles das bin, was ich nicht verloren gehen lassen. Denn aus jenem erkenne ich, mehr als aus diesem, daß ich wirklich ein großer Maler bin; daß es aber meine Hand nur nicht immer ist. —

Oder meinen Sie, Prinz, daß Raphael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicher Weise ohne Hände wäre geboren worden? Meinen Sie, Prinz?

Der Prinz. (indem er nur eben von dem Bilde wegblickt) Was sagen Sie, Conti? Was wollen Sie wissen?

Conti. O nichts, nichts! — Plauderei! Ihre Seele, merk' ich, war ganz in Ihren Augen. Ich liebe solche Seelen, und solche Augen.

Der Prinz. (mit einer erzwungenen Kälte) Also, Conti, rechnen Sie doch wirklich Emilia Galotti mit zu den vorzüglichsten Schönheiten unserer Stadt?

Conti. Also? mit? mit zu den vorzüglichsten? und den vorzüglichsten unserer Stadt? — Sie spotten meiner, Prinz. Oder Sie sahen die ganze Zeit eben so wenig, als Sie hörten.

Der Prinz. Lieber Conti, — (die Augen wieder auf das Bild gerichtet) wie darf unser einer seinen Augen trauen? Eigentlich weiß doch nur allein ein Maler von der Schönheit zu urtheilen.

Conti. Und eines Jeden Empfindung sollte erst auf den Ausspruch eines Malers warten? — Ins Kloster mit dem, der es von uns lernen will, was schön ist! Aber das muß ich Ihnen doch als Maler sagen, mein Prinz: eine von den größten Glückseeligkeiten meines Lebens ist es, daß Emilia Galotti mir gesessen. Dieser Kopf, dieses Antlitz, diese Stirn, diese Augen, diese Nase, dieser Mund, dieses Kinn, dieser Hals, diese Brust, dieser Wuchs, dieser ganze Bau, sind von der Zeit an mein einziges Studium der weiblichen Schönheit. — Die Schilderei selbst, wovor sie gesessen, hat ihr abwesender Vater bekommen. Aber diese Kopie —

Der Prinz. (der sich schnell gegen ihn kehrt) Nun, Conti? ist doch nicht schon versagt?

Conti. Ist für Sie, Prinz; wenn Sie Geschmack daran finden.

Der Prinz. Geschmack! — (lächelnd) Dieses Ihr Studium der weiblichen Schönheit, Conti, wie könnt' ich besser thun, als es auch zu dem meinigen zu machen? Dort, jenes Porträt nehmen Sie nur wieder mit, — einen Rahmen darum zu bestellen.

Conti. Wohl!

Der Prinz. So schön, so reich, als ihn der Schnitzer nur machen kann. Es soll in der Gallerie aufgestellt werden. — Aber die-

ses bleibt hier. Mit einem Studium macht man so viel Umstände nicht: auch läßt man das nicht aufhängen; sondern hat es gern bei der Hand. — Ich danke Ihnen, Conti; ich danke Ihnen recht sehr. — Und, wie gesagt, in meinem Gebiete soll die Kunst nicht nach Brot gehen, bis ich selbst keines habe. — Schicken Sie, Conti, zu meinem Schatzmeister, und lassen Sie, auf Ihre Quittung, für beide Porträte sich bezahlen, — was Sie wollen. So viel Sie wollen, Conti.

Conti. Sollte ich doch nun bald fürchten, Prinz, daß Sie so noch etwas anderes belohnen wollen, als die Kunst.

Der Prinz. O des eifersüchtigen Künstlers! Nicht doch! — Hören Sie, Conti; so viel Sie wollen. (Conti geht ab.)

2. Ein Todesurtheil.

(S. 207.)

Camillo Rota (Schriften in der Hand.) Der Prinz.

Der Prinz. Kommen Sie, Rota, kommen Sie. — Hier ist, was ich diesen Morgen erbrochen. Nicht viel Tröstliches! — Sie werden von selbst sehen, was darauf zu verfügen. — Nehmen Sie nur.

Camillo Rota. Gut, gnädiger Herr!

Der Prinz. Noch ist hier eine Bittschrift einer Emilia Galot — Bruneschi will ich sagen. — Ich habe meine Bewilligung zwar schon beigeschrieben. Aber doch — die Sache ist keine Kleinigkeit — Lassen Sie die Ausfertigung noch anstehen. — Oder auch nicht anstehen; wie Sie wollen.

Camillo Rota. Nicht, wie ich will, gnädiger Herr.

Der Prinz. Was ist sonst? Etwas zu unterschreiben?

Camillo Rota. Ein Todesurtheil wäre zu unterschreiben.

Der Prinz. Recht gern. — Nur her! geschwind!

Camillo Rota. (stutzig, und den Prinz starr ansehend) Ein Todesurtheil, sagt' ich.

Der Prinz. Ich höre ja wohl. — Es könnte schon geschehen seyn. Ich bin eilig.

Camillo Rota. (seine Schriften nachsehend) Nun hab' ich es doch wohl nicht mitgenommen! — — Verzeihen Sie, gnädiger Herr. — Es kann Anstand damit haben bis morgen.

Der Prinz. Auch das! — Packen Sie nur zusammen: ich muß fort. — Morgen, Rota, ein Mehreres! (Geht ab.)

Camillo Rota. (Den Kopf schüttelnd, indem er die Papiere zu sich nimmt und abgeht) Recht gern? — Ein Todesurtheil recht gern? — Ich hätte es ihn in diesem Augenblicke nicht mögen unterschreiben lassen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. — Recht gern! recht gern! — Es geht mir durch die Seele dieses gräßliche Recht gern!

5. Aus „der Erziehung des Menschengeschlechts."

(1780.)

(Fünfter Band Seite 239.)

Vielmehr sind dergleichen Speculationen über das göttliche Wesen — mögen sie im Einzelnen doch ausfallen, wie sie wollen — unstreitig die schicklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes überhaupt, so lange das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben. Denn bei dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens, auch den Verstand nur allein an dem üben wollen, was unsere körperlichen Bedürfnisse betrifft, würde ihn mehr stumpfen, als wetzen heißen. Er will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt seyn, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben, fähig macht. Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchsten Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie? Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geschlechte nicht weniger, als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen. Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröffnet, die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt: was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun, vermögend sey. Darauf zwecke die menschliche Erziehung ab: und die göttliche reiche dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzelnen gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Lästerung! Lästerung! Nein; sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkührliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem bloß heften und stärken sollten, die inneren besseren Belohnungen desselben zu erkennen.

XX. Moses Mendelssohn.

(1729 — 1786.)

Gegen den Selbstmord.

Cebes fragte: wie ist dieses zu verstehen, Sokrates? Es ist nicht erlaubt, sagst du, sich selbst zu entleiben; und dennoch soll jeder Weltweise einem Sterbenden gerne nachfolgen?

Wie? Cebes! sprach Sokrates: du und Simmias, Ihr habt beide den Weltweisen Philolaus gehört; hat er euch denn niemals hievon etwas gesagt?

Nichts Ausführliches mein Sokrates!

Nun gut! Ich habe verschiedenes von der Sache gehört, und will

euch solches gerne mittheilen. Mich dünkt, wer reisen will, habe Ursache, sich nach der Beschaffenheit des Landes, wohin er zu kommen gedenkt, wohl zu erkundigen, um sich einen richtigen Begriff davon zu machen. Diese Unterredung ist also meinen jetzigen Umständen angemessen, und was könnte man auch den heutigen Tag bis Sonnenuntergang Wichtigeres vornehmen?

Wodurch beweißt man, fragte Cebes, daß der Selbstmord unerlaubt sei? Philolaus und andre Lehrer haben mir zwar vielfältig eingeschärft, daß er verboten sei, aber mehr hat mir niemand davon beigebracht.

Wohlan! laß uns versuchen, ob wir nicht ein mehreres davon heraus bringen können. Was meinest du, Cebes? Ich behaupte, daß der Selbstmord schlechterdings in allen möglichen Umständen unerlaubt sei. Wir wissen, es gibt Leute, für welche es besser wäre, gestorben zu seyn, als zu leben. Nun dürfte es dich befremden, daß die Heiligkeit der Sitten auch von diesen Unglücklichen fordern sollte, sich nicht selbst wohl zu thun, sondern eine andere wohlthätige Hand abzuwarten.

Das mag eine Stimme vom Jupiter erklären! antwortete Cebes lächelnd.

Und gleichwohl ist es so schwer nicht, diese anscheinende Ungereimtheit durch Gründe zu tilgen. Was man in den Geheimnissen zu sagen pflegt, daß wir Menschen hienieden wie die Schildwachen ausgestellet wären, und also unsere Posten nicht verlassen dürften, bis wir abgelöset würden, ist zwar nicht ohne Grund, dürfte aber so leicht nicht begriffen werden. Allein ich habe einige Vernunftgründe, die nicht schwer zu fassen sind. Ich glaube als ausgemacht voraussetzen zu können: die Götter (laßt mich jetzt sagen Gott; denn wen habe ich zu scheuen?) Gott ist unser Eigenthumsherr, wir sind sein Eigenthum, und seine Vorsehung besorgt unser Bestes. Sind diese Sätze nicht deutlich?

Sehr deutlich, sprach Cebes.

Ein Leibeigner, der unter der Vorsorge eines gütigen Herrn stehet, handelt sträflich, wenn er sich den Absichten desselben widersetzt. Nicht?

Allerdings!

Vielmehr, wenn ein Funke von Rechtschaffenheit in seinem Busen glimmt, muß es ihm eine wahre Freude sein, die Wünsche seines Gebieters durch sich erfüllt zu sehen; und um so mehr, wenn er von der Gesinnung seines Herrn überzeugt ist, daß sein eignes Beste an diesen Wünschen Theil hat.

Unvergleichlich! mein Sokrates!

Aber wie, Cebes? Als der unerschaffene Werkmeister den künstlichen Bau des menschlichen Leibes wirkte, und ein vernünftiges Wesen hineinsetzte, hatte er da böse oder gute Absichten?

Ohne Zweifel gute.

Denn er mußte sein Wesen, die selbstständige Güte verleugnen, wenn er mit seinem Thun und Lassen böse Absichten verknüpfen könnte: und was ist ein Gott, der sein Wesen verleugnen kann?

Ein Unding, Sokrates! ein fabelhafter Gott, dem das leichtgläu-

bige Volk wandelbare Gestalten andichtet. Ich erinnere mich der Gründe gar wohl, mit welchen du bei einer andern Gelegenheit diesen lästerlichen Irrthum bestrittest.

Derselbe Gott, Cebes! der den Leib gebauet, hat ihn auch mit Kräften ausgerüstet, die ihn stärken erhalten und vor allzufrühem Untergange bewahren. Wollen wir auch diesen Erhaltungskräften höchst gütige Absichten zum Ziele setzen?

Wie könnten wir anders?

Als treugesinnten Leibeignen also muß es uns eine heilige Pflicht sein, die Absichten unsers Eigenthnmsherren zu ihrer Reife gedeihen zu lassen, sie nicht gewaltsamer Weise in ihrem Laufe zu hemmen; sondern vielmehr alle unsere freiwilligen Handlungen mit denselben auf das vollkommenste übereinstimmen zu lassen.

Darum habe ich gesagt, mein lieber Cebes, daß die Weltweisheit die trefflichste Musik sei: denn sie lehret uns, unsere Gedanken und Handlungen so einzurichten, daß sie, so viel uns möglich ist, mit den Absichten des Allerhöchsten Eigenthumsherrn vollkommen übereinstimmen. Ist nun die Musik eine Wissenschaft, das Schwache mit dem Starken, das Rauhe mit dem Sanften, und das Unangenehme mit dem Angenehmen in eine Harmonie zu bringen: so kann gewiß keine Musik herrlicher und vortrefflicher seyn, als die Weltweisheit, die uns lehret, nicht nur unsere Gedanken und Handlungen unter sich, sondern auch die Handlungen des Endlichen mit den Absichten des Unendlichen, und die Gedanken des Erdbewohners mit den Gedanken des Allwissenden in eine große und wundervolle Harmonie zu stimmen. — O Cebes! und der verwegene Sterbliche sollte sich erdreisten, diese entzückende Harmonie zu zerstören?

Er würde den Abscheu der Götter und Menschen verdienen, mein geliebtester Sokrates!

Sage mir aber auch dieses, mein Trauter? Sind die Kräfte der Natur nicht Diener der Gottheit, die ihre Befehle vollstrecken?

Allerdings.

Sie sind also auch Wahrsager, die uns den Willen und die Absichten der Gottheit weit richtiger verkünden, als die Eingeweide der Schlachtopfer; denn das ist unstreitig ein Rathschluß des Allerhöchsten, wohin die von ihm erschlaffenen Kräfte abzielen. Nicht?

Wer kann dieses leugnen?

So lange uns also diese Wahrsager andeuten, daß die Erhaltung unsers Lebens zu den Absichten Gottes gehöre, sind wir verpflichtet, unsere freien Handlungen denselben gemäß einzurichten, und haben weder Fug noch Recht, den Erhaltungskräften unserer Natur Gewalt entgegen zu setzen, und die Diener der obersten Weisheit in ihrer Verrichtung zu stören. Diese Schuldigkeit liegt uns so lange ob, bis Gott uns durch eben dieselben Wahrsager den ausdrücklichen Befehl zuschickt, dieses Leben zu verlassen, so wie er ihn mir heute zugeschickt hat.

Ich bin völlig überzeugt, sprach Cebes. — — —

XXI. Salomon Geßner.

(1730 — 1787.)

Der Herbstmorgen. (Idylle.) *)

(S. 17.)

Die frühe Morgensonne flimmerte schon hinter dem Berg herauf, und verkündigte den schönsten Herbsttag, als Micon ans Gitterfenster seiner Hütte trat. Schon glänzte die Sonne durch das purpurgestreifte, grün und gelb gemischete Reblaub, das von sanften Morgenwinden bewegt, am Fenster sich wölbte. Hell war der Himmel, Nebel lag wie ein See im Thal, und die höchsten Hügel standen, Inseln gleich, daraus empor, mit ihren rauchenden Hütten, mit ihrem bunten herbstlichen Schmuck, im Sonnenglanz; gelb und purpurn, wenige noch grün, standen die Bäume, mit reifen Früchten überhangen, im schönsten Gemische. In frohem Entzücken übersah er die weit ausgebreitete Gegend, hörte das frohe Gebrüll der Heerden, und die Flöten der Hirten, nah und fern, und den Gesang der munteren Vögel, die bald hoch in heller Luft sich jagten, bald tiefer im Nebel des Thals sich verloren. Staunend stand er lange so. Aber in frommer Begeisterung nahm er jetzt die Leyer von der Wand, und sang:

Möcht ich, ihr Götter! Möcht ich mein Entzücken, meinen Dank euch würdig singen. Alles, alles glänzt in reifer Schönheit, alles überströmt in vollem Segen; Anmuth herrschet überall und Freude; und von Bäumen und vom Weinstock lächelt des Jahres Segen: Schön, schön ist die ganze Gegend, in des Herbstes feyerlichstem Schmucke.

Glücklich ist der, dessen unbeflecktes Gemüth keine begangne Bosheit nagt; der seinen Segen zufrieden genießt, und, wo er kann, gutes thut. Ihn weckt zur Freude der helle Morgen; der ganze Tag ist ihm volle Wonne, und sanft umfängt die Nacht ihn mit süssem Schlummer. Jede Schönheit, jede Freude, genießt sein frohes Gemüthe. Ihn entzückt jede Schönheit des wechselnden Jahres, jeder Segen der Natur.

Aber gedoppelt glücklich ist, der sein Glück mit einer Gattin theilt, welche Schönheit und jede Tugend schminkt; einer Gattin, wie du bist, geliebte Daphne! Seit Hymen uns verband, ist jedes Glück mir süsser. Ja, seit Hymen uns verband, war unser Leben wie zwo wohlgestimmte Flöten, die in sanften Tönen das gleiche Lied spielen. Kein Mißton stört die süsse Harmonie, und wer es hört, wird mit Freud' erfüllt. War je ein Wunsch, den mein Auge verrieth, den du nicht erfülltest? War je eine Freude, die ich genoß, die du nicht durch deine Freude mir versüßtest? Hat ein Unmuth je mich bis in deine Arme verfolgt, der nicht, wie ein Frühlingsnebel vor der Sonne, verschwand? Ja da ich als Braut dich in meine Hütte führte, folgte dir jede Anmuth des Lebens. Zu unsern freundlichen Hausgöttern setzten sie sich, um nimmer

---

*) „Sammlung der besten deutschen prosaischen Schriftsteller und Dichter. Carlsruhe. Schmieder. 1775. 21 Th. Geßner's Schriften." 8.

von uns zu weichen: Wirthschaftliche Ordnung und Reinlichkeit, und Muth und Freude bey jedem Unternehmen; und alles, was du vollführest, ist von den Göttern gesegnet.

Seit du, o seit du der Segen meiner Hütte bist, seitdem ist mir alles mit gedoppelter Anmuth geschmückt: Gesegnet ist meine Hütte; gesegnet meine Heerde, und alles was ich pflanze, und alles was ich sammle. Freudig ist jeden Tages Arbeit; und komm ich müde zurück unter mein ruhiges Dach, o wie entzücket mich da deine holde Geschäftigkeit mich zu erquicken! Schöner ist mir der Frühling, schöner der Sommer und der Herbst; und, wenn der Winter um unsere Hütte stürmet, dann, beym Feuerheerde, an deiner Seite, unter Hausgeschäften und sanftem Gespräche, fühl ich ganz die Anmuth häuslicher Sicherheit. Bey dir eingeschlossen mögen Winde wüten und Schneegestöber die ganze Aussicht rauben: Dann erst fühl ich's wie du mir alles bist.

Die Fülle meines Glückes seyd ihr, ihr anmuthsvollen Kinder, mit jedem Liebreitz der Mutter geschmückt; was für Segen, was für Freude blüht in euch uns auf! Die erste Silbe, die sie euch stammeln lehrte, wars, mir zu sagen, daß ihr mich liebet. Gesundheit und Freude blühen in euch auf, und sanfte Gefälligkeit herrschet schon in jedem eurer Spiele. Die Freude seyd ihr unserer Jugend, und euer Glück wird einst des Alters Freude seyn. Wenn ihr, komm ich vom Felde oder von der Heerde zurück, an der Schwelle mit frohem Gewimmel mich rufet; an meinen Knien hangend, mit kindischer Freude die kleinen Geschenke empfanget, süße Früchte, oder was ich bei der Wartung der Heerde kleines Feld- oder Gartengeräthe euch schnitzte, eure kleine Geschäftigkeit zu üben; o wie erquickt mich dann jede eurer unschuldvollen Freuden! Mit Entzücken eil ich dann, o Daphne, in deine offne Arme, und mit holder Anmuth küssest du die Thränen meiner Freude von meinen Wangen.

Aber jetzt kam Daphne, ein anmuthsvolles Kind auf jedem Arm; schön war sie, wie der thaubenetzte Morgen, mit Freudenthränen auf den Wangen. O mein Geliebter, so schluchzte sie, o wie bin ich glücklich! Wir kommen dir zu danken, daß du so uns liebst.

Jetzt schließt er alle drey in seine Arme. Sie redeten nicht, sie empfanden nur ihr ganzes Glück; und wer sie da gesehen hätte, würde, durch die ganze Seele gerührt; empfunden haben, daß Tugendhafte glücklich sind.

XXII. Joh. Georg Hamann.

(1730 — 1788.)

1. Aus den „Biblischen Betrachtungen eines Christen."

(1758.)

Ich habe heute mit Gott den Anfang gemacht, zum zweitenmal die heilige Schrift zu lesen. Da mich meine Umstände zu der größten Einöde nöthigen, worin ich wie ein Sperling auf der Spitze des Daches sitze und wache, so finde ich gegen die Bitterkeit mancher traurigen

Betrachtungen über meine vergangenen Thorheiten, über den Mißbrauch der Wohlthaten und Umstände, womit mich die Vorsehung so gnädig unterscheiden wollen, ein Gegengift in der Gesellschaft meiner Bücher, in der Beschäftigung und Uebung, die sie meinen Gedanken geben. Die Aussicht einer dürren Wüste, worin ich mich von Wasser und Aehren verlassen sehe, ist mir jetzt näher als jemals. Die Wissenschaften und jene Freunde meiner Vernunft, scheinen gleich Hiobs mehr meine Geduld auf die Probe zu stellen, anstatt mich zu trösten, und mehr die Wunden meiner Erfahrung blutend zu machen, als ihren Schmerz zu lindern. Die Natur hat in alle Körper ein Salz gelegt, das die Scheidekünstler auszuziehen wissen, und die Vorsehung (es scheinet) in alle Widerwärtigkeiten einen moralischen Urstoff, den wir aufzulösen und abzusondern haben, und den wir mit Nutzen als ein Hülfsmittel gegen die Krankheiten unserer Natur und gegen unsere Gemüthsübel anwenden können. Wenn wir Gott bei Sonnenschein in der Wolkensäule übersehen, so erscheint uns seine Gegenwart des Nachts in der Feuersäule sichtbarer und nachdrücklicher. Ich bin zu dem größten Vertrauen auf seine Gnade durch eine Rücksicht auf mein ganzes Leben berechtigt. Ich erkenne selbst in meiner gegenwärtigen Verfassung einen liebreichen Vater, der in ernsthaften Blicken warnt, der mich wie den verlornen Sohn hat in mich selbst gehen lassen, und meine bußfertige Rückkehr zu ihm nicht nur mit der Zurückhaltung meiner verdienten Strafe, sondern auch mit einer huldreichen Vergebung und unerwarteten Aufnahme beantworten wird. Es hat weder an meinem bösen Willen gelegen, noch mir an Gelegenheit gefehlt, in ein weit tieferes Elend, in weit schwerere Schulden zu fallen, als worin ich mich befinde. Gott! wir sind solche armselige Geschöpfe, daß selbst ein geringerer Grad unserer Bosheit einen Grund unserer Dankbarkeit gegen dich werden muß. Gott! wir sind solche unwürdige Geschöpfe, daß nichts als unser Unglaube deinen Arm verkürzen, und deiner Freigebigkeit zu segnen, Grenzen setzen und sie wider ihren Willen einschränken kann.

Wie die ganze Dauer der Welt nichts als ein Heute der Ewigkeit ist! Die ganze Zeit macht einen einzigen Tag in Gottes Haushaltung aus, wo alle Stunden zusammenhängen und in Einen Morgen und Einen Abend eingeschlossen sind. Die Ankunft unseres Heilandes macht den Mittag der Zeit aus. Gott! was ist die Ewigkeit! und was ist der Herr derselben! wie viel Millionen Tage haben dazu gehört, wie viel Millionen Bewegungen hat die Erde gemacht, ehe sie zu derjenigen gekommen, die sie heute macht; und wie viele Millionen werden auf selbige folgen, die du alle gezählt hast, wie die vergangenen gezählt sind! Wie diese Ewigkeit von Tagen, die in der Welt gewesen sind und noch seyn sollen, nichts als Heute für dich sind, so ist der heutige Tag eine Ewigkeit für mich, ja der jetzige Augenblick eine Ewigkeit für mich. Herr, dein Wort macht uns klug, wenn es uns auch nicht mehr gelehrt hätte, als, diese unsere Tage zählen. Was für ein Rausch, was für

ein Nichts sind sie in unsern Augen, wenn die Vernunft sie zählt! was für ein All, was für eine Ewigkeit, wenn sie der Glaube zählt! Herr! lehre mich meine Tage zählen, auf daß ich klug werde! Alles ist Weisheit in deiner Ordnung der Natur, wenn der Geist deines Wortes den unsrigen aufschließt. Alles ist Labyrinth, alles Unordnung, wenn wir selbst sehen wollen. Elender als blind, wenn wir dein Wort verachten und es mit den Täuschgläsern des Satans ansehen. Unsere Augen haben die Schärfe des Adlers, gewinnen das Licht der Engel, wenn wir in deinem Worte alles sehen, dich, liebreicher Gott! Himmel und Erde, die Werke deiner Hände, die Gedanken deines Herzens gegen beide und in beiden. Der Christ allein ist ein Mensch, er allein liebt sich, die seinigen und seine Väter, weil er Gott liebt, der ihn zuvor geliebt hat, da er noch nicht da war. Der Christ allein ist ein Herr seiner Tage, weil er ein Erbe der Zukunft ist. So hängt unsere Zeit mit der Ewigkeit zusammen, daß man sie nicht trennen kann, ohne beiden das Licht ihres Lebens auszublasen. Ihre Verbindung ist die Seele des menschlichen Lebens, so ungleich sie auch ihrer Natur nach sind, wie die Verbindung der Seele mit dem Leibe das zeitliche Leben ausmacht.

2. Aus den Sibyllinischen Blättern. *)

(S. 108.)

An Beobachtungen fehlt es uns nicht, wodurch das Verhältniß der Sprache zu ihrem wechselseitigen Gebrauche ziemlich genau bestimmt werden kann. Die Einsicht in dieses Verhältniß und die Kunst, selbiges anzuwenden, gehört mit zu dem Geiste der Gesetze und zu den Geheimnissen der Regierung. Eben dieses Verhältniß macht klassische Schriftsteller. Der Unfug, Sprachen zu verwirren, und der Köhlerglaube an gewisse Zeichen und Formeln sind bisweilen Staatsstreiche, die im Reiche der Wahrheit mehr auf sich haben, als die kräftigste, frisch gegrabene Wurzel eines Wortes, oder die unendliche Genealogie eines Begriffs, Staatsstreiche, die einem gelehrten Kannengießer und redseligen Handwerksburschen nicht in seinen besten Träumen einfallen.

Ein Kopf, der auf seine eigne Kosten denkt, wird immer Eingriffe in die Sprache thun; ein Autor hingegen, auf Rechnung einer Gesellschaft, läßt sich die ihm vorgeschriebenen Worte, wie ein Miethsdichter die Endreime, gefallen, die ihn auf die Gleise derjenigen Gedanken und Meinungen bringen, so sich am besten schicken. Das gemeine Wesen hat mehrentheils für dergleichen gangbare Schriftsteller die Schwäche eines bestallten Schulmeisters gegen solche Kinder, die fertig aufsagen können.

---

*) „Sibyllinische Blätter des Magus in Norden, Johann Georg Hamanns.) Nebst mehrern Beilagen herausgegeben von Dr. Friedrich Cramer. Leipzig. Brockhaus. 1819." 8.

Das menschliche Leben scheint in einer Reihe symbolischer Handlungen zu bestehen, durch welche unsere Seele ihre unsichtbare Natur zu offenbaren fähig ist, und eine anschauende Erkenntniß ihres wirksamen Daseyns außer sich hervorbringt und mittheilt. —

XXIII. Friedrich Ch. Nicolai.

(1733 — 1811.)

Aus Sebaldus Nothanker. *)

(Erster Band. S. 1.)

Die ersten Monathe nach der Verheurathung pflegen sonst neuverehelichten Paaren die Zeit einer girrenden Zärtlichkeit zu seyn; aber der Pastor Sebaldus und die schöne Wilhelmine waren zu Anfange ihrer Ehe in ihrem Betragen gegeneinander, wenn nicht kalt, doch etwas verlegen. Die landmännische Treuherzigkeit des Mannes, und die feine Hofmanier seiner jungen Frau machte einen Abstand zwischen Ihnen, so daß der Pastor sich noch nicht recht darein schicken konnte, mit ihr als mit seines gleichen umzugehen; Wilhelminen war hingegen noch immer der wohlgeputzte Hof vor Augen, den sie verlassen hatte. Das Andenken an die prächtigen von der Fürstinn abgelegten Kleider, in den sie sich oft der gaffenden Menge der Zofen und Kammerdiener gezeigt hatte, verleidete ihr ihren ländlichen aber neugemachten Anzug. Es war ihr sogar, als ob ihr etwas fehlte, daß sie ferner nicht hohen Personen mit tiefer Verneigung aufzuwarten hatte, und das Glück unabhängig zu seyn, schien ihr Erniedrigung. Die ungekünstelten Schönheiten der Natur, womit sie auf dem Lande umgeben war, konnten sie noch nicht wegen des Flitterstaats der Kunst schadlos halten, den sie nun nicht mehr erblickte. Sie erinnerte sich mit Sehnsucht der glänzenden Szenen von Bällen, Concerten und Schlittenfahrten, die sie oft angesehen hatte; noch mehr des gnädigen Kopfneigens der Fürstinn, durch das sie zuweilen unter der Menge gaffenden Hofgesindes war hervorgezogen worden. Sie that bei jeder Gelegenheit kleine Reisen in die Stadt, und unterließ nicht ihre Aufwartung bei Hofe zu machen. Sie merkte aber gar bald, daß man sich am Hofe um die nicht bekümmert, die man nicht braucht, und daß ihre Stelle von andern eingenommen war. Dies kostete ihr zwar einige Thränen, war aber doch die erste Ursache, daß sie die gute Seite ihrer jetzigen Lage und die guten Gesinnungen ihres Sebaldus einzusehen anfieng, welche zu bemerken sie bisher durch sein unmodisches Kleid und durch seine schief gepuderte Perücke war verhindert worden. Sie erwiederte seine Liebkosungen mit freundlichen Blicken, er kam ihr mit Freundschaftsbezeugungen zuvor. Aus diesem Wechsel von Gefälligkeiten entstanden bey ihnen gegenseitige Empfindungen einer Glückseligkeit, die sie vorher noch gar nicht gefühlt hatten.

---

*) „Leben und Meinungen des Herrn Magisters Sebaldus Nothanker. Drei Bände. Berlin und Stettin. Friedrich Nicolai.“ 8. Erste Ausgabe **1773 — 76.** Vierte Ausgabe **1799.**

Von dieser Zeit an vergaß die schöne Wilhelmine völlig den Hof, und ward ganz eine Landwirthinn. Vorher hatte sie nur zu gehorchen gewußt, nun begann sie zu regieren. Es kostete ihr einige kleine Liebkosungen, so begann Sebaldus, der bisher als ein halber Wilder gelebt hatte, sich fleißiger den Bart zu putzen, und nicht so viele Federn auf seinem schwarzen Rocke zu leiden. Durch gleiche Freundlichkeit erstreckte sie bald ihre Herrschaft auf ihre Nachbarinnen, die von ihr bisher durch ein gnädiges Hoflächeln verscheucht worden waren. Nun erwarb sie derselben Vertrauen, ertheilte den Wohlhabenden guten Rath, den Armen Almosen, und ward in kurzer Zeit im Kirchspiele eben so beliebt, als ihr Mann schon vorher gewesen war.

Diese Liebe hatte sich Sebaldus durch die Sorgfalt, die er für seine Gemeinde trug, erworben. Er war in den Häusern seiner Bauern als ein Vater und als ein Rathgeber willkommen. Nie ließ er es dem Bekümmerten an Trost, nie dem Hungrigen an Labsal fehlen. Er war von allen häuslichen Vorfällen unterrichtet, nicht weil er in das Hausregiment der Layen einen Einfluß zu haben suchte, sondern weil er von ihnen selbst bei allen ihren Verlegenheiten um Rath, bei allen ihren Zwistigkeiten um Vermittelung ersucht ward. Er schalt in seinen Predigten nicht auf die Laster, aber wenn ein Laster in der Gemeinde verübt wurde, pflegte er, ohne desselben zu gedenken, die entgegengesetzte Tugend einzuschärfen. Daher richtete er seine Predigten auch mehr nach den Bedürfnissen seiner Gemeinde, als nach der Folge der Evangelien ein. Er hat wohl eher über das Evangelium vom Zinsgroschen, von den Vortheilen eines mäßigen und nüchternen Lebens gepredigt, bloß weil sich kurz vorher ein paar Bauern in der Schenke betrunken hatten. Als er einst vergeblich versucht hatte zwey Bauern, die in offenbarer Feindseligkeit lebten, zu vergleichen, und von dem einen hart mit Worten war angelassen worden, predigte er am Tage St. Stephani des Märtyrers: von der ersten Pflicht wahrer Christen, ihren Nächsten zu lieben, und gedachte der empfangenen Scheltworte nicht, ob ihm gleich die Worte des Evangeliums: Jerusalem, du tödtest die Propheten, und steinigest die zu dir gesandt sind, die schönste Gelegenheit dazu gegeben hätten.

Zu beklagen war es freilich, daß dieser sonst gutmüthige Mann, und der beim Antritte seines Amtes auf die symbolischen Bücher geschworen hatte, im Herzen nichts weniger als orthodox war. Ueber das athanasische Glaubensbekenntniß hat er sich zwar niemals erklärt; nur weil er anstatt des Liedes: Wir glauben all an einen Gott u. s. w., welches sonst alle Sonntage in seiner Kirche war gesungen worden, oft ein geistliches Lied von Gellert singen ließ, war er bey einigen vielleicht allzu brünstig orthodoxen Landpredigern in der Nähe nicht in allzu gutem Geruche. Ueber die Lehre von der Genugthuung aber äußerte er bey Gelegenheit viele Zweifel. Er verschwendete (ohne Exegese, wovon er wenig hielt) viel philosophische Spitzfindigkeit, um dieser Lehre eine bessere Form zu geben; denn er war ein eifriger Anhänger der Crusiusschen Philosophie, welche unter allen andern Philosophieen am geschick-

testen scheint, die Theologie philosophischer und die Philosophie theologischer zu machen. Am meisten aber ging er in der Lehre vom tausendjährigen Reiche und von der Ewigkeit der Höllenstrafen von der Dogmatik ab. Er glaubte das erstere steif und fest, von der letztern hingegen hatte er sich nie überzeugen können. Er glaubte, im himmlischen Jerusalem würden alle Gottlosen fromm werden. Diese tröstliche Hoffnung hatte er aus einem fleißigen Studium der prophetischen Bücher der Schrift, besonders der Apokalypse geschöpft, welches Studium er schon seit langen Jahren mit unablässigem Eifer getrieben hatte. Er war auf eine sehr sonderbare Weise dazu gebracht worden, diese Bücher vorzüglich zu studiren. Schon in seinen jüngern Jahren war er durch sorgfältiges Nachdenken auf den Gedanken gekommen: der Wille Gottes, der unsere itzige und zukünftige Glückseligkeit bestimmt, wenn auch Gott für gut befunden habe ihn besonders zu offenbaren, müsse dennoch auch nothwendig durch Vernunft eingesehen werden können, und mit der Vernunft übereinstimmen. Die einzige Offenbarung, die uns etwas ganz unbekanntes entdecken könne, worauf die bloße Vernunft nie gefallen seyn würde, glaubte er, sey die prophetische Offenbarung von zukünftigen Dingen. Nachdem er also bey sich über den Werth aller dogmatischen und moralischen Wahrheiten einig war, indem er keine dogmatische Wahrheiten für nöthig und nützlich hielt, als die auf das Verhalten der Menschen einen Einfluß haben, und sich mehr angelegen sein ließ, alle moralische Gesetze Gottes auszuüben, als sie zu zergliedern oder zu umschreiben; so hatte er sich ganz dem Studium der prophetischen Schriften gewidmet. Jeder Mensch hat sein Steckenpferd, und Sebaldus hatte die Apokalypse dazu erwählt, welches er auch, seine ganze Lebenszeit durch, vom Montage bis zum Freytage fleißig ritt. Nur der Sonnabend, wenn er sich zu seiner Predigt vorbereitete, und der Sonntag, wenn er sie hielt, war moralischen Betrachtungen gewidmet. Denn so sehr er auch die Prophezeihungen der Untersuchung eines scharfsinnigen Kopfes würdig hielt, so wenig glaubte er, würden seine Bauern davon verstehen oder nützen können; und es war sein unwiderruflicher Willen, seinen Bauern nichts zu predigen, als was ihnen sowohl verständlich als nützlich wäre.

Er hatte daher mit einer Menge seiner wohlehrwürdigen Amtsbrüder eine gewisse Aehnlichkeit, ob er ihnen gleich sonst sehr unähnlich war. Viele Landpfarrer predigen Sonntags mit lauter Stimme das Gesetz, und wissen die Ungläubigen und Ketzer mit starken Ausrufungen und gelehrten Citationen aus dem Grundtexte gar fein zusammenzutreiben. Eben diese Männer aber sieht man die ganze Woche über als dickstämmige Pachter, wilde Pferdebändiger, drolligte Trinkgesellschafter oder vorsichtige Wucherer, und möchte sie kaum für Ebendieselben halten. Eben so konnte jedermann alle Sonntage hören, daß der Vortrag des Pastors Sebaldus einfältig, herzrührend und allen Bauern verständlich war. Wer hätte sich da vorstellen sollen, dies sey der grundgelehrte Mann, der alle Kommentarien über die prophetischen Bücher durchstudirt hatte, der alle alte und neue Prophezeihungen nebst ihren Erfül-

lungen und Nichterfüllungen auf ein Haar wußte, der Vorbilder und Gegenbilder wie Schachtel und Deckel zusammenpassen konnte, dem keine Meinung der Mystiker und Gnostiker entgangen war, der Buchstabenziffern und Jahrwochen, prophetische Zeitzirkel und abgekürzte Abendmorgen, bildliche Geschichte und weissagende Träume, nebst der ganzen Kabbala und dem Buche Raja Mehemna gänzlich inne hatte? Wer hätte sich da vorstellen sollen, dieser ganz einfache Landprediger sey der Mann, der aus seinem Reichthume von gelehrtem Stoffe mit Hülfe der Crusiusschen Philosophie, die feiner als die feinste Nadel zugespitzt, die einfachsten Begriffe zertheilen, und sogar die beiden Seiten einer Monade von einander spalten kann, eines der scharfsinnigsten Gewebe von Prophezeihungen aus der Apokalypse gezogen hatte, welchem Crusius unumstößliche Hypomnemata der prophetischen Theologie, Bengels unwidersprechliche Auslegung der apokalyptischen Weissagungen, Don Isaak Abarbanels Majeneh Jeschuah und Michaelis unwiderlegliche Erklärung der siebenzig Wochen, weder an Richtigkeit und Wahrheit, noch an Neuheit, Scharfsinn und sinnreicher Aufklärung der dunkelsten Bilder zu vergleichen waren?

XXIV. Christoph Martin Wieland. *)

(1733 — 1813.)

1. Abderitenstreiche.

(Aus der Geschichte der Abderiten. Band 19. S. 8.)

Die Athener waren von jeher ein muntres und geistreiches Volk, und sind es noch, wie man sagt. Athener, nach Jonien versetzt, gewannen unter dem schönen Himmel, der dieses von der Natur verzärtelte Land umfließt, wie Burgunder Reben durch Verpflanzung aufs Vorgebirge der guten Hoffnung. Vor allen andern Völkern des Erdbodens waren die Jonischen Griechen die Günstlinge der Musen. Homer selbst war, der größten Wahrscheinlichkeit nach, ein Jonier. Die erotischen Gesänge, die Milesischen Fabeln (die Vorbilder unsrer Novellen und Romane) erkennen Jonien für ihr Vaterland. Der Horaz der Griechen, Alkäos, die glühende Saffo, Anakreon, der Sänger — Aspasia, die Lehrerin — Apelles, der Mahler der Grazien waren aus Jonien; Anakreon war sogar ein geborner Tejer. Dieser letzte mochte etwa ein Jüngling von achtzehn Jahren sein, (wenn anders Barnes recht gerechnet hat) als seine Mitbürger nach Abdera zogen. Er zog mit ihnen; und zum Beweise, daß er seine den Liebesgöttern geweihte Leier nicht zurückgelassen, sang er dort das Lied an ein Thracisches Mädchen, (in Barnesens Ausgabe das ein und sechzigste) worin ein gewisser wilder Thracischer Ton gegen die Jonische Grazie, die seinen Liedern eigen ist, auf eine ganz besondere Art absticht.

*) „C. M. Wielands sämmtliche Werke. Leipzig. Göschen. 1794 bis 1802. 36 Theile." 8.

Wer sollte nun nicht denken, die Tejer — in ihrem ersten Ursprung Athener — so lange Zeit in Jonien einheimisch — Mitbürger eines Anakreons — sollten auch in Thracien den Karakter eines geistreichen Volkes behauptet haben? Allein (was auch die Ursache davon gewesen sein mag) das Gegentheil ist außer Zweifel. Kaum wurden die Tejer zu Abderiten, so schlugen sie aus der Art. Nicht daß sie ihre vormahlige Lebhaftigkeit ganz verloren und sich in Schöpse verwandelt hätten, wie Juvenal sie ungerechter Weise beschuldigt. Ihre Lebhaftigkeit nahm nur eine wunderliche Wendung; denn ihre Einbildung gewann einen so großen Vorsprung über ihre Vernunft, daß es dieser niemahls wieder möglich war, sie einzuhohlen. Es mangelte den Abderiten nie an Einfällen: aber selten paßten ihre Einfälle auf die Gelegenheit wo sie angebracht wurden; oder kamen erst wenn die Gelegenheit vorbei war. Sie sprachen viel, aber immer ohne sich einen Augenblick zu bedenken, was sie sagen wollten, oder wie sie es sagen wollten. Die natürliche Folge hiervon war, daß sie selten den Mund aufthaten, ohne etwas albernes zu sagen. Zum Unglück erstreckte sich diese schlimme Gewohnheit auch auf ihre Handlungen; denn gemeiniglich schlossen sie den Käfig erst, wenn der Vogel entflogen war. Dieß zog ihnen den Vorwurf der Unbesonnenheit zu; aber die Erfahrung bewieß, daß es ihnen nicht besser ging, wenn sie sich besannen. Machten sie (welches sich ziemlich oft zutrug) irgend einen sehr dummen Streich, so kam es immer daher, weil sie es gar zu gut machen wollten; und wenn sie in den Angelegenheiten ihres gemeinen Wesens recht lange und ernstliche Berathschlagungen hielten, so konnte man sicher darauf rechnen, daß sie unter allen möglichen Entschließungen die schlechteste ergreifen würden.

Sie wurden endlich zum Sprichwort unter den Griechen. Ein Abderitischer Einfall, ein Abderitenstückchen, war bei diesen ungefähr, was bei uns ein Schildbürger oder bei den Helveziern ein Lallebürgerstreich ist; und die guten Abderiten ermangelten nicht, die Spötter und Lacher reichlich mit sinnreichen Zügen dieser Art zu versehen. Für itzt mögen davon ein paar Beispiele zur Probe dienen.

Einsmahls fiel ihnen ein, daß eine Stadt, wie Abdera billig auch einen schönen Brunnen haben müsse. Er sollte in die Mitte ihres großen Marktplatzes gesetzt werden, und zu Bestreitung der Kosten wurde eine neue Auflage gemacht. Sie ließen einen berühmten Bildhauer von Athen kommen, um eine Gruppe von Statuen zu verfertigen, welche den Gott des Meeres auf einem von vier Seepferden gezogenen Wagen, mit Nymfen, Tritonen und Delfinen umgeben, vorstellte. Die Seepferde und Delfinen sollten eine Menge Wassers aus ihren Nasen hervorspritzen. Aber wie alles fertig stand, fand sich, daß kaum Wasser genug da war, um die Nase eines einzigen Delfins zu befeuchten; und als man das Werk spielen ließ, sah es nicht anders aus, als ob alle diese Seepferde und Delfinen den Schnuppen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, ließen sie also die ganze Gruppe in den Tempel des

Neptuns bringen; und so oft man sie einem Fremden wies, bedauerte der Küster sehr ernsthaft im Nahmen der löblichen Stadt Abdera, daß ein so herrliches Kunstwerk aus Kargheit der Natur unbrauchbar bleiben müsse.

Ein andermahl erhandelten sie eine sehr schöne Venus von Elfenbein, die man unter die Meisterstücke des Praxiteles zählte. Sie war ungefähr fünf Fuß hoch, und sollte auf einen Altar der Liebesgöttin gestellt werden. Als sie angelangt war, gerieth ganz Abdera in Entzücken über die Schönheit ihrer Venus; denn die Abderiten gaben sich für feine Kenner und schwärmerische Liebhaber der Künste aus. „Sie ist zu schön, (riefen sie einhellig) um auf einem niedrigen Platze zu stehen; ein Meisterstück, das der Stadt so viel Ehre macht und so viel Geld gekostet hat, kann nicht zu hoch aufgestellt werden; sie muß das Erste seyn, was den Fremden beim Eintritt in Abdera in die Augen fällt." Diesem glücklichen Gedanken zu Folge stellten sie das kleine niedliche Bild auf einen Obelisk von achtzig Fuß: und wiewohl es nun unmöglich war zu erkennen, ob es eine Venus oder eine Austernymfe vorstellen sollte, so nöthigten sie doch alle Fremden zu gestehen, daß man nichts vollkommneres sehen könne.

Uns dünkt, diese Beispiele beweisen schon hinlänglich, daß man den Abderiten kein Unrecht that, wenn man sie für warme Köpfe hielt. Aber wir zweifeln, ob sich ein Zug denken läßt, der ihren Karakter stärker zeichnen könnte als dieser; daß sie (nach dem Zeugnisse des Justinus) die Frösche in und um ihre Stadt dergestalt überhand nehmen ließen, daß sie endlich selbst genöthiget wurden, ihren quäkenden Mitbürgern Platz zu machen, und, bis zu Austrag der Sache, sich unter dem Schutze des Königs Kassander von Macedonien an einen dritten Ort zu begeben.

Dieß Unglück befiel die Abderiten nicht ungewarnt. Ein weiser Mann, der sich unter ihnen befand, sagte ihnen lange zuvor, daß es so kommen würde. Der Fehler lag in der That blos an den Mitteln, wodurch sie dem Uebel steuern wollten; wiewohl sie nie dazu gebracht werden konnten dieß einzusehen. Was ihnen gleichwohl die Augen hätte öffnen sollen, war: daß sie kaum etliche Monate von Abdera weggezogen waren, als eine Menge von Kranichen aus der Gegend von Geranien ankam, und ihnen alle ihre Frösche so rein wegputzte, daß eine Meile rings um Abdera nicht Einer übrig blieb, der dem wieder kommenden Frühling **Brekekek Koax Koax** entgegen gesungen hätte.

2. Aus dem Agathon.

a. Das Fest des Bacchus.

(Wielands sämmtliche Werke. Erster Band S. 25.)

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als Agathon, der sich in einem unwegsamen Walde verirrt hatte, abgemattet von der vergeblichen Bemühung einen Ausgang zu finden, an dem Fuß eines Berges anlangte, welchen er noch zu ersteigen wünschte, in Hoffnung von dem

Gipfel desselben irgend einen bewohnten Ort zu entdecken, wo er die Nacht zubringen könnte. Er schleppte sich mit Mühe durch einen Fußweg hinauf, den er zwischen den Gesträuchen gewahr ward; allein da er ungefähr die Mitte des Berges erreicht hatte, fühlte er sich so entkräftet, daß er den Muth verlor den Gipfel erreichen zu können, der sich immer weiter von ihm zu entfernen schien, je mehr er ihm näher kam. Er warf sich also ganz athemlos unter einen Baum hin, der eine kleine Terrasse umschattete, und beschloß die einbrechende Nacht daselbst zuzubringen. — — —

Eine Oeffnung des Waldes zwischen zwei Bergen zeigte ihm — die untergehende Sonne. Es brauchte nichts mehr als diesen Anblick, um das Gefühl seiner widrigen Umstände zu unterbrechen. Er überließ sich der Begeisterung, in welche dieses majestätische Schauspiel empfindliche Seelen zu setzen pflegt, ohne sich eine Zeitlang seiner dringendsten Bedürfnisse zu erinnern. Endlich weckte ihn das Rauschen einer Quelle, die nicht weit von ihm aus einem Felsen hervorsprudelte, aus dem angenehmen Staunen, worin er sich selbst vergessen hatte; er stand auf und schöpfte mit der hohlen Hand von diesem Wasser, dessen fließenden Krystall, seiner Einbildung nach, eine wohlthätige Nymfe ihm aus ihrem Marmorkrug entgegengoß; und anstatt die von Cyprischem Weine sprudelnden Becher der gewohnten Athenischen Gastmäler zu vermissen, däuchte ihm, daß er niemals angenehmer getrunken habe. Er legte sich wieder nieder, entschlief unter dem sanft betäubenden Gemurmel der Quelle, und träumte, daß er seine geliebte Psyche wieder gefunden habe, deren Verlust das Einzige war, was ihm von Zeit zu Zeit einige Seufzer auspreßte. — — —

Er genoß noch der Süßigkeit des Schlafs, welchen Homer für ein so großes Gut hält, daß er ihn auch den Unsterblichen zueignet, als er durch ein lärmendes Getöse plötzlich aufgeschreckt wurde. Er horchte gegen die Seite, woher es zu kommen schien, und glaubte in dem vermischten Getümmel ein seltsames Heulen und Jauchzen zu unterscheiden, welches von den entgegen stehenden Felsen fürchterlich widerhallte. Agathon, der nur im Schlaf erschreckt werden konnte, beschloß diesem Getöse muthig entgegen zu gehen. Er bestieg den obern Theil des Berges mit so vieler Eilfertigkeit als er konnte, und der Mond, dessen voller Glanz die ganze Gegend weit umher aus den dämmernden Schatten hob, begünstigte sein Unternehmen. Das Getümmel nahm immer zu, je näher er dem Rücken des Berges kam. Er unterschied itzt den Schall von Trommeln und ein schmetterndes Getön von Schalmeyen und Pfeifen, mit einem wilden Geschrei weiblicher Stimmen vermischt, die ihn nicht länger ungewiß ließen, was dieser Lärm bedeuten möchte; als sich ihm plötzlich ein Schauspiel darstellte, worüber der oben erwähnte Weise selbst seiner Göttlichkeit auf einen Augenblick hätte vergessen können. Ein schwärmender Haufe von jungen Thracischen Frauen war es, welche sich in dieser Nacht versammelt hatten, die unsinnigen Gebräuche zu begehen, die das heidnische Alterthum zum Andenken des berühmten Zuges des Bacchus aus Indien eingesetzt hatte. — —

Das stürmisch fliegende Haar, die rollenden Augen, die beschäumten Lippen, die aufgeschwollnen Muskeln, die wilden Geberden und die rasende Fröhlichkeit, womit diese Unsinnigen, in tausend frechen Stellungen, ihre mit Efeu und zahmen Schlangen umwundnen Spieße schüttelten, ihre Klapperbleche zusammenschlugen, oder abgebrochne Dithyramben mit lallender Zunge stammelten: alle diese Ausbrüche einer fanatischen Wuth, die ihm nur desto schändlicher vorkam, weil sie den Aberglauben zur Quelle hatte, machten seine Augen unempfindlich, und erweckten in ihm einen Eckel vor Reitzungen, welche mit der Schamhaftigkeit alle Macht über seine Sinnen verloren hatten. Er wollte zurückfliehen, aber es war unmöglich, weil er in dem nämlichen Augenblicke von ihnen bemerkt wurde. Der Anblick eines Jünglings, an einem Ort und an einem Feste, welche von keinem männlichen Aug' entweihet werden durften, hemmte plötzlich den Lauf ihrer lärmenden Fröhlichkeit, um alle ihre Aufmerksamkeit auf diese Erscheinung zu wenden.

Hier können wir unsern Lesern einen Umstand nicht länger verhehlen, der in diese ganze Geschichte keinen geringen Einfluß hat. Agathon war von einer so wunderbaren Schönheit, daß die Zeuxis und Alkamenes seiner Zeit, weil sie die Hoffnung aufgaben, eine vollkommnere Gestalt zu erfinden oder aus den zerstreuten Schönheiten der Natur zusammen zu setzen, die seinige zum Muster zu nehmen pflegten, wenn sie den schönen Apollo oder den jungen Bacchus darstellen wollten. Niemals hatte ihn ein weibliches Aug' erblickt, ohne die Schuld ihres Geschlechtes zu bezahlen, welches für die Schönheit so empfindlich gemacht zu sein scheint, daß diese einzige Eigenschaft den meisten unter ihnen die Abwesenheit aller übrigen verbirgt. Agathon hatte der seinigen in diesem Augenblicke noch mehr zu danken: sie rettete ihn von dem Schicksal des Pentheus und Orfeus. Seine Schönheit setzte diese Mänaden in Erstaunen. Ein Jüngling von einer solchen Gestalt, an einem solchen Orte, zu einer solchen Zeit! Konnten sie ihn für etwas Geringers halten, als für den Bacchus selbst? In dem Taumel, worin sich ihre Sinnen befanden, war nichts natürlicher, als dieser Gedanke; auch gab er ihrer Fantasie plötzlich einen so feurigen Schwung, daß sie zur Gestalt dieses Gottes, welche sie vor sich sahen; alles übrige hinzu dichtete, was ihm zu einem vollständigen Bacchus mangelte. Ihre bezauberten Augen stellten ihnen die Silenen vor, und die ziegenfüßigen Satyrn, die um ihn her schwärmten, und Tieger und Leoparden, die mit liebkosender Zunge seine Füße leckten; Blumen, so däucht' es sie, entsprangen unter seinen Fußsohlen, und Quellen von Wein und Honig sprudelten von jedem seiner Tritte auf, und rannen in schäumenden Bächen die Felsen hinab. Auf einmal erschallte der ganze Berg, der Wald und die benachbarten Felsen von ihrem lauten Evan, Evoe! mit einem so entsetzlichen Getöse der Trommeln und Klapperbleche, daß Agathon von Entsetzen und Erstaunung gefesselt, wie eine Bildsäule stehen blieb, indeß die entzückten Bacchantinnen gaukelnde Tänze um ihn her wanden, und durch tausend unsinnige Geberden ihre Freude über die vermeinte Gegenwart ihres Gottes ausdrückten. — —

b. Karakter des Alcibiades, von Aspasien geschildert. Wie die junge Danae in Aspasiens Hause erzogen ward.

(Dritter Band. S. 274.)

Bald darauf kam Alcibiades. Er that nicht als ob er mich kennte, und ersparte mir dadurch die Fortdauer der Verlegenheit und des Erröthens, worein mich seine Erscheinung setzte. Sein Bezeigen gegen mich war zurückhaltend und voll von dieser ungezwungenen Urbanität, die den Athener von den übrigen Griechen eben so sehr unterscheidet, als die Griechen überhaupt allen andern Völkern an Witz und Lebensart vorgehen. Die Unterredung zwischen ihm und Aspasien war lebhaft und so neu für mich, daß ich lauter Ohr und Auge war. Er sprach von Staatssachen und Liebeshändeln mit dem gleichen muntern Ton, und mit dem Leichtsinne, dessen verführerischer Reitz ihn für die Ruhe seines Vaterlandes eben so gefährlich machte als für die Ruhe der weiblichen Herzen. Nach einiger Zeit stand er auf, entschuldigte sich, daß er den Abend nicht mit ihr zubringen könnte, und gab zur Ursache davon eine Lustbarkeit vor, die zwischen ihm und einigen jungen Herren von seiner Bekanntschaft angestellt sey. Die schöne Spartanerin wird dabei sein, setzte er hinzu, indem er einen beobachtenden Seitenblick auf mich warf; und so verschwand er.

Der leichtsinnigste, witzigste, verwegenste, aber liebenswürdigste Bösewicht, auf den je die Sonne geschienen hat! — sagte Aspasia, nachdem er fortgegangen war. Ich weiß keine Tugend, keine Vollkommenheit, wovon er nicht entweder den Schein oder die Wirklichkeit besäße; aber Er allein hat das Mittel gefunden, mit allem, was einen Mann schätzbar und liebenswürdig macht, alle Laster, deren die menschliche Natur fähig ist, zu verbinden. Perikles, dessen Pflegesohn er war, hat in seinem ganzen Leben nichts tadelnswürdigers gethan, als daß er durch zu viele Nachsicht diesen verzärtelten Menschen aus ihm gemacht hat, der er nun ist. Doch das ganze Athen, der weise Sokrates selbst nicht besser. Von seiner Kindheit an wurde er angewöhnt, der allgemeine Liebling aller Welt zu sein. Alles was er that gefiel, seine Unarten waren angenehme Lebhaftigkeiten, seine Wildheit das Feuer einer Heldenseele, seine muthwilligsten Ausschweifungen witzige Einfälle und Ergießungen eines fröhlichen, nichts Arges denkenden Herzens. Immer hatte er das Glück, oder vielmehr das Unglück, daß man seine Untugenden, um der schönen Form willen, die er ihnen zu geben wußte, entschuldigte oder gar für Verdienste gelten ließ. Er übte seine Leichtfertigkeiten mit einer so guten Art aus, gab seinen Lastern eine so angenehme Wendung, eine so eigene Grazie, daß man ihn auch da, wo er Tadel und Bestrafung verdiente, immer liebenswürdig fand. Dinge, die man einem andern nie vergeben hätte, wurden an ihm bewundert, oder wenigstens dadurch, daß man bloß darüber lachte, gebilliget und aufgemuntert. Nun, da es zu spät ist, fangen die Athener an gewahr zu werden, daß sie übel daran gethan haben. Aber sein Genius überwältigt sie auch wider ihre bessere Ueberzeugung, und die Bezauberung wird nicht eher völlig aufhören, als wenn er sie zu Grunde

gerichtet haben wird. Es geht ihnen nicht besser mit ihm, als unsern Schönen. Seine Unbeständigkeit, seine Treulosigkeit, sein Uebermuth gegen unser Geschlecht sind weltkundig. Tausend warnende Beispiele sollten uns klug gemacht haben. Aber alles ist umsonst. Eine jede, die es noch nicht erfahren hat, eilt was sie eilen kann, die Zahl der Betrogenen zu vermehren. Jede schmeichelt sich, reitzender, oder geschickter, oder wenigstens glücklicher zu sein als ihre Vorgängerinnen. Man thut alles ihn zu gewinnen, alles ihn zu erhalten; er wird mit der pünktlichsten Treue geliebt; kein Opfer, das er fodern kann, ist zu groß; man glaubt nie zu viel für ihn thun zu können; man verblendet sich über seine Untreue: und zuletzt, wenn man nicht mehr daran zweifeln kann, tröstet man sich wenigstens mit dem süßen Gedanken, daß man doch einmal vom Alcibiades geliebt worden sey; und jede schmeichelt sich, es mehr gewesen zu sein als die übrigen. Ich habe es für nöthig gehalten, Danae (fuhr sie fort) dir den gefährlichen Menschen in seiner wahren Gestalt zu zeigen; denn du wirst ihn täglich in meinem Hause sehen. Ich selbst erfahre das allgemeine Loos; ich liebe ihn; wiewohl die Zeit, da er mir gefährlich war, schon lange vorüber ist. Die deinige, meine liebe Danae, wird noch kommen. Ich mußte dich warnen, weil ich dich liebe. Aber nun überlaß ich dich deinem Herzen. Alles was ich um dich zu verdienen wünsche, ist, daß du mich zu deiner Vertrauten macheſt, sobald du eine Vertraute nöthig haben wirst.

Ich versprach es ihr mit einer Naivität, über die sie lächeln mußte, und setzte hinzu: die Begierde mich ihrer Liebe würdig zu machen, würde meinem Herzen keine Zeit lassen, sich mit einem andern Gegenstande zu beschäftigen. — Du hast noch nicht lange genug gelebt, meine Tochter, erwiederte sie, um dein Herz zu kennen; und noch weniger, um alle die Gefahren zu kennen, wovon es umgeben ist. In einigen Jahren wird dich deine eigene Erfahrung gelehrter gemacht haben. Indessen wird es nur auf dich ankommen, dich der meinigen zu deinem Vortheil zu bedienen. Ein gefühlvolles Herz ist sehr zu beklagen, wenn es bloß auf eigene Unkosten lernen muß, sich gegen ein Geschlecht zu verwahren, das bei uns nichts als seine Befriedigung sucht, und von dem wir immer betrogen werden, so lange wir es nach uns selbst beurtheilen. — Ich versicherte sie, mit einem Ton, in den mein ganzes Herz einstimmte, daß von nun an mein angelegenstes Geschäft seyn würde, mich nach ihr zu bilden und ihren Lehren zu folgen.

Meine Erfahrung, bester Agathon, hat mich gelehrt, wie wichtig es für ein junges Mädchen ist, frühzeitig eine Person ihres Geschlechts kennen zu lernen, welche vortrefflich genug ist, sich ihres Herzens zu bemächtigen. Vor wenigen Stunden war das meinige noch ganz von dem Bilde des verführerischen Alcibiades erfüllt. Wie leicht würde ihm sein Sieg geworden sein, wenn er damals, anstatt mich in Aspasiens Schutz zu bringen, sich der Mittel, woran er nur allzu reich war, hätte bedienen wollen, mich in seine eigene Gewalt zu bekommen! Aber er wollte sich seinen Sieg schwer machen; wiewohl er in der Folge mehr als Einmal Ursache fand zu wünschen, daß er sich weniger auf

die Unwiderstehlichkeit seiner Verdienste und Gaben verlassen haben möchte. Der erste Augenblick, da ich Aspasien sah, schien mich zu einer andern Person umzuschaffen. Der Wunsch, dem Ideal weiblicher Vollkommenheit, welches ich in ihr zu erblicken glaubte, ähnlich zu werden, wurde die herrschende Leidenschaft meiner Seele. Mir war, als ob mein Herz mir sagte: Diese Göttin ist doch immer nicht mehr, als was du auch werden kannst; sie ist — doch nur ein Weib. Dieser Gedanke machte mich stolz auf mein Geschlecht; und, ohne diesen Stolz, womit sollten wir uns gegen den Uebermuth des eurigen schützen? Alcibiades schien mir nun ein ganz andrer Mann, da ich ihn neben Aspasien sah. Ihr Glanz verdunkelte den seinigen; ich konnte ihn ungeblendet ansehen. Meine Augen verweilten darum nicht mit minderm Vergnügen auf seiner Gestalt; ich fühlte seine Reitzungen nicht schwächer: aber ich empfand stärker den Werth der meinigen.

Aspasia pflegte beinahe alle Abende Gesellschaft zu sehen, und an gewissen Tagen versammelte sich alles, was in Athen durch Stand, Schönheit, Geist und Talente vorzüglich war, in ihrem Hause. Sie sagte mir, wenn ich lieber allein sein wollte, sollten einige von ihren Mädchen mir den Abend angenehm zubringen helfen. Ich ersuchte sie darum. Sie verließ mich unter neuen Ausdrücken einer Zärtlichkeit, die mich über allen Ausdruck glücklich machte. Bald darauf traten drei angenehme junge Mädchen in mein Zimmer, wovon die Aelteste kaum vierzehn Jahre hatte. Sie glichen in ihrer leichten und niedlichen Kleidung den Freuden, welche die Dichter und Maler, in Gestalt junger Mädchen, vor dem Wagen der Liebesgöttin hertanzen lassen. Wir wurden in kurzer Zeit vertraut mit einander: denn sie begegneten mir als ob wir uns immer gekannt hätten. Sie waren Sklavinnen der Aspasia, in ihrem Hause geboren, und, da sie vorzügliche Gaben zu den Künsten der Musen zeigten, zu ihrem Vergnügen erzogen. Es befanden sich noch mehrere von dieser Art im Hause, die an Reitzungen und Geschicklichkeiten vollkommen genug gewesen wären, den Hof eines Königs zu zieren; und dieß mag wohl in einer Stadt, wo der zaumlose Muthwille der Komödienschreiber weder Talente noch Tugend, weder Götter noch Menschen schonte, Gelegenheit zu gewissen Verleumdungen gegeben haben, die dir nicht unbekannt sein können. Es ist wahr, die Freiheit eines Hauses, welches eine Art von Tempel aller Musen und Götter der Freude war, schien den Aristofanen einigen Vorwand zu geben. Aber um diesen Vorwand aller Scheinbarkeit zu benehmen, braucht man nur zu bedenken, daß Aspasia die Gemahlin des Ersten unter allen Griechen war; daß Sokrates seine jungen Freunde, und die edelsten Athener ihre Gemahlinnen in keine bessere Gesellschaft führen zu können glaubten; und daß man die verdorbnen Sitten eines Aristofanes haben mußte, um die Akademie des Geschmacks, der Filosofie, der Wohlredenheit und der feinsten Lebensart, dem niedrigsten Pöbel, der das nicht kennt noch kennen kann, was edle Seelen Freude nennen, als ein Gelag von Bacchanten und Mänaden, oder als eine Schule der Ausschweifung und Liederlichkeit vorzuschildern.

Dieser erste Abend, da ich mit den liebenswürdigen Sklavinnen der Aspasia Bekanntschaft zu machen anfing, lehrte mich, wie weit ich noch in der einzigen Kunst, in welcher ich mir einige Stärke zugetraut hatte, von der Vollkommenheit entfernt war. Einige Tage darauf machte Aspasia Gelegenheit, daß es schien, als ob sie von ungefähr dazu komme, als ich mich mit den drei Mädchen in pantomimischen Tänzen übte. Sie setzte sich unter uns hin, und wurde unsre Lehrmeisterin, indem sie scherzend vorgab, blos unsre Richterin sein zu wollen. Sie gab uns Fabeln aus der Göttergeschichte, oder Begebenheiten aus der Heldenzeit zu Tänzen auf. Meine Gelehrigkeit und feine Empfindung erhielt ihren Beifall. In der That verstand ich ihre leisesten Winke, und da sie sich eine Ergetzlichkeit daraus machte, diese Uebungen fortzusetzen, so erreichte ich in kurzer Zeit eine Fertigkeit darin, die vielleicht nicht wenig dazu beitrug, mich zu ihrem Liebling zu machen. Denn sie selbst hatte ehmals den Ruhm der vollkommensten Tänzerin; und noch itzt liebte sie diese Kunst so sehr, daß sie, wenn sie mich einen Karakter oder eine Situation vorzüglich gut machen sah, in einem augenblicklichen Vergessen dessen, was sie itzt war, ausrief: Mich däucht ich sehe mich selbst in meine Jugend zurück versetzt!

Mit diesen Uebungen wurden alle andere verbunden, die man bei uns Griechen zur vollkommnen Erziehung einer Schönen rechnet. Aspasia, welche so viele Ursache hatte, die meinige als ihr eignes Werk anzusehen, schien den ganzen Umfang ihres Vermögens in Vervollkommnung eines Werkes, worin sie sich selbst gefiel, erschöpfen zu wollen. Die Virtuosen von allen Arten, die das Haus des Perikles als ihr eigenes anzusehen gewohnt waren, eiferten in die Wette, diese Absicht meiner edlen Wohlthäterin befördern zu helfen. Ein jeder schien seinen größten Stolz darin zu suchen, wenn er sich rühmen könnte, etwas zur Verschönerung und Vollendung dieser Danae, in welcher Aspasia sich selbst wieder hervorbringen wollte, beigetragen zu haben. Alles Verdienst, was ich mir selbst dabei zueignen kann, war Gelehrigkeit, und brennende Begierde einer Wohlthäterin zu gefallen, die alles für mich that, was die beste Mutter für eine einzige Tochter thun kann, und die ich, auch ohne Rücksicht auf das, was ich ihr schuldig war, um ihrer selbst willen unaussprechlich liebte. Und war nicht auch diese Gelehrigkeit, dieser Enthusiasmus für das Schöne, dieses Verlangen, einer Wohlthäterin, deren Güte ich durch nichts anders vergelten konnte, das Vergnügen, ihre Absichten mit mir erreicht zu sehen, zu gewähren — war nicht auch dieß ein bloßes Geschenk der Natur? — —

3. Aus dem Aristipp.

Der griechische Salon der Lais.

(Wieland's sämmtliche Werke 33. Band.) — (Erster Band des Agathon S. 132.)

Aristipp an Kleonidas.

Ich gestehe unverhohlen, daß ich ein großer Freund aller Tage bin, die von unsern frommen Vorfahrern dem allgemeinen Müßiggang und

Wohlleben gewidmet wurden. Immerhin mögen Arbeitsamkeit und Enthaltsamkeit, wo sie nicht Töchter der Nothwendigkeit sind, unter die preiswürdigsten Tugenden gerechnet werden: wenigstens sind sie es bloß als Mittel zu dem, was der letzte Wunsch aller lebenden Natur ist; Ruhe ist die angenehmste Belohnung des Arbeiters, und der Arme behilft sich die meiste Zeit schlecht, um sich zuweilen einen guten Tag machen zu können. An Festtagen seh' ich allenthalben fröhliche Gesichter; jedermann ist besser als gewöhnlich gekleidet, thut sich gütlicher, geht ins Bad, kränzt sich mit Blumen. Gemeinschaftliche Opfer, Gesänge und Gebete, feyerliche Aufzüge, Uebungsspiele, Tänze und Schauspiele nähren und erhöhen den sympathetischen Trieb, und lassen uns vom geselligen Bürgerleben, dessen tausendfache Kollisionen die Tage der Arbeit und Geschäftigkeit so häufig erschweren und verbittern, nur das Gefügige, Angenehme und Tröstliche empfinden. Die Natur hat mir, wie du weißt, zu einem ziemlich kalten Kopf ein warmes Herz gegeben. Mir ist nie wohler, als wenn ich mich so ganz aufgelegt fühle allen Menschen hold zu seyn, und dieß bin ich immer, wenn ich sie in Gemeinschaft fröhlich sehe. Denn da wiege ich mich unvermerkt in die süße Täuschung ein, sie alle für gut und wohlwollend zu halten, und mache mir selbst weiß, sie würden es immer seyn, wenn sie sich immer glücklich fühlten. Du wirst es also ganz begreiflich finden, lieber Kleonidas, daß ich, ungeachtet der schelen Gesichter, die ich mir von meinen gravitätischen Mitgesellen, und zuweilen auch wohl von dem Meister selbst gefallen lassen muß, keine Gelegenheit versäume, wo ich mir diesen behäglichen Lebensgenuß verschaffen kann.

Einer meiner hiesigen Bekannten, ein Mann von Geist und angenehmen Umgang, der nach Athenischer Art reich ist, und (was hier in den Augen einer gewissen Klasse noch mehr zu sagen hat) sein Geschlechtsregister auf mütterlicher Seite von Kodrus ableitet, besitzt ein schönes Landgut auf der Insel Aegina, die nicht viel über zwey hundert Stadien von Athen entfernt liegt, und wiewohl von Natur nur ein kahler Felsen, durch eine fünfhundertjährige Anbauung und den Wetteifer ihrer durch Gewerbe und Handelsschaft reich gewordenen Einwohner sie auf alle nur mögliche Weise zu verschönern, eines der anmuthigsten Eylande ist, die im Myrtoischen Meer und Saronischen Meerbusen zerstreut umherliegen. Eurybates (so nennt sich mein Freund), der das vornehmste Fest der Aeginer, die Poseidonia, gewöhnlich auf seinem Gute zuzubringen pflegt, bat mich ihm diesmahl Gesellschaft zu leisten, und ich nahm seine Einladung um so williger an, da diese Festtage gerade in die schönste Jahreszeit fallen, und durch einen großen Markt belebt werden, der eine Menge Fremde vom festen Lande und den benachbarten Inseln herbey zieht.

Wir hatten bereits einige Tage in allerley festlichen Lustbarkeiten verlebt, als Eurybates mir den Antrag machte: ob ich nicht Lust hätte, den Abend in Gesellschaft der schönen Lais zuzubringen? Er setzte, vermuthlich um mir desto mehr Lust zu machen, hinzu: „wenn ich meinen Augen glauben darf, so ist schwerlich ein Weib im ganzen Grie-

chenlande, das ihr den Preis der Schönheit streitig machen kann." Da mir die Landessitte bekannt ist, so konnt' ich natürlicher Weise nichts anders denken, als die Rede sey von einer Hetäre mit deren Gesellschaft Eurybates seine Freunde diesen Abend zu bewirthen gedenke; und wiewohl ich bisher den Umgang mit Frauenzimmern aus der Klasse immer zu vermeiden suchte, so kamen doch hier mehrere Umstände zusammen, die eine Ausnahme schicklich zu machen schienen. Kurz, ich sagte meinem Wirthe, es werde mir um so angenehmer seyn, ihm eine so interessante Bekanntschaft zu danken zu haben, da ich gestehen müßte, daß ich eine Art von Ideal in meinem Kopfe hätte, dem die schöne Lais den Vorzug abzugewinnen einige Mühe haben würde. Indessen kam der Abend heran, und wie ich eben mit Verwunderung zu bemerken anfieng, daß sich nirgends eine Anstalt zu einem Gastmahl im Hause zeigte, kam Eurybates, mir zu sagen, es wäre nun Zeit ihm zu seiner schönen Nachbarin zu folgen. — Zu welcher Nachbarin? — „Zu welcher andern als der schönen Lais, die vor einigen Tagen hierher gekommen ist, um von einem kleinen Gute Besitz zu nehmen, das ihr durch den Tod eines Freundes zugefallen ist, und das glücklicher Weise unmittelbar an das meinige stößt." — Die Rede ist also nicht von einer Hetäre? sagte ich. — „Nun ja Hetäre oder auch nicht Hetäre, wie du willst; im Grunde läßt sie sich nicht wohl in eine andere Klasse stellen, wenn sie ja klassificirt seyn muß: aber dann ist sie eine Hetäre, wie es, zwey oder drey ausgenommen, noch keine gegeben hat." -- —

Dieser Vorbericht spannte meine Neugier und Erwartung so stark, daß mir der Weg, der uns nach dem Hause der schönen Korintherin führte, dreymal länger vorkam, als er in der That war. Wir fanden sie in einem geräumigen, auf Jonischen Marmorsäulen ruhenden Gartensahle, von einem kleinen Kreise dem Ansehn nach feiner junger Männer umgeben, und, wie es schien, in einem lebhaften Gespräche begriffen. Schon von ferne, bevor es möglich war, ihre Gesichtszüge genau zu unterscheiden, däuchte mir ihre Gestalt die edelste, die ich je gesehen hätte. Ihr Anzug war mehr einfach als gekünstelt und eher kostbar als schimmernd; leicht genug, um einen Bildner, der keine schöne Form unangedeutet lassen will, zu befriedigen, aber zugleich so anständig, daß selbst die Grazie der Scham nicht untadeliger bekleidet werden könnte. — Die hat einen feinen Takt für ihre Kunst, dachte ich. Aber stelle dir vor, mein Freund, wie gewaltig ich überrascht wurde, da ich ein paar Schritte näher die nehmliche Dame in ihr zu erkennen glaubte, mit welcher ich vor drey Jahren zu Korinth auf eine so seltsame Art in Bekanntschaft gekommen war, ohne damals ihren Stand und Nahmen erfahren zu können. Ich mußte alle meine Gewalt über mich selbst zusammenraffen, um der edeln Unbefangenheit, womit sie mich empfieng, keine größere Betroffenheit entgegen zu setzen, als sich allenfalls mit der Wirkung ihrer Schönheit auf jeden, der sie zum ersten Mahle sah, entschuldigen ließ. Daß ich es wollte, war ich mir deutlich genug bewußt; doch zweifle ich sehr, ob es mir in der ersten Viertelstunde so gut gelang als ich wünschte; denn gewöhnlich verräth

einer durch die Bemühung, etwas unter seinen Mantel zu verbergen, daß er etwas verberge, und dieß ist genug, um die Aufmerksamkeit aller Umstehenden zu erregen. Das Wahre ist, daß die Furcht, mich zu irren, und das Verlangen, mich nicht zu irren, den Blicken, womit ich sie durch und durch zu erspähen und nach allen Dimensionen auszumessen scheinen mußte, mir (wie sie mir in der Folge selbst sagte) etwas zu gleicher Zeit so schüchtern unverschämtes, gieriges und erstauntes gab, daß sie selbst Mühe gehabt hätte, sich in gehöriger Fassung zu erhalten, wenn sie nicht auf diese, bloß von meiner Seite unerwartete Zusammenkunft vorbereitet gewesen wäre. In der That hatte sie sich in den drey Jahren, die seit der ersten verflossen waren, dermaßen verschönert, daß ungeachtet das Bild meiner Korintischen Anadyomene noch wenig in meiner Erinnerung verloren hatte, oder vielmehr eben deßwegen, ein kleines Mißtrauen in meinen Augen oder in meinem Gedächtniß ganz natürlich war. Sie war indessen merklich größer geworden, und die Blüthe ihrer mächtigen Gestalt schien so eben den Augenblick der höchsten Vollkommenheit erreicht zu haben; den Augenblick, wo die Fülle der hundertblättrigen Rose sich nicht länger in der schwellenden Knospe verschließen läßt, sondern mit Gewalt aufbricht, um ihre glühenden Reitze der Morgensonne zu entfalten. Dieß verbreitete einen so blendenden Glanz um sie her, daß ich, wiewol die Aehnlichkeit mit sich selbst zu entschieden war, um nicht jeden aufsteigenden Zweifel sogleich wieder niederzuschlagen, doch nicht aufhören konnte, mich durch immer wiederholtes Anschauen von einer so angenehmen Wahrheit immer gewisser zu machen. Bei allem dem behielt ich doch noch so viel Besonnenheit, um, zu meinem Troste, wahrzunehmen, daß die andern Anwesenden, (den einzigen Eurybates vielleicht ausgenommen) jeder für sich zu stark mit unsrer schönen Wirthin beschäftigt waren, um sich viel um mich zu bekümmern. Auch blieb mir nicht unbemerkt, daß Sie Selbst am wenigsten gewahr zu werden schien, daß etwas besonders in mir vorgehe; und wenn mich ein paar verstohlne Seitenblicke nicht verständiget hätten, würde die höfliche Kälte, womit sie sich gegen mich benahm, neue Zweifel haben erregen müssen. Diese nur mir verständlichen Blicke sagten mir so zuverlässig, sie sey es, daß keine Möglichkeit zu zweifeln übrig blieb; und nun war es auch um so viel leichter, die Rolle einer ganz neuen Bekanntschaft natürlich genug zu spielen, um selbst den beobachtenden Eurybates dadurch zu täuschen und den leisesten Verdacht eines früheren Verhältnisses zwischen uns unmöglich zu machen. Ich überließ mich jetzt mit meinem gewöhnlichen Frohsinn oder Leichtsinn, wenn du willst, dem heiteren Genuß des schönsten Abends, den ich bisher erlebt hatte, und ich wollte alles in der Welt wetten, daß Tantalus an der Tafel Jupiters nicht halb so glücklich war, als ich im Speisesahl dieser irdischen Göttin, welche, nicht zufrieden, uns mit dem Ambrosia und Nektar ihrer Schönheit und ihres Witzes zu sättigen, außerdem noch alles aufgeboten hatte, was Land und Meer und die Kunst eines Korinthischen Kochs vermochte, um selbst den Gaumen eines Sybariten zu befriedigen.

Nimm es als einen Beweis der Stärke meiner Liebe zu dir auf, daß ich in diesen Stunden der süßesten Seelenberauschung, wo es so leicht war, ein letheisches Vergessen alles dessen, was man sonst liebte, aus den Augen dieser neuen Circe zu trinken, mehr als einmahl herzlich wünschte: möchte doch mein Kleonidas hier seyn, wär' es auch auf Gefahr, seiner ersten Liebe ein wenig ungetreu zu werden! Es ist, denke ich, dem Menschen überhaupt, und vor allen dem Künstler zuträglich, in allen Gattungen und Arten das Höchste gesehen zu haben.

Eine vollkommene Schönheit ist in Griechenland und vermuthlich allenthalben etwas sehr seltenes, die Vereinigung einer solchen Schönheit mit geistigen Reitzungen noch seltner. Dieß vorausgesetzt, ist die schöne Lais unter den Griechischen Weibern, was der Phönix unter den Vögeln ist. Ich habe die berühmte und von Sokrates selbst geschätzte Aspasia, wiewohl in einem schon ziemlich vorgerückten Alter, mehrmahl gesehen und gesprochen; sie kann selbst in der Blüthe ihrer Schönheit nie ein Recht gehabt haben, mit Lais um den goldnen Apfel zu streiten. An Stärke des Geistes und an Kenntnissen mag ihr vielleicht der Vorzug bleiben; aber an Lebhaftigkeit und Vielgestaltigkeit des Witzes und der Laune ist Lais vielleicht einzig. Die feinsten Wendungen der scherzenden oder nur leicht ritzenden Ironie sind ihr so geläufig, als ob sie bei meinem alten Mentor in die Schule gegangen wäre. Sie spricht gern und viel, und findet immer den zierlichsten Ausdruck und das rechte Wort ungesucht auf ihren Lippen.

Ohne wie Kassandra vom delfischen Gotte besessen zu seyn, glaube ich voraus zu sehen, daß diese neue Helene in ihrer Art wenigstens eben so viel Unheil unter den ohnehin so leicht entzündbaren Griechen unserer Zeit anrichten wird, als die Tochter der Leda unter den Achäern und Trojanern des heroischen Zeitalters. Was sie in meinen Augen am gefährlichsten macht, ist ein gewisser unnennbarer Zauber, den ein Dichter mit den unsichtbaren und unzerreißbaren Schlingen vergleichen würde, welche Homers Vulkan aus hinterlistigen Absichten um das Lager seiner treuen Gemahlin legte. Weil ich mich nicht gern mit unerklärbaren und nichts erklärenden Wörtern behelfe, so habe ich in aller Stille ausfindig zu machen gesucht, worin dieser magische Jynx (mit Sokrates zu reden) eigentlich bestehe, und, so viel ich jetzt davon sagen kann, dünkt mich, er liege darin, daß sie sich aller ihrer Reitzungen immer bewußt ist, ohne daß es scheint, als ob sie ihrentwegen Anspruch an große Bewunderung mache, oder mit geheimen Anschlägen auf Eroberungen umgehe. Sie scheint in vollkommner Selbstgenügsamkeit sich mit der Gewißheit zu befriedigen, es hänge nur von ihr ab, sobald sie Lust dazu habe, jeden Sterblichen zum Gott und jeden Weisen — zum Narren zu machen; da es hingegen in keines Mannes Gewalt stehe, mehr über sie zu gewinnen, als sie ihm freiwillig einzuräumen geneigt sey. Sie bedient oder begiebt sich dieses Vorrechtes mit gleicher Sorglosigkeit, ohne Anschein einer besonderen Absicht; aber wenn sie sich dessen bedient, thut sie es öfters mit einem Muthwillen, der an Grausamkeit grenzt, wiewohl es vielleicht bloser Naturtrieb, ihre Macht

zu versuchen, seyn mag. Sie schießt ihre Strahlen umher, wie die Sonne die ihrigen ergießt, unbekümmert wohin sie fallen und wie sie wirken, ob sie erwärmen und beleben, oder antrockenen, versengen und zerstören. Daß die Sprache der Griechen keinen Nahmen für diesen gefährlichen Karakter hai, beweißt vermuthlich, daß die schöne Lais in ihrer Art die erste ist.

Ich sehe dich für die Freyheit und Ruhe deines Aristipp zittern; aber sey unbesorgt, mein Freund! Der Salamander, sagt man, befindet sich sehr wohl in eben dem Feuer, worin andere lebendige Wesen verzehrt werden. Ich schwöre dir, daß ich in meinem Leben nie freyer, heitrer und aufgeräumter war als diesen Abend. Nicht als ob ich mich einer Gleichgültigkeit rühmen wolle, die mir im Grunde wenig Ehre machen würde; genug, Lais selbst scheint zu merken, daß sie an einen jungen Mann gerathen ist, den Hermes mit dem berühmten Kräutchen Moly, das alle Bezauberung unkräftig macht, bewaffnet hat, und ich denke, wir wollen noch sehr gute Freunde werden. Ueberdieß war auch hier keine Ursache zur Eifersucht. Ich sahe keinen begünstigten; und wie hätte ich mich darüber ärgern sollen, gerade so viele Nebenbuhler zu sehen als Personen zugegen waren? Das wird nun einmahl in den nächsten zehn oder zwanzig Jahren nicht anders seyn. Alles kommt darauf an, nicht ob man ihr gefallen will, (wer wollte das nicht?) sondern ob man ihr gefällt, und das muß man den Göttern und ihrer Laune anheim stellen. Ausschließliche Anmaßungen an ein solches Wesen machen zu wollen, wäre, nach meiner Vorstellungsart, als wenn Einer Sonne und Mond für sich allein behalten wollte. Wenn ich auch die Macht des großen Königs besäße, ich würde schwerlich thörigt genug seyn, ein falsches Unrecht an ihr und an mir selbst zu begehen. Wer wäre berechtigt frey zu seyn, wenn ein so hoch von der Natur begünstigtes Weib es nicht seyn sollte? Und wie wenig müßte der seinen eignen Vortheil kennen, der, wenn er es auch vermöchte, die Liebesgöttinn zu seiner Sklavin machen wollte.

Wir brachten einen Theil der Nacht mit den gewöhnlichen Ergetzlichkeiten zu, womit die Griechen ihre Symposien zu würzen pflegen. Die schöne Lais hat verschiedene niedliche junge Sclavinnen, die mit Fertigkeit tanzen, singen und auf allen Arten von besaiteten Instrumenten spielen. Die Unterhaltung wechselt bald mit munteren Gesprächen, bald mit Musik und mimischen Tänzen ab, und die Dame des Hauses selbst war so gefällig, oder (wie es einige von uns nannten) so grausam, uns zum Abschied mit einer wahren Sirenenstimme ein süßes Liedchen von Anakreon zu singen, wobei vermuthlich jedermann eben dasselbe fühlte, was Odysseus, als der einladende Zaubergesang der Töchter des Achelous über die Wolken zu ihm herüber schallte; und im Weggehen versicherte mehr als Einer, daß er die Erlaubniß zu bleiben mit dem Schicksal der Unglücklichen, die in die Klauen jener mörderischen Sängerinnen geriethen, nicht zu theuer erkauft gehalten hätte. Daß ich keiner von diesen war, kannst du mir auf mein Wort glauben.

Es hatte sich zufälliger Weise gefügt, daß ich an diesem Tage den

Ring am Finger trug, in welchem ich die Haare meines korinthischen Unbekannten hatte fassen lassen; und so konnt' es nicht wohl fehlen, daß ich Gelegenheit fand, ihr meine Hand, als wie von ungefähr, nahe genug zu bringen, daß sie ihr durch den Druck einer Feder aus dem Kasten des Rings heraufgebrachtes Geschenk erkennen konnte. Ein leises Erröthen und ein lächelnder Blick, der unsre alte Bekanntschaft zu gestehen schien, versicherte mich dessen, und mehr verlangte ich für diesmahl nicht.

XXV. Joh. Karl August Musäus.

(1735 — 1787.)

Rothmantel, der gespenstige Barbier. *)

(Vierter Theil. S. 92.)

Mitternacht heißt die Stunde, wo die intellektuelle Welt Leben und Thätigkeit gewinnt, wenn die vergröberte animalische Natur in tiefem Schlummer begraben liegt. Franz wünschte um deßwillen lieber, diese bedenkliche Stunde zu verschlafen, als zu durchwachen, darum that er das Fenster zu, ging nochmals die Runde im Zimmer, durchspähete Winkel und Ecken, zu sehen, ob alles geheuer sey; schneuzte die Lichter, daß sie heller brennten und streckte sich flugs aufs Ruhebette, welches seinem ermüdeten Körper gar sanfte that. Dennoch konnt er nicht so bald, als er wünschte, in Schlaf kommen. Ein kleines Herzpochen, welches er einer Wallung im Blute von der Hitze des Tages zuschrieb, erhielt ihn noch eine Zeitlang wach, und er unterließ nicht, diese Frist zu benutzen, und einen so kräftigen Abendsegen zu beten, als er seit vielen Jahren nicht gebetet hatte, dieser that die gewöhnliche Wirkung, daß er sanft dabey einschlief. Nach Verlauf einer Stunde, seinem Bedünken nach, erwachte er mit einem plözlichen Schreck, welches bey einem unruhigen Blute eben nichts ungewöhnliches ist. Dadurch wurde er ganz munter, horchte, ob alles ruhig sey, und hörte nichts als die Glocke, die eben zwölfe schlug, welche Neuigkeit der Nachtwächter bald darauf, im ganzen Flecken, mit lautem Gesange ankündigte. Franz lauschte noch eine Weile, legte sich aufs andre Ohr, und war eben im Begriff wieder einzuschlafen; da wars ihm, als knarre von Ferne eine Thür, und gleich darauf schlug sie mit dumpfem Getöse zu. O Wehe! Wehe! raunte die Furcht ihm ins Ohr, das ist fürwahr der Poltergeist! Es ist der Wind und weiter nichts, tröstete die Herzhaftigkeit. Doch bald kams näher, immer näher, wie ein schwerer Mannestritt. Geklingel hier, Geklingel dort, als rasselte ein Delinquent mit schweren Ketten; oder als ging der Pförtner, mit seinem Schlüsselbund, im Schloß umher. Das war kein Windesspiel, die Herzhaftigkeit verstummte, die bange Furcht trieb alles Blut dem Herzen zu, daß es pochte wie ein Schmiedehammer.

---

*) Volksmärchen der Deutschen. Neue Ausgabe. Gotha. Ettinger. Fünf Theile. 1782." 8.

Jetzt war die Sache ausserm Spaß. Wofern die Furcht die Herzhaftigkeit noch einmal hätte lassen zum Worte kommen; so würde diese den Verzagten an den Subsidien-Traktat mit dem Wirthe erinnert und ihn angetrieben haben, die stipulirte Hülfe laut aus dem Fenster zu reklamiren; aber da gebrachs an Entschliessung. Der ängstlich Zagende nahm seine Zuflucht zur Matratze, der lezten Schutzwehr der Furchtsamen, und zog sie dichte übern Kopf, wie Vogel Strauß das Haupt hinter ein Sträuchlein birgt, wenn er dem Jäger nicht mehr entrinnen kann. Drauſſen gings Thür auf, Thür zu, mit gräßlichem Gepolter, und nun kams auch ans Schlafgemach. Es drehte rasch am Schloß, versuchte viele Schlüssel, bis es den rechten fand; doch hielt der Riegel noch die Thüre fest, bis sie ein harter Schlag, gleich einem Donnerschlag, eröffnete, daß Niet und Riegel sprang. Da trat herein ein langer hagrer Mann, mit einem schwarzen Barte, in alter Tracht und finsterm Angesicht, die Augenbraunen senkten sich zu tiefem Ernste, von der Stirn herab. Um seine linke Schulter schlug er einen Scharlachmantel, und auf dem Haupt trug er einen spitzen Hut. Er zog mit schwerem Tritt dreymal das Zimmer schweigend auf und ab, besah die geweihten Kerzen und puzte sie, damit sie heller leuchteten. Drauf ließ er seinen Mantel fallen, schnürte einen Scheersack auf, den er darunter barg, und kramte ein Barbierzeug aus, strich flugs ein blankes Scheermesser auf dem breiten Riemen, den er am Gürtel trug.

Franz schwizte Judasschweiß unter der Matratze, befahl sich in den Schuz der heil'gen Jungfrau, und spekulirte ängstlich, was dies Manövre sollte, wußte nicht, obs damit auf die Gurgel oder auf den Bart gemeint sey. Zu seiner Beruhigung, goß das Gespenst, aus einer silbernen Flasche, Wasser in ein silbern Becken, und schlug, mit beinerner Hand, die Seife zu leichtem Schaum, rückte einen Stuhl zurechte, und winkte, mit ernster Miene, den angstvollen Lauerer aus seinem Hinterhalt hervor.

Gegen diesen bedeutsamen Wink galt so wenig eine Einwendung, als gegen die strengen Befehle des Großherrn, wenn er einem exilirten Vezier den Engel des Todes, den Capichi Baschi, mit der seidnen Schnur nachschickt, seinen Kopf in Empfang zu nehmen. Das Vernünftigste, was sich in diesem kritischen Falle thun läßt, ist der Nothwendigkeit nachzugeben, zum bösen Spiel gute Miene zu machen; und sich, mit stoischer Gelassenheit, die Kehle gemachsam zuschnüren zu lassen. Franz honorirte die empfangne Ordre: die Matratze begann sich zu heben, er sprang rasch vom Bette auf, und nahm den ihm angewiesenen Platz auf dem Schemel ein. So wundersam auch dieser schnelle Uebergang, von der äussersten Verzagtheit zur kühnsten Entschlossenheit scheinen mag, so natürlich wird dennoch das psychologische Journal uns diese Erscheinung zu erklären wissen.

Der spukende Barbier band seinem zitternden Bartkunden alsbald das Scheertüchlein vor, ergriff darauf Kamm und Scheere, beschnitt ihm Haare und Bart. Dann seifete er ihn kunstmäßig ein, zuerst den Bart, hernach die Augenbraunen, zulezt die Schläfe, Scheitel und das

Hinterhaupt, und schor ihn von der Gurgel bis zum Nacken, so glatt und kahl, wie einen Todtenkopf. Als er mit dieser Operation zu Stande war, wusch er ihm das Haupt, trocknete es säuberlich, machte seinen Reverenz und schnürete den Scheersack zu, hüllte sich in den Scharlachmantel, und schickte sich zum Rückzuge an. Die geweihten Kerzen brannten vortreflich helle bey der ganzen Verhandlung, und Franz sahe, vermöge ihres Schimmers, im Spiegel, daß ihn der Scheerer in einen chinesischen Pagoden verwandelt hatte. Er bedauerte herzlich den Verlust der schönen braunen Locken, gleichwohl schöpfte er nun wieder frischen Athem, da er merkte, es sey mit diesem Opfer alles abgethan, und der Geist habe weiter keine Macht an ihm.

So verhielt sichs auch in der That, der Rothmantel ging nach der Thür, stillschweigend wie er gekommen war, ohne Gruß und Valet, und schien ganz das Widerspiel seiner geschwätzigen Professionsverwandten. Kaum war er aber drey Schritte zurück, so stund er stille, sahe sich mit trauriger Gebehrdung nach seinem wohlbedienten Kunden um, und strich mit der flachen Hand über den schwarzen Bart. Eben das that er zum andern male, und nochmals als er eben zur Thür hinaus schreiten wollte. Franz gerieth dadurch auf die Vermuthung, daß das Gespenst etwas verlange, und durch eine schnelle Kombination der Ideen rieth er darauf, daß es vielleicht den nämlichen Dienst von ihm erwarte, den es ihm vorher geleistet habe, und er trafs damit glücklicher, als weiland Geisterseher Oeder, der das renomirte Braunschweiger Gespenst inquirirte, wie ein Amtmann den Delinquenten, ohne daß er es zum Geständniß brachte, was es eigentlich mit seiner frivolen Erscheinung wolle.

Da der Geist, ungeachtet seines trübsinnigen Anblicks, mehr zu Schimpf als Ernst aufgelegt schien, und seinen Gast geschabernakt, nicht aber gemißhandelt hatte: so war bey diesem jetzt fast alle Furcht verschwunden. Also wagte er den Versuch, und winkte dem Geiste, sich auf den Schemel zu setzen, welchen er eben verlassen hatte. Sogleich gehorchte das Gespenst, warf den rothen Mantel ab, legte das Barbierzeug auf den Tisch, und setzte sich auf den Stuhl, in die Stellung eines Menschen, der sich will den Bart abnehmen lassen. Franz beobachtete sorgfältig die nämliche Prozedur, die der Geist zuvor mit ihm vorgenommen hatte, stuzte ihm den Bart mit der Scheere, schnitt ihm das Haar ab, seifete ihm den ganzen Kopf ein, und das Gespenst hielt still wie ein Haubenstock. Der ungeschickte Gesell wußte das Messer schlecht zu regieren, hatte noch nie eins in der Hand gehabt, schor den Bart gerade gegen den Strich, wobey der Geist eben so seltsame Grimassen machte, wie der Affe des Erasmus, indem er das Bartputzen seines Herrn nachahmte. Dabey wurde dem unkundigen Pfuscher doch nicht wohl zu Muthe, er dachte mehr als einmal an die sinnreiche Sentenz: was deines Amts nicht ist, laß deinen Vorwiz, indessen zog er sich, so gut er konnte, aus der Affäre, und schor das Gespenst so kahl als er selbst war.

Bisher war die Scene, zwischen dem Geiste und dem Wandrer,

pantomimisch abgehandelt worden, jetzt wurde die Handlung dramatisch. Fremdling, sprach jener mit freundlicher Gebehrde, habe Dank für den Dienst, den du mir geleistet hast: durch dich bin ich der langen Gefangenschaft nun ledig, die mich dreyhundert Jahre in diese Mauren gekerkert hat, und zu welcher meine abgeschiedene Seele so lange, einer Uebelthat halber, verdammt ward, bis ein Sterblicher das Vergeltungsrecht an mir üben und thun würde, was ich bey meinen Lebzeiten andern that. — — —

XXVI. Helfrich Peter Sturz. *)

(1736 — 1778.)

1. Pitt.

(Erster Theil S. 120.)

Pitt stand allein auf seiner hohen Stelle; die Flut der neuen Sittenverderbniß strömte tief unter ihm hin. Er hatte sich selbst gebildet, und sank nie zur Nachahmung, auch der größten Männer, herab. In seiner Gestalt ist strenger Ernst, wie in den Formen der ältesten Kunst, und auch die Härte derselben. Ihm ist kein Staatsmann aus der Geschichte zu vergleichen. Er verachtet die Politik; ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie hat er sich bestrebt Recht zu behalten; nie hat man ihn überredet, oder bewogen. Er riß ein und baute, herschte, überwältigte; Englands Größe war sein Ziel, und sein Ehrgeiz Unsterblichkeit. Nie erhub sich in seinem Lande ein großer Mann ohne Parthei; er allein vernichtete alle Partheien. Alle Britten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volk hat er nie eine Stimme gekauft. Frankreich sank unter der Kraft seines Arms, der die bourbonische Ligue zertrümmerte, und Englands wogenthürmende Demokratie nach allen Richtungen seines Willens trieb. Er sah ins Grenzenlose, und maß das Schicksal von Jahrhunderten mit Einem Blick. Seine Anschläge wurden immer durch unerwartete Mittel ausgeführt, die sich den Umständen anschmiegten, immer in die eigene Minute trafen, wo sie gelingen mußten. Hindernisse und Kräfte waren seinem Geiste auf einmal gegenwärtig, den gleichsam eine Gabe der Weißagung stärkte.

Dieser Mann paßte nicht in seine Zeit, nicht unter die Pygmäen seines Jahrhunderts. Furchtsam blickten sie an ihm hinauf; alle Klassen der feilen Rotte zitterten bei dem bloßen Namen Pitt. Freilich besitzt er die Verdienste eines guten, freundlichen Mannes nicht; diese sind nur für Menschen von niederer Größe. Unempfindlich gegen die sanfteren Freuden des häuslichen Glücks, sah er unverwandt auf Brittaniens Schicksal, trat unter seine Helden und Gesetzgeber hin, und entschied's.

Seine Beredsamkeit war leicht und helle, und drückte die erhabensten Empfindungen durch gemeine Redensarten aus. Sie war weder dem reissenden Strom des Demosthenes, noch der verzehrenden Flamme

---

*) Schriften von Helfrich Peter Sturz. Leipzig. Weidmann's Erben und Reich. Erste Sammlung 1779. Zweite Sammlung 1782. 8.

des Tullius ähnlich, sondern sie glich zuweilen dem Donner, zuweilen der Musik der Sphären. Er verleitete, fesselte den Verstand nicht, durch mühsam verkettete Schlüsse, wie Mansfield; er war nie, wie Townshend auf der Folter, um Wiz und Talente zu zeigen: sondern er umstralte den Gegenstand, und traf sicher den Punkt, durch den Bliz seines Geistes, den man, wie den Bliz seiner Augen, nur empfindet, nicht beschreibt. Er konte nach Willkür umbilden, erschaffen, zerstören. Er hätte ein wildes Volk unter Ordnung und Gesetze vereinigt. Er verstand's, ein freies Volk wie Sklaven zu beherschen, ein Reich zu gründen, oder zu vernichten, und einen Streich zu schlagen, der durch die Welt wiederhallte.

So war Pitt im letzten Krieg. Und wer konte widerstehen, als er in der Toga stand, und für die Kolonien gegen die Stempelakte sprach: „Eure Herschaft über Amerika ist unumschränkt, wenn es auf „Regierung, auf Gesetzgebung ankömt, aber ihr seid nicht befugt, „Steuern von den Kolonisten zu fordern. Sie haben mit uns gleichen „Anspruch auf die Rechte der Menschheit, auf die Rechte von England; „sie sind keine Hurenkinder, sondern eure Söhne. In unserm Vaterland ist das Recht Steuern aufzulegen weder ein Theil der regieren„den, noch der gesetzgebenden Macht; Steuern sind ein freies Geschenk „der Gemeinen. Dieses Haus stellt die Gemeinen vor; darum geben „und bewilligen wir, was wir geben können, unser Eigenthum. Aber „wenn wir dem König Steuern von Amerika bewilligen, so bewilligen „Sr. Majestät Gemeinen von Großbritannien — unser Eigenthum? nein, „das Eigenthum Sr. Majestät Gemeinen in Amerika. Einige sagen, „die Kolonisten werden **virtualiter** durch dieses Haus repräsentirt. Ich „frage, durch wen? durch Abgeordnete irgend eines Distrikts, irgend „einer Stadt — wo sind sie? ein verächtlicher Einfall, der keine Wider„legung verdient. Warum wollt ihr unmittelbar in der Tasche eurer „Brüder plündern? Steuern sie nicht unmittelbar beschwerlicher als „wir, durch eure Monopolien? Müssen sie nicht alles von euch, so „theuer als ihr wünschet, kaufen? alles an euch, so wohlfeil, als ihr „wollt, verkaufen? dürfen sie den Segen ihres Landes und die Früchte „ihres Fleißes irgend Jemand anbieten? Ihr erlaubt keinem Volke der „Erde auf diesem Markt neben euch zu stehen. Man erzählt uns, daß „Amerika hartnäckig ist, daß es einen öffentlichen Aufruhr gewagt hat. „Ich, meine Landsleute — ich freue mich, daß es widersteht. Drei „Millionen Menschen, die sich freiwillig unter die Knechtschaft beugten, „würden künftig taugliche Werkzeuge sein, auch uns das Joch auf den „Nacken zu heften. Seit König William hat kein Minister den fürch„terlichen Plan gewagt; er war unsern Zeiten vorbehalten.

„Wenn Amerika fällt, so wird es die Pfeiler des Staats ergreifen, „und hinstürzen auf die Trümmer unsrer Verfassung. — Ist dies euer „gerühmter Frieden? Ihr wollt das Schwert nicht in die Scheide, son„dern in die Eingeweide eurer Brüder stecken."

Die Verehrer Pitts wünschen einen Tag aus seinem Leben zu vertilgen, dessen Geschichte Lord Chesterfield in folgenden Worten

erzählt: „Pitt hatte freie Hand alle Minister zu nennen; und errathen Sie, wozu er sich gemacht hat? zum geheimen Siegelbewahrer und — werden Sie's glauben? zum Lord Chatham. Hier ist der allgemeine Scherz, daß er die Treppe hinauf gefallen ist, und zwar so unglücklich, daß er in seinem Leben nicht wieder auf die Beine kommen wird. Nun ist er nichts mehr, als Lord Chatham, und in keiner Bedeutung mehr Pitt. Ich kenne in der Geschichte kein ähnliches Beispiel. So in der Fülle seiner Macht wegzusinken, im Genuß des befriedigten Ehrgeizes, das Volk, das Haus der Gemeinen zu verlassen, das ihm allein Macht gab, ihm allein Macht versichern konte, ins Hospital der Unheilbaren, ins Haus der Lords zu flüchten — es ist ein unglaublicher Schritt. *)"

Dennoch haben andere den großen Mann nicht ohne Nachdruck vertheidigt, der entkräftet in Schatten zurück trat, als England durch ihn triumphirte. Weder Würden noch Titel konten Pitt erhöhn, sondern er entwich allein nur dadurch dem Geräusch und den Stürmen der Regierung, weil er Ruhe wünschte nach unsterblichen Thaten; und verdient sie vielleicht der Retter seines Volks nicht?

Als er neulich sich wieder auf seinen Krücken empor hub, und im Parlament mit sterbender Stimme rief: „Britten, ihr wollt Frieden „kaufen? aufopfern Ruhm und Herschaft, nicht züchtigen Frankreich, „das vor euch bebte, euch nun Hohn spricht? — Ich — zeuge wider „euch bei der Nachwelt. Auf, laßt uns kämpfen, fallen, wenn es „sein muß, unter den Trümmern des Vaterlandes!" War das nicht wieder die große Seele Pitt's, die neuverklärt über ihren Leichnam schwebte?

Die gegenwärtige Epoche von England erinnert an Roms gefahrvollen Krieg mit Tarent und den Chatham jener Zeit. Pyrrhus, als Bundsgenoß der Tarentiner, hatte den Konsul Levinus überwunden, und stand mit seinem Heer nur achtzehn Stunden von Rom; aber weil er Römergut zu würdigen verstand, so trug er dem Senat gleich nach erfochtenem Sieg freiwillig einen Vertrag durch den Philosophen Cineas an, der, durch Geschenke und Gründe und durch allen Schmuck der Redekunst, das Erbieten zu empfehlen wußte. Schon wankte der Rath, und einige stellten vor, daß eine große Schlacht verloren sei, daß eine zweite gefährlicher, entscheidender werden könte, weil manche Völker Italiens sich mit Pyrrhus vereinigen wolten. Rom war im Begriff, einen schimpflichen Frieden, als eine Wohlthat, anzunehmen. Aber Appius Klaudius lebte noch, der, im hohen Alter und des Gesichtes beraubt, fern von Geschäften unter seinen Lorbeern ruhte. Er hörte nicht so bald die friedliche Neigung des Senats, als er sich in einer ofnen Sänfte über den großen Plaz von Rom nach dem Kapitol bringen ließ. An der Thüre erwarteten ihn seine Schwiegersöhne und Kinder, auf deren Arme gestüzt er in die Versamlung trat, die bei dem Anblick des großen Mannes in stiller Ehrfurcht schwieg.

---

*) Letters to Mr. *Stanhope*.

„Römer", sprach er mit zitternder Stimme, „ich bin schon lange „blind, und ertrage mein Schicksal ungeduldig; aber heut wünschte ich „auch taub zu werden, um eure Schlüsse nicht zu hören. Wo ist euer „Troz, wo sind die hohen Reden, die durch die Welt erschallten? Eure „Väter, rühmtet ihr, hätten den Alexander verachtet? Habt ihr nicht „oft wiederholt, daß Rom nur der Triumpf noch fehlte, mit ihm „gekriegt zu haben, daß er durch seine Flucht, oder durch seinen Tod „euch verherrlicht haben würde? Das war also eitle Pralerei? — Die „Mazedonier fürchtet ihr nicht; aber die Molosser und die Chaonier? „Den Alexander fürchtet ihr nicht, aber wol den Pyrrhus, der als „Knecht bei seinen Knechten diente? — Ihr träumt Frieden zu kaufen; „Krieg und Untergang werdet ihr für Schande erkaufen! Wenn euch „Pyrrhus gedemütigt hat, wenn man euch erst verachtet, so werden „andre Feinde sich wafnen, und über das erniedrigte, mutlose Volk her„fallen. — Ha, ihr Schutzgötter meines Vaterlands! welcher Tag! — „Pyrrhus siegt, und giebt Rom dem Spott aller Barbaren Preis."

Rom verwarf den Frieden und siegte.

2. Aus den „Erinnerungen des Grafen Johann Hartwig Ernst von Bernstorf."

(2r Theil. S. 95.)

Ich wünschte Bernstorf zu schildern, wie er einst vor dem Gerichte der Nachwelt erscheint, wann kein Lob und keine Verläumdung mehr täuscht, wann die Zeit alle Stimmen gezählt und gewogen und seinen Werth berichtiget hat, wann die Folgen seiner Thaten allein für ihn zeugen.

Alsdann, ich darf es erwarten, wird ein dankbares Volk ihn segnen, dessen Väter er glücklich machte, und erleuchtete Monarchen werden, zum Lohn ihrer Sorgen, einen Diener wie ihn, von der Gottheit erflehn.

Aber Bernstorfs Geschichte ist innig mit der neuesten Geschichte aller Höfe verflochten; und wer darf es wagen den Vorhang wegzuziehen, der diese Geheimnisse deckt? das bewegliche, grenzenlose Gemälde der politischen Welt zu entwerfen, das eine Meisterhand fordert, und doch nur für spätere Zeiten gehört, wo man die Wahrheit, weil sie weniger beleidigt, auch unter den Mächtigen erträgt?

Ich kann also Bernstorf nicht durch alle Auftritte seines merkwürdigen Lebens folgen. Ich mache mich nur zu zerstreuten Erinnerungen, zu wenigen, aber merkwürdigen Zügen seines Karakters verbindlich. Ich samle nur einzelne Zweige zur bürgerlichen Krone dieses Menschenfreunds, und ich lege sie auf sein ehrwürdig Grab nicht ohne stille Thräne nieder, denn ich habe ihn gekannt, ich habe den Minister hinter der Wolke gesehen, die ihn im Kreis der Geschäfte verbarg, die ihn gegen den spähenden Blick der Höflinge schützte.

Mögt' es mir gelingen, mit Würde von dem Manne zu reden, der edlen Anstand und jede Schönheit der Tugend über seinen ganzen

Wandel ausgoß! Nur wünschte ich den Ton der Lobrede zu meiden, der sich gerne zur feurigen Bewundernng gesellt und den kältern Beobachter mißtrauisch macht. Dieser fordert Eigenthümlichkeit in dem Bilde großer Männer, und erwartet Menschen zu sehen, keine Göttergestalten, die in den Denkmalen der Schriftsteller und Künstler sich immer einförmig ähnlich, so wie immer über der Natur sind. — — —

Ich folge nun Bernstorf in die Stille des häuslichen Lebens, wo ein Mensch den andern nur durch innern Werth, nur durch eigne Tugend übertrift, wo kein Glanz der Würde mehr blendet, wiewohl auch diese nur einen Augenblick täuscht; denn ein Staatsmann kann anf seinem hohen Standort, seine Sitten, seine Schwachheiten, nicht lange verbergen. Bernstorfs Tugend war strenge und auf unveränderliche Grundsätze gebaut, aber nicht in den stoischen Ernst gehüllt, der alles Vergnügen wegscheucht, sondern sie vertrug sich mit deu Freuden des gesellschaftlichen Lebens. Man vermuthet zwar die Gabe zu gefallen bey dem Manne der großen Welt; er lebt immer unter Menschen, deren Meynung ihm nicht gleichgültig seyn kann, und ist geübt, auf die kleinsten Ansprüche der Gesellschaft, auf die Forderungen jeden Augenblicks zu merken, es ist auch selten ohne dies Talent ein Minister groß und mächttg geworden, aber es erhält sich nicht lange, wenn er ein Arbeiter ist, und den Staatsangelegenheiten selbst vorsteht; sein Geist wird zu sehr an wichtige Gegenstände geheftet, als daß er sich zu den kleinen Aufmerksamkeiten des Umgangs herablassen sollte. Daher rührt der feyerliche Ernst, die finstre, eingewickelte Miene, die man keinem Minister verzeiht und die allerdings eine billigere Nachsicht verdient. Auch Bernstorf gefiel nicht beym ersten Anblick. denn sein Auge war umwölkt, und es saß Tiefsinn auf seiner Stirne: aber so wie man ihm näher trat, drang die Seele mächtig in jeden Zug seines Angesichts, heiße Menschenliebe glühte im Auge und heitere Leutseligkeit verjüngte den Zug seines Mundes; man hielt ihn bald für einen gütigen Mann, und er hatte kaum zu reden angefangen, für einen grossen glänzenden Mann. Seine Beredsamkeit floß wie ein sanfter Strom, und bahnte sich Wege durch Felsen, er nahm ein, überredete, überwältigte, je nachdem es ihm gefiel; der Ausdruck schmiegte sich dem Endzweck, das Wort der Sache fest an; sein Gegenstand war mit Wahrheit umstralt und ging hervor und stand da, mit den Farben der Natur geschmückt. Er sprach auszeichnend vortrefflich über Regierungsgeschäfte, über Revolutionen in der Geschichte der Menschheit, über künftige wichtige Folgen kaum hervorkeimender Ursachen, über Erwartungen im System der Politik; dann malte er Staaten und Menschen nach dem Leben und aus der Geschichte mit leichten, aber treffenden Umrissen, deren Aehnlichkeit auffiel, ordnete Maßen und vertheilte Licht und Schatten mit schöpferischen Zügen einer Meisterhand. Beispiele der Tugend begeisterten ihn; jede treffliche That, jede Gesinnung der Wohlthätigkeit, der Vaterlandsliebe, traf in seinem Herzen auf eine verschwisterte Saite, die deutlich im wärmern Ausdruck hervorklang; sein Blick und seine Sprache glühten, und er hob uns mit zu hohen Empfindungen empor. Ein Mann, der mit

blendenden Gaben auch noch Macht und Einflüsse vereinigt, herrscht gewöhnlich allein in dem schweigenden unterthänigen Haufen; alles hört und bewundert, niemand wagt einen Laut, uud das Gleichgewicht der Unterhaltung hört mit allen ihren Annehmlichkeiten auf. Aber Bernstorf demütigte nicht durch die Vorzüge seines Verstandes; er lud zum Widerspruch durch Leutseligkeit ein, und wußte seinen Gegenstand immer nach dem Geistesvermögen der Gesellschaft zu wählen. Er verstand es, eine Frage zu thun, die man wünschte, eine Antwort zu finden, die befriedigen mußte. Er hatte für jeden ein Wort, einen Blick, ein Zeichen der Achtung in Bereitschaft, das auch dem Furchtsamen Muth gab Jeder fand einen Anlaß, sein Talent zu entwickeln, jeder seinen Raum. wo er mit Vortheil erschien. Hierin allein besteht die wahre Höflichkeit, welche, wenn sie nicht im Karakter liegt, den Großen so selten gelingt, weil immer das Bewußtseyn der Gnade durchscheint, mit welcher sie großmüthig ihrer Würde entsagen; und, so bald nur der Geringere seinen Abstand einen Augenblick zu vergessen scheint, oder irgend einer Lieblingsthorheit nahe tritt: so hüllt sich der große zum Schrecken des Verwegnen schnell wieder in seinen Purpurmantel ein.

Bernstorf war sogar seiner Temperamentsneigungen Meister. Er war mit einer aufwallenden Wärme geboren; und weil seinem Scharfsinn das Lächerliche nicht entrann, so drängte sich oft die Satyre bis an seine Lippen und leuchtete noch aus seinem Blick, aber er blieb seines Ausdrucks mächtig, der nie das Gepräge des Spottes trug und immer zur Freundlichkeit gestimt war.

So betrug sich Bernstorf unter seinen Untergebenen und in der allgemeinen Gesellschaft. Ich unternehme es nicht, ihn unter seinen Freunden zu schildern, wenn seine ganze Seele sich ergoß und alle Zärtlichkeit seines Gefühls auch in ihre Herzen strömte; denn wer ist fähig, sie nachzuempfinden?

Sonst meidet die Freundschaft die Palläste der Großen; ihre Stelle vertritt eine niedrige Dienstfertigkeit, eine heuchlerische verstellte Liebe, die, so bald die Gnade des Fürsten wankt, oft ohne irgend eine andre Veranlassung, zum offenbaren Haß wird. Der Anhang mancher Minister ist ein Haufen um Lohn gedungener Knechte, und unter Gebietern und Sklaven gibt es keine Vereinigung der Seelen. Aber Bernstorf hatte sich Freunde erworben, die seines Herzens würdiger waren; sie schätzten, unabhängig von der Würde, den Mann, der nicht verehrt, der geliebt sein wollte, und der ihrer Freundschaft mit einer Zärtlichkeit vergalt, die in der verfeinerten Welt nicht gekannt wird. — — —

Die letzte Stunde des Abends war die angenehmste seines Tages. Diese brachte er unter seiner Familie, mit seinen Hausgenossen und einigen Gelehrten in Unterredungen zu. Klopstock, der Sänger Gottes und Freund und Liebling der Menschen, der rechtschaffene geistvolle Cramer, der reine Lehre und unsträflichen Wandel mit Witz und Munterkeit und ausgebreiteten Kenntnissen vereinigt, gehörten mit zu diesem glücklichen Zirkel. Wir hingen alsdann an Bernstorfs Mund und labten uns mit Sokratischer Weisheit. Hier entfaltete sich sein

Herz und sein Geist; der Schleyer der Würde fiel nieder und die erhabne Seele glänzte in ihrer eigenthümlichen Schönheit; wir verließen ihn nie, ohne wärmer für Tugend zu empfinden, ohne unterrichtet, oder gebessert zu sein.

Wenn die schöne Zeit des Jahrs heran nahte, so entfloh auch Bernstorf aus dem Geräusche der Stadt in die sanftern Scenen der Natur. König Friedrich hatte ihm ein Landgut geschenkt, das, als der Ruheplatz eines großen Mannes unserer Zeit und der Nachwelt ehrwürdig bleibt.

Auf einem Hügel, der auf einer weit ausgebreiteten Fläche sich langsam erhebt, ist ein geschmackvolles, mehr bequemes als prächtiges, Wohnhaus erbaut. Jenseits der Fläche begränzt die Stadt den Horizont; nah genug, um in ihrer ganzen Schönheit zu glänzen, und entfernt genug, um die ländliche Ruhe nicht zu stören. Die Stadt dehnt ihr Gewühl durch den Hafen in das angränzende Meer aus; hier verändert die Schiffarth jeden Augenblick die reiche mannigfaltige Scene, und das stille ferne Getümmel entzückt. An dem Hafen vorbey verliert sich der Blick auf der See, oder ruht zuweilen auf einer sich samlenden Flotte, oder auf den Küsten von Schonen aus,

Jung gepflanzte Alleen führen von dem Wohnhaus in die regellosen Gänge eines reizenden Waldes, der einen Garten verbirgt und schützt, auf welchen die Sonne nicht weniger gütig, als auf ein südliches Land blickt. Er ist das Muster der Gärten von Dännemark, und bringt die besten Früchte der wärmern Provinzen von Europa in ihrer Vollkommenheit hervor. Bernstorf hat ihn gepflanzt und gewartet; er hat in demselben die angenehmsten Stunden seines Lebens zugebracht; sein Geist blühte auf und sein Herz erweiterte sich, wenn er die freyere Luft dieses Lustplatzes athmen konte. Er hatte es gelernt, die Stufenfolge der Wohlthaten Gottes in der Natur aufzusuchen, einen heitern Tag mit Entzücken zu grüßen, der Entwickelung der Pflanzen nachzuspüren, die Ankunft der Blüte zu belauschen und über die schwellende Frucht zu frohlocken, alle die mannigfaltigen Freuden zu empfinden, die ein unverdorbenes Gefühl mit keinen anderen vertauscht.

Damit auch kein Segen dieser auserwählten Erde fehlen möge, versamlete Bernstorf glückliche Menschen um sich her. Er gab seinen Gutsunterthanen ihr Geburtsrecht, Freyheit und Eigenthum, wieder; er munterte sie durch großmütige Beyhülfe auf, ihre Güter zu theilen, und auf der Mitte ihres Landes zu wohnen.

Schnell deckten sich Heiden mit fröhlichen Saaten; neue Pflanzungen stiegen hervor; anstatt dürftiger Hütten in elenden Dörfern wurde die Gegend mit angenehmen Wohnungen geschmückt, in welchen glückliche Väter ihre Kinder den Namen ihres Wohlthäters lehrten. Sie wollen ihm, dem Freund der Menschen, mitten in der verschönerten Gegend ein Denkmal errichten, das dem künftigen Wanderer gewiß edlere Empfindungen, als Trophäen, einflößt, einen prachtlosen, aber ehrwürdigen Stein, auf welchen die Thräne ihrer Dankbarkeit floß.

In dieser Wohnung des Friedens fühlte Bernstorf sich glücklich;

sein Gedächtniß rief ihm tugendhafte Thaten und überzeugende Beyspiele der göttlichen Vorsehung zurück; keine Handlung seines Lebens war durch eine kränkende Reue verbittert; sein Fleiß war mit Gedeyen gesegnet; er war von den Redlichen im Staat, von den Würdigsteu aller Nationen verehrt, von seiner Familie, von seinen Freunden, von seinen Untergebenen geliebt; und auf seiner gefahrvollen langen Laufbahn hatten ihn wenig Unglücksfälle betroffen. Er näherte sich mit mnntern Kräften dem Alter, und durfte sich schmeicheln, noch manche Früchte seiner Arbeit zu genießen, noch lange dem Staate nützlich zu seyn.

Am Abend des Lebens wird selten ein Mann, der in großen Verhältnissen eingeflochten war, die vergangene Zeit wieder durchzuleben wünschen, ohne Epoken, ohne Vorfälle auszunehmen, deren Angedenken ihn quält; aber Bernstorf hat es oft mit freudigem Danke gegen die Vorsicht wiederholt, er nähme jeden verflossenen Tag aus den Händen der Allmacht ohne Bedingung zurück, ginge er nicht einer herrlichen Zukunft entgegen.

Jedoch auch seiner wartete der Sterblichen Loos, die, wenn sie auch keine Strafgerichte fürchten, doch selten der Prüfung entgehn, die ihr Vertrauen auf Gott bestätigen und den Ruhm ihres Lebens durch den schwersten Triumpf, durch ihre Geduld im Leiden, krönen soll. Langsam zog sich ein Ungewitter auf. Unbedeutend in seinem Anfang schien es auch dem scharfsichtigsten Auge nicht furchtbar; aber es verbreitete sich schnell und deckte Dännemark mit einer schreckenvollen Nacht. — O, ruhte sie ewig auf der Geschichte dieser Zeit!

Bernstorf hatte schon lange die Absicht seiner Feinde entdeckt, ihn durch wiederholte Angriffe zu reizen und zu irgend einem Schritte zu verleiten, der sie von dem Mann, den sie haßten, befreyte. Endlich konnte er sich nicht mehr verbergen, daß es ihnen gelung, ihm das Vertrauen seines Monarchen zu entziehen. Aber sollte er ruhig sein Schicksal erwarten, oder den Sturm, der ihm drohte, entfliehn? Das war die große bedenkliche Frage, die entschieden werden mußte, und die in seiner bittern Verfassung nicht so leicht zu beantworten war.

Ein Staatsmann, der zu mißfallen anfängt, wandelt immer an Abgründen hin, und thut keinen gleichgültigen Schritt mehr. Ist er gelassen, so ist es ein Stolz, der gedemütigt zu werden verdient; verbirgt er seine Unruhe und seine Empfindlichkeit nicht, so ist es Bewußtseyn der Schuld; entschließt er sich, sein Amt niederzulegen, so wartet vielleicht eine Kränkung auf ihn, wozu nur der Anlaß gefehlt hat; und harrt er zu lange, reizt er die Ungeduld seiner Verfolger, so ist es ungewiß, zu welchem heftigen Ausbruch ihr Unwillen endlich verleitet werden mag. Wenn alle Zugänge des Throns von Rathgebern umringt sind, die ihre gemeinschaftliche Sicherheit vereinigt, so ist kein Fürst der Erde mächtig genug, den Eingebungen der Wahrheit, die zurückgescheucht wird, oder den Empfindungen seines unaufhörlich bestürmten Herzens zu folgen.

Alles das erwog Bernstorf mit heiterer Ueberlegung und ent-

schloß sich dennoch nicht zu fliehen, den Posten nicht feig zu verlassen, auf welchem er als ein auserwähltes Werkzeug der Vorsehung stand, keinen Augenblick, der in seiner Macht war, zu verlieren, wo er dem Staat, oder auch nur einem Gliede desselben durch seine Arbeit nützlich seyn konnte.

Der Schlag kam seiner Erwartung zuvor. Ich war der einzige Zeuge dieses prüfenden Augenblicks. Sein Betragen dabey muß auf ewig seinen Karakter entscheiden; denn in einer solchen Stunde ist der größte Mann in den Händen der Natur.

Er hatte sich eben zur Arbeit niedergesetzt, als er das Schreiben des Königs empfing, welches ihn den Staatsgeschäften entzog. Er las es mit ernsthafter Stille und stund mit einem Blick des Schmerzens auf. Ich bin meines Amts entsetzt, sprach er mit einem gesetzten bescheidenen Ton, und fügte mit gen Himmel erhobenen Augen hinzu: Allmächtiger, segne dies Land und den König!

So stand Bernstorf an den Ruinen seines Ruhms, so gelassen sah er in einer Minute das Gebäude seines ganzen Lebens umstürzen; Hofnungen große Entwürfe zu vollenden, Aussichten in eine ehrenvolles ruhiges Alter, alle Freuden des vergangenen Lebens waren dahin, wie ein Traum, und die Folgezeit breitete sich finster vor ihm aus: dennoch stand er unerschüttert. Entweder war Bernstorf ein großer, oder ein unempfindlicher Mann. Wer hat ihn je unempfindlich gekant?

Es war seinen Feinden geglückt, die Grundsätze seiner Verwaltung zu schelten; aber dennoch haben sie nie in dem Herzen des Königs, selbst nicht in ihrem Gewissen, die Achtung vertilgt, welche das wahre Verdienst auch unter Verfolgungen fordert. — — —

Bernstorf glaubte länger an die Tugend, die er geprüft und gewürdigt hatte, und blieb verläumdeten unglücklichen Männern bis an seinen Tod gewogen. Er erlebte die Verherrlichung noch, für seine Feinde in ihrem Elend zu beten, aber er starb zu früh, um des Triumpfs zu genießen, den ihm das wiederkehrende Vertrauen des Königs und die Stimme aller Patrioten versprach. Er erlag unter den Kämpfen des Geistes, mehr durch Arbeit und Gram, als durch Krankheit und Jahre erschöpft. Seine Unpäßlichkeit verkündigte keine Gefahr; sein Ende war schnell, wie es nur der Fromme wünschen darf; seine Gemahlin empfand die Schrecken dieses sanften Todes allein. Er hatte sich eben zur Ruhe niedergelegt, als sie tönte, die Posaune des Engels, der ihn an den Thron der Vergeltungen rief, als, nach wenigen Seufzern der unterliegenden Natur, diese große Seele unsere Erde verließ.

Alle Arten des Ruhms haben sein Leben verherrlicht. Er war glücklich am Ruder des Staats, und von allen Redlichen geliebt, und, von aller Macht entblößt, noch verehrt.

* * *

Dem Leser dieser Schrift ist es nicht gleichgültig zu wissen, ob der Erzähler unterrichtet seyn konte. Ich habe in Dänemark viele Jahre als königlicher Gesandtschaftsrath und Sekretär im Departement der

ausländischen Sachen unterm Grafen von Bernstorf gearbeitet, und immer in seinem Hause gelebt; wenn ich also nur aufmerksam war, so war die Gelegenheit zur Beobachtung günstig. Eine ausführliche Geschichte wäre lehrreicher gewesen, aber ein Vernünftiger fodert sie nicht.

XXVII. Joh. Timoth. Hermes.

(1738 — 1821.)

Aus Sophiens Reise von Memel nach Sachsen.*)

Dritter Brief.

Reisegefährten der Sophie. Begebenheiten, welche sie hätten bewegen sollen, nach Memel zurück zu gehn.

(Erster Theil. S. 14.)

Heidekrug, den 14. May. Donnerst.

Hier finde ich endlich die längst gewünschte Muhsse an Sie schreiben zu können. Daß mir verschiedne Abentheur begegnet sind, können Sie leicht daraus schliessen, daß ich in zween Tagen nur sieben Meilen zurückgelegt habe. Noch ist's nicht thunlich gewesen, mit Extrapost zu gehn: ich bin froh mit der ordinairen Post fortkommen zu können, werde aber so bald ich kan, Ihnen gehorsam seyn.

Doch ich soll Ihnen angenehme Dinge schreiben, und in Wahrheit bey dem Kummer, in welchem Sie sind, wünschte ich wol, Sie aufmuntern zu können. In Prökolz stieg eine Frau aus Memel auf die Post. Sie ließ sich mit einem Geistlichen, (wenigstens glaube ich daß er ein Geistlicher ist, obgleich ich ihn bisher für einen Arzt gehalten hatte) in ein Gespräch ein, in welchem sie so christlich redete, daß ich mich wunderte, eine Person, die einer solchen Erkentnis und Glaubensfreudigkeit sich rühmen konte, bisher nicht gekannt zu haben. Sie bestrafte den Geistlichen und mich, wenn wir bei der Gefar umzuwerfen ein wenig ängstlich waren. „Man müsse," sagte sie, „seiner Sache gewis seyn; die Furcht sey allemal ein Zeichen eines knechtischen Gemüths." Der Geistliche hörte bald auf mit ihr zu sprechen, und hatte mit einem Juden, der hinten im Wagen sas, und den unsre Gefärtin bekehren wolte, über die neuere Geschichte dieses Volks eine Unterredung, in der ich viel lernte, und über welcher jene sanft einschlief. Gegen den Abend kam das erschreckliche Ungewitter, das auch Sie, meine treue Mutter! sehr bekümmert haben mag. Unsre Reisegefährtin erwachte, und bezeigte, je mehr das Wetter über uns kam, eine beinah heidnische Furcht. Ich glaubte, der Geistliche würde hier seiner Zeit warnehmen; aber er schwieg. Ich konte nicht schweigen; ich fragte sie, wo denn jetzt ihr Vertrauen auf Gott wäre? aber sie gab mir zur Antwort: „es sey frech,

*) „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen. Zweite, stark vermehrte Ausgabe, in sechs Theilen. Mit Kupfern. Leipzig. J. F. Junius. 1776." 8.

eine solche Empörung der Natur, die ohne Zweifel ein Werk des Satans sei nicht zu fürchten." „Jude!" sagte sie hierauf, fürchtest du dich denn nicht vor dem Donnerwetter?" „Ich fercht mir vor Gott," antwortete der Jude; und ich gesteh, daß mir das ungemein gefiel. Der Geistliche bat hierauf, daß wir singen möchten, und schlug das Lied vor „Wunderbarer König u. s. w." sagte mir aber leise, daß wir, um dem Juden keinen Anstos zu geben, den lezten Vers weglassen wolten. Wir sangen, und — sollten Sie es glauben? — der Jude konte seine Tränen nicht halten. Gegen den Morgen verrichtete er sein Gebet mit gewis nicht verstellter Andacht, und unsre Christin sprach kein Wort mehr. — Wie geht es mir so nah, solche Bekenner unsrer Religion zu sehn, die der guten Sache so nachtheilig sind! — In einem verwüsteten Dorf sprach eine Frau, die von Husaren unbarmherzig zerschlagen war, uns um einen Almosen an. Unsre Gefärtin gab ihr nichts und sagte trocken „das komt davon her, wenn ihr Leute euch der Schikung Gottes widersezen wolt, und gegen die Feinde nicht liebreich seyd." Die Frau empfing mit Tränen was wir ihr gaben; der Jude lies nicht sehn was Er ihr reichte: aber indem der Wagen fortfuhr, und der Jude sich wieder sezte, hob sie mit rührenden Geberden die Hand in die Höhe und zeigte mir ein Goldstück. Die Christin ward feuerroth und sagte: „Wer weis welchem Christen der Schelm das gestolen hat?" Wie lieblos und beleidigend ist das!

Aber diese böse Frau ward bestraft. In einem Dorf wo wir bald drauf eintrafen, lies sie (denn sie scheint eines Handelsmanns Frau zu seyn) einige mit Hanf beladene Wagen abpacken. Die beiden Arbeitsleute, die sie gebraucht hatte, foderten jeder zwei Schustak. „Mein Gott!" sagte sie, „seid Ihr Christen? Mich so heidnisch zu übersetzen? „oder wenn Ihr euch auch der Sünde nicht scheuet: so soltet Ihr euch „der Schande fürchten!" Sie sagte noch vielmehr, bis der Eine sie unterbrach: „O Frau," sagte er, „Sie wissen nicht was das heist, fünf hülflose Kinder zu haben . ." „Ei," antwortete sie, warum lauft ihr so zusammen wie das Vieh? — — — Ich bin fünfzehn Jahr eine Frau, aber ich habe nur Ein Kind: man mus die Zeiten prüfen und Gott nicht versuchen. Wenn ihr beten und arbeiten möchtet: so würde Gott euch und eure Kinder segnen." „O," erwiederte der Mann, „ich dachte, Gott, der den Mund meiner Kinder geschaffen hat, würde auch Brod schaffen." Sie fuhr fort, mit vieler Härte die erbaulichsten Dinge zu sagen, und nach vielem Drängen zalte sie endlich mit der Versichrung „es solle nicht bis an den dritten Erben kommen" das gefoderte Geld. „Nu Frau" sagte hier der Träger der bisher geschwiegen hatte, „Sie hat uns auch so eine schöne Ermahnung gehalten, daß ichs nicht umsonst begehren kan. Sie ist ganz heiser geworden, da, trinke Sie einmal." Zugleich warf er ihr die zwei Schustak hin, lachte hönisch, und ging fort. Hier lächelte auch der sonst ernsthafte Jude, und gab ihm einen Timpf und unsre Rednerin schimpfte auf die ungesitteste Art, steckte aber in Gedanken, (denn ich kann nicht glauben, daß sie so niederträchtig war, es wissend zu thun) das Geld in den Sak.

Auf Befehl eines Brigadiers, der hier ist, mus die Post, die in jezt erwähntem Dorf schon angehalten ward, ich weis nicht warum? noch hier bleiben. Ich habe also Zeit Ihnen etwas zu sagen, was ich Ihnen im lezten Briefe verschwieg, und welches ich Ihnen gar nicht melden würde, wenn ich nicht fürchtete, daß Sie es von einem Reisenden erfaren möchten. Ich reise nicht mehr in Gesellschaft meines Bruders. Ein vornehmer Officier, der ihn in Prökolz traf, hat ihn mit sich nach Warschau genommen, ich werde ihn aber zu Ende dieses Monats in Königsberg antreffen. Ich wußte erst nicht, ob ich es wagen solte, diese Reise ohne seine Begleitung fortzusetzen; denn ich seh, daß ich tausend Gefaren ausgesetzt bin: aber jemand, mit dem mein Bruder im sehr genauen Umgange zu seyn scheint, erbietet sich, mich sicher nach Königsberg zu bringen. Er kan dies versprechen, denn er ist als Major über ich weis nicht welches? Postcomtoir gesetzt. Ich würde Ihres Zutrauens unwürdig seyn, wenn ich, wie Sie es vielleicht aus zärtlicher Besorgnis gewünscht haben, nach der Trennung von meinem Bruder, zu Ihnen zurück gekehrt wäre. Zwar seh ich wol wie gefärlich es ist, allein zu reisen; aber ich verlasse mich nächst dem Schuz Gottes, auf die Art des Respects die man bisher gegen mich geäussert hat; denn noch hat niemand mir eine so genandte Sottise gesagt. Vielleicht giebt es eine gewisse Art des Eindruks einer Würde, die sich gewahr werden, aber nicht beschreiben läßt, und vielleicht habe ich etwas davon. Kurz ich fürchte mich nicht, und werde unter dem Schuz der göttlichen Obhut, und von Ihrem Gebet gefolgt, ruhig weiter reisen. So lange ich unter der Führung des Majors bin, wäre es thörigt etwas zu fürchten, zumal wenn der Geistliche auf der Post bleibt. Ich weis nicht, woher es komt, daß ich gegen diesen Menschen so blöde bin, so blöde, daß ich noch nicht das Herz gehabt habe, ihn zu fragen, wie weit er mit uns reiset? Vielleicht macht mich sein geheimnißvolles Ansehen und Betragen so scheu: denn sonst ist er der angenehmste Mann. Er singt unvergleichlich, spricht sehr fertig und schön französisch und nach dem Gespräch mit dem Juden, (den ich für einen Rabbi halte) zu urtheilen besizt er eine ausgebreitete Gelehrsamkeit. Ich werde im nächsten Thor horchen, für wen er sich ausgiebt; denn fast wollte ich wetten, daß ich ihn schon irgendwo, und unlängst, gesehn habe.

Noch fällt mir ein, daß der Postillion mich betrogen hat. Ich muste in Prökolz noch lange warten, nachdem er mir befolen hatte, meinen lezten Brief zu schliessen; denn er hatte, noch über meinen Achtehalber von jemand Geld genommen, und noch eine Stunde zu warten versprochen. Er glaubte durch sein Treiben von mir auch noch etwas zu erhaschen: künftig soll mich keiner wieder anführen.

Ich rüke mit noch einer Sache heraus, die ich verschweigen wolte. Catherine hat durch 30 fl., die ich ihr unvorsichtiger Weise anvertraute, sich blenden, oder durch die lange Reise schrecken lassen, und ist mir entlaufen. Besorgen Sie nichts, ich werde nächstens Rath schaffen.

Sophie.

XXVIII. Moritz August von Thümmel.

(1738 — 1817.)

Aus der Reise in die mittäglichen Provinzen Frankreichs. *)

1. Der Vorzug der Reisen.

(Zweiter Theil. S. 1 und 19.)

Es war schon ein gutes Zeichen meiner anhebenden Besserung, daß sich zwischen Paris und Fantainebleau ein Selbstgespräch in mir entspann, das mir keine Runzeln auf der Stirne zurück ließ. Ich wog zum erstenmale den Vorzug der Reisen gegen den albernen Beruf ab, immer wie ein Fixstern an Einer Stelle zu bleiben, und zu erwarten, ob uns einmal ein scharfsichtiges Auge in unserer entfernten Region entdecken werde, und sagte mit heimlicher Freude: Gott Lob! nun bist du wahrscheinlich auf der Spur, der du in Berlin so lange irre gingest — zu verdauen und zufrieden zu seyn. Seele und Körper begegneten einander so, als suchten sie die ehemalige gute Freundschaft wieder zu erneuern, die durch ein geringes Mißverständniß unterbrochen wurde. Wenn dieses harmonische Verhältniß von Bestand ist, wie ich hoffe, „was kümmert mich," sagte ich, „alles übrige?"

Ich überzählte, um genau zu gehen, alle die Fälle, die mich je um Freude und Gesundheit betrogen, und überlegte, wie leicht ich ihnen durch ein paar Postpferde hätte entwischen können. „Stehen dir," fuhr ich fort, „in dem einen Winkel der Welt deine Spielgesellen nicht an, rutsche nur eine Ecke weiter zu andern! Es müßte nicht gut seyn, wenn du nicht hier und da auf eine leidliche Seele stoßen wolltest, bey der du eine Weile ausruhen und vergessen könntest, wie dieser und jener dir einmal auf deinem geraden Gange ein Bein stellte, oder ein Loch in deine Trommel stieß. Wie viel weniger haben unsere Thorheiten auf Reisen gegen die zu bedeuten, die wir in unserer Heimath begehen! Gewaltiger Unterschied, wenn ein Land oder eine Gasse zwischen ihnen und uns liegt!"

Auch ihr, meine lieben Freunde und Gönner, gewannet zusehens mit jeder Station, die ich zurück legte, in meiner Neigung und Achtung. Ihr erschient mir in der Entfernung in einem viel wohlthätigern Lichte, als da ich noch euern, manchmal ungelegenen Besuchen, euern Launen, euern Schmäusen, euern Gevatterbriefen ausgesetzt war. — Ich versöhnte mich mit allen großen Männern meines Vaterlandes, ihren Schriften und Liedern, so oft ich bey einem französischen Buchladen vorbey fuhr, und lächelte in Gedanken rings umher ihre Gypsköpfe an, die mir vor drey Wochen noch überall im Wege standen. — — —

Gesegnet sey der Mann, der das Reisen erfand, und dreymal gesegs-

*) „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahr 1785 bis 1786. Zehn Theile. Leipzig. Göschen. 1791—1805." 8.

net der trefflichste meiner Freunde, der mich aus dem tödtenden Staube meiner Bücher hervor zog, und meine kleinsten Tugenden in Bewegung und in die glückliche Lage setzte, sie anzuwenden! Ich flog leicht wie ein Zugvogel über die Echellen. — Einige Stunden Schlaf, die ich zu Lyon im Vorbeygehen mitnahm, stärkten mich zu einer Rastlosigkeit, deren ich mich nie fähig geglaubt hätte, und die, mit dem herrlichsten Wege und der Thätigkeit der Posten verbunden, mich die folgende Nacht nach Palü, und den Morgen darauf — aber welch ein Morgen! — nach Nimes brachten, wo ich den artigen Pavillon bezog, den ich nun, nebst seinem daran stoßenden Gärtchen, schon einige Wochen bewohne, ohne daß ich mich nach einem andern als dem dir gewidmeten Geschäfte umsah, mit meinem Tagebuche in Gang zu kommen.

Ich bin es nun, theuerster Freund, und schreibe dir in diesem Augenblicke unter der kleinen Wölbung zweyer sich umarmenden fruchtvollen Granaten-Bäume, die mich doch kaum vor dem Eindringen der Sonne schützen. Aber wo soll ich Worte, ohne sie an allen Ecken zusammen zu suchen, hernehmen, dir das ganze Glück meiner bis jetzt gefühlten Existenz anschaulich zu machen? Welche Reitze der Neuheit für einen Deutschen umflossen den lachenden Wintermorgen, an dem ich Besitz von meiner heimlichen Wohnung nahm! Sie schwebten den Mittag um die Kost meines kleinen Karthäuser-Tischchens, um die jungen Erbsen, Erdbeeren und Feigen her, mit denen er besetzt wurde. Ein wolkenloser Abend, von dem du keinen Begriff haben kannst, voller Hoffnung eines gleich schönen Morgens, zauberte mich in den friedlichsten Schlaf; und diesem Tage glichen alle die folgenden, die ich bis heute in diesem Lande verlebt habe. — Indeß nun meine Seele, während dieses körperlichen Wohlbehagens, sich von dem Glücke ihrer theilnehmenden Empfindung belastet fühlt, sage, woher soll bey diesem Zusammenströmen geistigen und leiblichen Lebens, das vielleicht nie ein Gelehrter in dieser Verbindung gekannt hat, woher sollte die arme, von seiner Secte geordnete Sprache zu einem Kraftworte kommen, das die Seligkeit dieses Zustandes bezeichnet? Die Metallurgie hat eins für den Schimmer, den das durchglühte kochende Erz auf eine Secunde von sich wirft, wann es, von allen beygemischten fremden Theilen gereinigt, den höchsten Grad der vollendeten Scheidung erreicht hat — ein Wort, das ich ihr mit Vergunst der Obern entlehne. Diesen Tag also mit seinem Anhange erlaube mir, lieber Eduard, den Silberblick meines Lebens zu nennen! Möchte er nicht auch, wie bey den edeln Metallen, nur ein Schimmer — und der Uebergang zur Verkühlung — nicht auch schon der Anfang seiner Verdunkelung seyn! Aber wie kann hienieden Reinigkeit mit Brauchbarkeit für die Welt bestehen? Werden nicht Metalle und Seelen nur desto mehr an innerm Gehalte verlieren, je geschwinder sie unter den Händen des Künstlers eine nützliche Form erhalten, und unter dem Gepräge eines Fürsten in Umlauf gesetzt, und verdammt werden, Handel und Wandel auf ihren Märkten zu fördern? —

Aber Jerom winkt mir — ich schweige. Ich respectire seine Warnung, seitdem es mir wahrscheinlich wird, daß seine Weissagungen nicht

so ganz unerfüllt bleiben werden, als es mein Starrsinn des vorigen Monats gegen ihn behauptete. Freude, Lachen, Müßigang und Muthwillen scheinen über meinem Schreibtische zu schweben, mir die Feder zu führen und mir die Worte unvermerkt zu vertauschen; ja, hätte mich nicht das heilige Versprechen, das du mir abnahmest, an mein Tagebuch gefesselt, o sie würden mich schon gern weit von ihm hinweg, in andere Irrgänge verlockt haben, als die sich um die Blumenbeete meines kleinen Gartens schlängeln.

Keine Reisebeschreibung von Inhalt, keine statistisch, politisch und praktische Bemerkungen, keine Münz- und Antiquitätensammlungen, keine Untersuchung des Bodens und der Schichten der Berge — Was war es nicht alles, das du dir verbatest? — Guter Freund! Du hättest deine Ausnahmen sparen können; denn kaum habe ich Zeit, dir nur zu geben, was ich dir schuldig bin, kaum Zeit, das Votivgemälde zu entwerfen, das ich meinem Erretter gelobte! — In dieser Art Malerey ist es Herkommens, daß sie nicht nach der Kunst, sondern nach der guten Absicht beurtheilt und geschätzt wird, und schickt sich also besonders gut für meinen ungeübten, flüchtigen Pinsel. Die Wahrheit soll indeß weniger dabey verlieren: und findest du ja, daß hier und da die Farben zu stark aufgetragen, sich nicht genug in einander verschmelzen, so darfst du nur das Stück ein wenig höher hängen, als gewöhnlich: es wird schon seine Wirkung thun. — Hänge es so hoch, daß es kein myopisches Auge einer Dame, keine Brille eines Doctors erreichen kann. Ich bin unter dem Schutze des Merkur, in dem Garten der Circe, male nur meinem Freunde, und male nach der Natur. — — —

2. Das Glück der Landleute im mittäglichen Frankreich.

(Zweiter Theil. S. 109.)

Heute in der Wärme eines Frühlingsmorgen bezog ich mein Dörfchen, das den Namen Caverac führt, und nur anderthalb Stunden von der Stadt entfernt ist. Es ist einem Baron zuständig, der um seinen König herum kriecht, und sein Schloß unbesucht läßt, das ohne Hülfe unter seiner eigenen Pracht und Größe erliegt. Die kleinen Bauerhütten, die es umzingeln, sehen wie Brocken aus, die Wind und Wetter von seiner Felsenwand abgespült haben; aber sie liegen sicher und ruhig, indeß die zerstörende Zeit unermüdet an dem Einsturze des nachbarlichen Colosses arbeitet. — —

Und die Bewohner dieser Hütte — wer wollte nicht mit ihnen zufrieden seyn? — —

Reine, unverdorbene Natur! Warum verwies ich meinem Johann diesen Ausdruck, der, so oft er auch gemißbraucht wird, doch auf diesen gesunden, thätigen, fröhlichen Mann und auf sein junges, reitzendes, liebevolles Weib so passend ist, daß ich für diese glücklich zusammen Gepaarten keinen schicklichern ausfündig zu machen wüßte.

Ein Morgen Land, der an ihre Hütte anstößt, mit Oliven, Feigen und Maulbeerbäumen besetzt; eine Oelpresse und ein Behälter im Vorhause für ihre Seidenwürmer: das sind die einfachen Mittel ihres

Unterhalts, und nie, sagen sie, haben sich noch Mangel und Schwermuth ihrer Schwelle genähert. Sie treiben ihre Handarbeit wie ein Spiel, durch das sie Hunger, Schlaf und Stärke der Liebe gewinnen. An die Seele denken sie nicht: diese ist bey ihnen ein Acker, der von selbst nur reine und gesunde Frucht tragen kann, und keiner mühsamen Bearbeitung bedarf. Die Kunst, zufrieden zu seyn, liegt ihnen in dem Herzen, wie die Kunst zu sehen in den Augen. Sie nützen diese natürlichen Eigenschaften, ohne einen Augenblick über die Mechanik derselben nachzudenken.

Da es für heute zu spät war, einen neuen Küchenzettel zu entwerfen, so mußte ich mich diesen Mittag mit ihrer gewöhnlichen Kost begnügen, und darzu gehörte fürwahr keine große Verläugnung. Kräftiger, behaupte ich, kann man nicht kochen, und freundlicher kann man nicht vorlegen, als dieses Weib. „Wer hat sie," sagte ich zu mir selbst, wenn sie durch Wahrheit und Einfalt ihrer Rede mein Herz an sich zog, „wer hat sie ohne Kenntniß, ohne Bücher, ohne Welt gelehrt, so bemächtigend zu werden? Oder ist eben dieser Abgang Ursache, daß sie es in diesem Grade ist?"

Mein Bette, mein hölzerner Stuhl und ein Tisch für meine Schreiberey und kleine Geräthschaften stehen hinter einem Verschlage, der beynahe das Viertel von der Stube einnimmt, — und damit sind hinlänglich die Gränzen des Eigenthums und der erkünstelten Schamhaftigkeit gewahret. Alles lehrt mich hier, unter welchem geringen Aufwande menschliche Zufriedenheit bestehen kann.

Ich bot meiner Wirthin einen Vorschuß von zwölf Laubthalern an, um die Kosten der vergrößerten Wirthschaft zu bestreiten, da sie ja wohl auch, so lange ich bey ihnen bin, meine Gäste seyn müssen. — Könnte ich mich nur immer so auslachen sehen!

„Wollen Sie ein Jahr bey uns bleiben, mein Herr?" sagte sie: „Was soll ich um des Himmels willen mit so vielem Gelde anfangen? Spärlich und nährlich! mehr kann mein kleiner Herd und meine Kochkunst nicht bestreiten. — Sie müssen, mein Herr, ich kann Ihnen nicht helfen, mit zwey Gerichten zufrieden seyn. Ihre Gesundheit und Ihre Börse werden dabey gewinnen, und doch sollen Sie mit röthern Backen von uns gehen, als Sie mitgebracht haben. Geben Sie mir drey Stücke von Ihrer Münze; ich will zusehen, wie weit ich damit komme, und übrigens thun Sie nur, als wenn Sie zu uns gehörten. In zweyen Tagen, wette ich, schicken Sie Ihre Arzeneyen in's Spital; denn in unserm Dorfe kann sie kein Mensch brauchen." — Und so flog sie, die sechzehnjährige Hausmutter, zu ihrer ungekünstelten Wirthschaft.

Der Mann übernahm, mich in Bewegung zu setzen. Er führte mich erst um das Schloß seines Lehnsherrn herum. „Wenn Sie," sagte er, „die großen Säle sehen könnten, die hier übereinander gewölbt sind, so würden Sie denken, der Mann habe zum Riesengeschlecht gehört, der sie gebaut hat; und doch soll er nicht mehr Mensch gewesen seyn, als sein Enkel, der ein so zierliches Männchen ist, daß er in einem Vogelbauer Raum hätte. Es hängt mancher Schweißtropfen meines armen

Aeltervaters an diesen Steinen, der noch mit zu den dicken Mauern gefrohnt hat, die jetzt wieder einstürzen. Seit fünfzig Jahren ist kein Rauch aus diesen verzierten Schornsteinen gestiegen. Die Besitzer dieses unnützen Gebäudes fliehen es wie einen Abgrund, der ihr Erbtheil verschlungen hat, und mir und andern stiehlt es die schöne Aussicht auf das freye Feld, das darhinter liegt. Da lobe ich mir doch die kleinen Häuser von Klebwerk, wie das meine, die man ohne Kosten selbst flickt, wenn sie wandelbar werden — um ein geringes wieder aufbaut, wenn sie zusammen fallen, und in denen starke muthige Menschen wohnen, die darinnen grau werden."

Alles Verödete, liebster Eduard, läßt auch das Herz leer. Wir wurden erst froh, als wir das gesellige Dorf durchwandelten. Was für ein ganz anderes Gemälde für den Geist gegen jene Einöde des kummervollen Stolzes! Hier war alles lebendig. Bald fuhr der Amorskopf eines rothwangigen Jungens zu seinem kleinen Fenster heraus; bald begleiteten uns die Rabenaugen eines blühenden Mädchens über die Gasse. Hier kam uns der Reif entgegen gerollt, hinter dem ein Dutzend spielende Kinder hersprangen. Dort entblößte ein freundlicher Alter sein graues Haupt, um uns seinen patriarchalischen Segen zu geben. Aus allen Ecken, unter allen Strohdächern hervor, blickte Friede und Freude; Thätigkeit oder Ruhe nach vollbrachter Arbeit.

Welches Auge könnte so verwöhnt seyn, an diesen bevölkerten Hütten die Verhältnisse eines Palladio, und in dieser Männer Leben und den Spielen ihrer Kinder den Maschinengang der großen Welt zu vermissen?

Das Dorf ist reinlich, und seine Lage höchst angenehm. Ich machte auf unserm Rückwege noch eine Entdeckung, die mir viel werth ist. Sein kleines Gebiet schließt einen Berg ein, dessen mit Fichten, Mandelbäumen und Geniste bunt unter einander bewachsenen Gipfel ich mir zum Ziel meiner Morgengänge ausersehen habe.

So fehlt mir hier nichts, was meine einfache Diät bedarf. Johann thut sich nicht wenig zu gute auf die Zufriedenheit, die er an mir wahrnimmt, und brüstet sich manchmal wie ein Magister, der sich seit kurzem zum Wegweiser der wahren Glückseligkeit, wie man sagt, habilitirt hat. — — —

Nach dem köstlichen ländlichen Mahl, das mich an der Seite zweyer guten Menschen erwartete, als ich hungrig zurück kam, führte mich mein Wirth auf den allgemeinen Kegelplatz des Dorfs, um mich mit einem Blicke die ganze Gemeinde kennen zu lehren. Der Nachmittag ist in diesem Lande nur dem Vergnügen — und keinem mehr gewidmet, als dem Kegelspiele; und nichts kann wohl deutlicher von dem leichten Nahrungserwerb seiner Bewohner zeugen, als dieser Hang. Der Seidenwurm erfordert nur sechs Wochen Aufsicht und Wartung, wie unsere Kindbetterinnen, und belohnt dennoch dem Landmann weit reichlicher seine kleine Mühe, als der fruchtbarste Getreidebau und die fruchtbarste Frau bey uns. Die Olivenernte schlägt selten fehl, und der äußerst wohlfeile Preis des trefflichen Weines zeugt von seinem Ueberflusse. Was für

Forderungen können also diesen guten Leuten noch zu befriedigen übrig bleiben, als die Forderungen des Vergnügens?

Mein Begleiter war allen willkommen und ich mit ihm. Ich nahm indeß nur einen mäßigen Antheil an ihrem Zeitvertreibe, da ich nicht weit davon die jüngere Classe des Dorfs nach dem Takte einer Leyer ihren Muth auswalzen sah. Ich stahl mich unvermerkt von der Seite, meines Führers hinweg, und labte mein Auge an dem Ausdrucke der Freude — an den feurigen Blicken der Jünglinge und dem pochenden Herzen ihrer Geliebten. Blaise, mein Freund — immer erlaube mir, auch ihm diesen Namen zu geben — überraschte mich, da eben meine Augen auf dem liebevollen Gesichte eines Mädchens ruhten, das der Huldigung eines Sultans würdig gewesen wäre. Er sah es, und fand ganz natürlich, daß mir dieses Geschlecht nicht gleichgültig sey. — — —

3. Liebhabereien.

(Siebenter Theil. S. 258.)

— — Was aber ein Deutscher zu allen Zeiten bey der Hand hat, ist die fruchtbare Mutter so vieler Raritäten und Sammlungen, ist die Neigung der Seele, die man Liebhaberey nennt. Wenn er diese zu befriedigen Gelegenheit findet, ist er an jedem Orte geborgen. Sie macht in unserm National-Charakter unstreitig einen Hauptzug aus, der, ob er schon den cultivirten Classen anderer Völker nicht ganz fehlt, doch bey ihnen ungleich oberflächlicher, und lange nicht so ausgebreitet ist als bey uns. Wer kann die Spur dieses Naturtriebes in unsern Cabinetten und Bibliotheken verkennen? Ohne bloß bey dem ersten Endzwecke der Anhäufung litterarischer und artistischer Schätze stehen zu bleiben, hat der Deutsche gewiß immer noch ein Lieblingsfach nebenbey. Hier ist das gemeine Nützliche oft den unbrauchbarsten Dingen untergeordnet, sobald sie nur ein Zeichen des idealischen Werths an sich tragen, den ihnen der Sammler beylegt. Daher sucht der eine vorzüglich alte Drucke, der andere nicht sowohl Meisterstücke des Grabstichels, als Blätter, die sich manchmal nur dadurch rar gemacht haben, weil sie bey ihrer ersten Erscheinung nicht geachtet oder zu Pfefferdüten verbraucht wurden. Wird nicht oft das Bildniß eines Feldherrn, Arztes und Fürsten, das sich aus angeführter Ursache verlor, theurer bezahlt, als sein ganzer Nachruhm werth ist, nicht des schönen Stichs, sondern der Vollständigkeit der Sammlung wegen, in der es eine Lücke ausfüllen soll? Nur ein Deutscher kann auf den Einfall kommen, **Bibliothecam Donquichottianam** anzulegen, und mit der mühseligsten und kostbarsten Beharrlichkeit die Bücher, die der Autor des Romans dem Museo seines Ritters andichtete, wirklich in ein Cabinet zu vereinigen. Nur die Festigkeit, Geduld und Zeit eines Deutschen konnte hinreichen, den umfassenden Plan auszuführen, nicht allein ein grundgelehrtes neun Bände starkes Werk eigenhändig zu schreiben, und ihm zu Gefallen eine eigene Druckerey in seinem Hause zu errichten, sondern, um es sogleich zu dem seltensten aller Bücher und Druckschriften zu erheben, der Zeit durch den listigen Ausweg zuvorzukommen, daß er nur ein einziges

Exemplar davon abziehen ließ. Ich will zwar nicht läugnen, daß dieser schöne heimische Aufbewahrungs und Erhaltungstrieb, wenn er nicht auf ein festes Gehirn trifft, leicht in die fixe Idee eines Wahnsinnigen ausarten kann; aber genug, er mag sich zeigen wie er will, daß er da ist, das Herz seines Besitzers füllt und erwärmt, und ihn, wie die Tugend, auf allen seinen Wegen begleitet. Kein Städtchen ist so klein, das nicht mehr als Einen Spießbürger einschließt, der mit dem Scharfblick einer Spinne auf Beute lauert, die in das Gewebe seiner Liebhaberey taugt; und du wirst selten ein Putzzimmer wohlhabender Handwerker ohne einen Glas- und Raritätenschrank antreffen, auf dem Platze, wo in andern Ländern ein Schlafstuhl oder sonst ein brauchbares Möbel steht. Wer an Münz- Muschel- und Steincabinetten keine Freude findet, setzt an ihre Stelle Sammlungen von Pfeifenköpfen, Siegeln, Visittenbillets, oder Bußtexten. — — —

XXIX. Thomas Abbt.

(1738 — 1766.)

1. Vom Verdienste. *)

a. Vom Verdienste des Schriftstellers.

(Erster Theil. S. 253.)

Jeder Mensch, jeder Stand, ist zwar unzufrieden mit dem Werthe, den er in andrer Augen hat, und entschädigt sich wegen des Verlustes, den er dabey leidet, durch das Urtheil, das er selbst über seinen Werth fället; allein, nirgends ist wohl der Unterschied der Urtheile größer ausgefallen, als beim Verdienste des Schriftstellers. Er selbst hält sich beinahe für den unentbehrlichsten Menschen, und tausend andre, die keine Schriftsteller sind, begreifen kaum, zu was ein müßiger Mensch, der noch die Zeit hat, ein Buch zu schreiben, wohl nütze seyn könne. Ich will allemal wetten, daß kein Abschreiber auf einer Kanzelley, kein Rathsherr oder Sachwalter in dem kleinsten Landstädtchen angetroffen werde, der sich nicht bey sich selbst für ein nützlichers Glied der menschlichen Gesellschaft ansähe als Newtonen oder Leibnitzen; und der es nicht, wenn man ihn nur erst in Eifer zu setzen weiß, auch sagte. Alle übrigen Stände des bürgerlichen Lebens haben in der Gesellschaft ihren bestimmten Standort, ihre angewiesene Stäte, aus welcher sich ihr Beitrag zum gemeinen Besten ohne Schwierigkeit angeben läßt. Der Weg, der von jedem Standorte auf das allgemeine Ziel hinführet, läßt sich mit den Augen verfolgen, gleichet einer geraden Linie, deren Länge man durch die gemeine Meßschnure nothdürftig bestimmen kann. Die Bemühungen des Schriftstellers gehen nicht so unmittelbar nach das gemeine Ziel hin. Er nimmt Umwege, scheinet, wie in einer krum-

*) Thomas Abbts weil. Gräfl. Schaumburg-Lippischen Hof- und Regierungsraths vermischte Werke. Berlin und Stettin. Friedrich Nicolai. 1768. Zwei Bände. 8.

nen Linie, seine Richtung zu verändern, nicht immer in derselben Ebene zu bleiben, und ob sich gleich zuletzt sein Weg, vielleicht desto sicherer, zum Mittelpunkte des gemeinsamen Besten herabsenkt; so ist er doch den Augen des großen Haufens zu verwickelt, als daß sie ihn verfolgen könnten. Man kann das Verdienst des Schriftstellers nicht nach den gewöhnlichen Formeln berechnen, wornach diß bey den andern Ständen angeht. Seine Linie ist für viele zur Berechnung zu schwer. — — —

b. Das Verdienst der Matrone.

(S. 299.)

Nur noch das Verdienst der Matrone soll noch diese Blätter zieren. Ich habe es deßwegen ganz ans Ende versparet, damit die Aufmerksamkeit von demselben nicht, so schnell weggerissen würde. Es ist unmöglich, dieses liebenswürdige Verdienst des häuslichen Standes in einem einzigen Gemälde vorzustellen. Wir werden also Hogarths Methode erwählen, und eine Reihe von Abbildungen geben müssen.

Zuerst dürfen wir die Matrone vielleicht noch mit Schönheit und Anmuth geschmücket, von jeder Grazie umringt, so wie von jeder sanftern Tugend bestrahlet, vorstellen; sitzend lächelt sie einem ihrer Kinder eine Lektion zu; sagt sie einem andern mit holder Stimme vor, und drückt sie ihm durch eine Umarmung ein. Die Scene ist in ihrem Garten, wo sie zarte Sprossen erstarken sieht, und andere, die schon wieder Früchte versprechen: lauter Bilder, welche ihre Hoffnungen beleben! Auf einem andern Blatte zeigt sie sich stehend und in voller Beschäftigung; ordnet ihr Hauswesen; heftet ihre Blicke auf alles; vermittelt das eine; ersetzt heimlich ein anders; weiset jedem das Seinige an; weiß jetzt ein Versehen zu ahnden, und jetzt auch — zu schweigen.

Wer kann sie vor dem Krankenbette Eines der Ihrigen mit der wehmüthigen Sorgfalt, mit der unverdrossenen Wachsamkeit, mit der angenommenen Zuversicht, wenn ihr am bangesten ist, mit dem zarten Gefühle jedes Schmerzens, den der Kranke leidet; wer kann diese Tugenden alle auf einmal an ihr vorstellen; Tugenden, die der Himmel zur Erleichterung in den Krankheiten den armen Sterblichen zugeschickt hat?

Es scheint leichter zu seyn, aber es ist eben so schwer, sie mit dem ganzen Vorzuge ihres Geschlechtes zu mahlen; mit der sanften stillen Güte, womit sie jeden Unmuth mindert; jeden Verdruß durch einen Blick zerstreuet; jede Unentschlossenheit durch ein Wort, einen Einfall, vertreibet; durch ihre Gegenwart jede Freude in Wollust und jede Traurigkeit und Gelassenheit verwandelt.

Grazien und Schönheit, ihr könnet jetzt weichen! da, wo ihr euch hinwendet, werden wir euch zwar die erste Bewegung nicht versagen. Aber Hochachtung und Ehrerbietung ist hier der Tribut, wo wir die Matrone in der höhern Beschäftigung sehen, Kinder in den Jahren der Leidenschaften zu bilden; ihr Versehen mit stillem Harme zu tragen; und unter tausend Thränen zu verbessern, Rath zu schaffen, wo Rath theuer ist; die Pflichten des Hausvaters zugleich zu verrichten, und auch die Tugenden unsers Geschlechtes auszuüben; für Nachbarn ein Beispiel,

für Freundinnen eine Zuflucht in Anliegen, für die Ihrigen ein Ruhm, ist sie kaum an den Schranken ihrer Laufbahn angelanget, als sie oft schon wieder, ohne auszutreten, von vorne anfängt, und an Kindes Kindern eben die Treue beweißt, die ihr nun zur Gewohnheit geworden ist. So entfernt sie sich allmählig aus den Gesellschaften, je mehrere tugendhafte und gefällige Gesellschafter sie schon erzogen und an ihre Stelle eingeschoben hat, und ihr Hintritt aus der Welt würde durch die längst angefüllte Lücke kaum merklich werden: wenn es möglich wäre, die würdigsten Personen zu vergessen. Die Welt schweigt von ihr, und hält ihr dadurch eine Lobrede; aber den Ihrigen ist ihr Andenken heilig, und sie bezahlen ihr dadurch etwas von der untilgbaren und schuldigsten Dankbarkeit.

Um diese Stücke, die ich nicht lebhaft genug habe ausmahlen können, einigermaßen durch den Kontrast zu erhöhen, will ich Popens Schilderung von den verdienstlosen Kreaturen hinzusetzen, die ebenfalls zu diesem Geschlechte gehören. „Sieh! wie die Welt ihre bejahrte „Streiterinnen belohnt! eine Jugend voll Lustbarkeiten, und für das „Alter Karten. Ihre Schönheit ist ihnen unnütze, und ihre Ränke sind „vergeblich; jung, ohne Liebhaber, und alt, ohne einen Freund; ein „Geck ihr Wunsch, und ein Thor ihr Loos; lächerlich beym Leben und „vergessen im Grabe.“ — — —

2. Aus der portugiesischen Geschichte.

Agnes von Castro. *)

(S. 67.)

Die blutigen Auftritte erfolgen von dieser Zeit an innerhalb Portugall. Der Infante Don Petro hatte im Jahr 1344 seine Gemahlin Constantia, die vier Kinder zurückließ, verlohren; und nach deren Tode seine Liebe auf eine Portugiesische Dame, Agnes von Castro, gewendet, die den Mangel einer königlichen Geburt durch ihre Schönheit und Eigenschaften so weit ersetzte, daß er sich dieselbe insgeheim antrauen ließ. Die Zeugen der begünstigten Zärtlichkeit erschienen, und die Trauung war sorgfältig verborgen. Weil aber der Erbprinz alle fernere Vermählungen ausschlug, und jeder voraus sah, daß unter der künftigen Regierung der Bruder der geliebten de Castro das vornehmste Ansehen am Hofe haben würde: so ward die Mißgunst der Hofleute durch das letztere erweckt, und das erstere gab ihnen Anlaß zu schließen, daß wol eine rechtmäßige Ehe vorhanden seyn könnte. Sie setzten also dem Könige ins Ohr, daß wohl die Enkel der ersten Ehe zum Vortheil derer aus der zweyten, die sie vermutheten, von der Thronfolge dürften ausgeschlossen werden, und die Weigerung, folglich der Ungehorsam des Infanten gegen seinen Vater der auf eine neue schickliche Verbindung drang, blos durch die Wegräumung der heimlichen Gemahlin zu heben wäre. Der König beschloß nach einer ernstlichen Unter-

*) Aus „Thomas Abbts Fragment der portugiesischen Geschichte. Berlin und Stettin. F. Nicolai. 1781.“ 8.

redung mit dem Kronprinzen, darinn dieser weder das Geständniß seiner Ehe gethan hatte, aus Furcht noch die Vorschläge zu einer andern Vermälung angenommen hatte, ans Liebe, daß die Maaßregeln des Neides und der Grausamkeit sollten befolgt werden. Don Petro, gewarnt dafür durch seine Mutter und durch den Erzbischoff zu Braga, aber unachtsam auf diese Warnung, weil ihm sein gerechtes Herz ein solches Verfahren als unmöglich vorstellte, hatte sich kaum einer Jagd zu Liebe von Lissabon entfernet: als der König nach Coimbra in das dortige Clarenkloster eilte, wo sich die de Castro mit den Kindern ihrer Liebe aufhielt. Die aufferordentliche Gegenwart des Königs lies sie ihr ganzes Unglück voraussehen, und sie ergriff noch das einzige Mittel, das so oft die Grausamkeit, aber nur für den gegenwärtigen Augenblick entwaffnet hat. Sie warf sich nemlich dem erzürnten Könige und Vater, der nur die Gewalt des ersteren kannte, und von dem Mitleiden des letzteren nichts wissen wollte, von ihren Unschuldigen umringet zu Füßen, und genoß die Wirkung dieses Hülfsmittels, aber mit seiner ganzen Einschränkung Der König konnte zwar der plötzlichen Rührung der Sinne, und des dadurch erweichten Herzens nicht widerstehen. Aber kaum hatte das aus den Augen entfernte Bild seine Lebhaftigkeit verlohren; so würkte der Neid, welcher gegen alle Erbarmung gepanzert ist, den Befehl zur Hinrichtung der de Castro aus; der von drey Höflingen durch ihre eigene Dolche sogleich vollstrecket wurde. Man kann auf den Schmerz des Infanten aus seinem Entschlusse, gegen den Vater sich zu empören, schließen, davon die Folgen sehr bitter müssen gewesen seyn, weil die damaligen Geschichtschreiber schon angemerkt haben, daß diese Empörung dem Alphons das Herzeleid habe fühlen lassen, das er seinem Vater durch ein nämliches Betragen, das gewiß nicht auf die nämliche Art konnte entschuldiget werden, verursachet habe. Doch wurden Vater und Sohn, zwey Jahre nach der Ermordung der de Castro, nemlich im Jahr 1357, ausgesöhnt, dabei der Infant eidlich versprach, sich an den Mördern seiner Geliebten nicht zu rächen. Der König aber, der noch in diesem Jahre den Thron und das Leben verlies, rieth auf dem Todbette den Mördern, nach Castilien zu fliehen, weil er leicht vermuthen konnte, daß die Rache, die ein so heftiger Schmerz immer anfachete, das Andenken eines Eides unterdrücken würde. — — —

XXX. Christian Fried. Daniel Schubart.

(1739—1791.)

Aus der Vaterlands-Chronik. Jahrgang 1775.

Neujahrswunsch. *)

(Erster Theil. S. 234.)

Schwerlich wird eine Provinz in Deutschland seyn, wo die Neujahrswünsche mit einer so gewissenhaften Pünktlichkeit auf Kanzeln,

*) „Chr. Fr. D. Schubart's vermischte Schriften. Herausgegeben von Ludwig Schubart, Sohn. Zürich. Geßner. 1812. Zwei Theile." 8.

Katheedern, Rathhäusern, Gassen und Strassen beobachtet werden, als in Schwaben. Da saust einem der Waidspruch: Prosit das neue Jahr, wenigstens vierzehn Tage lang ums Ohr. Gedruckte und ungedruckte Zettelchen flattern wie Schneeflocken von Hand zu Hand. — „Ich wünsche, was du dir selber wünschen möchtest;" damit pflegt man gemeiniglich die Neujahrswünsche aufzustutzen. — Und ich wünsche, daß Gott diesen Wunsch nur in dem höchst seltnen Falle gewähren möchte, wenn der Wünscher vernünftig ist. Wenn der Allmächtige alle Wünsche der Menschen erfüllen wollte; so würde es bald um die Harmonie in unsrer Welt gethan seyn. Der Arm des Menschen würde bis an die Sterne reichen, und Welten aus ihren Sphären reißen.

Folge mir, mein Leser, mit der Phantasie nur einige Augenblicke nach. —

Da steht der Thron der Vorsicht, Myriaden Sterblicher um ihn her. — Wünschet! spricht die Vorsicht; Ha, welch ein Getöse von Stimmen! — „Erst ein paar kahle Provinzen hab' ich meinen Nachbarn abgerissen," ruft der Eroberer, „gib mir mehr! Gib mir Königreiche! Gib mir die Welt!" — Ewige Vorsicht, Blut! Leichen! Siegesmale! schreit der Held. — Stürz' diesen aufgeschwollenen Höfling am Throne des Fürsten nieder und mir — mir gib seinen Platz! ruft der Staatsmann! — Krieg! Krieg! gib uns Krieg, guter Himmel! wir verschmachten ja vor Hunger und langer Weile, wünscht der Soldat. — Aerzte, Apotheker, Bader, Quacksalber und Todtengräber, wünschen epidemische Seuchen. — Der blinde Eiferer wünscht seinen Anhängern die schimpflichen Fesseln der Unwissenheit und des Aberglaubens, um die Elenden, wie Dalai Lama noch länger mit seinem Kothe füttern zu können. — Der Sachwalter wünscht der Kabale einen Thron, um unter ihrem Schutze durch Betrug und Ränke fett zu werden. —

Der Gelehrte, — Dinte, Feder, Papier — und leichtgläubige Verleger! —

Der Dichter ruft sehr genügsam: Gott, erhalte mir nur meinen Witz, mein Mädchen, meine Weinflasche, und meinen Rock! — Uhren, Dosen, Dukaten — wünscht sich der Tonkünstler für eine Kadenz und einen Triller. —

Sopha's, Phrynen, Honigbäche, Feenschlösser, Genuß ohne Mühe, ruft der Wollüstling! — Midas Gold, nur nicht seine Ohren! wünscht der Geitz! — Der Heuchler: Gott behüte mir nur meine Maske! —

Auch unter den gemeinsten Ständen des Lebens, würde man die unsinnigsten Wünsche hören. Laß die Mode närrisch werden, würde der Schneider sagen, und jede Woche die Kleider verändern! — Laß den Hagel die Fenster zerschmettern! der Glaser. — Todtenbahren, wünscht der Tischler. — Spitzbuben, Gauner wünschen die Gerichtsdiener. — Und ich wünsche — vielleicht thörichter, als sie alle: Vorsicht gib mir weit mehr ungestümes Feuer in den Busen, daß die Wahrheit nicht kalt, wie Wasser von der Felsenwand, sondern heiß, glühend wie Lava, vom Vesuv, von meinen Lippen ströme! Will es alsdann nicht achten, wenn der Dümmling wider mich schreit, wenn der Fanatismus mich

angrinzt, die Schüler des Aberglaubens in der Hülle der Nacht auf mich lauren; — ist es nur wahr, nur vaterländisch, was ich gesagt und geschrieben. — Indessen kniet die ruhige Weisheit am Throne der Vorsicht, hebt ihre Hände empor, und fleht: „Gott! erfülle die wenigsten Wünsche, und thu — was Du willst!“ —

Lassen wir denn die Welt ihren leidlichen Gang fortgehn, und unsre Sachen so einrichten, daß wir wenig Wünsche übrig behalten. Sind doch die Mittel zur Glückseligkeit in unsrer eigenen Hand. Lebe mässig, so bist du gesund; sey rechtschaffen, so hast du Seelenfrieden! Was kann man weiter wünschen, wenn's einem an Leib und Seele wohl ist? — Und also tret ich unter Chronos Flügeln meine Laufbahn mit ziemlich erleichtertem Herzen aufs neue an. Ich weiß es, unser Kaiser wird leben, und noch lange der Stolz unsers Biedervolks seyn; Weisheit wird um den Thron der deutschen Fürsten wachen, und das Gewebe so manches luftigen Staatskünstlers zerstören; vernünftige Polizey wird Ordnung, Sicherheit, Bequemlichkeit in allen Provinzen Germaniens einführen; der trunkne Fanatiker wird seinen Rausch ausschlafen, und der Vernunft Gehör geben; die Abderitenbrut wird in Germaniens Städten nach und nach aussterben; der Handel wird durch die Sorgfalt vernünftiger Kaufleute wieder emporsteigen; der Gelehrte wird nützliche Kenntnisse sammeln, und der Geschmack sie in gefälliger Tracht dem Volke vorführen; die Künste werden ihr Haupt wieder aus dem Staub erheben, und freudig zur Sonne emporschaun; Fleiß und Ehrlichkeit wird den Handwerker beseelen, und Anbaulichkeit (man erlaube mir hier dieß neue Wort!) wird die Fäuste des Landmanns härten; die so verderbliche Nachahmungssucht des ausländischen Flittergoldes, und Verachtung der einheimischen Schätze, wird abnehmen, und Vaterlandsliebe wird wieder wie zu den Zeiten unserer Väter unsern Busen erwärmen; die Rathsherren werden weise Väter der Stadt, die Prediger friedsame Lehrer der Wahrheit, die Sachwalter Vertheidiger der Unschuld, die Lehrer weise Führer der Jugend werden; der Akademiker wird den Cathederstaub abschütteln; der Schriftsteller wird heiß und vaterländisch schreiben; der Dichter wird uns durch seine zauberische, tief empfundene Gemälde in Elysium versetzen; der Künstler wird nicht immer nachäffen, sondern erfinden; das stolze Ausland wird mit Staunen auf uns blicken, und zum Himmel rufen: Welch ein Volk sind die Deutschen! — — —

XXXI.

Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar.

(1739—1806.)

An K. L. von Knebel. *)

(Erster Theil. S. 198.)

Portici, den 29. Mai 1789.

Ich bin Ihnen, lieber Knebel, für Ihr Andenken sehr verbunden. Das Gute und Schmeichelhafte, was Sie mir sagen, ist von einer Art, daß, besäße ich mehr Eigenliebe, ich stolz darüber werden könnte; es soll mir aber vielmehr zur Ermunterung dienen, mich noch mehr zu befleißigen, meinen Freunden nützlich zu werden, um bei meiner Zurückkunft in meinem Kreise so viel wie möglich mitzutheilen, was ich hier in Italien empfangen habe. Unterdessen bitte ich Sie, lieber Knebel, lesen Sie den sechsten Gesang der Aeneide Virgils, Sie werden darin Alles finden, was ich jetzt fast beständig vor Augen habe; wie sehr wünschte ich, daß ich es mit Ihnen genießen könnte!

Der Vesuv, zu dessen Füßen ich jetzt wohne, hat die große Höflichkeit und giebt mir alle Abende ein kleines Feuerwerk. Für Jemanden, der nie dergleichen sah, ist es eine große Erscheinung. Vor einigen Tagen war er mit Wolken ganz umkränzt, die Mündung ausgenommen, die eine dunkelrothe hohe Flamme ausstieß; die glühenden Steine, die er auswarf, tanzten leicht in der Luft, alsdann kam die Lava, die sich mit den Nebelwolken mischte und sie zertheilte. Der Wiederschein der Lava machte über den Berg eine dunkelrothe glühende Glorie, die bis tief in die Nacht dauerte. Es war das schönste Schauspiel, was ich in meinem Leben gesehen habe; ich ermangele auch nicht, alle Abende meine Andacht dem Vesuv gegenüber zu halten, und kann mir recht gut vorstellen, wie es Nationen giebt, die das Feuer anbeten.

Herder ist jetzt von mir weg. Es thut mir sehr leid, daß er nicht bei mir geblieben ist, denn viel genossen hat er nicht in Portici, doch kommt er nicht leer zurück.

Der Frau von Kalb danken Sie für ihr Andenken an mich; ich erwiedere es ihr gewiß, grüßen Sie sie auf das Freundschaftlichste; auch meinen alten Wieland, der mich ganz vergißt. Sie, lieber Knebel, bleiben Sie immer mein Freund, so wie ich Ihre Freundin sein werde.

Amalie.

---

*) „K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. 3 Bde. Leipzig. Reichenbach. 1835." 8.

XXXII. Matthias Claudius. *)

(1740 — 1815.)

Ueber's Genie.

(Erster Theil. S. 40.)

Mein Vetter hat S. 33 eine sehr gelehrte Abhandlung über's Genie angefangen. Er fängt oft an, und kömmt ihm dann eine Grille, da läßt er's gut seyn und denkt nicht weiter d'ran. Ich pfleg' ihm denn wohl zuweilen unter vier Augen seine Narrheit je zu verweisen, aber er schämt und grämt sich nicht, und oft giebt er mir noch allerhand spitzfindige Redensarten zum Lohn. Neulich gab ich ihm zu verstehen, daß er, was er angefangen hätte, auch — „wohl wahr, Vetter, fiel er mir in die Rede, doch setzt ihr's fort!" Ich gab natürlicherweise zur Antwort, daß ich nichts von der Materie verstehe. „Desto besser werdet ihr davon schreiben, Vetter, es ist vieles in der Natur verborgen." Was soll ich thun? will ichs fortgesetzt haben, muß ich d'ran, es mag denn auch gehen wie's geht.

Will nun zuvor den letzten Perioden nachlesen: „und nun herunter zum modernen Genius oder zum Genie" — herunter denn, und gleich im Fallen angefangen.

Empfange mich, du liebreicher Hain am Heliconberg! Ich komme gefallen, zu hören deinen Silbersturm und dein sanfteres Geräusche, und Ihr im leichten Rosengewand, mit dem blassen Munde, der so holdselig sprechen kann, Gesellen des Hains! seyd mir gegrüßt — Ha! der Schwindel ist über, und ich habe wieder festen Grund unter'n Füssen.

Wenn einer 'n Buch geschrieben hat, und man liest in dem Buch und's würkt so sonderbar, als ob man in Doctor Faust's Mantel davon sollte, daß man aufsteht und sich reisefertig macht, und, wenn man wieder zu sich selbst kömmt, dankbar zum Buche zurückkehrt, dann, sollt' ich glauben, habe der Autor mit Genie geschrieben. Aber, mein Vetter wird sagen, daß das nichts gesagt sey; daß man nicht wissen will, wer Genie habe, sondern was das Genie sey, das einer hat.

Das Genie also ist — ist — weiß nicht — ist 'n Wallfisch! So recht, das Genie ist 'n Wallfisch, der eine Idee drey Tage und drey Nächte in seinem Bauch halten kann, und sie dann lebendig ans Land speyt; ist 'n Wallfisch, der bald durch die Tiefe in stiller Größe daher fährt, daß den Völkern der Wasserwelt 'n kaltes Fieber ankömmt, bald herauf fährt in die Höhe und mit Dreymastern spielt, auch wohl mit Ungestüm aus dem Meer plötzlich hervorbricht und große Erscheinungen macht. Das Nicht Genie aber ist 'n Wallfischgeripp, ohne Fett und Bein, das auf'm Wasser vom Winde hin und her getrieben wird, eine Witterung für die schwarzen und weißen Bären, (Journalisten und

*) Asmus omnia sua secum portans oder Sämmtliche Werke des Wandsbecker Bothen. Hamburg und Wandsbeck. 1775. 8 Theile. 8.

Zeitungsschreiber) die über die Eisschollen herkommen und d'ran nagen. Ich will's nur bey Zeiten sagen, daß ich über meines Vetters Papiere gewesen bin; der geneigte Leser würd's doch bald merken; hab's gemacht wie die andern: Fremd Kraut, und meine Brühe d'rüber.

Der menschliche Körper voll Nerven und Adern, in deren Centro die menschliche Seele sitzt, wie eine Spinne im Centro ihres Gewebes, ist einer Harfe zu vergleichen, und die Dinge in der Welt um ihn den Fingern, die auf der Harfe spielen. Alle Harfensaiten beben und geben einen Ton, wenn sie berührt werden. Einige Harfen aber sind von einem so glücklichen Bau, daß sie gleich unter dem Finger des Künstlers sprechen, und ihre Saiten sind so innig zum Beben aufgelegt, daß sich der Ton von der Saite losreißt und ein leichtes ätherisches Wesen für sich ausmacht, das in der Luft umher wallt und die Herzen mit süßer Schwermuth anfüllt. Und dies leichte ätherische Wesen, das so frey für sich in der Luft umher wallt, wenn die Saite schon aufgehört hat zu beben, und das die Herzen mit süßer Schwermuth anfüllt, kann nicht anders als mit dem Namen Genie getauft werden, und der Mann, dem es sich auf'n Kopf setzt, wie die Eule auf'n Kopf der Minerva, ist ein Mann, der Genie hat; und der geneigte Leser wird nun hoffentlich besser als ich wissen, was Genie ist. Dies Genie, fahren die oberwähnten Papiere fort, das bis so weit eine bloße Gabe der Natur ist, erhält nun eine verschiedene Richtung, nachdem der ganze individuelle Zustand, in dem der Mensch sich befindet und befunden hat, verschieden ist. Da thun Wiege und Amme und Fiebel und Wohnung und Sprache und Schlafmütze und Religion und Gelehrsamkeit u. s. w. das Ihrige, es zu erdrücken oder in Gang zu helfen. Ein ganz besonders Verdienst im Erdrücken hat die Philosophie wie sie auf den Schulen Gang und Gebe ist: **Vita Caroli, mors Conradini!** Die Herren Philosophen, die von Allgemeinheiten gehört haben, die tief in der Natur verborgen liegen sollen, und durch Hebammenkünste zur Welt gebracht werden müssen, abstrahiren der Natur das Fell über die Ohren, und geben ihre nakte Gespenster für jene Allgemeinheiten aus; nnd ihre Zuhörer, die an diese Gespenster gewöhnt werden, verlieren nach und nach die Gabe, Eindrücke von einer Welt zu empfangen, in der sie sind. Alle Hacken ihrer Seele, die an die Eindrücke der wirklichen Natur anpacken sollen, werden abgeschliffen, und alle Bilder fallen ihnen nun perspectivisch und dioptrisch in Aug und Herz, u. s. w. — —

Aber das kostet Kopfbrechen, von einer Sache zu schreiben, von der man nichts versteht; und da pflegen wir Gelehrte denn wohl zur Abwechslung und Erholung eine Spielstunde zu machen. Der selige Isaak Newton schrieb in seinen Spielstunden eine Chronologie, und ich pflege wohl an meinen alten Freund und Schulcameraden Andres zu schreiben.

Mein Lieber Andres,

Ich habe das Leichdornpflaster erhalten, die Würzpillen aber nicht, arbeite auch itzo an einem Buch, das ich dem Druck übergeben will. Er glaubt nicht, Andres, wie einem so wohl ist, wenn man was

schreibt, das gedruckt werden soll, und ich wollt ihm die Freude auch 'nmal gönnen. Er könnte etwa das Recept zu dem Pflaster herausgeben, etwas vom Ursprung der Leichdorner herraisonniren und am Ende einige **Errata** hinzuthun. Sieht er, 's kömmt bey einer Schrifft auf den Inhalt eben nicht groß an, wenn nur Schwarz auf Weiß ist; einige loben's doch, und am Ende läßt sich von Leichdornern und Pflaster schon was schreiben. Ich besinne mich, daß es ihm in der Schule immer so schwer ward, die **Commata** und **Puncta** recht zu setzen. Sieht er, Andres, wo der Verstand halb aus ist, setzt Er ein **Comma**; wo er ganz aus ist, ein **Punctum**, und wo gar keiner ist, kann Er setzen, was Er will, wie Er auch in vielen Schriften findet, die herauskommen. Was Er Seinem Buch für einen Titel geben will, daß muß Er wissen; meines heißt: **Secum portans**, und ich kann Ihm nichts weiter davon sagen, als daß es Anfang und Ende hat.

Sein Diener

XXXIII. J. H. Jung, genannt Stilling.

(1740 — 1817.)

Der Tod des alten Großvaters Eberhard Stilling.*)

(S. 129.)

— — — Indessen stieg Vater Stilling mit dem Rasen das Dach hinauf. Heinrich schnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter; er sah hin, vor seinen Augen wars schwarz wie die Nacht. Lang hingestreckt lag da der theure, liebe Mann unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefalten; die Augen starrten, die Zähne klapperten und alle Glieder bebten, wie ein Mensch im starken Frost. Heinrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus, und lief wie ein Rasender das Dorf hinab und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margretha und Mariechen hörten im Garten kaum halb die Seelzagende kenntliche Stimme ihres geliebten Knaben; Mariechen that einen hellen Schrei, rung die Hände über dem Kopf und flog das Dorf hinauf. Margrethe strebte hinter ihr her, die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmten Brust ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschlossen, die Brust gefalten, und sein Odem ging langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgend, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: Ach! mein Vater, mein Vater! Heinrich saß zu seinen Füßen im Staub, weinte und heulte. Indessen kam Margrethe auch hinzu; sie fiel neben ihm

*) Heinrich Stillings Jugend, Eine wahrhafte Geschichte. Frankfurt und Leipzig. 1780. 8.

nieder auf die Knie, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr, aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stand auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbarn waren indessen hinzugekommen, vergossen Alle Thränen, denn er war allgemein geliebt gewesen. Margrethe machte geschwind in der Stube ein niedriges Bette zurecht; sie hatte ihre beste Bettücher, die sie vor etlich und viertzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergespreitet.

Nun kam sie ganz gelassen heraus, und rief: Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett! Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopf, und Heinrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn aufs Bett und Margrethe zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft.

Nun wurde Heinrich beordert nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader und erklärte sich, daß zwar nichts zerbrochen sey, aber doch sein Tod binnen dreyen Tagen gewiß sein würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle sechs zusammenberufen, die sich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden. Sie setzten sich alle rings ums Bette, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehangen, und Margrethe wartete ganz gelassen ihrer Hausgeschäfte. Freytags Nachmittags fing der Kopf des Kranken an zu beben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde blaulicht, und ein kalter Schweiß duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher ums Bette zusammen. Margrethe sah es auch; sie nahm einen Stuhl und setzte sich zurück an die Wand ins Dunkle; alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Heinrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit nassen Augen an und war auch stille: So saßen sie alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Cathrine zuerst, daß ihres Vaters Odem still stand. Sie rief ängstlich: Mein Vater stirbt! — Alle fielen mit ihrem Angesicht auf das Bette, schluchsten und weinten. Heinrich stand da, und ergriff seinem Großvater beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem, wie einer der tief seufzet und von einem Seufzer zum andern war der Odem ganz stille; an seinem ganzen Leibe regte und bewegte sich nichts, als der Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margrethe Stillings hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint, sobald sie aber Cathrinen rufen hörte, stand sie auf, ging ans Bett, und sah ihrem sterbenden Manne ins Gesicht; nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus (denn sie war von Alter ein wenig gebückt) richtete ihre Augen auf und reckte die Hände gen Himmel, und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedesmal aus tiefster Brust Odem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer

Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen, und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfing zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sunken am Bett auf die Knie und beteten in der Stille. Nun kam der letzte Herzensstoß, der ganze Körper zog sich; er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margrethe faßte dem entseelten Manne seine rechte Hand an, schüttelte sie, und sagte: Leb wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel! bald sehen wir uns wieder. So wie sie das sagte; sank sie nieder auf ihre Knie; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margrethe die bittersten Thränen und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder standen auf, und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Baar, da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Herr Pastor Stollbein ist aus dieser Geschichte als ein störrischer wunderlicher Mann bekannt, allein ausser dieser Laune war er gut und weichherzig. Wie Stilling ins Grab gesenkt wurde, weinte er helle Thränen; und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seiner Worte: Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben! und der Text zur Leichenrede war: Ei du frommer und getreuer Knecht! du bist über weniges getreu gewesen, ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen; gegen der Kirchthür über, da wo der Kirchhof am höchsten ist, da schläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichenstein; aber oft fliegen im Frühling ein Paar Täubchen einsam hin, girren und liebkosen sich zwischen dem Gras und Blumen, die aus Vater Stillings Moder hervorgrünen.

XXXIV. Theodor Gottfried von Hippel.

(1741 — 1796.)

1. Der Tod. *)

(Dritten Theiles erster Band. S. 191.)

Das Grab, Freunde! ist eine heilige Werkstätte der Natur! Ein Formzimmer; Tod und Leben wohnen hier beisammen, wie Mann und Weib. Ein Leib sind sie. Eins sind sie. Gott hat sie zusammengefügt, und was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden. Eine Handvoll Erde ist eine Handvoll Welt. Schaudere nicht vor der Verwesung. Das Waizenkorn fault, und wird ein hundertfältiger Halm. Alles muß sterben, was zum Licht und Leben herausbrechen soll. Dies Erdenall, dieser Erdenball, hat alles, was schön und gut ist, erzeugt und ernährt. Er ist das Herz, unter dem jedes gelegen, die Brust, die

*) Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Nebst Beilagen A. B. C. (3 Theile). Vier Bände. Wien. 1788. 8.

jedes gesogen. Die Erde ist des Herrn. Fast sollte man glauben, daß es des lieben Gottes Lustschloß, sein Sanssouci sei, so gut ists auf ihr, oder so gut könnt es auf ihr sein. — Nimm doch diesen Staub in die Hand, vor dem du bebst. Es ist Bein von deinem Bein. Aus Erde sind unsere Windeln und unser Leichentuch. Wir werden, was wir waren. Die Goldkörner, die letzten Körpertheilchen, das eigentliche Saatgetreide ist aufgespeichert, und wird zu seiner Zeit schon vom lieben Gott wieder ausgestreuet werden, auf einen schönen Acker. Der Natur ist das perpetuum mobile, sie steht nicht still. Sie wirkt Leben im Tode, Tod im Leben schön durcheinander, daß es eine Lust ist anzusehen dem, der ein Auge dazu hat. — Der Geist ist in Gott, in dem er lebt, webt und ist. — Das Schlechtere vom Körper, das sich die Würmer so gierig zueignen, Mensch! traure nicht, es wird nur abgezogen, vom Felde in den Garten verpflanzt, wo es so lange verpflanzt, und gepflanzt wird, bis —

Es ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden! Du, mein Geist! der du dein bewußt bist, du, der du dich selbst anredest, du Funke Gottes! in dieser stockfinstern Erde, du Funke, an dem sich jeder das Licht anzündete, das in seinem Hause brennt, was warst du, eh' dir dieses Kleid zugeschnitten, eh' es dir umgehangen wurde, und was wirst du seyn, wenn du dieses Regenkleid, diesen Schlafrock, wenns köstlich gewesen, ausziehest, oder wenn er, aus Alter unbrauchbar, wie ein zerrissenes Gewand abgeschüttelt wird? Von wannen kommst du? Wohin fährst du? Woher? Wohin? Finster vor und hinter dir. — O ihr Entkleideten! Ihr nakten Geister! die ihr vielleicht dies Selbst-dies Seelengespräch angehöret, redet drein! sagt, wo seyd ihr? wißt ihr, daß ihr seyd, daß ihr wart, daß ihr seyn werdet nnd seyn so, oder anders in Ewigkeit? Seyd ihr es, die in uns wirken, wenn uns ein heiliger Schauer durchblitzt? Nicht von Hautschauder, sondern von Seelenschauder red' ich. Wollt ihr etwa den Geist warnen, wenn ihr der Seele, des Geistes Busenfreunde, winket, da ihr an seinem Körper anpochet? — Nur herein, ihr guten Geister! herein! Näher! Weg seyd ihr. Diese Ebbe und Fluth des Bluts, was will sie? Solch ein Seelenschauer, Todesvorschmack, wozu? Es ist wahr, er geht durchaus und durchall; allein ich, hoff ich, werds vollenden. Was ist der Tod? Seelige Geister unserer Vorfahren! die ihr vor uns wart, und mit eben der Neugierde, wie wir, euch nach Nachrichten aus der andern Welt sehntet, sagt uns, gebt uns ein Zeichen: was ist der Tod? Hebt euer Incognito. Bittet Gott um diese Erlaubniß! Wir haben nicht Mosen und die Propheten, die wir hören können, wir wünschten, wenn einer von den Todten aufstünde. O du, mein eben entschlafener Freund! Wache auf, der du schläfst, stehe auf von den Todten, entdecke mir, wie dir war, wie dir ist? Womit du dich beschäftigest? Wie? frag' ich, nicht ob? ist meine Frage. Doch! auch diese Frage und alle meine heiligen Fragstücke sind wilde Reben der Wißbegierde, sind vorschnelle Sprößlinge meiner Einbildungskraft, welche die Vernunft, wo nicht gänzlich wegzuschneiden, so doch zu verkürzen verbunden ist, Freunde!

laßt uns in die Hände Gottes fallen! Warum sorget ihr für euer künftiges Schicksal? Gott! euer himmlischer Vater, weiß, was ihr bedürfet. Ob Leben oder Tod, ob Tag oder Nacht. Sorget nicht! Ist es nicht genug, daß ein jeder Tag seine eigne Plage habe? Es wird alles gut werden. Leben ist eure Sache. Sterben gleichfalls. Was drüber ist, bleibt über euch, Freunde! Was euch nicht angehet, davon laßt euern Fürwitz. Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit. Das ist das Grundgesetz in Gottes Staat, und das andre wird euch von selbst zufallen. Laßt alles gehen, wie Gott will! Laßt die vier Winde über eueren Staub sich in Anspruch nehmen, laßt die vier Gegenden drum streiten! Laßt den eichnen Sarg euer Fleisch an Dauer übertreffen! Was kümmern euch solche Kleinigkeiten? Wir, die wir nicht in die Sonne sehen können, wollen Gott sehen; wir, die wir den Mond nicht bespannen können, wollen Gottes Gerechtigkeit und Barmherzigkeit behügeln und begrenzen; wir, die wir die Fixsterne nicht zu zählen verstehen, (Mensch! kannst du sie zählen?) wollen die Ewigkeit messen, und eine Schlaguhr für sie meistern! —

Wer kennt den morgenden Tag, und doch will man einen Calender über Ewigkeiten schreiben? Der Anfang und das Ende dieser Welt sind uns Geheimnisse; und wir glauben, einen Maasstab für die Himmel der Himmel zu besitzen! Hat der Christ einen nähern Weg, als wir? Gut für ihn! Unsere Bahn ist die Landstrasse; diese Bahn ist plan und natürlich. Im Glauben kommen wir mit dem Christen überein, als wenn wir unter einem Mutterherzen gelegen hätten, nur sein Glaube hat ein ander Feld als der werthe unsrige. Wir wollen so leben, als könnten wir eine andre Welt sinnlich machen, so fingersinnlich, als daß zweimal zwei vier ist! Als wären wir, wie die Christen, bis in den Himmel entzückt gewesen. Dann fragt euch selbst, Freunde! wenn euer Mund auch an der andern Welt zweifelt, um eure Kunst in Zweifeln zu zeigen; als ob's Kunst zu zweifeln wäre? Was sagt euch euer Herz? — Will ich denn, daß ihr einen Riß von der Stadt Gottes, vom himmlischen Jerusalem entwerfen sollt? Es ist mir genug, wenn ihr nur alle menschmögliche Wahrscheinlichkeit für die andere Welt findet.

So gut leben, daß, wenn eine andere Welt, schön wie Sonne, aufgeht, unser Bürgerrecht in derselben gewisser, wie Brief und Siegel ist, das heißt mit andern Worten: der andern Welt würdig seyn! — Je besser der Acker, je mehr Unkraut! — Vorwitz ist unächtes Kind des menschlichen Verstandes, eine Anlage zur Vorschnelligkeit, eine Krankheit des Scharfsinns, ein helles Glöckchen in der Thorheitskappe, Wir wollen uns entschliessen, wie einer unserer Vorfahren, zu bekennen, daß wir nichts wissen, daß wir hie und da Wahrscheinlichkeiten haben; allein im Thun komm' uns niemand zuvor. — — —

2. Scherzhafte Theorie von Poesie und Prosa.

„Ehrsamer Freund, willst Du wissen, ob Dein fähiger Sohn in Prosa oder in Versen Palmen brechen wird: **Recipe**: ein Glas Medizin,

davon alle Stunden sechszig Tropfen in beliebigem Getränk zu nehmen. Laß ihn selbst dieses auspunctirte Maaß messen; tröpfelt er, so ist er ein flügellahmer Prosaist; läßt er laufen und zählt während dieses Platzregens eins, zwei, drei bis sechzig, so ist er ein Poet; kann er mit diesem Löffel, dem er sechszig zugezählt hat, gleich essen, so konnte er, wenn es sein Verleger und er wollten, methodo mathematica schreiben; kann er aber in vierundzwanzig Stunden diesen Löffel nicht sehen, so ist er ein Liederdichter; kann er in sechs Tagen ohne kalten Schauder keinen solchen Löffel brauchen — zieh' ihn danach, und wenn das Glück gut ist, wird er Homer!" —

XXXV. Joseph II.

(1741 — 1790.)

An den Coadjutor von Dalberg.

Wien, den 13. Juli 1787.

Ich habe, mein lieber Baron, mit vielem Vergnügen Ihr Schreiben durch den Grafen von Trautmannsdorf erhalten. Recht gerne nehm' ich das Anerbieten an, welches Sie mir machen: Ihre Ansichten über die Mittel mir mitzutheilen, um das allgemeine Wohl Deutschlands zu erzielen, unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes, das ich gerne so nenne, weil ich es liebe und stolz darauf bin, ein Deutscher zu sein. Wir haben darin eine völlig gleiche Denkungsart, und ich glaube, wenn Alle so dächten und gerecht wären, so würde man sich nicht beklagen, einen Obern zu haben, wie ich bin, so wie ich Ihnen versichere, daß ich mich sehr glücklich fühlte, wenn alle Kurfürsten und Fürsten so dächten wie Sie, mein lieber Coadjutor, den ich, der Kenntniß und wiederholten Beweise wegen, die ich von der Rechtlichkeit Ihres Charakters und Ihrer Einsicht habe, achte und liebe. Gleich Ihnen hab' ich mich öfters beschäftigt, darüber nachzusinnen, was unser Vaterland glücklich machen könnte: ich bin ganz einstimmig mit Ihnen, daß nur ein enges Band des Kaisers mit dem Deutschen Staatskörper und seinen Mitstaaten das einzige Mittel sei; aber bis dahin zu kommen, — hierin liegt der Stein der Weisen. Er ist um so schwerer zu finden, da es darauf ankommt, die verschiedenen Interessen zu vereinen, besonders der Untergebenen, die vorsätzlich die Angelegenheiten Deutschlands verwirren, und sie zu einer wahrhaft unerträglichen Pedanterei machen, um die Fürsten abzuschrecken, ihre Angelegenheiten durch sich selbst zu betrachten, um sie über ihre eignen Interessen zu verblenden, sie in Abhängigkeit zu erhalten und sich nothwendig zu machen, indem man Märchen aller Gattungen ersinnt, abgeschmackte Ideen ausbreitet, die man erdichtet, ihnen glauben macht und wornach man sie zu handeln bewegt, als ob es die wahrsten Thatsachen wären.

In jeder Gesellschaft, von welcher Art sie sei, muß ein, Allen gemeinschaftliches Object vorhanden sein, aber das Wort, „Patriotismus" dessen man sich gegenwärtig so gemeinlich bedient, sollte ausschließlich

auch eine reelle Bedeutung haben, während das Interesse des Augenblicks, die Eitelkeit der Personen, politische Intriguen, Verbindungen bilden und Besorgnisse rege machen, denen man, selbst bis zu den juridischen Entscheidungen unter Einzelnen, Alles unterwerfen möchte. Wenn unsre guten Deutschen Mitpatrioten sich wenigstens eine patriotische Denkungsart geben könnten; wenn sie weder Gallomanie noch Anglomanie, weder Prussiomanie, noch Austromanie hätten, sondern eine Ansicht, die ihnen eigen wäre, nicht von Andern erborgt; wenn sie wenigstens selbst sehen und ihre Interessen prüfen wollten, während sie meistens nur das Echo einiger elenden Pedanten und Intricanten sind. Ihnen, mein lieber Baron, ist dieses rühmliche Unternehmen einzig aufbewahrt, und wenn es Ihnen mißlingt, dann muß man ihm auf immer entsagen; denn zum erstenmale sehe ich zu meinem großen Vergnügen ganz Deutschland auf einem Punkte vereinigt, nämlich in seiner Ansicht über Ihre Person. Alle verschiedenen Partheien lassen Ihrem Charakter und Ihren Einsichten Gerechtigkeit widerfahren, während sie der Schrecken der Brausköpfe, der Intricanten und Pedanten sind.

Glauben Sie daher, daß ich mit aller Aufrichtigkeit und Achtung bin,

Mein lieber Baron, Ihr

wohlgeneigter

Joseph.

XXXVI. Joh. Jak. Engel. *)

(1741 — 1802.)

Der Traum des Galilei. **)

(Erster Theil. S. 239.)

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter, zu Arcetri im Florentinischen. Er war bereits seines edelsten Sinnes beraubt, aber er freute sich dennoch des Frühlings: theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der duftenden Blüthen willen, theils um der lebhaftern Erinnerung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

---

*) „J. J. Engels Schriften. Berlin. Mylius. 1801 — 1806." 8.

**) Galilei ward zweimal vor die Inquisition in Rom geladen, weil er das System des Copernicus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen schien. Das zweitemal saß er lange gefangen, und in größter Ungewißheit wegen seines Schicksals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frei, daß er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen sollte. Seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit Andern zugleich machte, sind diejenigen, deren in diesem Traume erwähnt wird. Er lebte nach seiner letzten Gefangenschaft auf seinem Landhause zu Arcetri, verlor sein Gesicht, und genoß in den letzten Jahren bis an seinen Tod der Gesellschaft des Viviani, der nachher sein Leben beschrieb, und seinen Namen nie anders als mit dem Zusatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit diesen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufsatze hoffentlich nichts mehr dunkel seyn.

Einst, in seinem letzten Frühling, ließ er sich von **Viviani**, seinem jüngsten und dankbarsten Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, daß er sich für seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen. — **Viviani** setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch saß, erinnerte er sich der heißen Sehnsucht nach Freiheit, die ihn einst zu Rom, bei Annäherung des Frühlings, befallen hatte. Er wollte jetzt eben den lezten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt, und sich selbst mit den Worten bestrafte: Der Geist des **Copernicus** mögte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nicht wußte, auf den sich Galilei bezog, bat ihn um Erläuterung dieser Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurückgeführt seyn, eh' er sie gäbe.

Du weißt, fing er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich meine Befreiung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der **Medici**, und selbst der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einst, voll feindseliger Betrachtungen über mein Schicksal und voll innerer Empörung gegen die Vorsehung auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannst, rief ich aus, wie untadelhaft ist dein Leben gewesen! Wie mühsam bist du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falschen Weisheit durchwandert, um das Licht zu suchen, das du nicht finden konntest! Wie hast du alle Kraft deiner Seele dran gesetzt, um hindurch zur Wahrheit zu brechen, und sie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich selbst hast du oft die Tafel geflohn, nach der dich gelüstete und den Becher den du ausleeren wolltest, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geistes zu werden! Wie hast du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um sie der Weisheit zu schenken! Wie oft, wenn alles um dich her in sorgloser Ruhe lag und den ermüdeten Leib zu neuen Wollüsten stärkte; wie oft hast du vor Frost gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! oder in trüben umwölkten Nächten beim Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was ist nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn hast du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menschheit? — Daß der Gram über dein Schikfal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daß sie dir täglich mehr absterben, diese treusten Gehülfen der Seele; daß nun bald diese Thränen, die du nicht halten kannst, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden.

So sprach ich zu mir selbst, **Viviani**, und dann warf ich einen

Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdiges Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, daß nicht sein Licht sie in ihrem wollüstigen Schlummer störe; diese Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und das Verderben der Welt sind: wie lächeln sie, in ihren Pallästen des Kummers! wie genießen sie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens! wie haben sie dem Verdienste alles geraubt: auch das heiligste seiner Güter, die Ehre! wie stürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das sie um die Frucht seiner Aecker betrügen, und sich Freudenmahle von dem Fett seiner Heerden und dem Most seiner Trauben bereiten. — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebtest; der du nie in deiner Seele eine Leidenschaft aufkommen liessest, als die reinste und heiligste, für die Wahrheit; der du ein besserer Priester Gottes, seine Wunder im Weltsystem, seine Wunder im Wurm offenbartest: mußt du jetzt auch das Einzige missen, wornach du schmachtest? Das Einzige, was selbst den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben ist — Freiheit? Welches Auge wacht über die Schicksale der Menschen? Welche gerechte unparteiische Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt sie alles an sich reißen; dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und als bald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er stand, und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohlgefallen, indeß mein Auge voll Verwundrung auf seiner denkenden Stirne und den silbernen Locken seines Haupthaars ruhte. — Galilei! sagte er endlich: was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freiheit gerettet. — Du bist Copernicus! rief ich, und schloß ihn, noch eh' er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süß, **Viviani**, die Verwandschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süßer sind die Verwandschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungskreises, der erhöheten Seelenkraft, der freien Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! sprach nach erwiederter Umarmung der Greis: ich habe diese Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einschloß, und will dir schon itzt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfesselte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eignes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erste, der einst deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich. — Er führte

mich bei der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, **Viviani**, mit seinen Anhöhen und Thälern; ich sah die Gestirne der Milchstraße, der Plejaden, und des Orion; ich sah die Flecken der Sonne, und die Monden des Jupiter: alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitete mühvolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, **Viviani**, auch nicht in diesem zitternden Altar, aufhören nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder bestätigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel; aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! ich fühlte dies alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dies Einzige, daß ich es fühlte, ist mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meere ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in Dessen Größe verlor, der dies alles voll allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewig wirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Gränzen deiner Sinne, sagte er, sind auch die Gränzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüber-schimmert: noch viele tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Aether; und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Sphäre, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen! Nicht eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannichfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung: ewige Gesetze stimmen Alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. — Zwar, was sag' ich dir das schon itzt, Galilei? Denn diese Seligkeiten faßt doch ein Geist nicht, der, noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfing sich zu erheben!

Er mag sie nicht fassen, rief ich, diese Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle; aber gewiß, er kennt sie, **Copernicus**, nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freuden schafft nicht, schon in diesem irdischen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt in der unge-

wissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnere dich, der du selbst so tief in die Geheimnisse Gottes schautest und den Plan seiner Schöpfung enthülltest; erinnere dich jenes Augenblicks, als der erste kühne Gedanke in dir heraufstieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnere dich, als nun alles in herrlicher Uebereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkner Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschautest, und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken könntest! — O ja, mein Führer! Auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie's nicht: warum sähn wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde gesunken, und ließ sich jetzt, wie es mir däuchte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptstadt der Welt lag vor uns; aber voll tiefer Verachtung streckt ich aus meiner Höhe die Hand hin, und sprach: Sie mögen sich groß dünken, die stolzen Bewohner dieser Palläste! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab; denn sie sind Gefangne an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus können, an dem sie kleben: indeß der freie Weise auf seinen Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich so sprach, **Viviani**, da umwölkte sich mit feierlichem Ernst die Stirn meines Führers; sein brüderlicher Arm sank von meinen Schultern herab, und sein Auge schoß einen drohenden Blick bis ins Innerste meiner Seele. — Unwürdiger! rief er: so hast du sie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? hast deinen Namen herrlich gemacht vor den Weisen der Nationen? hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß sie bald freier und mächtiger fortwirken im Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch? Und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücken, wie dein Geist mit Erkenntniß: nun ist es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seele empört sich wider Gott? — — Hier erwacht' ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurück geworfen, und überschwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge, und sprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich Etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabst, hat er auf die Rechnung seiner Verdienste geschrieben, was Geschenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manchen Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat er

deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein Auge mit Blindheit! laß ihn nie wieder die Stimme der Freundschaft hören! laß ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geist soll er's tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner genoßnen Freuden, und seelig in Erwartung der Zukunft! —

Es war meine ganze Seele, **Viviani**, die ich in diesem Gebete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriednen, nur die willige Ergebung des Dankbaren, hatte der Gott vernommen, der mich zu so viel Seligkeit schuf! Denn siehe! ich lebe hier frei zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber **Viviani** ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen. — — —

XXXVII. Johann Kaspar Lavater.

(1741 — 1801.)

Brutus.

Welche Kraft ergreift dich mit diesem Anblicke! Schau die unerschütterliche Gestalt! Diesen ausgebildeten Mann, und diesen zusammen gekneteten Drang. Sieh das ewige Bleiben und Ruhen auf sich selbst. Welche Gewalt und welche Lieblichkeit! Nur der mächtigste und reinste Geist hat diese Bildung ausgewürkt.

Eherner Sinn ist hinter der steilen Stirne befestigt, er packt sich zusammen, und arbeitet vorwärts in ihren Höckern, jeder, wie die Buckeln auf Fingals Schild, von heischendem Schlacht- und Thatengeiste schwanger. Nur Erinnerung von Verhältnissen großer Thaten ruht in den Augenknochen, wo sie durch die Naturgestalt der Wölbungen zu anhaltendem mächtig würksamen Antheil zusammen gestrengt wird. Doch ist für Liebe und Freundschaft in der Fülle der Schläfe ein gefälliger Sitz überblieben — Und die Augen! dahin blickend. Als des Edlen, der vergebens die Welt auffer sich sucht, deren Bild in ihm wohnt, zürnend und theilnehmend. Wie scharf und klug das obere Augenlied; wie voll, wie sanft das untere! Welche gelinde kraftvolle Erhabenheit der Nase! Wie bestimmt die Kuppe, ohne fein zu seyn, und die Größe des Nasenloches und des Nasenläppchens, wie lindert sie das Angespannte des Uebrigen. Und eben in diesen untern Theilen des Gesichts wohnt eine Ahndung, daß dieser Mann auch Sammlung gelassener Eindrücke fähig sey. In der Ableitung des Muskels zum Munde herab schwebt Geduld, in dem Munde ruht Schweigen, natürliche liebliche Selbstgelassenheit, die feinste Art des Trutzes. Wie ruhig das Kinn ist, und wie kräftig ohne Gierigkeit und Gewaltsamkeit sich so das Ganze schließt!

Betrachte nun den äußern Umriß! Wie gedrängt marckig! und wiederholt die Ehernheit der Stirne, die Würksamkeit des Augenknochens, den gefällig festen Raum an der Seite des Auges, die Stärke der Wangen, die Fülle des Mundes, und des Kinns anschließende Kraft.

Ich habe geendigt, und schaue wieder, und fange wieder von vornen an.

Mann verschlossener That! langsam reifender, aus tausend Eindrücken zusammen auf Einen Punkt gewürkter, auf Einen Punkt gedrängter That! In dieser Stirne ist nichts Gedächtniß, nichts Urtheil, es ist ewig gegenwärtiges, ewig würkendes, nie ruhendes Leben, Drang und Weben! Welche Fülle in den Wölbungen aller Theile! wie angespannt das Ganze! Dieses Auge faßt den Baum bey der Wurzel.

Ueber allen Ausdruck ist die reine Selbstigkeit dieses Mannes. Beym ersten Anblicke scheint was verderbendes dir entgegen zu streben. Aber die treuherzige Verschlossenheit der Lippen, die Wangen, das Auge selbst! — Groß ist der Mensch, in einer Welt von Großen. Er hat nicht die hinlässige Verachtung des Tyrannen, er hat die Anstrengnng dessen, der Widerstand findet, dessen, der sich im Widerstande bildet; der nicht dem Schicksal, sondern großen Menschen widerstrebt; der unter großen Menschen geworden ist. Nur ein Jahrhundert von Trefflichen konnte den trefflichsten durch Stufen hervorbringen.

Er kann keinen Herrn haben, kann nicht Herr seyn. Er hat nie seine Lust an Knechten gehabt. Unter Gesellen mußt' er leben, unter Gleichen und Freyen. In einer Welt voll Freyheit edler Geschöpfe würd' er in seiner Fülle seyn. Und daß das nun nicht so ist, schlägt im Herzen, drängt zur Stirne, schließt den Mund, bohrt im Blicke! Schaut hier den gordischen Knoten, den der Herr der Welt nicht lösen könnte.

XXXVIII. Christian Garve.

(1742 — 1798.)

Ueber den Werth des Gebrauches fremder Ideen bei dem eigenen Nachdenken.

Eine der vortrefflichsten Vorbereitungen zur Meditation ist ohne Zweifel, sich mit dem, was die besten Köpfe mehrerer Nationen und Zeitalter über den für unsre Untersuchung gewählten Gegenstand gedacht haben, bekannt zu machen. Und gewiß, ohne einigen solchen empfangnen oder eingeholten Unterricht, wird, auch bei dem zum eignen Denken fähigsten Menschen, und selbst bei Gegenständen, wo ihm seine eigne Erfahrung die nöthigen Thatsachen vollständig darbietet, wie dies bei Gegenständen der Logik und Moral durchaus der Fall ist, doch sein Gesichtskreis immer eingeschränkt sein; viele Seiten der Sachen werden ihm verborgen bleiben; und viele Beziehungen derselben auf Gründe, auf Folgen, und besonders auf die Verschiedenheit der menschlichen Denkungsarten und Charaktere, — woraus im Praktischen die größten Hindernisse und die größten Beförderungsmittel der gesuchten Endzwecke entstehen, — werden nie zu seinem Bewußtsein kommen. Sogar die lehrreiche Betrachtung derjenigen Dinge, die wir vor Augen sehen, und der Vorfälle, die wir erlebt haben, wird uns, durch die Bekanntschaft mit den Meinungen und Gedanken großer Männer über ähnliche Dinge

und Vorfälle, welche hauptsächlich durch das Lesen erhalten wird, sehr erleichtert. Indem wir ihre Behauptungen zu widerlegen, oder zu bestätigen, indem wir uns in ihre Gefühle zu versetzen, oder unsre zu rechtfertigen suchen, entwickeln wir weit deutlicher die Eindrücke, die von unsern eignen Erfahrungen im Gemüthe zurückgeblieben sind.

Nichts desto weniger ist in dem Zeitpunkte selbst, wo wir unsre Untersuchungen anstellen, die Einmischung fremder Ideen, auch derer, die von den größten Geistern herkommen, der Wahrheit und Eigenthümlichkeit unsrer eignen Ideen eher schädlich, als nützlich. — Ich wünschte jedesmal, wenn ich eine Materie als Gelehrter bearbeite, alles Gute, was über dieselbe geschrieben worden ist, gelesen zu haben. Aber zur Zeit der Meditation selbst finde ich es nie rathsam, irgend einen Schriftsteller über den Gegenstand derselben zu Rathe zu ziehen. — Ein mittelmäßiger nutzt wenig; ein großer führt uns irre. Die Stärke seiner Ideen, oder die Schönheit seines Ausdrucks giebt Anlaß, daß wir auf dieselbe Art und in derselben Manier zu schreiben versuchen, in welcher wir ihn so vollkommen finden. Dies darf nicht immer die Sache unsers Vorsatzes sein: es ist die Folge einer unwillkührlichen Nachahmung und des Eindrucks, den große Geister auf Andre machen. Indeß wird unsre eigne Denkkraft dadurch in der That mehr unterdrückt, als gehoben. Nicht mehr der Gegenstand selbst steht vor den Augen unsers Geistes, sondern das Bild, oder die Idee desselben, welche uns von dem Schriftsteller gleichsam aufgedrungen worden war. — Bald werden wir durch Vergleichungen, die wir zwischen ihm und uns anstellen, mißmuthig und niedergeschlagen; bald suchen wir Aehnlichkeiten und anscheinenden Nachahmungen auszuweichen, verrücken aber dadurch die richtige Folge unsrer Ideen, oder verfälschen unsre natürlichsten Empfindungen.

Alle solche Behutsamkeitsregeln sind allerdings für den schwächern Geist nothwendiger, als für den stärkern. Je mehr, und je eigenthümlichere Ideen Jemand, bei dem Anblicke der Dinge selbst und bei der Zergliederung seiner eignen Gefühle, erhält; desto weniger darf er fürchten, den Gang, oder die Form derselben, durch den zu gleicher Zeit mit fremden Ideen gepflognen Umgang, zu stören. In mittelmäßigen Köpfen aber tönt die Rede eines großen und vortrefflichen Schriftstellers lange Zeit nach, so wie eine rauschende Musik in schwachen Gehörnerven. Ihre Denkungsart, ihr Styl nimmt eine Zeit lang die Farbe ihres Musters an. Aber weit entfernt, daß Werke, die sie in dieser Stimmung ausarbeiten, mehr Vollkommenheit erhalten sollten, wird ihnen nur dadurch das Gepräge der Nachahmung gegeben; der Reiz der Neuheit und des Natürlichen hingegen, den alle eigenthümlichen Ideen, auch selbst der Menschen von mittleren Fähigkeiten, haben, entzogen. —

XXXIX. Georg Christoph Lichtenberg.

(1742 — 1799.)

1. Anschlag-Zeddel im Nahmen von Philadelphia. *)

(Dritter Band. S. 233.)

Avertissement.

Allen Liebhabern der übernatürlichen Physik wird hierdurch bekannt gemacht, daß vor ein Paar Tagen der weltberühmte Zauberer Philadelphus Philadelphia, dessen schon Cardanus in seinem Buche de natura supernaturali Erwähnung thut, indem er ihn den von Himmel und Hölle Beneideten nennt, allhier auf der ordinären Post angelangt ist, ob es ihm gleich ein Leichtes gewesen wäre, durch die Luft zu kommen. Es ist nämlich derselbe, der im Jahr 1482 zu Venedig auf öffentlichem Markte einen Knaul Bindfaden in die Wolken schmiß und daran in die Luft kletterte, bis man ihn nicht mehr gesehen. Er wird mit dem 9ten Jenner dieses Jahres anfangen, seine Ein-Thalerkünste auf dem hiesigen Kaufhause öffentlich-heimlich den Augen des Publici vorzulegen, und wöchentlich zu bessern fortschreiten, bis er endlich zu seinen 500 Louisd'or-Stücken kommt, darunter sich einige befinden, die, ohne Prahlerey zu reden, das Wunderbare selbst übertreffen, ja, so zu sagen, schlechterdings unmöglich sind.

Es hat derselbe die Gnade gehabt, vor allen hohen und niedrigen Potentaten aller vier Welttheile und noch vorige Woche auch sogar im fünften vor Ihro Maiestät der Königinn Oberra auf Otaheite mit dem größten Beyfall seine Künste zu machen.

Er wird sich hier alle Tage und alle Stunden des Tages sehen lassen, ausgenommen Montags und Donnerstags nicht, da er dem ehrwürdigen Congreß seiner Landsleute zu Philadelphia die Grillen verjagt, und nicht von 11 bis 12 des Vormittags, da er zu Constantinopel engagirt ist, und nicht von 12 bis 1, da er speiset.

Von den Alltag-Stückchen zu einem Thaler wollen wir einige angeben, nicht sowohl die beßten, als vielmehr die, die sich mit den wenigsten Worten fassen lassen.

1) Nimmt er, ohne aus der Stube zu gehen, den Wetterhahn von der Jacobi-Kirche ab und setzt ihn auf die Johannis-Kirche, und wiederum die Fahne des Johannis-Kirchthurms auf die Jacobi-Kirche. Wenn sie ein paar Minuten gesteckt, bringt er sie wieder an Ort und Stelle. **NB.** Alles ohne Magnet durch die bloße Geschwindigkeit.

2) Nimmt er zwey von den anwesenden Damens, stellt sie mit den Köpfen auf den Tisch, und läßt sie die Beine in die Höhe kehren;

---

*) „Georg Christoph Lichtenberg's vermischte Schriften, nach dessen Tode gesammelt und herausgegeben von Ludwig Christian Lichtenberg und Friedrich Kries. Göttingen. Dieterich. **1800—1806.**" 8. I—IX. Band.

stößt sie alsdann an, daß sie sich mit unglaublicher Geschwindigkeit wie Kräusel drehen, ohne Nachtheil ihres Kopfzeugs oder der Anständigkeit in der Richtung ihrer Röcke, zur größten Satisfaction aller Anwesenden.

3) Nimmt er 6 Loth des beßten Arseniks, pulverisirt und kocht ihn in 2 Kannen Milch und tractirt die Damens damit. So bald ihnen übel wird, läßt er sie 2 bis 3 Löffel voll geschmolzenes Bley nachtrinken, und die Gesellschaft geht gutes Muths und lachend auseinander.

4) Läßt er sich eine Holz-Axt bringen und schlägt damit einem Chapeau vor den Kopf, daß er wie todt zur Erde fällt. Auf der Erde versetzt er ihm den zweyten Streich, da dann der Chapeau sogleich aufsteht und gemeinlich fragt: was das für eine Musik sey? Uebrigens so gesund wie vorher.

5) Er zieht drey bis vier Damens die Zähne sanft aus, läßt sie von der Gesellschaft in einem Beutel sorgfältig durch einander schütteln, ladet sie alsdann in ein kleines Feldstück, und feuert sie besagten Damen auf die Köpfe, da dann jede ihre Zähne rein und weiß wieder hat.

6) Ein metaphysisches Stück, sonst gemeiniglich πᾶν meta physica genannt, worin er zeigt, daß wirklich etwas zugleich seyn und nicht seyn kann. Erfordert große Zubereitungen und Kosten, und gibt er es bloß der Universität zu Ehren für einen Thaler.

7) Nimmt er alle Uhren, Ringe und Juwelen der Anwesenden, auch bares Geld, wenn es verlangt wird, und stellt jedem einen Schein aus. Wirft hierauf alles in einen Koffer, und reiset damit nach Cassel. Nach 8 Tagen zerreißt jede Person ihren Schein, und so wie der Riß durch ist, so sind Uhren, Ringe und Juwelen wieder da. Mit diesem Stück hat er sich viel Geld verdient.

NB. Diese Woche noch auf der obern Stube des Kaufhauses, künftig aber hoch in freyer Luft über dem Marktbrunnen. Denn wer nichts bezahlt, sieht nichts.

Göttingen den 7. Jenner 1777.

2. Aus der „Erklärung zu den Hogarthischen Kupferstichen."

a. Die Vehikel des Nachruhms.

Es ist, dünkt mich, noch eine große Frage, ob es in der Welt überhaupt andere Denkmäler gibt als papierne, seitdem die Tradition alle ihre großen Privilegia den Druckereien abgetreten, und nun in ihrem kindischen Alter nur noch einen nicht ganz honetten Kleinhandel durch Stadt-Frau-Basen treibt. Ich glaube es nicht. Selbst die ewigen Denkmäler, die sich unsere Landsleute auf den Felsen des Mondes und an den Gränzen des Weltsystems durch neue Planeten mit neuen Trabanten, und an den Laufbahnen der Planeten und Kometen erbaut haben, wären ohne dabeiliegende papierne Attestate ein Nichts. Alexander wäre, wie ieder andre Straßenräuber vergessen, wenn es nicht einem Schriftsteller gefallen hätte, ihm ein Testimonium über seine Käsebier-Historien zu ertheilen, das nun, immer und immer renovirt,

in der Welt herumläuft. Auf der Reise nach dem Tempel des ewigen Nachruhms läßt sich auf den nächsten Stationen noch etwas Gold und Silber u. s. w. absetzen; Wer aber weiter reisen will, kömmt ohne ächtes Papiergeld nicht fort. Nun bedenke man, was Papier nicht ist! Ein Feld mit Flachs — welcher Prospekt! Was da nicht, würde ein Physiker sagen, für Dinge latent sind! O Wer an einem solchen Felde vorbei fährt, oder reitet, oder geht, der nehme den Hut ab, und denke einmal nicht bloß an latente Manschettenhemden, sondern auch an Unsterblichkeit!

b. Der arme Landpfarrer.

Da sitzt er auf dem treuen Familienstück, einem erbarmungswürdigen Schimmel, der vermuthlich nun schon seit 16 Jahren sein Möglichstes gethan hat (was freilich andere Geschöpfe Gottes besser thun könnten), den armen Reiter mit einer Frau und 10 lebendigen Kindern, bei einer Einnahme von 150 Thalern netto, in dem reichen Lande zu unterstützen, dem sie Alle zugehören. Eine traurige Figur fürwahr! Das Leder an den Knien ist im schweren Dienste durchgekniet und von der Natur nur so obenhin wieder geflickt. Die Form des Halses und die Stellung der Beine, die Etwas von der Kuh und Etwas von der Schnitzbank haben, machen die Sache um kein Haar besser. Auch kann man nicht sagen, daß das Pferd durch die Figur seines Reiters, wie wohl zuweilen geschieht, gehoben würde. Dieser ist selbst so Was im Dienst der hohen Kirche, wie sein treuer vierfüßiger Diener allenfalls in jedem hohen Marstalle sein würde. Auch er ist alt, steif, baufällig, und hat sich im schweren Dienst — gerechter Himmel! — durchgekniet, und eben so wie sein Freund nun wohl ohne Hoffnung auf ein weicheres Lager. Man sehe nur hin auf den lechzenden Mund und die Lichtblicke auf den Knöcheln der verdorrten Hand! Man erwartet in ihr eher die Sense des allgemeinen Freundes der lebenden Natur, als den Zügel. Er sitzt in seinem Amtshabite da, dem einzigen im Hause, der noch auf der Heerstraße auf den Respekt rechnen konnte, den man dem Stande der Unschuld unter demselben gewiß versagt haben würde, selbst die Beinkleider nicht ausgenommen. Sie sind sicherlich durchgekniet, und die hohe Stiefelkappe nicht bloß Zierde, sondern zugleich Schutz gegen Spott und Lappenfraß. Alle Zierde in der Welt sollte so Was sein: **decus et tutamen.** Die abgeregnete, abgebleichte und abgekämmte Perücke ersetzte die Tonsur, und gab dem Besitzer das ehrwürdige Ansehn. welches nur den englischen Perückenträgern eigen ist . . . O ritte doch einmal diese Todten-Figur in luftiger Gestalt, wie Lenorens Wilhelm beim Gatterthor, an der Decke des Saals hin, wo der Bischoff oder der Rektor ihr **Te Deum** — schmaußen, oder sprengte auf der Schnitzbank über den Weg, wo sie es in einer Kutsche mit flüchtigen Vieren — rennen; und sähen in diesem Bilde den Mann ihres Fleisches, ihres Blutes, ihres Ordens (ihrer Perücke, könnte man sagen), der sein **Te Deum** bei größerem Verdienst sein ganzes Leben — durch — hungern mußte; es würde besser werden mit der armen Geistlichkeit

in dem reichen England. — Doch das ist Poesie. Weg damit in diesen Tagen.

c. Die Armenbüchse.

Gleich neben der so eben gezeichneten Gruppe sieht man, an einem der Kirchenstühle befestigt, die arme Armenbüchse (the poor's box.) Sie muß sehr arm sein, wenigstens mehr von Fliegen, als wohlthätigen Fingern besucht werden; denn eine Kreuzspinne hat ihr Netz, als an einer der sichersten Stellen für sie im ganzen Hause, darüber gespannt, und vermuthlich haben die Vorsteher sie sitzen lassen, um sich die Mühe einer vergeblichen Eröffnung einer Büchse zu ersparen, die nicht geschüttelt werden kann, und dann an jedem Morgen zu sehen, ob sie nicht bestohlen worden ist. Es ist dieses der einzige Gegenstand in dieser Kirche, aus dem sich noch erkennen läßt, daß die Vorsteher derselben wohl Etwas leisten könnten, wenn sie nur wollten.

XL^a. Friedr. Heinrich Jacobi.

(1743 — 1819.)

1. Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. *)

Gott und der Mensch.

(S. 32.)

Der Mensch hat nur diese Wahl: entweder, alles aus Einem, oder, alles aus Nichts herzuleiten. Dem Nichts ziehen wir das Eine vor, und geben ihm den Namen Gott, weil dies Eine nothwendig Einer seyn muß, oder es wäre, unter einem andern Nahmen, wieder nur dasselbe eine allgemeine Nichts; jenes wesentlich Unbestimmte und doch Allbestimmende; jenes Unding des Unendlichen des Platon, lauter anderes und anderes, Alles und nicht eines, ein offenbar Unmögliches, ein noch weniger als Nichts.

Einer also ist das Eine; und dieser Eine war und mußte seyn vor allem Anderen und Anderen; ein Eines ohne Anderes: die Vollkommenheit des Seyns, die Vollkommenheit des Wahren.

Des Menschen Erkenntniß ist auf Unvollkommenheit gegründet, wie sein Daseyn. Daher in ihr jenes Weisen immer nur von Einem auf ein Andres ohne Ende. In Gleichnissen allein siehet und erkennt der Mensch. Das Unvergleichbare siehet und erkennet er nicht: sich selbst nicht, den eignen Geist; und so auch Gott nicht, den allerhöchsten.

Ein Unvergleichbares, ein Eines für sich und ohne anderes ist der Mensch sich selbst durch seinen Geist, den eigenthümlichen, durch welchen er der ist, der er ist, dieser Eine und kein anderer. Als diesen Einen, der allein ist dieser Eine, und derselbe bleibt unter allen möglichen

*) „Friedrich Heinrich Jacobi von den Göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Leipzig. G. Fleischer. 1811." 8.

Veränderungen, findet er sich nicht erst hintennach durch Selbstvergleichung, ein Wesen des Begriffes, das ist, der bloßen Einbildung; denn worin geschähe die Vergleichung und Einbildung? worin wurde das Selbst dem Selbste gleich? und was wäre das noch nicht gleichgesetzte Selbst, das Selbst noch ohne eignes Seyn und Bleiben, das durch gleich-ungleich- und zusammensetzen, durch verknüpfen erst zu einem Selbste mit eigenem Seyn und Bleiben, mit Selbstseyn würde? Was endlich verübte alles dieses? — Er findet sich als dieses Wesen durch ein unmittelbares, von Erinnerung vergangener Zustände unabhängiges Wesenheitsgefühl, nicht durch Erkenntniß; er weiß, er ist dieser eine Eine und derselbe, der kein anderer ist noch werden kann, weil unmittelbare Geistes-Gewißheit von dem Geiste, von der Selbstheit, von der Substantivität unzertrennlich ist.

Der in sich selbst gewisse Geist des Menschen bedarf aber, zu seinem Selbstlaute, der Mitlaute Natur und Gott, um sein Daseyn auszusprechen, oder richtiger: er ist kein reiner Selbstlaut.

Weil er sich selbst nicht aussprechen kann, ohne Gott und Natur mit auszusprechen, und zwar so, daß diese vortönen: so weiß er, daß er der Alleinige nicht ist, wenigstens mit derselben Gewißheit, womit er weiß, daß er ist; bezeuget das von ihm unabhängige Daseyn anderer ihm ähnlicher und unähnlicher Wesen außer, neben und vor ihm, mit derselben Kraft, womit er das eigne Daseyn sich bezeuget. Er fühlet, erfährt ursprünglich, und kann es auch erkennen, daß seine Selbstständigkeit wie seine Abhängigkeit eingeschränkt ist; daß er eben so nothwendig Einer nur seyn kann unter Anderen, unmöglich ein Erster und Einziger; als er, um zu seyn Einer unter Anderen, nothwendig seyn muß Einer und kein Anderer; ein selbstständiges, ein wirkliches, ein persönliches Wesen.

Gott allein ist der Eine, der nur Einer ist, der Alleinige; Er ist das Eine ohne Anderes im ausnehmenden, im höchsten Sinne; in keinem Sinne Einer nur unter andern, kein einzelnes, durch Vor- und Mitdaseyn bedingtes Wesen, sondern das ausschlieslich in selbst genugsame, unbedingt selbstständige — das allein vollkommene, allein ganz wahrhafte Wesen.

Wie? Und dieser Gott, weil er nothwendig vollkommen, in sich selbst genugsam; also kein einzelnes Wesen, das ist, kein Individuum nur aus und unter einer Gattung ist. — Er sollte darum nothwendig ohne Selbstbewußtseyn, ohne Persönlichkeit, folglich auch ohne Vernunft seyn müssen? Er sollte, weil er kein eingeschränktes, abhängiges — unvollkommenes Wesen seyn kann — nothwendig Nicht-Person, Nicht-Intelligenz seyn? — Darum weil Er, unbedürftig der Natur, unbedürftig der Sinnlichkeit, in Ihm selbst allein das Leben hat; weil er in keinem Sinne Daseyn, Erkenntniß und Wahrheit nehmend, sondern überall und schlechterdings nur gebend ist: darum sollte Er selbst, Er allein — seyn der nicht ist, der Unlebendige?

Ja, der nicht ist; nicht für sich und überall nicht! Denn ein Seyn ohne Selbstseyn ist durchaus und allgemein unmöglich. Ein Selbstseyn aber ohne Bewußtseyn, und wieder ein Bewußtseyn ohne

Selbstbewußtseyn, ohne Substanzialität und wenigstens angelegte Persönlichkeit, vollkommen eben so unmöglich; eines wie das andre nur gedankenloser Wortschall. Also Gott ist nicht, ist das Nichtseyende im höchsten Sinne, wenn er nicht ein Geist ist; und er ist kein Geist, wenn ihm die Grundeigenschaft des Geistes, das Selbstbewußtseyn, Substanzialität und Persönlichkeit, mangelt. Ist er aber kein Geist, so ist er auch nicht der Anfang der Dinge, in so fern sie Wirklichkeit und wahres Wesen haben; denn das Erste ist nothwendig überall, wo etwas wahrhaft ist, der Geist: es ist kein wahres Seyn noch Daseyn möglich, außer im Geiste und durch einen Geist.

Die gesunde noch unverkünstelte Vernunft hat an der Wahrheit dieser Sätze nie gezweifelt. Ihr versteht es sich von selbst, daß Unwesen nicht das Wesen; ein Grund der Unvernunft nicht als Folge Vernünftiges und die Vernunft; ein dummes Ungefähr nicht Weisheit und Verstand; das Todte und Tödtende nicht das Lebendige; unempfindlicher Stoff nicht die empfindende Seele, Liebe, Vorsorge, Aufopferung, Gerechtigkeit; das Zerstöhrende nicht das Schaffende und Ordnende; überhaupt das Geringere, aus seinen Mitteln, nicht das Höhere und Bessere hervorbringen, sich selbst aus sich allein dazu verklären und darin verwandlen kann; so wenig allmählig, das ist, mit der bloßen leeren Hülfe einer bloßen leeren Zeit, als, ohne Zeitverlauf, plötzlich und in einem Nu.

Aber ein Geist! staunest du — ein Geist, wie kann er etwas außer sich hervorbringen; etwas außer ihm wirkliches — andere Geister? Wie etwas ihm ganz entgegengesetztes: eine sinnliche, materielle Welt? — Wie kann aus dem Ewigen ein Anfang kommen?

Wer saget dir, daß aus Ihm, was Du einen Anfang nennest, gekommen sey? — Und was meinest du, wenn du von Anfänglichem und Unanfänglichem redest? Kannst du sagen, du seheſt irgend etwas vor dir wahrhaft entstehen, und wahrhaft vergehen? Oder magst du sagen, es sey kein Anfangen und Aufhören, es verändere sich in Wahrheit nichts, nichts entstehe noch vergehe, alles sey ohne Wandel? Jenes verbietet dir die Vernunft; dieses, ein der Vernunft und Ansehn wenigstens gleiches unwiderstehliches Gefühl. — Was das übrige betrifft, so staune doch zuerst darüber, daß nur etwas sey und wirke; oder läugne, daß es irgendwo ein Seyn und Bleiben gebe. Hier im Mittelpunkt des Unbegreiflichen, wo es dich ganz umgibt, besinne dich und wähle, ob du dich mit diesem Unbegreiflichen in Freundschaft oder Feindschaft zu befassen habest.

Suchest du nicht überall ein Erstes; und kann ein Erstes je begriffen werden? Und was wäre dir das Erste, wenn es nicht Ursache wäre? — Und was wäre dir Ursache — wenn sie wäre, was nie ist?

Hier verweile, und sinne nach, tiefer und tiefer! Je vollkommener, stiller und reiner du in deinem Innersten dich sammeln wirst; desto deutlicher wirst du vernehmen: Er ist! — der das Auge gemacht hat: Er siehet! der das Ohr gepflanzt hat: Er höret! der dies Herz bereitet hat! Er liebt! der diesen Geist aus sich gebohren hat: Er will, und weiß, und ist!

2. Aus „Woldemar.“*)

a.

(Fünfter Band. S. 258.)

Den 20. Mai.

„Wir hatten am Abend dieses etwas schwülen Tages am Wasserfall gesessen, und den schönsten Sonnenuntergang betrachtet. Nun zogen wir, durch leuchtende Schatten, am Ufer des Flusses her, und blieben stehen an der Wendung, wo das Auge einen Theil seiner Krümmung überschaut. Ein bezaubernder Anblick: wie die schlanken flammenden Pappeln sich in ihm spiegelten. Es schien, als hätten sie zur Lust sich untergetaucht, und es durchführe sie das süße Schrecken der angenehmsten Empfindung. Wunderbar ergriff einen das Gerege umher in allen Blättern. Uns wurde, als schwebten wir im Hauch der Lüfte, die zwischen den Aesten lispelten, und über den kleinen Fluß glitten, und mit der ganzen Natur sich ergetzten. — Da kamen die Sterne hernieder. Der blaue Himmel schwamm zu unsern Füßen. Es hatte der Unermeßliche sich in niedres Gebüsch zu uns gelagert.

Wasser der Himmel — in Wassern der Erde! . . .
Leben — in Leben hinübergestralt! — . . . Kraft — mit Kraft sich begattend! . . .

Hohe Ahndungen ergriffen meinen Geist. Meine Seele wähnte, dem Unbegreiflichen sich zu nähern. Sie, die einst nicht Einer Vorstelstellung sich bewußt war, nun so voll Empfindung und Gedanke! Eigenes, gefühltes Daseyn — aus dem Nichts! — Schöpfung!“

Dergleichen Aufsätze flossen häufig aus Woldemars Feder, und waren nicht bestimmt, von jemand außer ihm gesehen zu werden. Er nannte sie die Schatten seiner abgeschiedenen Stunden, in dem nähmlichen Sinne, wie man auch die Seelen pflegt Schatten zu nennen.

b. Woldemar an Biberthal.

(Fünfter Band S. 265.)

Pappelwiesen, den 23. August.

— — — Seit gestern bin ich hier ganz allein. Die beiden Tanten mit Allwina und Henriette sind nach Schellenbrug, kommen aber diesen Abend zurück. Es war mir gar nicht zuwider, auf diese kurze Zeit in Einsamkeit versetzt zu werden; ich habe köstliche Stunden zugebracht. Noch war ich nicht einmal zu einem solchen alleinigen, ganz stillen Anschauen meiner Glückseeligkeit gekommen; hatte mich eben auch nicht darnach gesehnt; aber mir geschah unaussprechlich wohl, da ich nun von ungefähr dazu gelangte. — Könnte ich dir einigermaßen nur bedeuten, wie mir war, und wie mir ist!

Sobald meine Reisenden weg waren, Morgens um neun Uhr, lagerte ich mich, nicht weit unter der Krümmung des Bachs, in die wilde Laube unter den hohen Nußbäumen. Der Eine Nußbaum diente

---

*) „Friedr. H. Jacobi's Werke. (Herausgegeben von Roth.) Leipzig. Fleischer. 6 Theile. 1812—1824.“ 8.

mir, wie gewöhnlich, zur Lehne. Draußen ging ein starker Wind. Man hörte sein Anfallen an das dichte Gebüsch, wie er die Aeste bog und die Blätter drängte, dann im Laube verwehte, — drinnen zum sanftesten Lüftchen wurde — und zwischen den jungen Eschen, Morellen, Pappelweiden, Quitten und Haseln in vieltönigem Gelispel sich verlor; dann wieder majestätisch rauschte, höher und hinauf von Krone zu Krone, in den Zweigen der Nußbäume, — und beinah Sturm war in ihren Gipfeln. — — — In den mannichfaltigen Millionen Blätter, welch unendliches Spiel! Welch ein Wallen und Wühlen der Aeste! — Unter und über das luftige Laub-Meer! — Ergriffen von seinen Wogen schwamm mein Auge hinweg in die schöne Fluth, und ließ sich von ihr verschlingen. — — Leise rieselte unterdessen der liebe Bach an meiner Seite; gaukelte kleine Wellen daher, Wirbel und Schlunde; — und die Fische hatten ihren Scherz, mit Springen, Schnalzen und Klatschen. — — Der mächtige Stamm, an den ich gestützt war, schwankte, fast unmerklich hin und her — bald stärker bald schwächer; wiegte meinen Rücken und bewegte sanft schauerlich mein Haupt. — — Nie war meine Seele so in allen meinen Sinnen! — Lauter Genuß mein ganzes Wesen! — Ewigkeit mein fliehendes Daseyn!

XL[b]. Johann Joachim Eschenburg.

(1743 — 1820.)

Aus dem „Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Redekünste.“ *)

1. Ueber Geschmack und Genie.

(Einleitung. S. 23.)

Geschmack und Genie sind zwar darin wesentlich von einander verschieden, daß jener ein empfindendes und beurtheilendes, dieses hingegen ein thätiges und hervorbringendes oder schaffendes Vermögen ist; beide müssen indeß in Verbindung mit einander zur Vollendung eines Kunstwerks beitragen. Durch den Geschmack wird die Einbildungskraft zweckmäßig gelenkt und gerichtet, das Erfindungsvermögen auf die Wahl des Schönen geleitet, vor wilder Ausschweifung und Uebertreibung gesichert, und innerhalb der Gränzen der Natur, der Wahrheit und der Schicklichkeit gehalten. Auch ist es der Geschmack, der das Kunstgenie nicht selten zur Thätigkeit veranlaßt und ermuntert, und den Künstler durch fein empfundene Wahrnehmungen an Gegenständen jeder Art zur Aeußerung seiner Fähigkeiten und zu neuen Erfindungen auffodert.

---

*) Berlin und Stettin. Fr. Nicolai. 1817.

2. Ueber die Wirkungsfähigkeit der schönen Künste.

(S. 24.)

Die gesammte Energie oder Wirkungsfähigkeit der schönen Künste läßt sich auf drei vorzügliche Quellen zurückführen, auf das Schöne, das Vollkommene und das Gute; und aus diesen Quellen entspringt eine dreifache ästhetische Kraft. Die erste besteht darin, daß die Kunstwerke sinnliches Wohlgefallen, Rührung und Ergötzung bewirken; die zweite, daß sie dem Geiste Nahrung und Stof zum Denken geben; und die dritte, daß sie auf Herz und Willen wirken, und, gehörig angewandt, vermittelst der lebhaften Eindrücke auf die Sinnlichkeit und die klare Einsicht des Verstandes, Zuneigung für das Edle und Gute, und Abneigung vom Unedlen und Unsittlichen mit vorzüglicher Stärke hervorbringen.

3. Ueber das Schöne.

(S. 25.)

Das erste und allgemeinste Wirkungsmittel der Kunstdarstellung, zur Erregung sinnlichen Wohlgefallens, ist das Schöne. In objektiver Hinsicht, setzt man gemeiniglich das Wesen des Schönen in eine sinnlich und anschaulich durch Einheit des Mannichfaltigen dargestellte Vollkommenheit — obgleich diese Begriffe nicht durchaus zutreffend und erschöpfend sind; — und subjektiv, oder in Hinsicht auf die Empfindung des Schönen, charakterisirt es sich dadurch, daß schon die bloße Vorstellung der Form des Gegenstandes mit unmittelbarem Wohlgefallen verknüpft ist, und das Schöne bloß in der Beurtheilung gefällt, ohne Hinsicht auf Zweck oder Interesse. In jeder schönen Form muß sich Mehrheit und Mehrartigkeit der Theile in voller Einheit und Zusammenstimmung zu einem wohlgefälligen Eindrucke finden. Die wirkliche, körperliche und empfindbare Schönheit läßt sich von der idealischen, geistigen und intellektuellen unterscheiden; so wie die freie und für sich bestehende von der anhangenden oder bedingten, bei welcher zugleich auf Zweckmäßigkeit gesehen wird.

XLI. Johann Gottwerth Müller.

(1741—1828.)

Erziehungsgeschichte des Junkers Siegfried von Lindenberg.*)

(Erster Theil. S. 49.)

Der Edelmann, so wie er dermalen leibte und lebte, hätte ganz aus der Reihe der Dinge weggenommen werden können, ohne daß außer seinem Gute irgend eine lebendige Seele dabey zu kurz gekommen wäre. — Doch nehm' ich, nach reiflicher Ueberlegung, diejenigen Seelen aus, die wenn sie über andrer Leute Thorheiten lachen, zugleich in ihren

*) Siegfried von Lindenberg. Leipzig. Junius. Sechste rechtmäßige Ausgabe. Vier Theile. 1802. 8.

eignen Busen zu greifen pflegen. — Von der Natur aber war er so wenig bestimmt, das Spiel eines närrischen Schulmeisters und seiner eignen Grillen zu werden, als mich vielleicht die Natur zum Geschichtschreiber seiner Thorheiten bestimmt haben mag. In seinem Charakter war so viel Güte, so viel Thätigkeit, so viel Größe, daß er, wenn der rohe Klumpen gehörig wäre geformet, und die leeren Fächer des Gehirns gebührend angefüllet worden, vermögend gewesen wäre, aus dem Kabinete Länder zu beglücken, in dem Felde eine Stütze seines Monarchen zu seyn, und aus der Studierstube die Welt aufzuklären. So aber war seine herrliche Anlage versäumt oder verderbt, jenes von seinem Vater, dieses von der gnädigen Frau Mama, beides von dem Lehrer seiner Jugend. Seine Güte war in Schwachheit, seine Thätigkeit in Alfanzerey, seine Größe in Abentheuerlichkeit, und in jenen närrischen Stolz ausgeartet, der Kaisern, Königen, Herzogen und Fürsten nichts vorauslassen wollte.

Sein Vater, Gott hab' ihn selig! war bey Leibes Leben ein wackrer Husarenoberstlieutenant gewesen, rauh wie sein Schnauzbart, und brav wie sein Säbel, der sein Metier aus dem Grunde verstand, sich viel Erfahrung und Menschenkenntniß gesammelt hatte, und beym Könige sehr in Gnaden stand. In den Wissenschaften aber hatte dieser Held es niemals weiter gebracht, als bis zur Fertigkeit, eine Ordre entziffern, und seinen Namen so unterzeichnen zu können, daher er auch bey andern Leuten nichts auf Schulfüchserey hielt. Am allerwenigsten war er Willens, den Kopf seines einzigen Erben mit solcherley Unrath ausstafiren zu lassen. Der Säbel war ihm alles, und diesen Sinn trachtete der alte muthige und ehrenvolle Krieger auch einzig und allein in der Seele seines Sohnes zu nähern. Er freute sich zum Voraus darauf, ihn, wenns einmal wieder vor den Feind gehen würde, an seiner Seite fechten zu sehen; und daher kams, daß unser Edelmann von Vaters wegen nichts weiter gelernet hatte, als Reiten, Fechten, das Gewehr präsentiren, vor nichts in der Welt erschrecken, und mit lateinischen Buchstaben seinen edlen Namen unleserlich genug zu kratzen. Der hochselige König hatte als Gevatter dem Kindlein eine Kornetstelle eingebunden, folglich war er Soldat, und folglich hatte er nach des Oberstlieutenants Meynung an jetzt gedachten Geschicklichkeiten Gott und genug.

Seine gnädige Frau Mama ließ sich, wie manche Mutter, eine reichliche Portion Affenliebe gegen ihr Söhnchen zu Schulden kommen. Sie, eine Dame von uraltem Adel, und voll von jedem Vorurtheile, das irgend diesem Stande anhangen kann, wollte nicht, daß ihr Kind durch vieles Lernen an Kopf und Nerven geschwächt werden sollte. Alle irdische menschliche Weisheit hielt sie für eitel Tand, und war vest überzeugt, Witz und Verstand müsse einem Edelmanne von selbst zufallen. Nicht eben, als hätte sie zuerst nach dem Reiche Gottes getrachtet; das war nicht ihr Fall, (denn sie wußte vom Reiche Gottes nicht viel mehr, als wenn gar keins gewesen wäre, und was sie davon zu wissen glaubte, war klare Heterodoxie; so behauptete sie z. E. es sey unmöglich, daß Edelmann und Bauer auf einerley Fuß Erben des Göttlichen Reichs

werden könnten, und andre Ketzereyen mehr) sondern, weil sie es wirklich für bürgerlich, das heißt in ihrer Sprache für pöbelhaft hielt, sich mit Büchern und Wissenschaften zu beschäfftigen, gab sie sich alle Mühe, ihrem Sohne eine tiefe Geringschätzung gegen solche Narrentheidungen beyzubringen. Dagegen predigte sie ihm täglich und stündlich die hohe Lehre von seinem alten Adel, und schärfte ihm tüchtig ein, daß er nach seines Vaters Tode, die Einkünfte seines freyen Gutes ungerechnet, jährlich weit über die dreißigtausend Thaler reiner Zinsen zu verzehren haben, und mit der Zeit noch viel höher kommen würde.

Der Hofmeister des edlen jungen Herrn war ein sklavischer Kerl, ein niedriger Speichellecker, der mit dem Herrn Oberstlieutenant Danziger trinken, und der gnädigen Frau die Hand küssen konnte, und bey diesem erhabenem Paare ganz ungemein in Gnaden stand. Groß war der Hofmeister und schön gebauet, breit von Schultern und stattlich von Waden. Die Moral hatte er bey einem Gellert, und das Jus Naturä bey einem Darjes gehöret, auch wußt er was Recht war so gut als Jesus Sirach; er hatte aber weder das Herz es zu sagen, noch die Entschlossenheit es zu üben, vor allen Dingen, wenn er den Grundsätzen der gnädigen Frau Oberstlieutenantinn, oder ihres narbigten Herrn Gemals hätte zu nahe treten müssen, denn er befand sich trefflich im Schlosse, und liebte faule Tage über alles. Die hatte er denn hier recht nach Herzenswunsche. Aber fechten konnt er trotz Kahn, das muß ich sagen, und zu Pferde saß Euch der Bursch als eine Puppe, auch das muß wahr seyn; voltigiren konnt er wie ein Heupferd, das soll ihm selbst der Teufel nicht absprechen; und saht Ihr ihn tanzen, so stahl er Euch vollends das Herz aus dem Leibe. Auch, wenn der alte Herr Lust hatte **Passe-dix**, oder die gnädige Frau Piket zu spielen, war niemand bereiter als er, dem Herrn und der Dame ihr Geld abzugewinnen.

Aller wesentliche Nutzen, den unser Edelmann aus seiner Erziehung zog, bestand darin, daß die heftigen Leibesübungen mit dem Karabiner, mit dem Rapier, und auf der Reitbahn, seine Muskeln stärkten, seinen Körper dauerhaft machten, seine Natur abhärteten, und jenen edlen Anstand, den schon der Adel seiner Seele ihm gab, erhöheten; und daß er, weil Mama und der Mentor ihn methodisch und zu gesetzten Stunden in mancherley Spielen unterwiesen, durch diesen Zwang den heftigsten Widerwillen gegen alle Arten des Spiels faßte.

Vierzehn Jahr war unser Junker alt, wie sein Herr Vater das Zeitliche gesegnet. Seine gnädige Mama fand jetzt in ihrem überreifen Alter den Soldatenstand bey weitem nicht mehr so reizend, als in jenen goldnen Tagen der leichten Jugend, da der gold besetzte Doliman, die funkelnden Quasten und Schleifen des Pelzes, die reichen Franzen auf den knapp anschließenden Scharavari, die Grazie einer Falte in denselben, und der hohe winkende Federbusch auf dem Haupte des damaligen Herrn Rittmeisters von Lindenberg, jetzt ihres wohlseligen Gemals, ihr siebzehnjähriges Herz in lichterlohe Flammen setzten. Sie bat um den Abschied ihres Sohns, schützte eine schwächliche Leibesbeschaffenheit

vor, darüber sich das edle Knäblein mit seinen vor Gesundheit strotzenden Backen eigentlich nicht zu beklagen hatte, und trieb ihr Wesen so lange bis endlich der Junker würklich seinen Abschied erhielt.

Nun wuchs er denn in Gottes Namen unter der Zucht seiner Frau Mama und des treufleißigen Mentors ferner auf. — — —

XLIII[a]. Joh. Gottfried von Herder.

(1744 — 1803.)

1. Aus den Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

(1784.)

a. Griechenland.

(Herders sämmtliche Werke. Zur Philosophie und Geschichte. Sechster Theil. S. 119.)

Bei Griechenland klärt sich der Morgen auf und wir schiffen ihm froh entgegen. Die Einwohner dieses Landes bekamen, in Vergleichung mit andern Nationen, frühe Schrift und fanden in den meisten ihrer Verfassungen Triebfedern, ihre Sprache von der Poesie zur Prosa und in dieser zur Philosophie und Geschichte herabzuführen. Die Philosophie der Geschichte sieht also Griechenland für ihre Geburtsstätte an; sie hat in ihm auch eine schöne Jugend durchlebt. Schon der fabelnde Homer beschreibt die Sitten mehrerer Völker, so weit seine Kenntniß reichte: die Sänger der Argonauten, deren Nachhall übrig ist, erstrecken sich in eine andre, merkwürdige Gegend. Als späterhin die eigentliche Geschichte sich von der Poesie los wand, bereiste Herodot mehrere Länder und trug mit löblich-kindischer Neugierde zusammen, was er sah und hörte. Die spätern Geschichtschreiber der Griechen, ob sie sich gleich eigentlich auf ihr Land einschränkten, mußten dennoch auch manches von andern Ländern melden, mit denen ihr Volk in Verbindung kam; so erweiterte sich endlich, insonderheit durch Alexanders Züge, allmählig die Welt. Mit Rom, dem die Griechen nicht nur zu Führern in der Geschichte, sondern auch selbst zu Geschichtschreibern dienten, erweiterte sie sich noch mehr, so daß Diodor von Sicilien, ein Grieche, und Trogus, ein Römer, ihre Materialien bereits zu einer Art von Weltgeschichte zusammenzutragen wagten. Wir freuen uns also, daß wir endlich zu einem Volk gelangen, dessen Ursprung zwar auch im Dunkel begraben, dessen erste Zeiten ungewiß, dessen schönste Werke, sowohl der Kunst als der Schrift, großentheils auch von der Wuth der Völker oder vom Moder der Zeiten vertilgt sind, von dem aber dennoch herrliche Denkmale zu uns reden.

b. Griechenlands Sprache, Mythologie und Dichtkunst.

(S. 129.)

Die griechische Sprache ist die gebildetste der Welt, die griechische Mythologie die reichste und schönste auf der Erde, die griechische Dicht-

kunst endlich vielleicht die vollkommenste ihrer Art, wenn man sie ort- und zeitmäßig betrachtet. Wer gab nun diesen einst rohen Stämmen eine solche Sprache, Poesie und bildliche Weisheit? Der Genius der Natur gab sie ihnen, ihr Land, ihre Lebensart, ihre Zeit, ihr Stammescharakter.

* * *

Die griechische Sprache ist wie durch Gesang entstanden: denn Gesang und Dichtkunst, und ein früher Gebrauch des freien Lebens hat sie zur Musensprache der Welt gebildet. So selten sich nun jene Umstände der Griechen-Cultur wieder zusammenfinden werden, so wenig das Menschengeschlecht in seine Kindheit zurückgehen und einen Orpheus, Musäus und Linus oder einen Homerus und Hesiodus mit allem was sie begleitete, von den Todten zurückführen kann; so wenig ist die Genesis einer griechischen Sprache in unsern Zeiten selbst für diese Gegenden nützlich.

* * *

Die Mythologie der Griechen floß aus Sagen verschiedener Gegenden zusammen, der Glaube des Volks, Erzählungen der Stämme von ihren Urvätern, oder die ersten Versuche denkender Köpfe waren, sich die Wunder der Welt zu erklären, und der menschlichen Gesellschaft Gestalt zu geben.

Vor allen ist Homer berühmt, der Vater aller griechischen Dichter und Weisen, die nach ihm lebten. Durch ein glückliches Schicksal wurden seine zerstreuten Gesänge zu rechter Zeit gesammelt und zu einem zwiefachen Ganzen vereint, das wie ein unzerstörbarer Palast der Götter und Helden auch nach Jahrtausende glänzt. Wie man ein Wunder der Natur zu erklären strebt; so hat man sich Mühe gegeben, das Werden Homers zu erklären, der doch nichts als ein Kind der Natur war, ein glücklicher Sänger der jonischen Küste. So manche seiner Art mögen unter gegangen seyn, die ihm theilweise den Ruhm streitig machen könnten, in welchem er jetzt als ein Einziger lebt. Man hat ihm Tempel gebaut, und ihn als einen menschlichen Gott verehrt; die größte Verehrung indeß ist die bleibende Wirkung, die er auf seine Nation hatte und noch jetzt auf alle diejenigen hat, die ihn zu schätzen vermögen. Zwar sind die Gegenstände, die er besingt, Kleinigkeiten nach unserer Weise: seine Götter und Helden mit ihren Sitten und Leidenschaften sind keine andere, als die ihm die Sage seiner und der vergangenen Zeiten darbot; eben so eingeschränkt ist auch seine Natur- und Erkenntniß, seine Moral und Staatslehre. Aber die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenstände seiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feste Umriß jedes seiner Züge in jeder Person seiner unsterblichen Gemälde, die unangestrengte sanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, alle Charaktere sieht, und ihre Laster und Tugenden, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählt, die Musik endlich, die in so abwechselnden großen Gedichten unaufhörlich von seinen Lippen strömt und jedem Bilde, jedem Klange seiner Worte eingehaucht, mit

seinen Gesängen gleich ewig lebt: sie sinds, die in der Geschichte der Menschheit den Homer zum Einzigen seiner Art und der Unsterblichkeit würdig machen, wenn etwas auf Erden unsterblich seyn kann.

* * *

Homer war den Griechen in mehrerem Betracht ein Götterbote des National-Ruhms, ein Quell der vielseitigen National-Weisheit. Die späteren Dichter folgten ihm; die tragischen zogen aus ihm Fabeln, die lehrenden Allegorien, Beispiele und Sentenzen; jeder erste Schriftsteller einer neuen Gattung nahm am Kunstgebäude seines Werks zu dem seinigen das Vorbild, also daß Homer gar bald das Panier des griechischen Geschmacks ward, und bei schwächern Köpfen die Regel aller menschlichen Weisheit. Auch auf die Dichter der Römer hat er gewirkt, und keine Aeneis würde ohne ihn da seyn. Noch mehr hat auch Er die neueren Völker Europa's aus der Barbarei gezogen: so mancher Jüngling hat an ihm bildende Freude genossen, und der arbeitende sowohl als der betrachtende Mann Regeln des Geschmacks und der Menschenkenntniß aus ihm gezogen.

c. Künste der Griechen.

Da aber bei den Griechen ihre Götter durch Gesang und Gedichte eingeführt waren und in herrlichen Gestalten darinnen lebten; was war natürlicher, als daß die bildende Kunst von frühen Zeiten an eine Tochter der Dichtkunst ward, der ihre Mutter jene großen Gestalten gleichsam ins Ohr sang? Von Dichtern mußte der Künstler die Geschichte der Götter, mithin auch die Art ihrer Vorstellung lernen; daher die älteste Kunst selbst die grausendste Abbildung nicht verschmähte, weil sie der Dichter sang. Mit der Zeit kam man auf gefälligere Vorstellungen, weil die Dichtkunst selbst gefälliger wurde, und so ward Homer ein Vater der schönern Kunst der Griechen, weil er der Vater ihrer schönern Poesie war. Er gab dem Phidias jene erhabene Idee zu seinem Jupiter, welcher dann die andern Abbildungen dieses Götterkünstlers folgten. Nach den Verwandschaften der Götter in den Erzählungen ihrer Dichter kamen auch bestimmtere Charaktere oder gar Familienzüge in ihre Bilder; bis endlich die angenommene Dichter-Tradition sich zu einem Codex der Göttergestalten im ganzen Reiche der Kunst formte. Kein Volk des Alterthums konnte also die Kunst der Griechen haben, das nicht auch griechische Mythologie und Dichtkunst gehabt hatte, zugleich aber auch auf griechische Weise zu seiner Cultur gelangt war. Ein solches hat es in der Geschichte nicht gegeben, und so stehen die Griechen mit ihrer homerischen Kunst allein da.

* * *

Wolltet ihr also ein neues Griechenland in Götterbildern hervorbringen, so gebet einem Volke diesen dichterisch-mythologischen Aberglauben, nebst allem was dazu gehört, in seiner ganzen Natureinfalt wieder. Durchreiset Griechenland und betrachtet seinen Tempel, seine

Grotten und heiligen Haine, so werdet ihr von dem Gedanken ablassen, einem Volke die Höhe der griechischen Kunst auch nur wünschen zu wollen, das von einer solchen Religion, d. i. von einem lebhaften Aberglauben, der jede Stadt, jeden Flecken und Winkel mit zugeerbter, heiliger Gegenwart erfüllt hatte, ganz und gar nichts weiß.

d. Sitten- und Staatsweisheit der Griechen.

Bald also thaten sich in vielen freigewordenen Stämmen und Colonien weise Männer hervor, die Vormünder des Volks wurden. Sie sahen, unter welchen Uebeln ihr Stamm litt, und sannen auf eine Einrichtung desselben, die auf Gesetze und Sitten des Ganzen erbauet wäre. Natürlich waren also die meisten dieser alten griechischen weisen Männer in öffentlichen Geschäften, Vorsteher des Volks, Rathgeber der Könige, Heerführer: denn bloß von diesen Edeln konnte die politische Cultur ausgehen, die weiter hinab aufs Volk wirkte. Selbst Lykurg, Drako, Solon waren aus den ersten Geschlechtern ihrer Stadt, zum Theil selbst obrigkeitliche Personen; die Uebel der Aristokratie sammt der Unzufriedenheit des Volks waren zu ihrer Zeit aufs höchste gestiegen, daher die bessere Einrichtung, die sie angaben, so großen Eingang gewann. Unsterblich bleibt das Lob dieser Männer, daß sie, vom Zutrauen des Volks unterstützt, für sich und die Ihrigen den Besitz der Oberherrschaft verschmähten, und allen ihren Fleiß, alle ihre Menschen- und Volkskenntniß auf ein Gemeinwesen, d. i. auf den Staat als Staat wandten. Wären ihre ersten Versuche in dieser Art auch bei weitem nicht die höchsten und ewigen Muster menschlicher Einrichtungen; sie sollten dieses auch nicht seyn: sie gehören nirgend hin, als wo sie eingeführt wurden, ja auch hier mußten sie sich den Sitten des Stammes und seinen eingewurzelten Uebeln oft wider Willen bequemen. Lykurg hatte freiere Hand als Solon; er ging aber in zu alte Zeiten zurück und bauete einen Staat, als ob die Welt ewig im Heldenalter der rohen Jugend verharren könnte. Er führte seine Gesetze ein, ohne ihre Wirkungen abzuwarten, und für seinen Geist wäre es wohl die empfindlichste Strafe gewesen, durch alle Zeitalter der griechischen Geschichte die Folgen zu sehen, die sie theils durch Mißbrauch, theils durch ihre zu lange Dauer seiner Stadt, und bisweilen dem ganzen Griechenlande verursacht haben. Die Gesetze Solons wurden auf einem andern Wege schädlich. Den Geist derselben hatte er selbst überlebt; die üblen Folgen seiner Volksregierung sahe er voraus, und sie sind bis zum letzten Athem Athens den Weisesten und Besten seiner Stadt unverkennbar geblieben. Das ist aber einmal das Schicksal aller menschlichen Einrichtungen, insonderheit der schwersten, über Land und Leute. Zeit und Natur verändern alles; und das Leben der Menschen sollte sich nicht ändern? Mit jedem neuen Geschlecht kommt eine neue Denkart empor, so altväterisch auch die Einrichtung und Erziehung bleibe. Neue Bedürfnisse und Gefahren, neue Vortheile des Sieges, des Reichthums, der wachsenden Ehre, selbst der mehreren Bevölkerung drängen sich hinzu; und wie kann nun der gestrige Tag der heutige, das alte Gesetz ein

ewiges Gesetz bleiben? Es wird beibehalten, aber vielleicht nur zum Schein, und leidet am meisten in Mißbräuchen, deren Aufopferung eigennützigen, trägen Menschen zu hart fiele. Dieß war der Fall mit Lykurgs, Solons, Romulus, Moses und allen Gesetzen, die ihre Zeit überleben.

* * *

Trotz also aller bösen, zum Theil auch schrecklicher Folgen, die für Heloten, Pelasger, Colonien, Ausländer und Feinde mancher Griechenstaat gehabt hat; so können wir doch das hohe Edle jenes Gemeinsinnes nicht verkennen, der in Lacedämon, Athen und Thebe, ja gewissermaßen in jedem Staate Griechenlands zu seinen Zeiten lebte. Es ist völlig wahr und gewiß, daß nicht aus einzelnen Gesetzen eines einzelnen Mannes erwachsen, er auch nicht in jedem Gliede des Staates auf gleiche Weise, zu allen Zeiten gelebt habe; gelebt hat er indeß unter den Griechen, wie es selbst noch ihre ungerechten neidigen Kriege, die härtesten ihrer Bedrückungen, und die treulosesten Verräther ihrer Bürgertugend zeigen. Die Grabschrift jener Spartaner, die bei Thermopylä fielen:

Wandrer, sag's zu Sparta, daß seinen Gesetzen gehorsam
Wir erschlagen hier liegen?

bleibt allemal der Grundsatz der höchsten politischen Tugend, bei dem wir auch zwei Jahrtausende später nur zu bedauren haben, daß er zwar einst auf der Erde der Grundsatz weniger Spartaner über einige harte Patricier-Gesetze eines engen Landes, noch nie aber das Principium für die reinen Gesetze der gesammten Menschheit hat werden mögen. Der Grundsatz selbst ist der höchste, den Menschen zu ihrer Glückseligkeit und Freiheit ersinnen und ausüben mögen. Ein ähnliches ist's mit der Verfassung Athens, obgleich dieselbe auf einen ganz andern Zweck führte. Denn wenn die Aufklärung des Volkes in Sachen, die zunächst für dasselbe gehören, der Gegenstand einer politischen Einrichtung seyn darf: so ist Athen unstreitig die aufgeklärteste Stadt in unserer bekannten Welt gewesen. Weder Paris noch London, weder Rom noch Babylon, noch weniger Memphis, Jerusalem, Peking und Benares werden ihr darüber den Rang anstreiten. Da nun Patriotismus und Aufklärung die beiden Pole sind, um welche sich alle Sittencultur der Menschheit bewegt, so werden auch Athen und Sparta immer die beiden großen Gedächtnißplätze bleiben, auf welchen sich die Staatskunst der Menschen über diese Zwecke zuerst jugendlich-froh geübt hat.

e. Roms Einrichtungen zu einem herrschenden Staats- und Kriegsgebäude.

(S. 216.)

1) Der Römische Senat, wie das Römische Volk waren von frühen Zeiten an Krieger: Rom, von seinem höchsten bis im Nothfall zum niedrigsten Gliede, war ein Kriegsstaat. Der Senat rathschlagte: er gab aber auch in seinen Patriciern Feldherren und Gesandte: der wohlhabende Bürger, von seinem siebenzehnten bis zum Sechs und vierzig-

oder gar fünfzigsten Jahr, mußte zu Felde dienen. Wer nicht zehn Kriegszüge gethan hatte, war keiner obrigkeitlichen Stelle würdig. Daher also der Staatsgeist der Römer im Felde, ihr Kriegsgeist im Staat. Ihre Berathschlagungen waren über Sachen, die sie kannten, ihre Entschlüsse wurden Thaten. Der Römische Gesandte prägte Königen Ehrfurcht ein; denn er konnte zugleich Heere führen, und im Senat sowohl als im Felde das Schicksal über Königreiche entscheiden. Das Volk der oberen Centurien war keine rohe Masse des Pöbels; es bestand aus Kriegs=Länder=Geschäfterfahrnen, begüterten Männern. Die ärmeren Centurien galten mit ihren Stimmen auch minder, und wurden in den besseren Zeiten Roms des Kriegs nicht einmal fähig geachtet.

2) Dieser Bestimmung ging die Römische Erziehung insonderheit in den edlen Geschlechtern entgegen. Man lernte rathschlagen, reden, seine Stimme geben oder das Volk lenken; man ging früh in den Krieg und bahnte sich den Weg zu Triumphen oder Ehrengeschenken und Staatsämtern. Daher der so eigne Charakter der Römischen Geschichte und Beredsamkeit, selbst ihrer Rechtsgelehrsamkeit und Religion, Philosophie und Sprache; alle hauchen einen Staats= und Thatengeist, einen männlichen, kühnen Muth, mit Verschlagenheit und Bürger=Urbanität verbunden. Es läßt sich beinahe kein größerer Unterschied gedenken, als wenn man eine sinesische oder jüdische und römische Geschichte oder Beredsamkeit mit einander vergleichet. Auch vom Geiste der Griechen, Sparta selbst nicht ausgenommen, ist der römische Geist verschieden, weil er bei diesem Volke gleichsam auf einer härtern Natur, auf älterer Gewohnheit, auf festern Grundsätzen ruhet. Der römische Senat starb nicht aus; seine Schlüsse, seine Maximen und der von Romulus hergeerbte Römer=Charakter war ewig.

3) Die Römischen Feldherrn waren oft Consuls, deren Amt und Feldherrn=Würde gewöhnlich nur ein Jahr dauerte: sie mußten also eilen, um im Triumph zurückzukehren, und der Nachfolger eilte seines Vorfahren Götter=Ehre nach. Daher der unglaubliche Fortgang und die Vervielfältigung der römischen Kriege; einer entstand aus dem andern, wie einer den andern trieb. Man sparete sich sogar Gelegenheit auf, um künftige Feldzüge zu beginnen, wenn der jetzige vollendet wäre und wucherte mit denselben wie mit einem Kapital der Beute, des Glücks und der Ehre. Daher das Interesse, das die Römer sogern an fremden Völkern nahmen, denen sie sich als Bundes= und Schutzverwandte, oder als Schiedsrichter, gewiß nicht aus Menschenliebe, aufdrängten. Ihre Bundesfreundschaft ward Vormundschaft, ihr Rath Befehl, ihre Entscheidung Krieg oder Herrschaft. Nie hat es einen kältern Stolz und zuletzt eine schamlosere Kühnheit des befehlenden Aufdringens gegeben, als diese Römer bewiesen haben; sie glaubten, die Welt sey die ihre und darum ward sie's.

4) Auch der römische Soldat nahm an den Ehren und am Lohne des Feldherrn Theil. In den ersten Zeiten der Bürgertugend Roms diente man um keinen Sold: nachher ward er sparsam ertheilt; mit den Eroberungen aber und der Emporhebung des Volks durch seine Tribu=

nen wuchsen Sold, Lohn und Beute. Oft wurden die Aeker der Ueberwundenen unter die Soldaten vertheilt, und es ist bekannt, daß die meisten und ältesten Streitigkeiten der römischen Republik über die Austheilung der Aeker unter das Volk entstanden. Späterhin bei auswärtigen Eroberungen nahm der Soldat an der Beute, und durch Ehre sowohl als durch reiche Geschenke am Triumph seines Feldherrn selbst Theil. Es gab Bürger-Mauer Schiffskronen, und L. Dendatus konnte sich rühmen, „daß, da er hundert und zwanzig Treffen beigewohnt, achtmal im Zweikampf gesiegt, vorn am Leibe fünf und vierzig Wunden und hinten keine erhalten, er dem Feinde fünf und dreißig mal die Waffen abgezogen und mit achtzehn unbeschlagenen Spießen, mit fünf und zwanzig Pferdezierrathen, mit drei und achtzig Ketten, hundert und sechszig Armringen, mit sechs und zwanzig Kronen, nämlich vierzehn Bürger, acht goldnen, drei Mauer- und einer Errettungskrone, außerdem mit baarem Gelde, zehn Gefangnen und zwanzig Ochsen beschenkt sey."

* * *

5) Der größte Theil der gepriesenen Römertugend ist uns ohne die enge, harte Verfassung ihres Staats unerklärlich; jene fiel weg, so bald diese wegfiel. Die Consuls traten in die Stelle der Könige und wurden nach den ältesten Beispielen gleichsam gedrungen, eine mehr als königliche eine römische Seele zu beweisen; alle Obrigkeiten, insonderheit die Censors, nahmen an diesem Geiste Theil. Man erstaunt über die strenge Unpartheilichkeit, über die uneigennützige Großmuth, über das Geschäftsvolle bürgerliche Leben der alten Römer vom Anbruch des Tages an, ja noch vor Anbruch desselben, bis in die späte Dämmerung. Kein Staat der Welt hat es vielleicht in dieser ernsten Geschäftigkeit, in dieser bürgerlichen Härte so weit als Rom gebracht, in welchem sich alles nahe zusammendrängte. Der Adel ihrer Geschlechter, der sich auch durch Geschlechtsnamen glorreich auszeichnete, die immer erneuerte Gefahr von außen und das unaufhörlich-kämpfende Gegengewicht, zwischen dem Volk und den Edlen von innen; wiederum das Band zwischen beiden durch Clientelen und Patronaten, das gemeinschaftliche Drängen an einander auf Märkten, in Häusern, in politischen Tempeln, die nahen und doch genau abgetheilten Gränzen zwischen dem, was dem Rath und dem Volk gehörte, ihr enges häusliches Leben, die Erziehung der Jugend im Anblick dieser Dinge von Kindheit auf; alles trug dazu bei, das römische Volk zum stolzesten, ersten Volk der Welt zu bilden. Ihr Adel war nicht, wie bei andern Völkern, ein träger Landgüter- oder Namen Adel? es war ein stolzer Familien- ein Bürger- und Römergeist in den ersten Geschlechtern, auf welchen das Vaterland als auf seine stärkste Stütze rechnete: in fortgesetzter Wirksamkeit, im dauernden Zusammenhange desselben ewigen Staats erbte es von Vätern auf Kinder und Enkel hinunter. Ich bin gewiß, daß in den gefährlichsten Zeiten kein Römer einen Begriff davon gehabt habe, wie Rom untergehen könne; sie wirkten für ihre Stadt, als sey ihr von den Göttern die Ewigkeit

beschieden und als ob sie Werkzeuge dieser Götter zur ewigen Erhaltung derselben wären. Nur als das ungeheure Glück den Muth der Römer zum Uebermuth machte; da sagte schon Scipio beim Untergange Karthago's jene Verse Homers, die auch seinem Vaterlande das Schicksal Troja's weissagten.

6) Die Art, wie die Religion mit dem Staat in Rom verwebt war, trug allerdings zu seiner bürgerlich-kriegerischen Größe bei. Da sie von Anbeginn der Stadt und in den tapfersten Zeiten der Republik in den Händen der angesehensten Familien, der Staats- und Kriegsmänner selbst war, so daß auch noch die Kaiser sich ihrer Würde nicht schämten; so bewahrte sie sich in ihren Gebräuchen vor jener wahren Pest aller Landesreligionen, der Verachtung, die der Senat auf alle Weise von ihr abzuhalten strebte. Der staatskluge Polybius schrieb also einen Theil den Römertugenden, vornehmlich ihre unbestechliche Treue und Wahrheit der Religion zu, die er Aberglaube nannte, und wirklich sind die Römer bis an die späten Zeiten ihres Verfalls diesem Aberglauben so ergeben gewesen, daß auch einige Feldherrn vom wildesten Gemüth sich die Geberde eines Umganges mit den Göttern gaben und durch ihre Begeisterung, wie durch ihren Beistand nicht nur über die Gemüther des Volks und Heers, sondern selbst über das Glück und den Zufall Macht zu haben glaubten. Mit allen Staats- und Kriegshandlungen war Religion verbunden, also daß jene durch diese geweihet wurden; daher die edlen Geschlechter für den Besitz der Religionswürden als für ihr heiligstes Vorrecht gegen das Volk kämpften. Man schreibt dieses gemeinlich bloß ihrer Staatsklugheit zu, weil sie durch die Auspicien und Aruspicien, als durch einen künstlichen Religionsbetrug den Lauf der Begebenheit in ihrer Hand hatten; aber wiewohl ich nicht läugne, daß diese auch also gebraucht worden, so war dieß die ganze Sache nicht. Die Religion der Väter und Götter Roms war dem allgemeinen Glauben nach die Stütze ihres Glücks, das Unterpfand ihres Vorzugs vor andern Völkern und das geweihte Heiligthum ihres in der Welt einzigen Staats. Wie sie nun im Anfang keine fremden Götter aufnahmen, ob sie wohl die Götter jedes fremden Landes schoneten; so sollte auch ihren Göttern der alte Dienst durch den sie Römer geworden waren, bleiben. Hierin etwas verändern, hieß die Grundsäule des Staats verrücken.

7) Was soll ich von der römischen Kriegskunst sagen? „nie nachzulassen, bis der Feind im Staube lag, und daher immer nur mit einem Feinde zu schlagen; nie Frieden anzunehmen im Unglück, wenn auch der Friede mehr als der Sieg brächte, sondern fest zu stehen und desto trotziger zu seyn gegen den glücklichen Sieger; großmüthig und mit der Larve der Uneigennützigkeit anzufangen, als ob man nur Leidende zu schützen, nur Bundesverwandte zu gewinnen suchte, bis man zeitig genug den Bundesgenossen befehlen, die Beschützten unterdrücken und über Freund und Feind als Sieger triumphiren konnte.“ Diese und ähnliche Maximen römischer Insolenz, oder wenn man will, felsenfester, kluger Großmuth machten eine Welt von Ländern zu ihren Provinzen, und

werden es immer thun, wenn ähnliche Zeiten mit einem ähnlichen Volke wiederkämen.

2. Von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Geographie.

(1784.)

(Aus Herders „Sophron. Gesammelte Schulreden." Sämmtliche Werke. Zur Philosophie und Geschichte. Zehnter Theil. S. 77.)

Es wäre unnütz, durch eine lange Rede anjetzt dem besseren Geschäft des heutigen Tages, junge Leute im Wettkampf ihres Fleißes und Ruhms zu zeigen, seine armselige Zeit zu nehmen; und noch unnützer wär's, diese Zeit mit einer lateinischen Rede zu verlieren, die gerade dem Theil unserer Versammlung halb oder ganz unverständlich wäre, dem ich am meisten verständlich zu werden wünschte. Ich habe mir nämlich vorgenommen, von der Annehmlichkeit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit einer Schulwissenschaft zu reden, von der ich vor zwey Jahren eben in diesem fürstlichen Gymnasium den sonderbaren Ausspruch gehört habe: daß sie ein für die Jugend trocknes Studium sei, und in der ich bei manchen Prüfungen, die ich zu halten gehabt habe, manche Jünglinge fremder gefunden habe, als ich sie wünschte. Es ist nämlich diese Wissenschaft keine andere als die Geographie: ein Studium, das nach meinen Begriffen eben so trocken ist, als wenn ich die Ilm oder das große Weltmeer trocken nennte, da ich wenige Wissenschaften kenne, die so reich an nützlichen und angenehmen Kenntnissen, zugleich aber auch so nothwendig für unsere Zeit und den Jahren der Jugend so angemessen ist, daß ich mich wundere, wie irgend ein edler wohlerzogener Jüngling in den schönsten Jahren seines Lebens sie nicht vor andern lieben sollte, sobald sie ihm in der Gestalt erscheint, in der sie ihm erscheinen muß, nämlich als die Grundfläche und Hülfswissenschaft aller der Studien, die gerade in unserm Jahrhunderte am meisten geliebt und geschätzt werden. Erlauben Sie also, H. V., daß ich ein kleines Gemälde der Materie und der Methode entwerfe, indem ich sie selbst in den besten Jahren meines Lebens mit dem äußersten Vergnügen gelernt und mit eben so vielem Vergnügen Andere gelehrt habe. Ich rede aus Erfahrung, und die Sache wird für sich selbst reden.

Freilich wenn man unter Geographie nichts Anders versteht, als ein trocknes Namenverzeichniß von Ländern, Flüssen, Grenzen und Städten, so ist sie allerdings eine trockne, aber auch zugleich eine so unwürdig behandelte, und mißverstandene Wortkenntniß, als wenn man an der Historie Nichts als ein Verzeichniß von Namen unwürdiger Könige und Jahrzahlen kennet. Ein solches Studium ist nicht nur nicht bildend, sondern in hohem Grade abschreckend, saft- und kraftlos; aber ist dies wahre Geographie? wahre Geschichte? Ist elende Nomenclatur eine Sprache? Ist ein Vocalbuch, auswendig gelernt, denn das, was ein guter Schriftsteller ist? und würde man nicht einen Menschen für sinnlos halten, der, um Lateinisch und Griechisch zu lernen, Nichts als das

Lexikon studirte? Und grade das ist Geographie und Geschichte, wenn man sie bloß als Namenverzeichniß von Flüssen, Ländern, Städten, Königen, Schlachten und Friedensschlüssen gebraucht. Alles dieß sind nothwendige Materialien, aber das Gebäude muß davon erbaut werden, sonst sind sie Steine und Kalk, d. i. Schutt, an dem sich kein Mensch freuet, (d. i.) in dem keine lebendige Seele wohnet. Die Farben sind dem Maler nothwendig, aber er braucht sie zum Gemälde; alsdann erst erfreuen sie das Auge, und unterrichten die Seele. Lassen Sie uns sehen, was das Wort Geographie uns schon seinem Namen nach sage.

Es heißt Erdbeschreibung: sonach ist die Kenntniß der Erde, überhaupt die physische Geographie vor Allem nothwendig; eine Kenntniß, die so wichtig als leicht und angenehm-unterhaltend ist. Wer wird das wunderbare Haus nicht kennen lernen wollen, in dem wir wohnen? den abwechselnden Schauplatz, auf den uns die schaffende Güte und Weisheit zu setzen für gut gefunden? Die Erde also, eine Kugel, als einen Planeten kennen zu lernen, sich die allgemeinen Gesetze bekannt zu machen, nach denen sie sich um sich selbst und die Sonne bewegt, und wie dadurch Tage und Jahre, Klimata und Regionen auf ihr werden, dies Alles mit der Faßlichkeit und Würde vorgetragen, die der große Gegenstand fordert; wenn das nicht den Geist erhebt und erweckt, was sollte ihn erheben und erwecken? Es giebt einem edlen Jüngling einen Theil jener erhabenen Freude, die wir fühlen, wenn wir eine erhabene Musik hören: denn diese Kenntnisse sind eine wahre Musik des Geistes. Aus der größten Einheit von Natur-Principien wird eine ungemessene Reihe von geographischen Folgen sichtbar, die wir täglich empfinden und genießen, und von denen noch jeder Verständige Aufschluß wünschet. Der Jüngling müßte eine menschenähnliche Bildsäule sein, der bei den großen Gesetzen, die allgemein auf unserm Erdboden herrschen, und wodurch er das, was er ist, ward, ungerührt bliebe. Lebenslang werden mir die Zeiten aus der Morgenröthe meines Lebens auch im Andenken ein angenehmer Traum bleiben, da meine Seele diese Kenntniß zuerst empfing und ich über die Grenzen meines Geburtslandes hinaus, in die weite Welt Gottes, in welcher unser Erdboden schwimmt, entzückt ward. —

Der Planet, den wir bewohnen, theilt sich in Erde und Wasser: jene steht wie ein Berg hervor, zu dessen beiden Seiten Ströme rinnen: dies ist das große Behältniß von Wasser, aus dessen Dünsten, durch die Luft geläutert und auf den Höhen der Berge sich niederschlagend, die Quellen aller Fruchtbarkeit und Nahrung der Erde werden. Welche Fülle von schönen und nützlichen Kenntnissen, die in dieser Betrachtung ruhen! Wenn der Jüngling in Gedanken jene hohen Erdrücken besteigt, und ihre sonderbaren Phänomene kennen lernt, wenn er sodann mit den Flüssen hinab in die Thäler wandert, endlich an die Ufer des Meeres kommt, und überall andere Geschöpfe, an Mineralien, Pflanzen, Thieren und Menschen gewahr wird; wenn er einsehen lernt, daß, was ihm in der Gestalt der Erde sonst Chaos war, auch seine Gesetze und

Ordnung hat; wie hiernach und nach den Gesetzen des Klima's Gestalten, Farben, Lebensarten, Sitten und Religionen wechseln und sich verändern, und ungeachtet aller Verschiedenheit das Menschengeschlecht doch allenthalben ein Brudergeschlecht ist von einem Schöpfer erschaffen, von einem Vater entsprossen, nach einem Ziel der Glückseligkeit auf so verschiedenen Wegen ringend und strebend — o wie wird sich sein Blick erheben, wie wird sich seine Seele erweitern! Indem er die mancherlei Producte der Erde, die mancherlei Gattungen der Schöpfung in diesem oder jenem Klima, die mancherlei Denkarten, Gebräuche, Lebensweisen seiner Mitbrüder, der Menschen, kennen lernt, die alle mit ihm das Licht einer Sonne genießen und einerlei Gesetzen des Schicksals gehorchen: wahrlich, so muß ihm die Geographie das reizendste Gemälde voll Kunst, Anlagen, Abwechselung, ja voll Lehren der Klugheit, Menschlichkeit und Religion werden. Er wird, ohne daß er sein Vaterland verläßt, ein Ulysses, der die Erde durchreiset, viele Völker, Länder und Sitten, voll Klugheit und Thorheit kennen lernt, und wenn ihm jedes von dieser anschaulich gemacht wird, so müßte es eine stupide Mißgeburt sein, die dadurch nicht Ideen in den Kopf und große oder geläuterte Empfindung ins Herz erhielte. Hätten manche kurzsichtige, stolze, intolerante Barbaren, die sich einbilden, daß außer ihrem Erdwinkel kein Heil sei, und daß die Sonne der Vernunft nur in ihrer Höhle scheine, in ihrer Jugend nur Geographie und Geschichte besser gelernet: unmöglich würden sie die enge Binde ihres Hauptes zum Gehirnmesser der ganzen Welt und die Sitten ihres eingeschränkten Winkels zur Regel und Richtschnur aller Zeiten, aller Klimate und Völker gemacht haben! — An meinem geringen Theil wenigstens muß ich bekennen, daß Geographie und Geschichte (Beide im wahren und würdigen Umfang ihrer Begriffe betrachtet) zuerst dazu beigetragen haben, eine Reihe träger Vorurtheile abzuschütteln, Sitten und Menschen zu vergleichen, und das Wahre, Schöne, Nützliche zu suchen, in welcher Gestalt und Hülle es sich von außen auch zeige. Auf diese Weise dienen Geographie und Geschichte der nützlichsten Philosophie auf der Erde, nämlich der Philosophie der Sitten, Wissenschaften und Künste; sie schärfen den sensum humanitatis in allen Gestalten und Formen; sie lehren uns mit erleuchteten Augen unsere Vortheile sehen und schätzen, ohne daß wir dabei irgend eine Nation der Erde verachten oder verfluchen wollten. „In ihm leben, weben und sind wir," sagt Paulus vorm Altar des unbekannten Gottes der Athenienser. „Gott hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt und zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen. Sie alle sind Kinder seines Geschlechts."

Es ergiebt sich aus dem, was ich gesagt habe, daß Geographie auf eine wirkliche Art mannichfach, reich, anschaulich gemacht, von der Naturgeschichte und Historie der Völker unabtrennlich sei, und zu Beiden die wahren Grundlinien gewähre. — Naturgeschichte ist das, was Jünglinge und Kinder am meisten reizt, was ihren Kopf mit den reichsten, reinsten, wahrsten, brauchbarsten Bildern und Ideen füllet, und

die wahrste, angenehmste, nützlichste Kinder-Geographie ist Naturgeschichte. — Der Elephant und der Tiger, das Krokodil und der Wallfisch interessiren einen Knaben weit mehr, als die acht Kurfürsten des heiligen römischen Reichs in ihren Hermelinmänteln und Pelzen: die großen Revolutionen der Erde und des Meeres, die Vulkane, die Ebbe und Fluth, die periodischen Winde u. A. sind seinen Jahren und Kräften mehr angemessen, als viele Dinge anderer Art. Durch die Naturgeschichte zeichnet sich dieses Land, jedes Meer, jede Insel, jedes Klima, jedes Menschengeschlecht, jeder Welttheil bei ihm mit unverlöschbarem Charakter aus, um so mehr, da diese Charaktere beständig sind, und nicht mit dem Namen eines sterblichen Regenten wechseln. Das arabische Kamel, der indische Elephant, der afrikanische Löwe, der amerikanische Kaiman (Alligator) u. A. sind denkwürdigere Symbole und Wappenzüge einzelner Länder, als die wandelbaren Grenzen, die irgend ein trüglicher Friede zog, und vielleicht der erste neue Krieg verändert. Und da alle Reiche der Natur einander so nahe grenzen, da die Kette aller Erdwesen so verschlungen in einander hängt: so wird Eines die Erinnerung des Andern. Der Berg erinnert an Metalle und Mineralien, an Quellen und Ströme, an die Wirkung der Atmosphäre, so wie an Thiere und Menschen, die ihn oder seinen Abhang bewohnen. Alles füget sich an einander und entwirft dem Geist des zu bildenden Jünglings ein unvergeßliches Gemälde voll lehrreicher Züge, die in alle Wissenschaften übergehen, und allenthalben von vielseitigem nützlichen Gebrauch sind.

Insonderheit weiß Jedermann, daß die Geographie zunächst der Geschichte, und zwar jeder Geschichte, der politischen und gelehrten, der Kirchen- und Staatsgeschichte diene, ja ich darf sagen, daß die Geschichte ohne Geographie so wie ohne Zeitrechnung größtentheils ein wahres Luftgebäude werde. Was hilfts dem Jüngling, wenn er weiß, was geschehen ist, ohne daß er weiß, wo es geschehen sey? — und warum ist so oft die alte Geschichte eher ein unstäter Traum als eine wahre Geschichte zu nennen? Nicht auch unter andern deßwegen, als weil sie zu oft von der alten Geographie getrennt wird, und also von lauter Schattengestalten redet, die in der Luft schweben? Durch die Geographie wird die Geschichte gleichsam zu einer illuminirten Karte für die Einbildungskraft selbst: denn nur durch ihre Hülfe wird es deutlich, warum diese und keine andre Völker auf dem Schauplatze unserer Erde spielten? warum diese Regenten hier, jene dort herrschen konnten? dies Reich lang, jenes kurz dauern mußte? warum die Monarchien und Reiche so und nicht anders auf einander folgen, so und nicht anders zusammengrenzen, sich befehden oder vereinigen konnten? woher die Wissenschaften und die Kultur, die Erfindungen und Künste diese und keine andere Laufbahn nehmen, und wie von der Höhe Asiens durch Assyrer, Perser, Aegyptier, Griechen, Römer, Araber, Europäer endlich der Ball der Weltbegebenheiten und Weltstreitigkeiten jetzt hier, jetzt dorthin geschoben sey? — Ich würde stundenlang reden müssen, wenn ich dies Alles auch nur in den nothdürftigsten Exempeln zeigen

wollte. Kurz die Geographie ist die Basis der Geschichte, und die Geschichte ist Nichts als eine in Bewegung gesetzte Geographie der Zeiten und Völker. — Wer eine oder die andere treibt, versteht keine, und wer beide verachtet, sollte wie der Maulwurf nicht auf, sondern unter der Erde wohnen. Alle Wissenschaften, die unser Jahrhundert liebt, schätzt, befördert und belohnt, gründen sich vorzüglich auf Philosophie und Geschichte; Handel und Politik, Oekonomie und Rechte, Arzneikunst und alle praktische Menschenkenntniß und Menschenbearbeitung gründen sich auf Geographie und Geschichte. Sie sind der Schauplatz und das Buch der Haushaltung Gottes auf unserer Welt: die Geschichte das Buch, die Geographie der Schauplatz. In jeder Wissenschaft der Akademie muß ein Studirender zurückbleiben, wenn er diese Grundwissenschaften, beinahe die Materialien zu Allem, Geographie, Geschichte und Naturgeschichte, nicht von Schulen mitbringt. Glücklich, wer sie auf denselben in einer schönen, reizenden Gestalt sah! glücklich, wem ihre Unterhaltung nicht das Gedächtniß füllte, sondern die Seele bildete und den Geist aufschloß! Tretet auf, edle Jünglinge, und zeigt, was ich im allgemeinen Gemälde nur unvollkommen und von ferne anzeigen konnte, durch einzelne Proben in That und Ausübung. Ueberraschet uns durch Proben eures Fleißes, eurer Munterkeit, eurer edlen Ruhmbegierde in dieser und in allen andern Wissenschaften eurer Laufbahn, und der Genius eures Lebens wird euer frohbegonnenes rühmliches Werk krönen.

3. Aus den Briefen zur Beförderung der Humanität.

Ueber die Verbindung der deutschen Völker und Provinzen zur Humanität.

(Herder's sämmtliche Werke. Zur Philosophie und Geschichte. Dreizehnter Theil. S. 28.)

Ein Athanasium, ein Mnemeion Deutschlands? Wahrlich, unser Vaterland ist zu beklagen, daß es keine allgemeine Stimme, keinen Ort der Versammlung hat, wo man sich sämmtlich höret. Alles ist in ihm zertheilt, und so manches schützet diese Zertheilung; Religionen, Sekten, Dialekte, Provinzen, Regierungen, Gebräuche und Rechte. Nur auf dem Gottesacker kann uns etwa eine Stelle gemeinsamer Ueberlegung und Anerkennung gestattet werden.

Aber warum nur hier? Arbeiten nicht in allen, vom höchsten bis zu den niedrigsten Ständen, sichtbare und unsichtbare Kräfte, diese gemeinsame Ueberlegung und Anerkennung zu erleichtern, zu bewirken? Ein Theil Deutschlands hatte sich vor dem andern mit unläugbaren Fortschritten ein großes Voraus gegeben; der andere Theil eifert ihm nach, und wir können bald an der Stelle seyn, ein Ebenmaß zu finden. Jeder biedere Mensch muß sich bestreben, dieses zu fördern, und glücklicherweise scheinen mir diejenigen, die die biedersten Deutschen seyn sollen, die Fürsten, auf denselben Weg zu treten. Gewiß, der Unterschied der Religionen macht es nicht; denn in allen Religionen Deutschlands gibt es aufgeklärte, gute Menschen. Der Unterschied von Dialekten,

von Bier- und Weinländern macht es auch nicht, was uns von einander hält und sondert; ein leidiges Staatsinteresse, eine Anmaßung mehreren Geistes, mehrerer Kultur auf der einen, auf der anderen Seite mehreren Gewichts, mehreren Reichthums u. s. war es, was uns entzweiet; und dem, dünkt mich, muß und wird die allmächtige Zeit obsiegen.

Denn sagen Sie, was hindert uns Deutsche, uns allesammt als Mitarbeiter an Einem Bau der Humanität anzuerkennen, zu ehren und einander zu helfen? Haben wir nicht alle Eine Sprache? Ein gemeinschaftliches Interesse? Eine Vernunft? Ein und dasselbe menschliche Herz? Der Philosophie und Kritik hat man nirgend den Weg versperren können; sie arbeitet sich überall durch; sie wird in allen guten Köpfen rege. Ihre Regeln sind allenthalben dieselben; ihr Zweck allenthalben nur Einer. Auch der Wetteifer verschiedener Provinzen gegen einander kann nicht anders als diesen Zweck befördern.

Ruhm und Dank verdient also ein jeder, der die Gemeinschaft der Länder Deutschlands durch Schriften, Gewerbe und Anstalten zu befördern sucht; er erleichtert die Zusammenwirkung und Anerkennung mehrerer und der verschiedensten Kräfte; er bindet die Provinzen Deutschlands durch geistige und also die stärksten Bande.

Daß uns eine Hauptstadt fehle, thut zu unserer Sache gewiß nichts. Der Ausbildung des Geschmacks mag ihr Mangel ein Hinderniß seyn; und auch der Geschmack kann durch sie eben sowohl verderbt und gefesselt werden, als sie ihm anfangs Politur und Flügel verleihen mochte. Einsichten aber, ruhige Ueberlegungen, thätige Versuche, Empfindungen und Aeußerungen dessen, was örtlich und allenthalben zu unserm Frieden dienet; sie verschmähen die Mauern einer Hauptstadt und suchen das freie Land; ihre Werkstätte ist das gesammte Deutschland. Je mehrere und leichtere Boten allenthalben her, allenthalben hin gelangen, desto mehr wird die Mittheilung der Gedanken befördert, und kein Fürst, kein König wird diese zu hemmen suchen, der die unendlichen Vortheile der Geistesindustrie, der Geisteskultur, der gegenseitigen Mittheilung von Empfindungen, Gedanken, Vorschlägen, selbst von begangnen Fehlern und Schwächen einsieht. Jedes dieser Stücke kommt der Menschennatur, mithin auch der Gesellschaft zu gut; der Fehler wird entdeckt, der Irrthum wird gebessert, Gedanke weckt Gedanken, Empfindungen und Entschlüsse regen und treiben. Denn das ist eben die große und gute Einrichtung der menschlichen Natur, daß in ihr, wenn ich so sagen darf, alles im Keim da ist und nur auf seine Entwicklung wartet. Entschließet sich die Blüthe nicht heute, so wird sie sich morgen zeigen. Auch alle möglichen Antipathien sind in der menschlichen Natur da; jedem Gift ist nicht nur sein Gegengift gewachsen, sondern die ewige Tendenz der waltenden lebendigen Kraft geht dahin, aus dem schädlichsten Gift die kräftigste Arznei zu bereiten. Ach, die Extreme liegen in unserer engbeschränkten Natur so nahe, so dicht bei einander, daß es oft nur auf einen geschickten Fingerdruck ankommt, aus den Einfalls- den Absprungswinkel zu machen, da unabänderlichen Gesetzen nach beide in ihrem Verhältniß einander gleich sind. Gedanken

zu hemmen, dieß Kunststück hat noch keine irdische Politik erfunden; ihr selbst wäre es auch sehr unzuträglich. Aber Gedanken zu sammeln, zu ordnen, zu lenken, zu gebrauchen: dieß ist ihr für alle Zeiten hinaus, unabsehlicher großer Vortheil.

Doch die Seite des Verstandes ist's nicht allein, in Absicht welcher ich Deutschland einen gemeinsamen Zusammenhang wünschte; vielmehr ist's die Seite des Charakters, der Entschlüsse, der Unternehmung. Wir wissen alle, daß die Deutschen von jeher mehr gethan, als von sich reden gemacht haben; das thun sie auch noch. In jeder Provinz Deutschlands leben Männer, die ohne französische Eitelkeit, ohne englischen Glanz, gehorsam, oft leidend, Dinge thun, deren Anblick jedermann schönen und großen Muth einspräche, wenn sie bekannt wären. Denen vollends wünsche ich keinen Hof, keine Hauptstadt, einen Altar der Biedertreue wünsche ich ihnen, an dem sie sich mit Geist und Herzen versammeln. Er kann nur im Geist existiren, d. i. in Schriften; und o daß ausgezeichnet vor allen eine solche Schrift da wäre! An ihr würden sich Seelen entflammen und Herzen stärken. Der deutsche Name, den jetzt viele Nationen gering zu halten sich anmaßen, würde vielleicht als der erste Name Europa's erscheinen, ohne Geräusch, ohne Anmaßung, nur in sich selbst stark, fest und groß. — — —

4. Paramythien.

a. Der Schlaf.

(Herder's sämmtliche Werke. Zur schönen Kunst und Literatur. Sechster Theil S. 224.)

In jener Schaar unzählbarer Genieen, die Jupiter für seine Menschen erschaffen hatte, um durch sie die kurze Zeit ihres mühseligen Lebens zu beglücken und zu vergnügen, war auch der dunkle Schlaf. „Was soll ich," sprach er, da er seine Gestalt ansah, „unter meinen glänzenden gefälligen Brüdern? Welches traurige Ansehen habe ich im Chor der Scherze, der Freuden und aller Gaukeleien des Amors? Mag es seyn, daß ich den Unglücklichen erwünscht bin, denen ich die Last ihrer Sorgen entnehme, und sie mit milder Vergessenheit tränke. Mag es seyn, daß ich dem Müden gefällig komme, den ich doch auch nur zu mühseliger neuer Arbeit stärke. Aber denen, die nie ermüden, die von keiner Sorge des Elendes wissen, denen ich immer nur den Kreis ihrer Freuden störe?" —

„Du irrest," sprach der Vater der Genien und Menschen, „in deiner dunklen Gestalt wirst du aller Welt der liebste Genius werden. Denn glaubst du nicht, daß auch Scherze und Freuden ermüden? Wahrlich, sie ermüden früher als Sorg und Elend, und verwandlen sich dem satten Glücklichen in die langweiligste Trägheit."

„Aber auch du," fuhr er fort, „sollst nicht ohne Vergnügen seyn; ja in ihnen oft das ganze Heer deiner Brüder übertreffen." Mit diesen Worten reichte er ihm das silbergraue Horn anmuthiger Träume. „Aus ihm," sprach er, , schütte deine Schlummerkörner, und die glückliche Welt sowohl, als die unglückliche, wird dich über alle deine Brü-

der wünschen und lieben. Die Hoffnungen, Scherze und Freuden, die in ihm liegen, sind von deinen Schwestern, den Grazien, mit zauberischer Hand von unsern seligsten Fluren gesammelt. Der ätherische Thau, der auf ihnen glänzet, wird einen jeden, den du zu beglücken denkst, mit seinem Wunsch erquicken, und da sie die Göttin der Liebe mit unserm unsterblichen Nectar besprengt hat: so wird die Kraft ihrer Wollust viel anmuthiger und feiner den Sterblichen seyn, als alles, was ihnen die arme Wirklichkeit der Erde gewähret. Aus dem Chor der blühensten Scherze und Freuden wird man fröhlich in deine Arme eilen; Dichter werden dich besingen, und in ihren Gesängen dem Zauber deiner Kunst nachbuhlen; selbst das unschuldige Mädchen wird dich wünschen, und du wirst auf ihren Augen hangen, ein süßer beseligender Gott." —

Die Klage des Schlafs verwandelte sich in triumphirenden Dank, und ihm ward die schönste der Grazien, Pasithea, vermählet. — — —

b. Nacht und Tag.

(S. 234.)

Nacht und Tag stritten mit einander um den Vorzug; der feurige, glänzende Knabe, Tag, fing an zu streiten.

Arme, dunkle Mutter, sprach er, was hast du wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein geschäftiges, rastloses Leben? Ich erwecke, was du getödtet hast, zum Gefühl eines neuen Daseyns; was du erschlafftest, rege ich auf —

Dankt man dir aber auch immer für deine Aufregung? sprach die bescheidene, verschleierte Nacht. Muß ich nicht erquicken, was du ermattest? und wie kann ichs anders, als meistens durch die Vergessenheit deiner? — Ich hingegen, die Mutter der Götter und Menschen, nehme alles, was ich erzeugte, mit seiner Zufriedenheit in meinen Schoos; so bald es den Saum meines Kleides berührt, vergißt es alle dein Blendwerk und neiget sein Haupt sanft nieder. Und dann erhebe, dann nähre ich die ruhig gewordne Seele mit himmlischem Thau. Dem Auge, das unter deinem Sonnenstrahle nie gen Himmel zu sehen wagte, enthülle ich, die verhüllete Nacht, ein Heer unzähliger Sonnen, unzähliger Bilder, neue Hoffnungen, neue Sterne.

Eben berührte der schwatzende Tag den Saum ihres Gewandes, und schweigend und matt sank er selbst in ihren umhüllenden Schoos. Sie aber saß in ihrem Sternenmantel, in ihrer Sternenkrone, mit ewig ruhigem Antlitz.

XLIII[b]. Karl Ludwig von Knebel.

(1744—1834.)

Ueber deutsche Literatur. *)

Ilmenau den 30. Januar 1804.

Ihre Bitte, lieber Freund, wird mir etwas schwer zu erfüllen. Erstlich erinnere ich mich gar nicht, was ich ehemals über das Werk der Fr. v. Stael **De la Littérature etc.** gesagt, als daß ich es mit grossem Vergnügen durchgelesen habe: Zweytens ist dieser Gegenstand von so mannichfaltiger Ansicht und Bemerkung, daß man darüber ein Buch, und zwar ein viel weitläuftigeres, wenn gleich kein so vortreffliches als **Madame de Stael**, schreiben könnte.

Ich habe indessen das Buch wieder aufgeschlagen, und besonders was den Artikel **de la Littérature allemande** betrift. Ich will diesen Artikel, der, bey der geringen Bekanntschaft, welche die Verfasserin mit unsrer Litteratur haben konnte, mit bewundernswürdiger Richtigkeit und Schärfe des Geistes abgefaßt ist, zur Grundlage legen, um einiges, wie es mir kommt, über unsre Schriftsteller und Litteratur zu sagen.

Die teutsche Literatur, worunter ich eigentlich die schönen Wissenschaften verstehe, kann nicht wohl mit einer andern des kultivirten Europa verglichen werden. Singen und Verse machen gehört für alle Völker; aber die Gaben der Wohlredenheit und Dichtkunst durch öffentliches Urtheil oder Beyfall zu einer Kunst zu erheben, dazu sind wohl nirgend die Anstalten schlechter gewesen, als in Teutschland. Ich will nicht auf die ganz alten Zeiten zurück gehn, wo es vielleicht in diesem Punkte besser ausgesehen hat. Aber so viel ist gewiß, daß seit Opiz ich mir keinen unsrer Dichter ins Gedächtniß führen kann, der, als Dichter, besondre Vorzüge oder Belohnungen von seiner Nation erhalten hätte. Selbst Klopstock erhielt solche von einem fremden Könige, und zulezt erst durch den Markgrafen von Baden. Zwar haben wir gekrönte Poeten genug gehabt; aber diese waren gewöhnlich von der schlechtsten Sorte, nur bestimmt die Gelegenheitsgedichte, als eine Art der Ceremonie, für den Hof zu verfertigen.

Mit der Beredsamkeit gieng es, wegen der Kanzelübungen, etwas besser; auch erhielt sich da noch die Sprache: aber was ist blosse Kanzelberedsamkeit? — und sonst durften die Teutschen eigentlich nicht reden.

Was noch zu jenen Zeiten galt, war nicht Geist und Genie — denn diese würden sogleich in Bann gethan — sondern Gelehrsamkeit. Der Teutsche mußte gelehrt seyn, wenn er für einen Mann von Kopf passiren wollte. Auch waren die meisten unsrer Dichter unmäßig gelehrt. Ausser den alten Sprachen mußten sie auch mehrere der neuern

---

*) Brief an K. W. Böttiger, in des Letztern handschriftlichem Nachlasse von dessen Sohne aufgefunden, und mitgetheilt im Phönix 1838. Man vergleiche Knebel's literarischen Nachlaß, herausgegeben von Varnhagen und Mundt (III. 65.) Der obenstehende Aufsatz wurde bei Hofe vorgelesen.

wissen, und überhaupt alles gelesen haben, was nur in das menschliche Wissen einschlägt: weil sie nur als Gelehrte einer Art von Achtung genoßen. Damit war es aber noch nicht genug; denn das Versemachen u. dergl. wurde nur als ein leerer unnützer Zeitverderb angesehen, der allenfalls zum Spas gut genug wäre. Kein rechtlicher Mann befaßte sich gern damit, und wenn es doch geschah, so suchte oder mußte ers verheimlichen. So hat z. B. Uz in Anspach gelebt, dem seine Oden und Lieder viel Verdruß gemacht haben, und ihn beynahe ums Amt gebracht hätten — bis Pabst Benediktus der 14te ihn erst in Rom seinem Landesfürsten selbst bekannt machte. So hat der trefliche liederreiche Götz, ganz unbekannt seinem Fürsten, Vaterlande und dessen Ministern, zu Winterburg als Superintendent gelebt. Von andern sag' ich nicht. Mehr oder weniger fand es überall statt.

Also ein Amt mußte der Mann haben, der als Dichter doch rechtlich leben wollte: und dieses versah er gemeiniglich strenge, theils aus eigenem Gewissen, theils um den Vorwurf des Dichters zu vermeiden. Alle unsre Dichter, bis auf eine geringe Ausnahme in den neusten Zeiten, (wovon Weimar nur die Ehre gebühret) sind also nicht, wie bey andern Nationen, bey uns als Sänger, Dichter und Begeisterer der Nation anzusehen; sondern als strengbeamtete Männer, von ungeheurem Wissen, die nebenbey zuweilen die Schwachheit hatten, Verse zu machen.

Man vergleicht z. B. Haller mit Pope. Man hat sehr Unrecht, wenn es auf das ganze Talent des Mannes ankommt. Haller hat seine Gedichte für Jugendsünden erkannt, und darauf seine unsterbliche Physiologie und so viele andre Werke geschrieben und betrieben. Pope war ganz nur in der Kultivirung seines dichtrischen Talents. So mehrere, Withoft, u. a. Sie übten ihr poetisches Talent mehr zum Privatvergnügen, als daß sie geglaubt hätten, der Nation Ehre damit zu machen, die auch keinen sonderlichen Antheil daran nahm.

Belege zu dieser Geringschäzung eines so seltnen Talents, und der mit dieser und ähnlichen Eigenschaften verbundenen Kultur des Geistes, sind zu hunderten in Teutschland, und man würde müde werden sie her zu erzählen. Man sollte daraus fast schliessen, daß das Bedürfniß des Geistes selbst bey unsrer Nation nur sehr gering sey.

Ein Misgeschick ist dabey noch für die Litteratur unsrer Nation, daß wir nemlich nicht zeitig genug einen Schriftsteller oder Dichter (denn die ersten Schriftsteller sind ja allzeit Dichter) von entschiednem Gewichte gehabt haben. Dies trägt unendlich bey, den Geist und Geschmack einer Nation und Sprache zu bilden. Was wären die Engländer, wenn sie nicht ihren Shakespear gehabt hätten? Ob sie gleich durch die Veneration für ihre Schriftsteller die Kunst und den Geschmack zu schreiben sehr erhöhet haben.

Klopstock ist mit Recht als der erste Teutsche anzusehen, der der Sprache Kraft, Schwung und Originalität gegeben hat. Sein ächter Genius, verbunden mit einer weitläuftigen und genauen Wissenschaft, und einer ungeheuren Sprachliebe, die sogar bis ins Kleinliche verfiel, gab der Teutschen Dichtkunst eine neue Form. Doch ihm schadete auch

die beschränkte Schulerziehung und Mangel an gehörigem Umgang und Welt, und band seinen Geist in enge religiöse Vorstellungen, die er umsonst durch die Kraft seines Genies zu erweitern suchte. Daher gleicht leider seine Messiade, bey allen ihren Herrlichkeiten, mehr einem Phantasiereichen Gebetbuche, als einem wahren Heldengedichte. Er hat indessen die unerträgliche Fessel des Reims zerschlagen, die alten Gedanken- Sprach- und Sylbenformen hervorgesucht, und so um die Teutsche Litteratur ein unendliches Verdienst. Glücklich, wenn ihn nicht — vielleicht eine zu abgezogene Lebensart und der Mangel an einsichtsreichen Freunden, auf eine zum Theil übertriebene und falsche Originalität gebracht hätten, die oft seinen Schriften und Gedichten das brauchbare und genießbare benimmt.

Die mitfolgenden Zeiten waren reich an Geistern und Männern aller Art. Da aber Teutschland kein Centrum des Geschmacks oder des beurtheilenden Publikums hat, und oft die Ehre der Wissenschaft wenig in Betrachtung kommt, sondern der Broderwerb die hauptsächlichste Tendenz beynahe aller ist, und seyn muß; so finden wir den Geist unsrer Nation mehr in Versuchen, in einzelnen fragmentarisch abgebrochenen Stücken, in geist- und sinnvollen — zuweilen aber auch sehr excentrischen — Proben, als in lange bereiteten und dauerhaften Werken des Geschmacks.

Hievon hat sich nun freylich, zumal in dieser lezten Zeit, einige Ausnahme gemacht. Lessing, der eigentlich blos als Gelehrter existirte, zeigte noch zulezt durch ein Meisterwerk einziger Art, daß er auch fähig seye mit den Hohen des Olympus in Gemeinschaft zu treten; ob er nun gleich durch die Schärfe des Geistes das ersezen mußte, was ihm vielleicht vorhergehende Anstrengungen von der Blüthe des Genies hinweggenommen hatten.

Was soll ich von unserm Wieland sagen, der, nach meiner Meynung, der vollendetste Schriftsteller nicht nur unsrer, sondern aller neuern Nationen ist. Er ist den mühsamen, aber edeln Weg des wahren Künstlers und Schriftstellers gegangen, vom vollkommenen immer zum vollkommenern, und von dem wohlbearbeiteten fruchtreichen Stamme fallen uns jezt noch die süssesten Früchte zu.

Herder hat, wie mich deucht, die Sprache der wahren Beredsamkeit bey uns zur höchsten Blüthe gebracht. Er war ein wahrer Goldmund, angefüllt mit den Schäzen aller Kenntnisse und Weisheit, selbst von einem reichen unerschöpflichen Herzen, mit brennender Begierde weiter zu gehen. Alle Töne, alle Talente, Wissenschaften und Kenntnisse standen ihm zu Gebot. Er verfertigte einen Katechismus, ein Abcbuch mit eben dem Geiste und derselben Liebe wie die Ideen zur philosophischen Geschichte der Menschheit. Einen menschlichern Menschen, wenn es auf Kenntnisse und Wissenschaften ankam, giebt es nicht. Er lieh sich allen gerne, zur Verbesserung und Vollkommenheit. Er wollte Samen ausstreuen, nicht eben erndten. Seine Werke sind eine reiche Erndte von Kenntnissen aller Art für die Nachwelt.

Andre verschweig' ich; aber Göthe darf ich wohl nicht verschweigen, dessen Genie sich einen eigenen Weg gebahnt hat. Er sah bald ein, daß die Poesie nicht in Redensarten und Formeln, sondern in einer innern Anschauung und Ergreifung, und einer richtigen Darstellung der Sache selbst bestehe. Diese Darstellung erforderte tiefe Gründe und Studien, wenn das übrige das Genie giebt. Sein Werther war nur ein Versuch hierinnen; sein Götz von Berlichingen ein grösserer und bedeutenderer. Er wich von dieser etwas rohern Manier, und studirte die Griechen. Seine Iphigenie ist ein Beweis, wie glücklich er sie studirt hat. Er schrieb den Tasso, dessen erster Akt das glänzendste seiner Poesie ist. Vielleicht wollte er zu sehr und zu viel aus dem Innern eines kränklichen Gemüths entfalten, und dies verdarb an dem Interesse seines Stücks. Mehrerm zu folgen vermag ich jezt nicht: aber es scheint, daß zulezt das Intresse für die Formen seinen Geist allzusehr angezogen hat, und, da er dieses grösstentheils aus den leblosen Künsten genommen, auch seinen Werken etwas von Blut und natürlicher Wärme dadurch entzogen worden sey. Er hat oft seine Manier verändert, ob man ihn gleich in jeder leicht wieder erkennt. Was den Inhalt seines Geistes am meisten ausprägt, ist ohne Zweifel sein Faust. Auch trefliche Lieder und Romanzen hat er gemacht, und seine Elegieen sind, wenn ich so sagen darf, gewissermassen das klassischste seiner Werke.

Möge es mir erlaubt seyn, als einem Teutschen, hier auf die Vorzüge hinzudeuten, welche die Teutsche Poesie — und der Poesie folgen doch alle übrigen Künste — vorzüglich vor allen Neuern auszeichnen sollten; und wohin sie, hauptsächlich durch Klopstock und Göthe, die Tendenz zu nehmen geschienen. Daß sie jezt schon wieder durch ein kindisches Lallen, und durch Ausschweifungen und Verirrungen aller Art, scheint in Verfall zu gerathen, bezeugt eben wie gefährlich es für den Geschmack seye, kein gewisses Centrum des Urtheils vor sich zu haben; wo denn jeder, der sich einiges Talent fühlt, nach seinen Ansichten, nach den Umständen die ihn umgeben, sich seinen eignen Geschmack und seinen eignen Parnaß bildet.

Die Poesie, in ihrem absoluten Sinn genommen, ist nicht etwa ein ***langage pénible,*** wie sich Hr. v. Boufflers ausdrückt, sondern sie ist die Kunst, alle Eindrücke der Seele in anschaulichen Gestalten hinzustellen. Zweyerley wird dazu erfodert daß ein Kunstwerk vollkommen sey: erstlich, daß die Anschauung selbst richtig sey, und zweytens, daß die Darstellung vollkommen mit ihr übereinstimme. Nun sind die Eindrücke der Seele unendliche; die Arten aber ihrer Darstellung sind begrenzt. Es kommt also darauf an, daß der Dichter oder Künstler die Formen auffuche, unter welchen sich die Eindrücke seiner Seele am vollkommensten und gefälligsten zur Anschauung bilden. Diese Formen können nicht gleich seyn, sie müssen aber in sich das richtigste Ebenmas vollenden, und dadurch gefällig und schön seyn.

Dies sind die Erfoderniße der Poesie überhaupt, in einem strengen Sinne genommen. Sie gleicht hierinn jeder andern Kunst, oder viel-

mehr die Künste gleichen ihr; denn sie müssen einen Gedanken haben, der in seiner zierlichsten Einfalt sich umschließt.

Eben diese Einfalt wird nothwendig, weil alle fremden Zusätze oder Umgebungen den Gedanken ausschliessen oder verhindern, der doch gerade das ist, was der Künstler der Anschauung hinstellen will.

Dies war die Kunst der Griechen: dies zu erstreben bemühten sich einige der Teutschen in einigen ihrer Werke, und die hohe Idee schwebte ihnen vor. Ich weiß nicht, ob einige der übrigen neuern Nationen zu diesem Begrif gelanget sind; aber mir ist wenig davon bekannt. Ihr Bestreben ist mehr nach aussen, Wirkungen hervorzubringen, der Bewunderung oder des Gefallens; nicht die innere schöne Uebereinstimmung des Werkes selbst. Deshalb schmiegen sie sich auch so sorgfaltig unter die Gesetze der Convenienz, weil, wenn man der Gesellschaft gefallen will, man auch ungefähr so sprechen und seyn muß wie die übrigen.

Unser alter Oeser pflegte von den Französischen Kunstwerken zu sagen: „sie haben nichts als ***Monsieurs;*** da ist **Monsieur Achille, Monsieur Agamemnon** u. s. w. Wie wurde es selbst dem unvergleichlichen Genie der Verfasserin der ***Delphine*** schief und übel gedeutet, daß sie sich über die kleinsten Convenienzen hinaussetzte. Daß sie sich durch Wahrheit bezauberte — sind sie darüber nicht gewahr geworden.

Der obigen Idee von Poesie zu Folge, ist es nothwendig, daß nicht nur der Ausdruck der Worte selbst der genau anpassendste und bestimmteste, sondern auch die äussere Form des Gedichtes, Versart, Sylbenmaas u. dergl. mit dem Gegenstand des Gedichtes genau übereinstimme. Gedanken und Ausführung, diese beyden bestimmen ein Kunstwerk, und sie müssen in sich ein harmonisches Ganzes machen. Das Beyspiel hievon sehen wir an den Alten: deshalb sind ihre Kunstwerke so unübertreflich. Bey den Neuern sind die Formen ganz willkührlich; oder sie haben vielmehr gar keine. Wer kann sagen, warum eine französische Ode so oder so gebildet sey; oder lieber 24 als 34 Strophen habe? Und dann der ewiggleiche Sylbenfuß! der ewig zugespizte Reim! die Ueberladuug von Worten! — Hierinn haben gewiß die Teutschen zum Theil grosse Vorzüge!

Ich lasse mich nicht auf die weitern Arten der Dichtkunst oder Schriftstellerey ein, um sie zu beurtheilen oder Vergleiche damit anzustellen. Die Teutschen haben kein Publikum: wie können sie ein Theater haben? Dennoch ist was sie seit kaum ein paar Decenien geleistet haben, zum Theil anerkannt, und mehr als Versuche. Sie haben keine Welt, mit der sie leben; und doch haben sie Romane, von unbezweifeltem Werth. Sie haben keine Rednerbühne; und doch haben sie Redner, die sich auf den Kanzeln bilden müssen. Sie haben eigentlich keine Geschichte; — wie ich die vorzüglichsten Köpfe darüber klagen hörte — und doch haben sie, wiewohl dies nothwendig ihre schwächste Seite seyn muß, einige Geschichtschreiber. Gebt ihnen das alles, macht sie zu einer Nation — und seht wie weit sie in Vergleichung mit den übrigen seyn werden!

Es ist leider eine traurige Bemerkung über Teutschland, daß sich von jeher unter den vornehmen und höheren Ständen so wenig Liebe und Geschmack für die Wissenschaften gezeigt hat. Welch ein Unterschied ist da zwischen uns und den Franzosen und Engländern, deren vornehmste Herren nicht nur den Umgang mit Gelehrten und feinen Geistern suchten, sondern selbst Gelehrte und feine Geister waren, und es zu seyn sich bestrebten. Welch ein Schaz von interessanten Geschichten und Bemerkungen liegt nicht in den Französischen Memoiren, die meist von vornehmen Männern und Hofleuten verfertiget wurden. Wie viel der wichtigsten Werke haben wir nicht von Englischen Männern von Stande und Lords — da wir beynahe bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts kaum ein paar Edelleute aufzuweisen haben, die nur etwas bedeutendes geschrieben hätten. Unsre Kriege mußten von Fremden oder Gelehrten beschrieben werden; denn unsre Generale konnten in der Regel nicht schreiben. An den Höfen war Gelehrsamkeit und sonderlich Schöngeisterey, wie man sie nannte, in der größten Verachtung. Man weiß mit welchen Ekelnahmen die Gelehrten von dem Vater des grossen Friedrichs benannt wurden, und diese Sitte ist noch nicht ganz von der Preuß. Armee gewichen. Es ist eine interessante Anekdote, daß Friedrich der Grosse, als er die Berliner Akademie stiftete, unter die Institute derselben setzen mußte, daß, wenn auch ein Edelmann Mitglied dieser Akademie werden sollte, es ihm doch weiter keinen Nachtheil an seiner Ehre bringen würde.

So stund es in Teutschland! Und noch jetzt wissen sich unsre Höfe so ziemlich gegen den Vorwurf des Wizes zu vertheidigen. Noch lange gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts war es doch der Hofnarr, der noch ein vernünftiges Wort bey Tafel vorbringen durfte; das doch jetzt mit ihm leider oft ganz verschollen zu seyn scheinet. Freilich haben wir Auszeichnungen; aber wenige. Die Fürsten selbst sind unterrichteter; aber die Hofleute scheuen noch gewaltig den Vorwurf, unterrichtet zu seyn.

Nur Teutschlands Fürstinnen haben sich großen Theils vorzüglich ausgezeichnet. Leibnitz war Freund einer Königin; doch mußte er viel von den Hofleuten ausstehen. So mehrere; und noch jetzt blühen, obwohl gleichsam im Verborgenen, äusserst wohlthätige und verständige Fürstinnen ihrer Länder — worunter es sogar Schriftstellerinnen giebt.

Doch ich muß aufhören das Lob meines Vaterlandes zu hoch stellen zu wollen, damit ich nicht in den Vorwurf der Einseitigkeit gerathe. Ich habe nur die Ursachen angeben wollen, die uns entschuldigen können — daß wir nicht mehr sind! Vieles liesse sich noch hinzufügen, und vieles auch was uns noch beschuldigen könnte.

Aber wir sind nun einmal zum Gehorsam und Respekt geboren, und ziehen die Mittelmäßigkeit einem glänzenden Glück und Nahmen vor.

XLIII. Johann Wilhelm von Archenholz.

(1745 — 1812.)

Die Schlacht bei Zorndorf den 25. August 1758. *)

(S. 76.)

Nie war bey einer Armee der Durst nach einem Blutkampf größer, als wie diesmal bei der Preußischen. Der Dämon des Krieges schien das ganze Heer begeistert zu haben. Selbst Friedrich, durch den Anblick der verwüsteten Fluren, der zahllosen Schutthaufen, und der alles beraubten herumirrenden Flüchtlinge, aufs lebhafteste gerührt schien alle Philosophie zu vergessen, und alle andre Leidenschaften der Sache unterzuordnen. Er befahl, keinem Russen in der Schlacht Pardon zu geben. Alle Anstalten wurden gemacht, dem Feind den Rückzug zu hemmen, und ihn nach den Morästen der Oder zu drängen, und dort zu vernichten, sogar die Brücken, die ihnen zur Flucht dienen konnten, mußten abgebrannt werden. Diese Wuth der Preußen wurde den Russen bekannt, da eben die Schlacht anfangen sollte. Ein Zuruf lief durch die ganze Linie: „Die Preußen geben kein Quartier!“ „Und wir auch nicht!“ war der weit schreckende Wiederhall der Russen.

Die Lage Friedrichs war abermals verzweiflungsvoll, und hieng von dem Ausgange einer Schlacht ab. Die feindlichen Heere waren nun in Begriff sich zu vereinigen, und ihn von der Elbe und der Oder abzuschneiden. Die Franzosen und Reichs-Truppen waren auf dem Marsch nach Sachsen, wohin Daun mit der Haupt-Armee der Oestreicher auch gezogen war. Die von den Preußen befreyten Schweden hatten jetzt gar keinen Feind vor sich, und rückten auf das unbefestigte Berlin los; und überdem nun noch die Russen, deren Motto Verheerung war, in dem Herzen seiner Staaten.

Die tief durchdachte Disposition Friedrichs war jedoch nicht bloß auf den Sieg, sondern auf den gänzlichen Untergang des feindlichen Heeres gerichtet, dabey aber doch dem Könige bey einem widrigen Schicksal der Rückzug nach Cüstrin frey blieb. Es war am 25. August, als diese grosse Schlacht bey Zorndorf geliefert wurde. Sie fing des Morgens um acht Uhr an. Die Russen waren 50,000 Mann und die Preußen 30,000 Mann stark. Diese abermahls so wie bey Leuthen in schiefer Schlachtordnung gestellt, machten den Anfang mit einer grossen Canonade. Die Stellung der Russischen war ein in ihren Türken-Kriegen gebräuchliches ungeheures Viereck, in dessen Mitte sich ihre Reuterey, ihr Bagage, und das Reserve-Corps befand: eine Stellungsart, die bey einer Schlacht die schlechteste unter allen ist, da sie der Armee sowohl zum Angriff als zur Vertheidigung alle Thätigkeit raubt, und durch welche auch vor 1800 Jahren die Römer unter Crassus Anführung in der schönsten Ebene von den Parthern geschlagen wurden.

---

*) „Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland vom Jahr **1756** bis **1763**. Berlin. Spener. **1788**. **2** Bände.“ 8.

Sowie die Bogenschützen dieses letztern Volks ihr Ziel auf die zusammengedrängten Legionen nicht verfehlten, so thaten auch hier die Canonenkugeln eine schreckliche Wirkung auf die so unschicklich gestellten Russischen Menschenmassen. Bei einem Grenadier-Regiment traf eine einzige Kugel 42 Mann, die theils getödtet, theils verwundet wurden. Ueberdem richteten sie eine grausame Verwirrung unter der Bagage an; die Pferde rissen mit ihren Wagen aus, und brachen durch die Glieder, so daß man diesen Troß bald aus dem Quarree herausschaffen mußte. Der linke Flügel der Preußen avancirte indessen so hitzig, daß er eine Flanke bloß gab. Diesen Umstand nutzte die Russische Cavallerie, in die Preußische Infanterie einzudringen, und einige Bataillone aus dem Felde zu schlagen. Fermor glaubte schon völlig gesiegt zu haben; er ließ das Quarree von allen Seiten öffnen, um den Feind zu verfolgen. Dies geschah auch mit einem lauten Siegesgeschrey; allein die Russen waren noch nicht weit gekommen, als sie schon in grosse Unordnung geriethen. Das Hintertreffen, das vor Staub und Dampf nichts erkennen konnte, feuerte auf das Vordertreffen.

Der General Seydlitz rückte indessen mit der Preußischen Cavallerie in drey Colonnen an, und warf die Russische über den Hauffen, die jetzt auf ihre eigene Infanterie getrieben wurde. Ein anderes Corps Preußischer Reiter stürzte zu gleicher Zeit auf die Russische Infanterie. Sie hieben alles ohne Gnade nieder, was ihr Schwerdt nur erreichen konnte. Einige Regimenter Preußischer Dragoner ließen sich durch das brennende Zorndorf nicht abhalten, sondern trabten durch die Flammen auf die Russen zu; auch Seidlitz, der mit der feindlichen Cavallerie ganz fertig geworden, und was noch nie erhört war, mit seinem Cuirassier-Regiment, den Degen in der Faust, eine Batterie von schweren Canonen angegriffen und erobert hatte, folgte jetzt dieser neuen Siegesbahn. Das Russische Fußvolk wurde nun von allen Seiten in der Flanke, auf der Fronte, und im Rücken angefallen, und ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Diese Krieger stellten den Preußen noch nie erlebte Schlacht-Scenen dar. Hatten sie gleich, als Haufen betrachtet, ihre Stellungen in ihren Linien und Abtheilungen verlassen, so standen sie doch als einzelne Menschen wie die Bildsäulen in ihren Gliedern, nachdem sie ihre Patronen verschossen hatten. Es war jedoch nicht jene bewunderungswerthe Tapferkeit, aus Ruhmbegier oder Vaterlands-Liebe ihren Posten bis auf den letzten Augenblick zu behaupten; denn sie wehrten sich fast nicht in dieser Lage; vielmehr war es ein Stumpfsinn, sich da wo sie standen, erwürgen zu lassen. Waren nun ganze Reihen zu Boden gestreckt, so zeigten sich immer neue Schaaren, die auf eine ähnliche Abfertigung ins Reich der Schatten zu warten schienen. Es war leichter, sie zu tödten, als in die Flucht zu schlagen, selbst ein Schuß mitten durch den Leib war oft nicht hinreichend, sie auf die Erde zu werfen. Nichts blieb daher den Preußen übrig, als nieder zu metzeln, was nicht weichen wollte. Der ganze Russische rechte Flügel wurde also theils niedergehauen, theils in die Moräste getrieben. Eine Menge dieser Flüchtlinge gerieth unter die Bagage; die Marketender-

Wagen wurden geplündert, und der Brantwein viehisch gesoffen. Vergebens schlugen die Russischen Officiere die Fässer in Stücken, die Soldaten warfen sich die Länge lang auf den Boden, um den so geliebten Trank noch im Staube zu lecken. Viele hauchten besoffen die Seele aus, andere massakrirten ihre Officiere, und ganze Haufen liefen wie rasend auf dem Felde herum, ohne auf das Zurufen ihrer Befehlshaber zu achten.

So gieng es auf dem rechten Flügel der Russen zu. Es war Mittag. Auf ihrem linken Flügel war bisher noch wenig geschehn. Nunmehr aber wurde auch dieser von den Preußen angegriffen! allein die Regimenter, die hier dem größten bereits errungenen Siege vollends das Siegel aufdrücken konnten, zeigten nicht ihre gewöhnliche Tapferkeit. Sie vergaßen den Ruhm des Preußischen Namens, verkannten ihre Kräfte, sowie die Macht ihrer tactischen Künste, in dem entscheidendsten Augenblick, und wichen im Angesicht ihres Königs vor den geschwächten und schon halb geschlagenen Russen zurück. Die Unordnung war groß, und alle Heldenthaten des Preußischen linken Flügels schienen verloren zu sein; allein Seidlitz kam mit seiner Cavallerie von diesem siegreichen Flügel herangeflogen, rückte in die von der weichenden Infanterie gemachte Oeffnung, hielt ein heftiges Musketen- und Kartäschen-Feuer aus, und nun drang er nicht allein auf die Russische Cavallerie, sondern auch auf den bisher noch fest gestandenen Theil der Infanterie ein, und trieb den vorgerückten Feind, der schon einige Batterien erobert hatte, in die Moräste. Dieses große Manövre der Reiterey wurde von dem Kern der Preußischen Infanterie, den Regimentern Prinz von Preußen, Forcade, Kalkstein, Asseburg, und einigen Grenadier-Bataillons, sämmtlich Truppen, die der König mitgebracht hatte, vortrefflich unterstützt. Diese Veteranen, ohne auf das Zurückweichen der neben ihnen stehenden Bataillons zu achten, das ihre ganz entblößte Flanke in Gefahr setzte, waren beständig im Vorrücken geblieben, und jetzt fielen sie zugleich mit der Cavallerie mit gefälltem Bajonet die Russische Infanterie an, und zeigten Wunder der Tapferkeit. Diese Angriffe waren so lebhaft, daß in dem Zeitraum von einer Viertelstunde der größte Theil des Schlachtfeldes von den Feinden verlassen war. Das Feuer hörte jetzt an allen Orten auf. Die Munition fing an zu fehlen. Man schlug und stieß nun auf einander los mit Flinten-Kolben, Bajonetten und Säbeln. Die Erbitterung beider Theile war unaussprechlich. Schwer verwundete Preußen vergaßen ihre eigne Erhaltung, und waren immer noch auf das Morden ihrer Feinde bedacht. So auch die Russen. Man fand einen von diesen, der tödlich verwundet auf einem sterbenden Preußen lag, und ihn mit seinen Zähnen zerfleischte; der Preuße, mit dem Tode ringend und unfähig sich zu bewegen, mußte dieses Nagen dulden, bis seine Mitstreiter herbey kamen, und den Cannibalen durchbohrten. Die Regimenter Forcade und Prinz von Preußen stießen bei ihrem Vordringen auf die Russische Bagage und Kriegscasse. Der größte Theil davon wurde erbeutet. Die gänzliche Ermattung beider Theile und die Nacht machten endlich dem Morden ein Ende, das zwölf

Stunden gedauert hatte, nur allein die Cosaken schwärmten noch auf dem Schlachtfelde im Rücken der Preußen, um die Erschlagenen auszuplündern, und die wehrlosen Verwundeten umzubringen. Allein dieser Mordlust wurde bald gesteuert, da man die Beschäftigung der Unholde ausspähete. Ueber tausend Mann von diesem Gesindel, die von den alles niederhauenden Husaren sehr gedrängt wurden, verließen in der Verzweiflung ihre Pferde, und warfen sich in die Schäferey von Quartschen, ein großes steinernes Gebäude; hier schossen sie aus allen Löchern, und wollten sich nicht ergeben. Das Dach, worunter viel Heu und Stroh lag, gerieth in Brand, stürzte ein, und fast alle Cosaken erstickten, verbrannten, oder wurden niedergehauen.

Beyde Heere blieben die Nacht über unterm Gewehr. Die Russen befanden sich in der schröcklichsten Unordnung; alle ihre Truppen waren wie ein Chaos vermischt. Gern hätten sie den Preußen die Ehre des Sieges unbedingt überlassen, allein der Rückzug war ihnen versperrt, da alle Brücken über die Flüsse abgebrochen waren. In dieser Verwirrung hielt der General Fermor noch am Abend der Schlacht um einen Waffenstillstand auf zwey bis drey Tage an. Sein Vorwand war die Todten zu begraben. Auf dies sonderbare Ansuchen antwortete der General Dohna: „Da der König, mein Herr, die Schlacht gewonnen, so werden auf seinen Befehl die Todten beerdigt, und die Verwundeten verbunden werden." Er belehrte ihn dabey, daß ein Waffenstillstand nach einer Schlacht eine ganz ungewöhnliche Sache sey. Den folgenden Tag geschahe nichts als Canonaden. Der König wollte den Kampf förmlich erneuern; allein der Mangel an Munition bey der Infanterie, und die große Abmattung der Cavallerie, die mit Anstrengung aller ihrer Kräfte gefochten hatte, machten der Schlacht nothwendig ein Ende, und verschafften den Russen Gelegenheit, einen Ausweg aus ihrem Labyrinth zu finden. Sie zogen sich über Landsberg an der Warthe zurück. Diese Niederlage kostete ihnen 19,000 Todte und Verwundete, nebst 3000 Gefangenen; dabey verloren sie 103 Canonen, viele Fahnen, ihre Kriegskasse, und eine Menge Bagage. Die Preußen zählten 10,000 Todte und Verwundete; desgleichen 1400 Gefangene oder Vermißte; auch hatten sie beym Weichen ihres rechten Flügels 26 Canonen eingebüßt.

XLIV. Joh. Heinrich Pestalozzi.

(1746 — 1827.)

Aus Lienhart und Gertrud.

Der Abend vor einem Festtage.*)

(Erster Theil d. sämmtl. Sch. S. 138.)

Gertrud war noch allein bei ihren Kindern. Die Vorfälle der Woche und der nahe festliche Morgen erfüllten ihr Herz. In sich selbst

*) J. H. Pestalozzis Sämmtliche Schriften. Stuttgart und Tübingen. 1820 — 1826. 15 Bände. 8.

geschlossen und still bereitete sie das Nachtessen, nahm ihrem Mann und den Kindern und sich selber ihre Sonntagskleider aus den Kasten und bereitete alles auf morgen, damit dann am heiligen Tage sie Nichts mehr zerstreue. Und da sie ihre Geschäfte vollendet hatte, setzte sie sich mit ihren Lieben an Tisch, um mit ihnen zu beten.

Es war alle Samstage ihre Gewohnheit, den Kindern in der Abendgebetstunde ihre Fehler und die Vorfälle der Woche, die ihnen wichtig und erbaulich sein konnten, ans Herz zu legen. Und heute war sie besonders eingedenk der Güte Gottes gegen sie in dieser Woche und wollte diesen Vorfall, so gut ihr möglich war, den jungen Herzen tief einprägen, daß er ihnen unvergeßlich bliebe. Die Kinder saßen still um sie her, falteten ihre Hände zum Gebet, und die Mutter redete mit ihnen.

Ich habe euch etwas Gutes zu sagen, Kinder! Der liebe Vater hat in dieser Woche eine gute Arbeit bekommen, an der sein Verdienst viel besser ist als an dem, was er sonst thun muß. Kinder! wir dürfen hoffen, daß wir in Zukunft das tägliche Brod mit weniger Sorgen und Kummer haben werden. Danket, Kinder! dem lieben Gott, daß er so gut gegen uns ist, und denket fleißig an die alte Zeit, wo ich euch jeden Mundvoll Brod mit Angst und Sorgen abtheilen mußte. Es that mir da so manchmal im Herzen weh, daß ich euch so oft nicht genug geben konnte; aber der liebe Gott im Himmel wußte schon, daß er helfen wollte, und daß es besser für euch sei, meine Lieben! daß ihr zur Armuth, zur Geduld und zur Ueberwindung der Gelüste gezogen würdet, als daß ihr Ueberfluß hättet. Denn der Mensch, der Alles hat, was er will, wird gar zu gern leichtsinnig, vergißt seines Gottes und thut nicht das, was ihm selbst das Nützlichste und Beste ist. Denkt doch, so lang ihr leben werdet, Kinder! an diese Armuth und an alle Noth und Sorgen, die wir hatten, und wenn es jetzt besser geht, Kinder, so denkt an die, welche Mangel leiden, so wie ihr Mangel leiden mußtet. Vergesset nie, wie Hunger und Mangel ein Elend sind, auf daß ihr mitleidig werdet gegen den Armen, und, wenn ihr einen Mundvoll Ueberflüssiges habt, es ihm gern gebet. Nicht wahr, Kinder! ihr wollt es gern thun?

O ja, Mutter, gewiß gern! sagten alle Kinder.

Mutter. Niklas! Wen kennst du, der am Meisten Hunger leiden muß?

Niklas. Mutter, den Rudeli. Du warst gestern bei seinem Vater, der muß schier Hunger sterben; er isset Gras von dem Boden.

Mutter. Wolltest du ihm gern dann und wann dein Abendbrod geben?

Niklas. O ja, Mutter! Darf ich gerade morgen?

Mutter. Ja, du darfst es.

Niklas. Das freut mich!

Mutter. Und du, Lise! wem wolltest du dann nnd wann dein Abendbrod geben?

Lise. Ich besinne mich jetzt nicht gerade, wem ichs am Liebsten gebe.

Mutter. Kommt dir denn kein Kind in Sinn, das Hunger leiden muß?

Lise. Wohl freilich, Mutter!

Mutter. Warum weißt du denn nicht, wem du's geben willst? Du hast immer so kluges Bedenken, Lise.

Lise. Ich weiß es jetzt auch, Mutter!

Mutter. Wem denn?

Lise. Des Reütimarxen Beteli. Ich sahe es heute auf des Vogts Mist verdorbene Erdäpfel herausſuchen.

Niklas. Ja, Mutter! Ich sahe es auch und suchte in allen meinen Säcken, aber ich fand keinen Mund voll Brod mehr; — hätte ichs nur auch eine Viertelstunde länger gespart!

Die Mutter fragte jetzt eben das auch die andern Kinder, und sie hatten alle eine herzinnige Freude darüber, daß sie morgen ihr Abendbrod armen Kindern geben sollten.

Die Mutter ließ sie eine Weile diese Freude genießen; dann sagte sie zu ihnen: Kinder! Es ist jetzt genug hievon. Denket jetzt auch daran, wie unser gnädige Herr euch so schöne Geschenke gemacht hat.

Ja, unsere schönen Batzen — willst du sie uns doch zeigen, Mutter? sagten die Kinder.

Hernach, nach dem Beten, sagte die Mutter. Die Kinder jauchzeten vor Freuden.

Ihr lärmet, Kinder! sagte die Mutter. Wenn euch etwas Gutes begegnet, so bedenket doch bei Allem an Gott, der uns Alles giebt. Wenn ihr das thut, Kinder, so werdet ihr in keiner Freude wild und ungestüm sein. Ich bin gern selber mit euch fröhlich, ihr Lieben! Aber wenn man in Freude und Leid ungestüm und heftig ist, so verliert man die stille Gleichmüthigkeit und Ruhe seines Herzens. Und wenn der Mensch kein stilles, ruhiges und heiteres Herz hat, so ist ihm nicht wohl. Darum muß er Gott vor Augen haben. Die Gebetstunde des Abends und Morgens ist dafür, daß ihr das nie vergesset. Denn wenn der Mensch Gott danket oder betet, so ist er in seinen Freuden nie ausgelassen und in seinen Sorgen nie ohne Trost. Aber darum, Kinder, muß der Mensch besonders in seiner Gebetsstunde suchen ruhig und heiter zu sein. Sehet, Kinder! Wenn ihr dem Vater recht danket für Etwas, so jauchzet und lärmet ihr nicht; ihr fallet ihm still und mit wenigen Worten um den Hals; und wenns euch recht zu Herzen gehet, so steigen euch Thränen in die Augen. Sehet, Kinder! so ists auch gegen Gott. Wenns euch recht freuet, was er euch Gutes thut, und wenn es euch recht im Herzen ist zu danken, so machet ihr gewiß nicht viel Geschreies und Geredes; — aber Thränen kommen euch in die Augen, daß der Vater im Himmel so gut ist. — Sehet, Kinder! dafür ist alles Beten, daß einem das Herz gegen Gott und Menschen immer dankbar bleibe; und wenn man recht betet, so thut man auch recht und wird Gott und Menschen lieb in seinem ganzen Leben. —

Mutter. Aber, ihr Lieben! Wie ists in dieser Woche mit dem Rechtthun gegangen?

Die Kinder sahen eins das andere an und schwiegen.

Mutter. Anneli! Thatest du recht in dieser Woche?

Anneli. Nein, Mutter! Du weißt es wohl mit dem Brüderlein.

Mutter. Anneli! Es hätte dem Kinde Etwas begegnen können; es sind schon Kinder, die man so allein gelassen hat, erstickt. Und über dies, denk nur, wie's dir wäre, wenn man dich in eine Kammer einsperrte und dich da hungern und dursten und schreien ließe. Die kleinen Kinder werden auch zornig und schreien, wenn man sie lang ohne Hülfe läßt, so entsetzlich, daß sie für ihr ganzes Leben elend werden können. — Anneli! So dürfte ich, weiß Gott! keinen Augenblick mehr ruhig vom Hause weg, wenn ich fürchten müßte, du hättest zu dem Kinde nicht recht Sorge.

Anneli. Glaube mirs doch, Mutter! Ich will gewiß nicht mehr von ihm weggehn.

Mutter. Ich wills zum lieben Gott hoffen, du werdest mich nicht mehr so in Schrecken setzen.

Und Niklas! wie ists dir in dieser Woche gegangen?

Niklas. Ich weiß nichts Böses.

Mutter. Denkst du nicht mehr dran, daß du am Montag das Grütli umgestoßen hast?

Niklas. Ich habs nicht mit Fleiß gethan, Mutter!

Mutter. Wenn du es noch gar mit Fleiß gethan hättest, schämest du dich nicht das zu sagen?

Niklas. Es ist mir leid! Ich wills nicht mehr thun, Mutter.

Mutter. Wenn du einmal groß sein und so wie jetzt nicht Achtung geben wirst, was um und an dir ist; so wirst du es mit deinem großen Schaden lernen müssen. Schon unter den Knaben kommen die Unbedachtsamen immer in Händel und Streit, und so muß ich fürchten, mein lieber Niklas, daß du dir mit deinem unbedachtsamen Wesen viel Unglück und Sorgen auf den Hals ziehen werdest.

Niklas. Ich will gewiß Acht geben, Mutter!

Mutter. Thue es doch, mein Lieber! und glaube mir, dieses unbedachtsame Wesen würde dich gewiß unglücklich machen.

Niklas. Liebe, liebe Mutter! Ich weiß es und ich glaube es und ich will gewiß Acht geben.

Mutter. Und du, Lise! Wie hast du dich in dieser Woche aufgeführt?

Lise. Ich weiß einmal nichts Anders diese Woche, Mutter!

Mutter. Gewiß nicht?

Lise. Nein, Mutter! so viel ich mich besinne, ich wollte es sonst gern sagen, Mutter!

Mutter. Daß du immer, auch wenn du Nichts weißt, mit so viel Worten antwortest als ein Andres, wenn es recht Viel zu sagen hat!

Lise. Was habe ich jetzt denn auch gesagt, Mutter?

Mutter. Eben Nichts und doch Viel geantwortet. Es ist das, was wir dir tausendmal schon sagten, du seist nicht bescheiden, du besinnest dich über Nichts, was du reden sollst, und müssest doch immer

geredet haben. Was hattest du gerade vorgestern dem Untervogt zu sagen, du wissest, daß Arner bald kommen werde?

Lise. Es ist mir leid, Mutter.

Mutter. Wir habens dir schon oft gesagt, daß du nicht in Alles, was dich nicht angeht, reden sollst, insonderheit vor fremden Leuten; und doch thust dus immerfort. Wenn jetzt dein Vater es nicht hätte sagen dürfen, daß er es schon wisse, und wenn er so Verdruß von deinem Geschwätze gehabt hätte?

Lise. Es würde mir sehr leid sein, aber weder du noch er haben doch kein Wort gesagt, daß es Niemand wissen soll.

Mutter. Ja, ich wills dem Vater sagen, wenn er heim kommt. Wir müssen so zu allen Worten, die wir in der Stube reden, allemal hinzusetzen: Das darf jetzt die Lise sagen bei den Nachbarn und beim Brunnen erzählen, aber das nicht und das nicht und das wieder; — so weißt du denn recht ordentlich und richtig, wovon du plappern darfst.

Lise. Verzeih mir doch, Mutter! Ich meinte es auch nicht so.

Mutter. Man hat es dir für ein und allemal gesagt, daß du in Nichts, was dich nicht angeht, plaudern sollst, aber es ist vergeblich. Der Fehler ist dir nicht abzugewöhnen als mit Ernst, und das erste Mal, daß ich dich wieder bei so unbesonnenem Geschwätz antreffen werde, werde ich dich mit der Ruthe abstrafen.

Die Thränen schossen der Lise in die Augen, da die Mutter von der Ruthe redete. Die Mutter sah es und sagte zu ihr: Lise! Das größte Unglück entsteht aus unvorsichtigem Geschwätze, und dieser Fehler muß dir abgewöhnt sein.

So redete die Mutter mit Allen, sogar mit dem kleinen Grüttli: Du mußt deine Suppe nicht mehr so ungestüm fordern, sonst lasse ich dich ein ander Mal noch länger warten, oder ich gebe sie gar einem Andern.

Nach allem diesem beteten die Kinder ihre gewohnten Abendgebete und nach denselben das Samstagsgebet, das Gertrud sie gelernt hatte. Es lautete also:

Lieber Vater im Himmel! Du bist immer gut mit den Menschen auf Erden, und auch mit uns bist du immer gut und giebst uns Alles, was wir nöthig haben. Ja, du giebst uns Gutes zum Ueberfluß. Alles kommt von dir, das Brod und Alles, was uns der liebe Vater und die liebe Mutter geben, Alles giebst du ihnen und sie geben es uns gern. Sie freuen sich über Alles, was sie uns thun und geben können, und sagen uns, wir sollen es dir danken, daß sie so gut mit uns sind; sie sagen uns, wenn sie dich nicht kennten und du ihnen nicht lieb wärest, so wären auch wir ihnen nicht so lieb, und sie würden, wenn sie dich nicht kennten und liebten, uns gar viel weniger Gutes thun können. Sie sagen uns ferner, daß wir es dem Heiland der Menschen danken sollen, daß sie dich, himmlischer Vater! erkennen und lieben, und daß alle Menschen, welche diesen lieben Heiland nicht kennen und lieben und nicht allem guten Rathe folgen, den er den Menschen auf Erden gegeben hat, auch dich, himmlischer Vater! nicht so lieben und ihre

Kinder nicht so fromm und sorgfältig erziehen als die, welche dem Heiland der Welt glauben. Unser lieber Vater und die liebe Mutter erzählen uns immer viel von diesem lieben Jesus, wie er es so gut mit den Menschen auf Erden gemeint, wie er, damit er Alles thue, was er könne, die Menschen zeitlich und ewig glücklich zu machen, sein Leben in tausendfachem Elend zugebracht habe, und wie er endlich am Kreuze gestorben sei; wie ihn Gott wieder vom Tode auferweckt habe, und wie er jetzt in der Herrlichkeit des Himmels zur Rechten auf dem Throne Gottes, seines Vaters, lebe und noch jetzt alle Menschen auf Erden gleich liebe und suche glücklich und selig zu machen! Es geht uns allemal ans Herz, wenn wir von diesem lieben Jesus hören, wenn wir nur auch lernen so leben, daß wir ihm lieb werden, und daß wir einst zu ihm kommen in den Himmel.

Lieber Vater im Himmel! Wir arme Kinder, die wir hier beisammen sitzen und beten, sind Brüder und Schwestern; darum wollen wir immer recht gut mit einander sein und einander Nichts zu Leid thun, sondern alles Gute, was wir können und mögen. Zu den Kleinen wollen wir Sorge tragen mit aller Treue und mit allem Fleiß, daß der liebe Vater und die liebe Mutter ohne Sorgen ihrer Arbeit und ihrem Brode nachgehn können; das ist das Einzige, das wir ihnen thun können — für alle Mühe und Sorgen und Ausgaben, die sie für uns haben. Vergilt ihnen, du Vater im Himmel! Alles, was sie an uns thun, und laß uns ihnen in Allem, was sie wollen, folgen, daß wir ihnen lieb bleiben bis ans Ende ihres Lebens, da du sie von uns nehmen und belohnen wirst für ihre Treue, die sie uns werden erwiesen haben!

Lieber himmlischer Vater! Laß uns den morgenden heiligen Tag deiner Güte und der Liebe Jesu Christi und auch alles dessen, was uns unser Vater und unsre Mutter und alle Menschen Gutes thun, recht eingedenk sein, damit wir gegen Gott und Menschen dankbar werden und gehorsam, und damit wir in der Liebe wandeln vor deinen Augen unser Lebenlang! — —

Hier mußte Niklas innehalten. Dann sprach Gertrud allemal nach den Vorfällen der Woche das Weitere vor.

Heute sagte sie ihnen: Wir danken dir, himmlischer Vater! daß du unsern lieben Eltern in dieser Woche die schweren Sorgen für ihr Brod und für ihre Haushaltung erleichtert und dem Vater einen guten, einträglichen Verdienst gezeiget hast. Wir danken dir, daß unsere Obrigkeit mit wahrem Vaterherzen unser Schutz, unser Trost und unsere Hülfe in allem Elend und in aller Noth ist. Wir danken dir für die Gutthat unsers gnädigen Herrn. Wir wollen, wills Gott! aufwachsen, wie zu deiner Ehre, also auch zu deinem Dienst und Wohlgefallen, denn er ist uns wie ein treuer Vater! —

Hierauf sprach sie der Lise vor: Verzeih mir o mein Gott! meine alte Unart und lehre mich meine Zunge im Zaum halten, schweigen, wo ich nicht reden soll, und behutsam und bedächtlich antworten, wo man mich fraget!

Sodann sprach sie dem Niklas vor: Bewahre mich, Vater im Himmel! doch in Zukunft vor meinem hastigen Wesen und lehre mich, mich auch in Acht nehmen, was ich mache, und wer um mich sei!

Dann dem Anneli: Es ist mir leid, mein lieber Gott! daß ich mein Brüderlein so leichtsinnig verlassen und damit die liebe Mutter so in Schrekken gesetzt habe. Ich will es in meinem Leben nicht mehr thun, mein lieber Gott!

Und nachdem die Mutter allen Kindern so vorgesprochen hatte, betete sie ferner:

Herr, erhöre uns!
Vater, verzeih uns!
Jesus, erbarm dich unser!

Dann betete Niklas das heilige Vaterunser.

Und dann Enne: Behüt mir, Gott! den lieben Vater und die liebe Mutter und die lieben Geschwister, auch unsern lieben gnädigen Herrn von Arnheim und alle guten lieben Menschen auf Erden!

Und dann die Lise:

Das walt Gott,
Der Vater!
Der Sohn!
Und der heilige Geist!

Und dann die Mutter:

Nun Gott sei mit euch!
Gott erhalte euch!
Der Herr lasse sein heiliges Angesicht über euch leuchten und sei euch gnädig! —

Eine Weile noch saßen die Kinder und die Mutter in der ernsten Stille, die ein wahres Gebet allen Menschen einflößen muß. —

XLV. Wilhelm Heinse. *)

(1746 — 1803.)

1. Rom.

(Erster Theil. S. 254.)

Wer Rom in seinen Ruinen und seiner Versunkenheit ganz fühlen wollte, müßte ein neuer und doppelt und dreifach großer Marius auf den zerstörten und zerfallenen Kaiserpalästen des Monte Palatino sitzen. Kein Mensch auf dem heutigen Erdboden vermag dieß; alles ist dagegen zu klein, was herkömmt und was da ist. Meine Thränen rinnen auf die heilige Asche der Helden, und ich schaudere zusammen in der Unwürdigkeit, wozu mich das Schicksal verdammt hat. Welch ein Glück, bey seiner Geburt in ein Rom zu den Zeiten der Scipionen auf die Welt geworfen zu werden! aber dieß kann Niemand mehr begegnen.

---

*) „Ardinghello und die glückseeligen Inseln. Zwei Bände. Zweite Ausgabe. Lemgo. Meyer. 1794." 8.

Wer sich eine Idee von der Römischen Gegend machen will, muß sie an einem heiteren Morgen oder Abend auf dem Thurme vom Kapitol sehen. Weit, voll großer reinen Gegenstände, ein entzückend Stück Welt, zu handeln und wieder auszuruhen, ist sie; schöne Hügel, fruchtbare Flächen, ferne Ketten kühl Gebirg, und das unermeßliche Meer in der Nähe zum leichten Ausflug in allen Nationen. Und wie Stolz und königlich nun Rom in der Mitte liegt auf seinen freundlichen mannigfaltigen Höhen, an der Schlangenwindung des Tiberstroms, als stark anziehender Vereinigungspunct! Zeigt mir eine Stadt in der Welt, im herrlichen Europa, von wo aus man dasselbe, und Afrika und Asien so bequem beherrschen könne, gerad im mildesteu menschlichsten Klima zwischen Hitze und Kälte!

Es bleibt dabey: Luft und Land macht den Hauptunterschied von Menschen; alsdenn kömmt Zufall und die Kette der Begebenheiten, Neuheit und Ablebung; alles geht im Kreis und Taumel, und die Bewegung läuft immer fort. Es kann nicht fehlen, jede Gegend stimmt mit der Zeit die Seelen der Einwohner nach sich. Rom ist weit, glänzend, und groß in prächtigen Fernen, schön in der Nähe; still auf seinen bekränzten Hügeln, und einsam zum Genuß und Nachdenken: und so die Römer von jeher, was die Form betrifft, und sie werdens bleiben. Jetzt geben ihnen ihre eignen Ruinen etwas zerstörendes, das noch entferntere Gegenden als ehemals empfinden.

O daß du nicht hier bist und mich begleiten kannst! Doch ist auch wieder Genuß und Rührung stärker bey traurigen Gefühlen, wenn der Mensch allein ist.

Ich bin die ersten Tage in den Gebirgen herumgeritten zu Tivoli, Palestrina, Frascati und Albano; und hernach an der See hernm zu Nettuno, Ostia, Civitavechia. Wie ein Hannibal such ich es einzunehmen, das unbändige Rom: aber es wird mir wie ihm nicht gelingen. Alsdenn hab ich es wieder von seinen Höhen betrachtet: und nun stürz ich mich hinein in die Tiefe. Meine Seele kann wegen der vorigen Stürme noch keine rechte Ruhe finden, und dieß treibt mich oft nach kurzem Schlummer vom Lager auf; hier will ich dir denn, um mich zu zerstreuen, und vielleicht zu deinem Vergnügen etwas beizutragen, zuweilen einige Worte über mein gegenwärtig Leben hinwerfen. Für Eingeweihte ist das willkührliche Zeichen immer ein guter Zauberstab, die Gefühle eines andern wieder hervorzurufen; zumal wenn sie dereinst dieselben Gegenstände vor sich haben.

2. Die Mahlerei und Bildhauerei.

(Erster Theil. S. 282.)

Es ist wohl keine Frage, welche von beyden Künsten die Formen des Menschen besser darstellen kann. Die Mahlerey ist eine beständige Lüge, und ihre Erhabenheit und Tiefe erkünstelt. Wir lassen uns täuschen, weil völlige Wahrheit und Wirklichkeit wie bey Bildhauerey unmöglich ist, und geben uns zu unserm eignen Vergnügen alle Mühe, die Köpfe und überhaupt das Nackende z. B. vom Tizian rund und

hervorgehend, und die Fernen und Mittelgründe seiner Landschaften im gehörigen Abstand zu sehen. Ihre eigentlichen Gegenstände sind, wo die Farben, leichte Bewegung und zarter Stoff einen vorzüglichen Theil ausmacht. Die Neuheit hauptsächlich, und dann die überwundne Schwierigkeit machten sie unter dem Zeuxis und Apelles so reizend; und gewiß ist's, daß die Farbe viel zur Täuschung, im Ganzen genommen, beyträgt. Auf den ersten Blick wirkt ein gemahltes Bild auch auf den Verständigen mehr, als eine eben so vortreffliche Statue in ihrer Art; aber wenig Zeit und Besinnung macht die Mahlerey dagegen ganz verschwinden. Unter tausend Gesichtern findet man ferner in einem guten Klima nur äußerst wenige für den Marmor, aber weit mehrere für die Farbe. Die Bildhauerkunst ist die ächte Probe schöner Form, und geht ins Wesentlichre, und das Erhabne: die Mahlerey gibt sich mit allem ab, wo sie nur ein wenig Reiz findet.

Die letztere muß sich also vor allem hüten, was schon die Bildhauerey vollkommen darstellen kann; und beyde müssen sich davor hüten, das Reich der Poesie zu beschreiten: denn jede bleibt überwunden, sobald sich nur ein gewöhnlich guter Meister der andern Kunst an den Kampf macht. Poesie enthält sich der Formen und Farben; Bildhauerey enthält sich der Farben und Geschichten von vielen Figuren; Mahlerey enthält sich alles dessen, was sich bloß durch Form zeigt, und sowie die Bildhauerey noch der Geschichten, wo man das Ganze nicht mit einem Blicke herausnehmen kann. Dienste und Gefälligkeiten mögen sie sich übrigens gern erzeigen. Rom allein ist voll von Beyspielen, wie gute und wackre Meister verunglückt sind, indem sie über diese Regeln hinaus wollten; und den schönsten Theil ihres Lebens umsonst dagegen kämpften.

Apelles nahm sich wohl in Acht, kein bloßes Portrait vom Alexander zu machen; hierin mußt er allezeit dem Lysipp wegen seiner Formen nachstehen. Er bildete ihn also mit dem Blitz in der Hand; mit dem Kastor und Pollux und der Victoria; auf einem Triumpfwagen mit dem Krieg hinter drein, diesem die Hände auf den Rücken gebunden. Dieß mußte Lysipp so natürlich wohl bleiben lassen. Aber Bildhauerey behält doch immer den Rang; denn sie zeigt das edelste der bildenden Kunst, nämlich die Form am vollkommensten. Bey Weibern, es ist wahr, und bei Knaben ist die Farbe auch sehr reizend; allein sie ist doch bloß ein seichter Augengenuß, der nicht in den ganzen Menschen so eindringt, wie die Form.

Das Klassische überall ist das Gedrängtvolle, wenn einer alles Wesentliche und Bezeichnende von einem Gegenstande heraus fühlt und nachahmt; und in diesem Verstande kann man gewiß schon aus einer Hand, oder irgend einem Theil am menschlichen Körper bey einem Künstler den großen Mann erkennen, wie aus der Klaue den Löwen. Phantasie, die aus Tausenden zusammenträgt, aber nicht das rechte, sondern außerwesentliche, ist das Gegentheil und Bettlerarmuth; Lumpen und Lappen und kein ganz Stück. Ein Ding recht fassen, zeigt den trefflichen Menschen und macht den Virtuosen.

Der schöne Mensch im bloßen Gefühl seiner Existenz ohne Leiden-

schaft in Ruhe ist der eigentlichste Gegenstand der Nachahmung des bildenden Künstlers, und seine Nummer Eins; in dieser Verfassung ohne alle Bekleidung liegt die reinste Harmonie der Schönheit, und sie paßt am allerbesten zu dem gänzlichen Mangel an Bewegung seiner Werke. Alle Leidenschaft, alle Handlung zieht, leitet unsre Betrachtung von ihren schönen körperlichen Formen ab. Zur Schönheit selbst gehört der Charakter, oder das, wodurch sich eine Person von der andern unterscheidet. Schönheit mit lebendigem Charakter ist das schwerste der Kunst. — — —

XLVI. Johann Wolfgang Göthe.

1. Von Deutscher Baukunst.

D. M.
Ervini a Steinbach.

(1773.)

(Göthe's Werke. Band 39. S. 339.)

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein suchte, der mir deuten sollte: **Anno domini 1318. XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis,** und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß sich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergossen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, thöriger und besser als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Besitzthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandsteinen, wie ich's vermögte.

Was braucht's dir Denkmal! Du hast dir das herrlichste errichtet; und kümmert die Ameisen, die drum krabbeln, dein Name nichts, hast du gleiches Schicksal mit dem Baumeister, der Berge aufthürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu erzeugen, ganz, groß, und bis in den kleinsten Theil nothwendig schön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen darauf zu zaubern, nnd dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geistes, vollendet das Begonnene in die Wolken. Was braucht's dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ist's Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Geschmäckler wird's immer schwindeln an deinem Koloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Also nur, trefflicher Mann, eh' ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ocean wage, wahrscheinlicher dem Tod als dem Gewinnst entgegen, siehe hier in diesem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, schneid ich den deinigen in eine deinem Thurm gleich schlank

aufsteigende Buche, hänge an seine vier Zipfeln dieß Schnupftuch mit Gaben dabei auf — nicht ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apostel aus den Wolken herabgelassen worden, voll reiner und unreiner Thiere; so auch voll Blumen, Blüthen, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geschossene Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem Zeitvertreib botanisirend eingesammelt, dir nun zu Ehren der Verwesung weihe. — —

Als ich das erstemal nach dem Münster gieng, hat ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkührlichkeiten Gothischer Verzierungen. Unter die Rubrick Gothisch, gleich dem Artickel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymischen Mißverständnisse, die mir von unbestimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zusammen gestoppeltem, aufgepflicktem, überladenem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheidter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles Gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gedreckselten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unsre bürgerlichen Edelleute ihre Häuser schminken, bis zu den ernsten Resten der älteren Deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt!“ und so graute mir's im Gehen vor'm Anblick eines einst geformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat; Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sey. Wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer ältern Brüder in ihren Werken zu genießen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe gelezt, wenn durch sie die unzähligen Theile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir, in leisen Ahnungen, der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du, lispelt er mir entgegen. Alle diese Massen waren nothwendig, und siehst du sie nicht in allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum stimmenden Verhältniß erhoben! Wie über dem Haupteingange, der zwey kleinere zur Seite beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tagelocht war, wie hoch darüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte!

das all war nothwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düsteren erhabenen Oeffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehen scheinen. In ihre kühne schlanke Gestalt hab' ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Thürme hoch in die Luft heben sollten, deren, ach, nur einer traurig da steht, ohne den fünfgethürmten Hauptschmuck, den ich ihm bestimmte, daß ihm und seinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. — Und so schied er von mir, und ich versank in theilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegen strecken, schauen die großen harmon'schen Massen, zu unzählig kleinen Theilen belebt: wie in Werken der ewigen Natur, bis auf's geringste Zäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen, wie das fest gegründete ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank' ich's, Genius, daß mir's nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch' eine Schöpfung herabschauen, und Gott gleich sprechen kann: es ist gut! — — —

2. Aus Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.

Schauspiel.

(1773.)

(Achter Band.)

a. Götz und Lerse.

(S. 89.)

Götz, Georg. Später Lerse.

Georg. Er will selbst mit euch sprechen. Ich kenn' ihn nicht; es ist ein stattlicher Mann, mit schwarzen feurigen Augen.

Götz. Bring ihn herein.

Lerse (kommt.)

Götz. Gott grüß euch! Was bringt ihr?

Lerse. Mich selbst, das ist nicht viel, doch alles was es ist biet' ich euch an.

Götz. Ihr seyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieser Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, eher den Verlust der alten stündlich fürchtete. Gebt mir euren Namen.

Lerse. Franz Lerse.

Götz. Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem braven Mann bekannt macht.

Lerse. Ich machte euch schon einmal mit mir bekannt, aber damals danktet ihr mir nicht dafür.

Götz. Ich erinnere mich eurer nicht.

Lerse. Es wäre mir leid. Wißt ihr noch, wie ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Schotten feind wart, und nach Haßfurt auf die Fastnacht reiten wolltet?

Götz. Wohl weiß ich es.

Lerse. Wißt ihr, wie ihr unterwegs bei einem Dorf fünf und zwanzig Reitern entgegen kamt?

Götz. Richtig. Ich hielt sie anfangs nur für zwölfe, und theilt' meinen Haufen, waren unsere sechszehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer in willens sie sollten bei mir vorbeiziehen. Dann wollt' ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredt hatte.

Lerse. Aber wir sahn euch, und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt vorbei und hieltet unten. Wie wir sahn ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir herab.

Götz. Da sah ich erst, daß ich mit der Hand in die Kohlen geschlagen hatte. Fünf und zwanzig gegen acht! Da galts kein Feyern. Erhard Truchses durchstach mir einen Knecht, dafür rannt' ich ihn vom Pferde. Hätten sie sich Alle gehalten wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufchens übel gewahrt gewesen.

Lerse. Der Knecht, wovon ihr sagtet —

Götz. Es war der bravste den ich gesehen habe. Er setzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätt ihn von mir gebracht, wollte mit Andern zu schaffen haben, war er wieder an mir, und schlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein wenig gefleischt hatte.

Lerse. Habt ihr's ihm verziehen?

Götz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerse. Nun so hoff' ich, daß ihr mit mir zufrieden seyn werdet; ich hab mein Probstück an euch selbst abgelegt.

Götz. Bist du's? O willkommen, willkommen! Kannst du sagen, Maximilian, du hast unter deinen Dienern Einen so geworben!

Lerse. Mich wundert daß ihr nicht eh auf mich gefallen seyd.

Götz. Wie sollte mir einkommen, daß der mir seine Dienste anbieten würde, der auf das Feindseligste mich zu überwältigen trachtete?

Lerse. Eben das, Herr! Von Jugend auf dien' ich als Reitersknecht, und habs mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch stießen, freut' ich mich. Ich kannte euren Namen, und da lernt' ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; ihr saht, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz ich lernt' euch kennen, und von Stund an beschloß ich euch zu dienen.

Götz. Wie lange wollt ihr bei mir aushalten?

Lerse. Auf ein Jahr. Ohne Entgeld.

Götz. Nein, ihr sollt gehalten werden wie ein Anderer, und drüber, wie der, der mir bei Remlin zu schaffen machte.

Georg (kommt.) Hans von Selbitz läßt euch grüßen; Morgen ist er hier mit fünfzig Mann.

Götz. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter; ohne Zweifel euch zu beobachten

Götz. Wieviel?

Georg. Ihrer fünfzig.

Götz. Nicht mehr! Komm, Lerse, wir wollen sie zusammen schmeißen, wenn Selbitz kommt daß er schon ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerse. Das soll eine reichliche Vorlese werden.

Götz. Zu Pferde.

b. Das Vehmgericht.

(Akt V. S. 161.)

In einem finstern engen Gewölbe. Die Richter des heimlichen Gerichts. (Alle vermummt,)

Aeltester. Richter des heimlichen Gerichts, schwurt auf Strang und Schwert unsträflich zu seyn, zu richten im Verborgenen, zu strafen im Verborgenen Gott gleich! Sind eure Herzen rein und eure Hände, hebt die Arme empor, ruft über die Missethäter: Wehe! Wehe!

Alle. Wehe! Wehe!

Aeltester. Rufer, beginne das Gericht!

Rufer. Ich Rufer rufe die Klag gegen den Missethäter. Deß Herz rein ist, dessen Händ rein sind zu schwören auf Strang und Schwert, der klage bei Strang und Schwert! klage! klage!

Kläger (tritt vor). Mein Herz ist rein von Missethat, meine Hände von unschuldigem Blut. Verzeih mir Gott böse Gedanken und hemme den Weg zum Willen! Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage!

Aeltester. Wen klagst du an?

Kläger. Klage an auf Strang und Schwert Adelheiden von Weislingen. Sie hat Ehebruchs sich schuldig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben. Der Knab hat sich selbst gerichtet, der Mann ist todt.

Aeltester. Schwörst du zu dem Gott der Wahrheit, daß du Wahrheit klagst?

Kläger. Ich schwöre.

Aelter. Wird es falsch befunden, beutst du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete.

Aeltester. Eure Stimmen. (Sie reden heimlich zu ihm).

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was ist euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezüchtigt des Ehebruchs und Mords?

Aeltester. Sterben soll sie! sterben des bitteren doppelten Todes; mit Strang und Dolch büßen doppelt doppelte Missethat. Streckt eure Hände empor, und rufet Wehe über sie Weh! Weh! In die Hände des Rächers.

Alle. Weh! Weh! Weh!

Aeltester. Rächer! Rächer, tritt auf.

Rächer (tritt vor).

Aeltester. Faß hier Strang und Schwert, sie zu tilgen von dem Angesicht des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo du sie findest, nieder mit ihr in Staub! — Richter, die ihr richtet im Verborgenen Gott gleich, bewahrt euer Herz vor Missethat und eure Hände vor unschuldigem Blut.

c. Götz von Berlichingens Tod.

(Akt V. S. 164.)

Götz. Lerse. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott! Wie wohl ist's einem unter deinem Himmel! Wie frei! Die Bäume treiben Knospen und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben; meine Wurzeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe.

Elisabeth. Darf ich Lersen nach deinem Sohn ins Kloster schicken, daß du ihn noch einmal siehst und segnest?

Götz. Laß ihn, er ist heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unserm Hochzeittage, Elisabeth, ahnte mir's nicht, daß ich so sterben würde. — — Mein alter Vater segnete uns, und eine Nachkommenschaft von edlen tapferen Söhnen quoll aus seinem Gebet. — Du hast ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. — Lerse, dein Angesicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigsten Gefecht. Damals führte mein Geist den eurigen; jetzt hältst du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmal sähe, mich an seinem Blick wärmte! — Ihr seht zur Erden und weint — Er ist todt — Georg ist todt — Stirb, Götz — Du hast dich selbst überlebt, die Edlen überlebt. — Wie starb er? — Ach fingen sie ihn unter den Mordbrennern, und er ist hingerichtet?

Elisabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erstochen. Er wehrte sich wie ein Löw' um seine Freiheit.

Götz. Gott sey Dank! — Er war der beste Junge unter der Sonne und tapfer. — Löse meine Seele nun. — Arme Frau! Ich lasse dich in einer verderbten Welt. Lerse, verlaß sie nicht. — Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Maria, gäbe dir Gott deinen Mann wieder. Möge er nicht so tief fallen, als er hoch gestiegen ist. Selbitz starb, und der gute Kaiser, und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Wasser. — Himmlische Luft — Freiheit! Freiheit! (Er stirbt.)

Elisabeth. Nur droben, droben bei dir. Die Welt ist ein Gefängniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, daß dich von sich stieß!

Lerse. Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!

3. Aus Werther. *)

(1774.)

(Sechzehnter Band. S. 7.)

Am 10. Mai.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Daseyn versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Mahler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dämpft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannichfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft, und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

Am 12. Mai.

Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist die mir alles rings umher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter, und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klareste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts; das hat alles so was anzügliches, was schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals

---

*) „Göthes Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta. 1828." 8.

die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freyen, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.

Am 18. August.

Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute, und alles um mich her keimen und quellen sah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im lezten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr lezter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannichfaltigen Geschöpfe. Alles, alles bevölkert mit tausendfältigen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern, und sich annisten, und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles so gering achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis an's Ende des unbekannten Oceans, weht der Geist des Ewigschaffenden, und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines

Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mich dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgibt.

Es hat sich vor meiner Seele, wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: Das ist! da alles vorübergeht, da alles mit der Wetterschnelle vorüber rollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht, und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte, und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, seyn mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet Ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große, seltene Noth der Welt, diese Fluthen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webende Kräfte um mich her: ich sehe nichts, als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

4. Aus Egmont.

(1788.)

Egmont's letzte Stunde.

(Achter Band. S. 288.)

Egmont (hat eine Weile in sich versenkt stille gestanden, und Silva ohne sich umzusehen abgehen lassen. Er glaubt sich allein, und da er die Augen aufhebt, erblickt er Alba's Sohn.)

Du stehst und bleibst? Willst du mein Erstaunen, mein Entsetzen noch durch deine Gegenwart vermehren? Willst du noch etwa die willkommene Botschaft deinem Vater bringen, daß ich unmännlich verzweifle? Geh! Sag ihm! Sag ihm, daß er weder mich noch die Welt belügt. Ihm, dem Ruhmsüchtigen, wird man es erst hinter den Schultern leise lispeln, dann laut und lauter sagen, und wenn er einst von diesem Gipfel herabsteigt, werden tausend Stimmen es ihm entgegen rufen! Nicht das Wohl des Staats, nicht die Würde des Königs, nicht die Ruhe der Provinzen haben ihn hieher gebracht. Um sein selbst Willen hat er Krieg gerathen, daß der Krieger im Kriege gelte. Er hat diese ungeheure Verwirrung erregt, damit man seiner bedürfe. Und ich falle, ein Opfer seines niedrigen Hasses, seines kleinlichen Neides. Ja, ich weiß es, und ich darf es sagen: mich hat der Eingebildete beneidet; mich wegzutilgen hat er lange gesonnen und gedacht.

Schon damals, als wir noch jünger mit Würfeln spielten, und die Haufen Goldes einer nach dem andern von seiner Seite zu mir herübereilten; da stand er grimmig, log Gelassenheit, und innerlich verzehrte ihn die Aergerniß, mehr über mein Glück als über seinen Verluft. Noch erinnere ich mich des funkelnden Blicks, der verrätherischen Bläße, als wir an einem öffentlichen Feste vor vielen tausend Menschen um die Wette schossen. Er forderte mich auf, und beide Nationen standen; die Spanier, die Niederländer wetteten und wünschten. Ich überwand ihn; seine Kugel irrte, die meine traf; ein lauter Freudenschrei der Meinigen durchbrach die Luft. Nun trifft mich sein Geschoß. Sag' ihm, daß ichs weiß, daß ich ihn kenne, daß die Welt jede Siegszeichen verachtet, die ein kleiner Geist erschleichend sich aufrichtet. Und du! wenn einem Sohne möglich ist, von der Sitte des Vaters zu weichen, übe bei Zeiten die Scham, indem du dich für den schämst, den du gerne von ganzem Herzen verehren möchtest.

Ferdinand. Ich höre dich an, ohne dich zu unterbrechen! Deine Vorwürfe lasten wie Keulschläge auf einem Helm; ich fühle die Erschütterung, aber ich bin bewaffnet. Du triffst mich, du verwundest mich nicht; fühlbar ist mir allein der Schmerz, der mir den Busen zerreißt. Wehe mir! Wehe! Zu einem solchen Anblick bin ich aufgewachsen, zu einem solchen Schauspiele bin ich gesendet!

Egmont. Du brichst in Klagen aus? Was rührt, was bekümmert dich? Ist es eine späte Reue, daß du der schändlichen Verschwörung deinen Dienst geliehen? Du bist so jung und hast ein glückliches Ansehen. Du warst so zutraulich, so freundlich gegen mich. So lang ich dich sah, war ich mit deinem Vater versöhnt. Und eben so verstellt, verstellter als er, lockst du mich in das Netz. Du bist der Abscheuliche! Wer ihm traut, mag er es auf seine Gefahr thun; aber wer fürchtete Gefahr dir zu vertrauen? Geh! Geh! Raube mir nicht die wenigen Augenblicke! Geh, daß ich mich sammle, die Welt, und dich zuerst vergesse! —

Ferdinand. Was soll ich dir sagen? Ich stehe und sehe dich an, und sehe dich nicht, und fühle mich nicht. Soll ich mich entschuldigin? Soll ich dir versichern, daß ich erst spät, erst ganz zuletzt des Vaters Absichten erfuhr, daß ich als ein gezwungenes, ein lebloses Werkzeug seines Willens handelte? Was fruchtet's, welche Meinung du von mir haben magst? Du bist verloren; und ich Unglücklicher stehe nur da, um dir's zu versichern, um dich zu bejammern.

Egmont. Welche sonderbare Stimme, welch ein unerwarteter Trost begegnet mir auf dem Wege zum Grabe? Du, Sohn meines ersten, meines fast einzigen Feindes, du bedauerst mich, du bist nicht unter meinen Mördern? Sage, rede! Für wen soll ich dich halten?

Ferdinand. Grausamer Vater! Ja ich erkenne dich in diesem Befehle. Du kanntest mein Herz, meine Gesinnung, die du so oft als Erbtheil einer zärtlichen Mutter schaltest. Mich dir gleich zu bilden sandtest du mich hierher. Diesen Mann am Rande des gähnenden Grabes, in der Gewalt eines willkürlichen Todes zu sehen zwingst du

mich, daß ich den tiefsten Schmerz empfinde, daß ich taub gegen alles Schicksal, daß ich unempfindlich werde, es geschehe mir was wolle.

Egmont. Ich erstaune! Fasse dich! Stehe, rede wie ein Mann.

Ferdinand. O daß ich ein Weib wäre! daß man mir sagen könnte: was rührt dich? was ficht dich an? Sage mir ein größeres, ein ungeheures Uebel, mache dich zum Zeugen einer schrecklichen That; ich will dir danken, ich will sagen: es war nichts.

Egmont. Du verlierst dich. Wo bist du?

Ferdinand. Laß diese Leidenschaft rasen, laß mich losgebunden klagen! Ich will nicht standhaft scheinen, wenn alles in mir zusammenbricht. Dich soll ich hier sehen? — Dich? — Es ist entsetzlich! Du verstehst mich nicht! Und sollst du mich verstehen? Egmont! Egmont! (Ihm um den Hals fallend.)

Egmont. Löse mir das Geheimniß.

Ferdinand. Kein Geheimniß.

Egmont. Wie bewegt dich so tief das Schicksal eines fremden Mannes?

Ferdinand. Nicht fremd! Du bist mir nicht fremd. Dein Name war's, der mir zu meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegen leuchtete. Wie oft hab ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann. So bist du vor mir her geschritten; immer vor, und ohne Neid sah ich dich vor, und schritt dir nach, und fort und fort. Nun hofft ich endlich dich zu sehen, und sah dich und mein Herz flog dir entgegen. Dich hatte ich mir bestimmt, und wählte dich aufs Neue, da ich dich sah. Nun hofft ich erst mit dir zu seyn, mit dir zu leben, dich zu fassen, dich — Das ist nun alles weggeschnitten, und ich sehe dich hier!

Egmont. Mein Freund, wenn es dir wohlthun kann, so nimm die Versicherung, daß im ersten Augenblick mein Gemüth dir entgegen kam. Und höre mich. Laß uns ein ruhiges Wort unter einander wechseln. Sage mir: ist es der strenge, ernste Wille deines Vaters, mich zu tödten.

Ferdinand. Er ist's.

Egmont. Dieses Urtheil wäre nicht ein leeres Schreckbild, mich zu ängstigen, durch Furcht und Drohung zu strafen, mich zu erniedrigen, und dann mit königlicher Gnade mich wieder aufzuheben?

Ferdinand. Nein, ach leider nein! Anfangs schmeichelte ich mir selbst mit dieser ausweichenden Hoffnung; und schon da empfand ich Angst und Schmerz, dich in diesem Zustande zu sehen. Nun ist es wirklich, ist gewiß. Nein, ich regiere mich nicht. Wer gibt mir eine Hülfe, wer einen Rath, dem unvermeidlichen zu entgehen?

Egmont. So höre mich. Wenn deine Seele so gewaltsam dringt mich zu retten, wenn du die Uebermacht verabscheust, die dich gefesselt hält, so rette mich! Die Augenblicke sind kostbar. Du bist des Allgewaltigen Sohn, und selbst gewaltig — Laß uns entfliehen! Ich kenne die Wege; die Mittel können dir nicht unbekannt seyn. Nur diese Mauern, nur wenige Meilen entfernen mich von meinen Freunden.

Löse diese Bande, bringe mich zu ihnen und sey unser. Gewiß, der König dankt dir dereinst meine Rettung. Jetzt ist er überrascht, und vielleicht ist ihm alles unbekannt. Dein Vater wagt; und die Majestät muß das Geschehene billigen, wenn sie sich auch davor entsetzet. Du denkst? O denke mir den Weg der Freiheit aus! Sprich, und nähre die Hoffnung der lebendigen Seele.

Ferdinand. Schweig! o schweige! Du vermehrst mit jedem Worte meine Verzweiflung. Hier ist kein Ausweg, kein Rath, keine Flucht. — Das quält mich, das greift und faßt mir wie mit Klauen die Brust. Ich habe selbst das Netz zusammengezogen; ich kenne die strengen festen Knoten; ich weiß wie jeder Kühnheit, jeder List die Wege verrennt sind; ich fühle mich mit dir und mit allen andern gefesselt. Würde ich klagen, hätte ich nicht alles versucht? Zu seinen Füßen habe ich gelegen, geredet und gebeten. Er schickte mich hieher, um alles, was von Lebenslust und Freude mit mir lebt, in diesem Augenblicke zu zerstören.

Egmont. Und keine Rettung?

Ferdinand. Keine!

Egmont (mit dem Fuße stampfend.) Keine Rettung! — — Süßes Leben! schöne freundliche Gewohnheit des Daseyns und Wirkens! von dir soll ich scheiden! So gelassen scheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräusch der Waffen, in der Zerstreuung des Getümmels gibst du mir ein flüchtiges Lebewohl; du nimmst keinen eiligen Abschied, verkürzest nicht den Augenblick der Trennung. Ich soll deine Hand fassen, dir noch einmal in die Augen sehn, deine Schöne, deinen Werth recht lebhaft fühlen, und dann mich entschlossen losreißen und sagen: Fahre hin!

Ferdinand. Und ich soll daneben stehen, zu sehn, dich nicht halten, nicht hindern können! O welche Stimme reichte zur Klage! Welches Herz flösse nicht aus seinen Banden vor diesem Jammer?

Egmont. Fasse dich!

Ferdinand. Du kannst dich fassen, du kannst entsagen, den schweren Streit an der Hand der Nothwendigkeit heldenmäßig gehn. Was kann ich? Was soll ich? Du überwindest dich selbst und uns; du überstehst; ich überlebe dich und mich selbst. Bei der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verworren, trüb' scheint mir die Zukunft.

Egmont. Junger Freund, den ich durch ein sonderbares Schicksal zugleich gewinne und verliere, der für mich die Todesschmerzen empfindet, für mich leidet, sieh mich in diesen Augenblicken an; du verlierst mich nicht. War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gerne betrachtetest; so sey es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages habe ich mich gefreut; an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen mir sie zeigte. Nun endigt sich das Leben, wie es sich früher, früher, schon auf dem Sande

von Grevelingen hätte endigen können. Ich höre auf zu leben; aber ich habe gelebt. So leb auch du, mein Freund, gern und mit Lust, und scheue den Tod nicht.

Ferdinand. Du hättest dich für uns erhalten können, erhalten sollen. Du hast dich selber getödtet. Oft hört' ich, wenn kluge Männer über dich sprachen, feindselige, wohlwollende, sie stritten lang' über deinen Werth; doch endlich vereinigten sie sich, keiner wagt es zu läugnen, jeder gestand: ja er wandelt einen gefährlichen Weg. Wie oft wünscht' ich dich warnen zu können! Hattest du denn keine Freunde?

Egmont. Ich war gewarnt.

Ferdinand. Und wie ich Punctweise alle diese Beschuldigungen wieder in der Anklage fand, und deine Antworten! Gut genug dich zu entschuldigen; nicht kräftig genug dich von der Schuld zu befreien —

Egmont. Dieß sey bei Seite gelegt. Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen; und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen. Laß uns darüber nicht sinnen; dieser Gedanken entschlag' ich mich leicht — schwerer der Sorge für dieses Land! doch auch dafür wird gesorgt seyn. Kann mein Blut für viele fließen, meinem Volke Friede bringen, so fließt es willig. Leider wird's nicht so werden. Doch es ziemt dem Menschen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken soll. Kannst du die verderbende Gewalt deines Vaters aufhalten, lenken, so thu's. Wer wird das können? — Leb wohl!

Ferdinand. Ich kann nicht gehen.

Egmont. Laß meine Leute dir auf's beste empfohlen seyn! Ich habe gute Menschen zu Dienern; daß sie nicht zerstreut, nicht unglücklich werden! Wie steht es um Richard, meinen Schreiber?

Ferdinand. Er ist dir vorausgegangen. Sie haben ihn als Mitschuldigen des Hochverraths enthauptet.

Egmont. Arme Seele! — Noch Eins, und dann leb' wohl, ich kann nicht mehr. Was auch den Geist gewaltsam beschäftigt, fordert die Natur zulezt doch unwiderstehlich ihre Rechte; und wie ein Kind, umwunden von der Schlange, des erquickenden Schlafs genießt, so legt der Müde sich noch einmal vor der Pforte des Todes nieder und ruht tief aus, als ob er einen weiten Weg zu wandern hätte. — Noch Eins — Ich kenne ein Mädchen; du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war. Nun ich sie dir empfehle, sterb ich ruhig. Du bist ein edler Mann; ein Weib, das den findet, ist geborgen. Lebt mein alter Adolph? ist er frei?

Ferdinand. Der muntre Greis, der euch zu Pferde immer begleitete?

Egmont. Derselbe.

Ferdinand. Er lebt, er ist frei.

Egmont. Er weiß ihre Wohnung; laß dich von ihm führen, und lohn' ihm bis an sein Ende, daß er dir den Weg zu diesem Kleinode zeigt. — Leb wohl!

Ferdinand. Ich gehe nicht.

Egmont (ihn nach der Thüre drängend.) Leb wohl!

Ferdinand. O laß mich noch!

Egmont. Freund, keinen Abschied. (Er begleitet Ferdinanden bis an die Thüre, und reißt sich dort von ihm los. Ferdinand, betäubt, entfernt sich eilend.)

5. Aus Wilhelm Meisters Lehrjahre.

(1792.)

Mignon.

Sie wissen vielleicht, daß ich immer eine Anzahl junger Mädchen um mich habe, deren Gesinnung ich, indem sie neben mir aufwachsen, zum Guten und Rechten zu bilden wünschte. Aus meinem Munde hören sie nichts, als was ich selber für wahr halte, doch kann ich und will ich nicht hindern, daß sie nicht auch von andern manches vernehmen, was als Irrthum, als Vorurtheil in der Welt gäng und gäbe ist. Fragen sie mich darüber, so suche ich, soviel nur möglich ist, jene fremden ungehörigen Begriffe irgendwo an einem richtigen anzuknüpfen, um sie dadurch, wo nicht nützlich, doch unschädlich zu machen.

Schon seit einiger Zeit hatten meine Mädchen, aus dem Munde der Bauernkinder, gar manches von Engeln, vom Knechte Ruprecht, vom Heiligen Christe vernommen, die zu gewissen Zeiten in Person erscheinen, gute Kinder beschenken und unartige bestrafen sollten. Sie hatten eine Vermuthung, daß es verkleidete Personen seyn müßten, worin ich sie denn auch bestärkte, und, ohne mich viel auf Deutungen einzulassen, mir vornahm, ihnen bey der ersten Gelegenheit ein solches Schauspiel zu geben. Es fand sich eben, daß der Geburtstag von Zwillingsschwestern, die sich immer sehr gut betragen hatten, nahe war; ich versprach, daß ihnen diesmal ein Engel die kleinen Geschenke bringen sollte, die sie so wohl verdient hätten. Sie waren äußerst gespannt auf die Erscheinung. Ich hatte mir Mignon zu dieser Rolle ausgesucht, und sie ward an dem bestimmten Tage in ein langes, leichtes, weißes Gewand anständig gekleidet. Es fehlte nicht an einem goldenen Gürtel um die Brust und an einem gleichen Diadem in den Haaren. Anfangs wollte ich die Flügel weglassen, doch bestanden die Frauenzimmer, die sie anputzten, auf ein Paar große goldene Schwingen, an denen sie recht ihre Kunst zeigen wollten. So trat, mit einer Lilie in der einen Hand, und mit einem Körbchen in der andern, die wundersame Erscheinung in die Mitte der Mädchen, und überraschte mich selbst. Da kommt der Engel, sagte ich. Die Kinder traten gleichsam alle zurück! Endlich riefen sie aus: es ist Mignon! und getrauten sich doch nicht, dem wundersamen Bilde näher zu treten.

Hier sind eure Gaben, sagte sie, und reichte das Körbchen hin. Man versammelte sich um sie, man betrachtete, man befühlte, man befragte sie.

Bist du ein Engel? fragte das eine Kind?

Ich wollte, ich wär es, versetzte Mignon.

Warum trägst du eine Lilie?
So rein und offen sollte mein Herz seyn, dann wär ich glücklich.
Wie ists mit den Flügeln? laß sie sehen.
Sie stellen schönere vor, die noch nicht entfaltet sind.

Und so antwortete sie bedeutend auf jede unschuldige, leichte Frage. Als die Neugierde der kleinen Gesellschaft befriedigt war, und der Eindruck dieser Erscheinung stumpf zu werden anfieng, wollte man sie wieder auskleiden. Sie verwehrte es, nahm ihre Zitter, setzte sich hier auf diesen hohen Schreibtisch hinauf, und sang ein Lied mit unglaublicher Anmuth.

So laßt mich scheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus:
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Dort ruh ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick,
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlische Gestalten,
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt ich ohne Sorg und Mühe,
Doch fühlt ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert ich zu frühe,
Macht mich auf ewig wieder jung.

Ich entschloß mich sogleich, fuhr Natalie fort, ihr das Kleid zu lassen, und ihr noch einige der Art anzuschaffen, in denen sie nun auch geht, und in denen, wie es mir scheint, ihr Wesen einen ganz andern Ausdruck hat.

6. Recension.

Allemannische Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten, von S. P. Hebel. Prof. zu Carlsruhe. Zweite Auflage. 1804. VIII und 232 S. 8.

(Band 23. S. 166.)

Der Verfasser dieser Gedichte, die in einem Oberdeutschen Dialekt geschrieben sind, ist im Begriff sich einen eignen Platz auf dem Deutschen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwey entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Daseyn, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst herauf zu heben. An der andern Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm seine Personification zu Hülfe, und wie er dort seine Körper für

einen Geist fand, so findet er auch hier für seine Geister einen Körper. Dieß gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Ueberzeugung verdient der größte Theil dieses Lob.

Wenn antike, oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden, und Hamadryaden, an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten und verbauert, auf die naivste, anmuthigste Weise, durchaus das Universum; so daß die Landschaft, in der man dann doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint.

Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das was ihm sein Talent eingibt, auszuführen.

Gleich das erste Gedicht enthält einen sehr artigen Anthropomorphism. Ein kleiner Fluß, die Wiese genannt, auf dem Feldberg im Oestreichischen entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes Bauermädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt, und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich artig, geistreich und mannigfaltig, und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stätigkeit ausgeführt.

Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohl meinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der Mond; ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sey, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen.

Hat unser Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen, wie im Herlein, etwas Romantisches, wie im Bettler. Dann sind sie auch wohl einmahl recht freudig beisammen, wie in Hans und Vrene.

Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung. Der zufriedene Landmann, der Schmelzofen, der Schreinergesell stellen mehr oder weniger eine derbe Wirklichkeit mit heiterer Laune dar. Die Marktweiber in der Stadt sind am wenigsten geglückt, da sie beim Ausgebot ihrer ländlichen Waare den Städtern gar zu ernstlich den Text lesen. Wir ersuchen den Verfasser, diesen Gegenstand nochmals vorzunehmen, und einer wahrhaft naiven Poesie zu vindiciren.

Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Verfasser besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthüm-

lichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare, und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen sind, der Winter, der Jänner, der Sommerabend, vorzüglich aber Sonntagsfrühe, ein Gedicht, das zu den besten gehört, die jemahls in dieser Art gemacht worden.

Eine gleiche Nähe fühlt der Verfasser zu Pflanzen, zu Thieren. Der Wachsthum des Hafers, bei Gelegenheit eines Habermußes, von einer Mutter ihren Kindern erzählt, ist vortrefflich idyllisch ausgeführt. Den Storch wünschten wir vom Verfasser nochmals behandelt, und blos die friedlichen Motive in das Gedicht aufgenommen. Die Spinne und der Käfer dagegen sind Stücke, deren schöne Anlage und Ausführung man bewundern muß.

Deutet nun der Verfasser in allen genannten Gedichten immer auf Sittlichkeit hin, ist Fleiß, Thätigkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Zufriedenheit überall das Wünschenswerthe, was die ganze Natur ausspricht, so gibt es noch andere Gedichte, die zwar direkter, aber doch mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung, auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab und zum Sittlichen hinleiten sollen. Dahin rechnen wir den Wegweiser, den Mann im Mond, die Irrlichter, das Gespenst an der Kanderer Straße, von welchem letzten man besonders auch sagen kann, daß in seiner Art nichts Besseres gedacht noch gemacht worden ist.

Das Verhältniß von Eltern zu Kindern wird auch von dem Dichter öfters benutzt, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten. Hieher gehören die Mutter am Christabend, eine Frage, noch eine Frage.

Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseits, mit Ernst, ja melancholisch aus. Auf einem Grabe, Wächterruf, der Wächter in der Mitternacht, die Vergänglichkeit sind Gedichte, in denen der dämmernde, dunkle Zustand glücklich dargestellt wird. Hier scheint die Würde des Gegenstandes den Dichter manchmal aus dem Kreise der Volkspoesie in eine andere Region zu verleiten. Doch sind die Gegenstände, die realen Umgebungen, durchaus so schön benutzt, daß man sich immer wieder in den einmal beschriebenen Kreis zurückgezogen fühlt.

Ueberhaupt hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganze erfahren, und so in einem höheren Sinne erbaut seyn will, so verlangen Menschen auf einer niederen Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jedem einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfasser hat nach unserem Gefühl das **fabula docet** meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volks-

poesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt.

Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Sterne, und was positive Religion betrifft, so müssen wir gestehen, daß es uns sehr behaglich war, durch ein erzkatholisches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilands auf jedem Schritte zu begegnen. Von Engeln macht der Dichter einen allerliebsten Gebrauch, indem er sie an Menschengeschick und Naturerscheinungen anschließt.

Hat nun der Dichter in den bisher erwähnten Stücken durchaus einen glücklichen Blick in's Wirkliche bewährt, so hat er, wie man bald bemerkt, die Hauptmotive der Volksgesinnung und Volkssage sehr wohl aufzufassen verstanden. Diese schätzenswerthe Eigenschaft zeigt sich vorzüglich in zwey Volksmährchen, die er idyllenartig behandelt.

Die erste, der Karfunkel, eine gespensterhafte Sage, stellt einen liederlichen, besonders dem Kartenspiel ergebenen Bauernsohn dar, der unaufhaltsam dem Bösen ins Garn läuft, erst die Seinigen, dann sich zu Grunde richtet. Die Fabel mit der ganzen Folge der aus ihr entspringenden Motive ist vortrefflich, und eben so die Behandlung.

Ein Gleiches kann man von der zweiten, der Statthalter von Schopfheim, sagen. Sie beginnt ernst und ahnungsvoll, fast ließe sich ein tragisches Ende vermuthen; allein sie zieht sich sehr geschickt einem glücklichen Ausgang zu. Eigentlich ist es die Geschichte von David und Abigail in moderne Bauerntracht nicht parodirt, sondern verkörpert.

Beide Gedichte, idyllenartig behandelt, bringen ihre Geschichte, als von Bauern erzählt, dem Hörer entgegen, und gewinnrn dadurch sehr viel, indem die wackern naiven Erzähler, durch lebhafte Prosopopäen und unmittelbaren Antheil als an etwas Gegenwärtigem, die Lebendigkeit des Vorgetragenen zu erhöhen, an der Art haben.

Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu statten. Man findet mehrere sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, theils jenen Gegenden selbst angehörig, theils aus dem Französischen und Italiänischen herüber genommen, Worte von einem, zwey Buchstaben, Abbreviationen, Contractionen, viele kurze leichte Sylben, neue Reime, welches, mehr als man glaubt, ein Vortheil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch glückliche Constructionen und lebhafte Formen zu einem Styl zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Büchersprache große Vorzüge hat.

Möge es doch dem Verfasser gefallen, auf diesem Wege fortzufahren, dabei unsere Erinnerungen über das innere Wesen der Dichtung vielleicht zu beherzigen, und auch dem äußeren technischen Theil, besonders seinen reimfreien Versen, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, damit sie immer vollkommener und der Nation angenehmer werden mögen! Denn so sehr zu wünschen ist, daß uns der ganze deutsche Sprachschatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt werden, so ist doch die praktische Mittheilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender.

Vielleicht könnte man sogar dem Verfasser zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Cultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt, es eben so ein Schritt zur Cultur der einzelnen Provinz seyn muß, wenn man ihre Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen gibt. Versuche doch der Verfasser aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen Oberrheinischen Dialekt zu übersetzen. Haben doch die Italiäner ihren Tasso in mehrere Dialekte übersetzt.

Nachdem wir nun die Zufriedenheit, die uns diese kleine Sammlung gewährt, nicht verbergen können, so wünschen wir nur auch, daß jenes Hinderniß einer für das mittlere und niedere Deutschland seltsamen Sprach- und Schreibart einigermaßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation diesen erfreulichen Genuß zu verschaffen. Dazu gibt es verschiedene Mittel, theils durch Vorleser, theils durch Annäherung an die gewohnte Schreib- und Sprachweise, wenn jemand von Geschmack das, was ihm aus der Sammlung am besten gefällt, für seinen Kreis umzuschreiben unternimmt, eine kleine Mühe, die in jeder Societät großen Gewinn bringen wird. Wir fügen ein Musterstück unserer Anzeige bei, und empfehlen nochmals angelegentlich dieses Bändchen allen Freunden des Guten und Schönen.

(Folgt die Sonntagsfrühe.)

7. Rede.

Zum feyerlichen Andenken der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau Anna Amalia, verwittweten Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach, gebornen Herzogin von Braunschweig und Lüneburg. **1807.**

(Band 32. S. 235.)

Wenn das Leben der Großen dieser Welt, so lange es ihnen von Gott gegönnt ist, dem übrigen Menschengeschlecht als ein Beispiel vorleuchten soll, damit Standhaftigkeit im Unglück und theilnehmendes Wirken im Glück immer allgemeiner werde, so ist die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Uebersicht der Tugenden und Thaten einem jeden zur Nacheiferung, als eine große und unschätzbare Gabe, überliefert werden kann.

Der Lebenslauf der Fürstin, deren Andenken wir heute feyern, verdient mit und vor vielen andern sich dem Gedächtniß einzuprägen, besonders derjenigen, die früher unter ihrer Regierung und später unter ihren immerfort landesmütterlichen Einflüssen, manches Guten theilhaft geworden, und ihre Huld, ihre Freundlichkeit persönlich zu erfahren das Glück hatten.

Entsprossen aus einem Hause, das von den frühesten Voreltern an bedeutende, würdige und tapfere Ahnherren zählt; Nichte eines Königs, des größten Mannes seiner Zeit; von Jugend auf umgeben von Geschwistern und Verwandten, denen Großheit eigen war, die kaum ein ander Bestreben kannten, als ein solches, das ruhmvoll und auch

der Zukunft bewunderungswürdig wäre; in der Mitte eines regen, sich in manchem Sinn weiter bildenden Hofes, einer Vaterstadt, welche sich durch mancherlei Anstalten zur Cultur der Kunst und Wissenschaft auszeichnete, ward sie bald gewahr, daß auch in ihr ein solcher Keim liege, und freute sich der Ausbildung, die ihr durch die trefflichsten Männer, welche späterhin in der Kirche und im Reich der Gelehrsamkeit glänzten, gegeben wurde.

Von dort wurde sie früh hinweg gerufen zur Verbindung mit einem jungen Fürsten, der mit ihr zugleich in ein heiteres Leben einzutreten, seiner selbst und der Vortheile des Glücks zu genießen begann. Ein Sohn entsprang aus dieser Vereinigung, auf den sich alle Freuden und Hoffnungen versammelten; aber der Vater sollte sich wenig an ihm und an dem zweyten gar nicht erfreuen, der erst nach seinem Tode das Licht der Welt erblickte.

Vormünderin von Unmündigen, selbst noch minderjährig, fühlte sie sich, bei dem einbrechenden siebenjährigen Kriege, in einer bedenklichen Lage. Als Reichsfürstin verpflichtet, auf derjenigen Seite zu stehen, die sich gegen ihren großen Oheim erklärt hatte, durch die Nähe der Kriegswirkungen selbst gedrängt, fand sie eine Beruhigung in dem Besuch des großen heerführenden Königs. Ihre Provinzen erfuhren viel Ungemach, doch kein Verderben erdrückte sie.

Endlich zeigte sich der erwünschte Frieden, und ihre ersten Sorgen waren die einer zwiefachen Mutter, für das Land und für ihre Söhne. Sie ermüdete nicht mit Geduld und Milde das Gute und Nützliche zu befördern, selbst wo es nicht etwa gleich Grund fassen wollte. Sie erhielt und nährte ihr Volk bei anhaltender furchtbarer Hungersnoth. Gerechtigkeit und freier Edelmuth bezeichneten alle ihre Regentenbeschlüsse und Anordnungen

Eben so war im Innern ihre herzlichste Sorge auf die Söhne gewendet. Vortreffliche, verdienstvolle Lehrer wurden angestellt, wodurch sie zu einer Versammlung vorzüglicher Männer den Anlaß gab, und alles dasjenige begründete, was später für dieses besondere Land, ja für das ganze Deutsche Vaterland, so lebhaft und bedeutend wirkte.

Alles Gefällige was das Leben zieren kann, suchte sie sogleich,, nach dem gegebenen Maß, um sich zu versammeln, und sie war im Begriff mit Freude und Zutrauen das gewissenhaft Verwaltete ihrem Durchlauchtigsten Sohn zu übergeben, als das unerwartete Unglück des Weimarischen Schloßbrandes die gehoffte Freude in Trauer und Sorgen verwandelte. Aber auch hier zeigte sie den eingebornen Geist; denn unter großen Vorbereitungen zu Milderung so wie zu Benutzung der Folgen dieses Unglücks übergab sie ruhm- und ehrenvoll ihrem zur Volljährigkeit erwachsenen Erstgebornen die Regierung seiner väterlichen Staaten, und trat eine sorgenfreiere Abtheilung des Lebens an.

Ihre Regentschaft brachte dem Lande mannichfaltiges Glück, ja das Unglück selbst gab Anlaß zu Verbesserungen. Wer dazu fähig war nahm sie an. Gerechtigkeit, Staatswirthschaft, Polizey befestigten, entwickelten, bestätigten sich. Ein ganz anderer Geist war über Hof und

Staat gekommen. Bedeutende Fremde von Stande, Gelehrte, Künstler wirkten besuchend oder bleibend. Der Gebrauch einer großen Bibliothek wurde frei gegeben, ein gutes Theater unterhalten, und die neue Generation zur Ausbildung des Geistes veranlaßt. Man untersuchte den Zustand der Akademie Jena. Der Fürstin Freigebigkeit machte die vorgeschlagenen Einrichtungen möglich, und so wurde diese Anstalt befestigt und weiterer Verbesserung fähig gemacht.

Mit welcher freudigen Empfindung mußte sie nun, unter den Händen ihres unermüdeten Sohnes, selbst über Hoffnung und Erwartung, alle ihre früheren Wünsche erfüllt sehen, um so mehr, als nach und nach aus der glücklichsten Eheverbindung eine würdige frohe Nachkommenschaft sich entwickelte.

Das ruhige Bewußtseyn ihre Pflicht gethan, das was ihr oblag, geleistet zu haben, begleitete sie zu einem stillen, mit Neigung gewählten Privatleben, wo sie sich, von Kunst und Wissenschaft, so wie von der schönen Natur ihres ländlichen Aufenthalts umgeben, glücklich fühlte. Sie gefiel sich im Umgang geistreicher Personen, und freute sich Verhältnisse dieser Art anzuknüpfen, zu erhalten und nützlich zu machen; ja es ist kein bedeutender Name von Weimar ausgegangen, der nicht in ihrem Kreise früher oder später gewirkt hätte. So bereitete sie sich vor zu einer Reise jenseits der Alpen, um für ihre Gesundheit Bewegung und ein milderes Klima zu nutzen: denn kurz vorher erfuhr sie einen Anfall, der das Ende ihrer Tage herbeizurufen schien. Aber einen höhern Genuß hoffte sie von dem Anschauen dessen, was sie in den Künsten so lange geahnet hatte, besonders von der Musik, von der sie sich früher gründlich zu unterrichten wußte; eine neue Erweiterung der Lebensansichten durch die Bekanntschaft edler und gebildeter Menschen, die jene glücklichen Gegenden als Einheimische und Fremde verherrlichten, und jede Stunde des Umgangs zu einem merkwürdigen Zeitmoment erhöhten.

Manche Freude erwartete sie nach ihrer Zurückkunft, als sie, mit mancherlei Schätzen der Kunst und der Erfahrung geschmückt, ihre häusliche Schwelle betrat. Die Vermählung ihres blühenden Enkels mit einer unvergleichlichen Prinzessin, die erwünschten ehelichen Folgen gab zu Festen Anlaß, wobei sie sich des mit rastlosem Eifer, tiefem Kunstsinn und wählendem Geschmack wieder aufgerichteten und ausgeschmückten Schlosses erfreuen konnte, und uns hoffen ließ, daß, zum Ersatz für so manches frühe Leiden und Entbehren, ihr Leben sich in ein langes und ruhiges Alter verlieren würde.

Aber es war von dem Alles Lenkenden anders vorgesehen. Hatte sie während dieses gezeichneten Lebensganges manches Ungemach tief empfunden, vor Jahren den Verlust zweyer tapferen Brüder, die auf Heereszügen ihren Tod fanden, eines dritten, der sich für andere aufopfernd, von den Fluthen verschlungen ward, eines geliebten entfernten Sohnes, später eines verehrten, als Gast bei ihr einkehrenden Bruders, und eines hoffnungsvollen lieblichen Urenkels, so hatte sie sich mit inwohnender Kraft immer wieder zu fassen und den Lebensfaden wieder

zu ergreifen gewußt. Aber in diesen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er unser so lange geschont, uns endlich und sie ergriff, da sie, um eine herzlich geliebte Jugend aus dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, eingedenk jener Stunden, als die Flamme sie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängte, nun bei diesen Gefahren und Beschwerden der Reise, bei dem Unglück, das sich über ein hohes verwandtes, über ihr eignes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da sie alle ihre auf den festesten Besitz, auf wohlerworbenen Familienruhm gebauten jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verschwinden sah: da scheint ihr Herz nicht länger gehalten und ihr muthiger Geist gegen den Andrang irdischer Kräfte das Uebergewicht verloren zu haben. Doch blieb sie noch immer sich selbst gleich, im Aeußern ruhig, gefällig, anmuthig, theilnehmend und mittheilend, und niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, sie so geschwind aufgelöst zu sehen. Sie zauderte, sich für krank zu erklären, ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Ihrigen, wie sie gelebt hatte. Ihr Tod, ihr Verlust sollte nur schmerzen, als nothwendig, unvermeidlich, nicht durch zufällige, bängliche, angstvolle Nebenumstände.

Und wem von uns ist in gegenwärtigen Augenblicken, wo sich die Erinnerung vergangner Uebel zu der Furcht vor zukünftigen gesellt, gar manches Gemüth beängstigt, nicht ein solches Bild standhaft ruhiger Ergebung tröstlich und aufrichtend! Wer von uns darf sagen: meine Leiden waren so groß als die ihrigen; und wenn jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen könnte, so würde er sich an einem so erhabenen Beispiele gestärkt und erquickt fühlen.

Ja! — wir kehren zu unserer ersten Betrachtung zurück — das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dorther, gleich Sternen, entgegen leuchten, als Richtpuncte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochnen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen, als Vollendete, Selige.

8. Aus den Wahlverwandschaften.

(1809.)

a. Ottilie.

(Göthe's Werke. Band 17. S. 65.)

Ein Wagen, der Ottilien brachte, war angefahren. Charlotte gieng ihr entgegen; das liebe Kind eilte sich ihr zu nähern, warf sich ihr zu Füßen und umfaßte ihre Knie.

Wozu die Demüthigung! sagte Charlotte, die einigermaßen verlegen war und sie aufheben wollte. Es ist so demüthig nicht gemeint, versetzte Ottilie, die in ihrer vorigen Stellung blieb. Ich mag mich

nur so gern jener Zeit erinnern, da ich noch nicht höher reichte als bis an Ihre Kniee und Ihrer Liebe schon so gewiß war.

Sie stand auf und Charlotte umarmte sie herzlich. Sie ward den Männern vorgestellt und gleich mit besonderer Achtung als Gast behandelt. Schönheit ist überall ein gar willkommner Gast. Sie schien aufmerksam auf das Gespräch, ohne daß sie daran Theil genommen hätte.

Den andern Morgen sagte Eduard zu Charlotten: Es ist ein angenehmes unterhaltendes Mädchen.

Unterhaltend? versetzte Charlotte mit Lächeln: sie hat ja den Mund noch nicht aufgethan.

So? erwiederte Eduard, indem er sich zu besinnen schien: das wäre doch wunderbar!

Charlotte gab dem neuen Ankömmling nur wenige Winke, wie es mit dem Hausgeschäfte zu halten sey. Ottilie hatte schnell die ganze Ordnung eingesehen, ja was noch mehr ist, empfunden. Was sie für alle, für einen jeden insbesondere zu besorgen hatte, begriff sie leicht. Alles geschah pünktlich. Sie wußte anzuordnen, ohne daß sie zu befehlen schien, und wo jemand säumte, verrichtete sie das Geschäft gleich selbst.

Sobald sie gewahr wurde, wieviel Zeit ihr übrig blieb, bat sie Charlotten ihre Stunden eintheilen zu dürfen, die nun genau beobachtet wurden. Sie arbeitete das Vorgesetzte auf eine Art, von der Charlotte durch den Gehülfen unterrichtet war. Man ließ sie gewähren. Nur zuweilen suchte Charlotte sie anzuregen. So schob sie ihr manchmal abgeschriebene Federn unter, um sie auf einen freieren Zug der Handschrift zu leiten; aber auch diese waren bald wieder scharf geschnitten.

Die Frauenzimmer hatten unter einander festgesetzt, französisch zu reden wenn sie allein wären; und Charlotte beharrte um so mehr dabei, als Ottilie gesprächiger in der fremden Sprache war, indem man ihr die Uebung derselben zur Pflicht gemacht hatte. Hier sagte sie oft mehr als sie zu wollen schien. Besonders ergetzte sich Charlotte an einer zufälligen zwar genauen aber doch liebevollen Schilderung der ganzen Pensionsanstalt. Ottilie ward ihr eine liebe Gesellschafterin, und sie hoffte dereinst an ihr eine zuverlässige Freundin zu finden.

Charlotte nahm indeß die älteren Papiere wieder vor, die sich auf Ottilien bezogen, um sich in Erinnerung zu bringen, was die Vorsteherin, was der Gehülfe über das gute Kind geurtheilt, um es mit ihrer Persönlichkeit selbst zu vergleichen. Denn Charlotte war der Meinung, man könne nicht geschwind genug mit dem Charakter der Menschen bekannt werden, mit denen man zu leben hat, um zu wissen, was sich von ihnen erwarten, was sich an ihnen bilden läßt, oder was man ihnen ein für allemal zugestehen und verzeihen muß. Sie fand zwar bei dieser Untersuchung nichts neues, aber manches bekannte ward ihr bedeutender und auffallender. So konnte ihr z. B. Ottiliens Mäßigkeit im Essen und Trinken wirklich Sorge machen.

Das Nächste was die Frauen beschäftigte war der Anzug. Charlotte verlangte von Ottilien, sie solle in Kleidern reicher und mehr ausgesucht erscheinen. Sogleich schnitt das gute thätige Kind die ihr früher

geschenkten Stoffe selbst zu und wußte sie sich mit geringer Beihülfe Anderer, schnell und höchst zierlich anzupassen. Die neuen, modischen Gewänder erhöhten ihre Gestalt: denn indem das Angenehme einer Person sich auch über ihre Hülle verbreitet, so glaubt man sie immer wieder von neuem und anmuthiger zu sehen, wenn sie ihre Eigenschaften einer neuen Umgebung mittheilt.

Dadurch ward sie den Männern, wie vom Anfang so immer mehr, daß wir es nur mit dem rechten Namen nennen, ein wahrer Augentrost. Denn wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesichte wohlthut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und inneren Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts übles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung.

Auf manche Weise hatte daher die Gesellschaft durch Ottiliens Ankunft gewonnen. Die beiden Freunde hielten regelmäßiger die Stunden, ja die Minuten der Zusammenkünfte. Sie ließen weder zum Essen, noch zum Thee, noch zum Spaziergang länger als billig auf sich warten. Sie eilten, besonders Abends, nicht sobald vom Tische weg. Charlotte bemerkte das wohl und ließ beide nicht unbeobachtet. Sie suchte zu erforschen, ob einer vor dem andern hiezu den Anlaß gäbe; aber sie konnte keinen Unterschied bemerken. Beide zeigten sich überhaupt geselliger. Bei ihren Unterhaltungen schienen sie zu bedenken, was Ottiliens Theilnahme zu erregen geeignet seyn möchte, was ihren Einsichten, ihren übrigen Kenntnissen gemäß wäre. Beim Lesen und Erzählen hielten sie inne, bis sie wiederkam. Sie wurden milder und im Ganzen mittheilender.

In Erwiederung dagegen wuchs die Dienstbeflissenheit Ottiliens mit jedem Tage. Je mehr sie das Haus, die Menschen, die Verhältnisse kennen lernte, desto lebhafter griff sie ein, desto schneller verstand sie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerksamkeit blieb sich immer gleich, sowie ihre gelassene Regsamkeit. Und so war ihr Sitzen, Aufstehen, Gehen, Kommen, Holen, Bringen, wieder Niedersitzen, ohne einen Schein von Unruhe, ein ewiger Wechsel, die ewige angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man sie nicht gehen hörte, so leise trat sie auf.

Diese anständige Dienstfertigkeit Ottiliens machte Charlotten viel Freude. Ein einziges, was ihr nicht ganz angemessen vorkam, verbarg sie Ottilien nicht. Es gehört, sagte sie eines Tages zu ihr, unter die lobenswürdigen Aufmerksamkeiten, daß wir uns schnell bücken, wenn jemand etwas aus der Hand fallen läßt, und es eilig aufzuheben suchen. Wir bekennen uns dadurch ihm gleichsam dienstpflichtig; nur ist in der größeren Welt dabei zu bedenken, wem man eine solche Ergebenheit bezeigt. Gegen Frauen will ich dir darüber keine Gesetze vorschreiben. Du bist jung. Gegen Höhere und Aeltere ist es Schuldigkeit, gegen deines Gleichen Artigkeit, gegen Jüngere und Niedere zeigt man sich dadurch menschlich und gut; nur will es einem Frauenzimmer nicht

wohl geziemen, sich Männern auf diese Weise ergeben und dienstbar zu bezeigen.

Ich will es mir abzugewöhnen suchen, versetzte Ottilie. Indessen werden Sie mir diese Unschicklichkeit vergeben, wenn ich Ihnen sage, wie ich dazu gekommen bin. Man hat uns die Geschichte gelehrt; ich habe nicht soviel daraus behalten, als ich wohl gesollt hätte: denn ich wußte nicht wozu ich's brauchen würde. Nur einzelne Begebenheiten sind mir sehr eindrücklich gewesen; so folgende:

Als Karl der Erste von England vor seinen sogenannten Richtern stand, fiel der goldne Knopf des Stöckchens, das er trug herunter. Gewohnt, daß bei solchen Gelegenheiten sich alles für ihn bemühte, schien er sich umzusehen und zu erwarten, daß ihm auch jemand dießmal den kleinen Dienst erzeigen sollte. Es regte sich niemand; er bückte sich selbst, um den Knopf aufzuheben. Mir kam das so schmerzlich vor, ich weiß nicht ob mit Recht, daß ich von jenem Augenblick an niemanden kann etwas aus den Händen fallen sehen, ohne mich darnach zu bücken. Da es aber freilich nicht immer schicklich seyn mag, und ich, fuhr sie lächelnd fort, nicht jederzeit meine Geschichte erzählen kann; so will ich mich künftig mehr zurückhalten. — — —

b. Aus Ottiliens Tagebuch.

(S. 239.)

„Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranleiten möchten."

„Wir befinden uns nicht leicht in großer Gesellschaft, ohne zu denken: der Zufall, der so viele zusammenbringt, solle auch unsre Freunde herbeiführen."

„Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger."

„Begegnet uns jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken."

„Sich mitzutheilen ist Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen wie es gegeben wird, ist Bildung."

„Niemand würde viel in Gesellschaften sprechen, wenn er sich bewußt wäre, wie oft er die andern mißversteht."

„Man verändert fremde Reden bei'm Wiederholen wohl nur darum so sehr weil man sie nicht verstanden hat."

„Wer vor andern lange allein spricht, ohne den Zuhörern zu schmeicheln, erregt Widerwillen."

„Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn."

„Widerspruch und Schmeicheley machen beyde ein schlechtes Gespräch."

„Die angenehmsten Gesellschaften sind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet."

„Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter, als durch das, was sie lächerlich finden."

„Das Lächerliche entspringt aus einem sittlichen Contrast, der auf eine unschädliche Weise für die Sinne in Verbindung gebracht wird."

„Der sinnliche Mensch lacht oft wo nichts zu lachen ist. Was ihn auch anregt, sein inneres Behagen kommt zum Vorschein."

„Der Verständige findet fast alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts."

„Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er sich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es ist das einzige Mittel, versetzte er, sich zu verjüngen und das will doch jedermann."

„Man läßt sich seine Mängel vorhalten, man läßt sich strafen, man leidet manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man sie ablegen soll."

„Gewisse Mängel sind nothwendig zum Daseyn des Einzelnen. Es würde uns unangenehm seyn, wenn alte Freunde gewisse Eigenheiten ablegten."

„Man sagt: er stirbt bald, wenn einer etwas gegen seine Art und Weise thut."

„Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns cultiviren? Solche die den andern eher schmeicheln als sie verletzen."

„Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte."

„Unsere Leidenschaften sind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor."

„Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, macht sie erst recht gefährlich."

„Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durch's Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther als im Vertrauen und Verschweigen gegen die, die wir lieben."

9. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit.

(1811)

a. Die Krönung Joseph II.

(Vierundzwanzigster Band. S. 315.)

Der Krönungstag brach endlich an, den 3ten April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir, nebst mehreren Verwandten und Freunden, in dem Römer selbst, in einer der oberen Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem frühsten begaben wir uns an Ort und Stelle, und beschauten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspective, die Anstalten, die wir Tags vorher in näheren Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwei Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer, weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Haber, hier stand die große Breterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheueren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer

aus dahin, und von andern Straßen nach den Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien, und etwas besonders angekündigt wurde.

Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit aller, die von oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitz. Nunmehr begaben sich die drei Churfürsten in den Dom. Nach Ueberreichung der Insignien an Chur-Mainz werden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anstalten und mancherlei Ceremoniel beschäftigen mittlerweile die Hauptpersonen so wie die Zuschauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unterofficieren in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall Graf von Pappenheim sein Pferd; ein sehr schöner schlank gebildeter Herr, den die Spanische Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch seyn mögen, wie man sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muster der alten Carolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornat, der römische König im Spanischen Habit besteigen gleichfalls ihre Rosse, und indem dieses geschieht, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einher wandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherrn getragenen Baldachin der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in Spanischer Tracht, langsam auf prächtig geschmückten Pferden einherschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick zu fesseln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei, und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge: denn es mußte ein anderer Zugang, von dem Markte her, nach der Römerthür eröffnet und ein Breterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, alles dieses ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu seyn.

Wir andern verzehrten mittlerweile auf unsern Plätzen eine frugale Mahlzeit: denn wir mußten an dem festlichen Tage, den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen war aber der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, so daß wir von dieser Seite wenigstens dieß alterthümliche Fest alterthümlich feyerten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit rothgelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und sonderbar genug auf das letzte freuten wir uns am meisten; denn uns däuchte diese Weise sich darzustellen so wie die natürlichste, so auch die würdigste.

Aeltere Personen, welche der Krönung Franz des Ersten beigewohnt, erzählten: Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feyerlichkeit an einem Balconfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun ihr Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen, und sich ihr so zu sagen als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wundersamen Handschuh hingewiesen, worüber sie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdigt worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sey der Enthusiasmus und der Jubel des Volks aufs höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die vordersten des langen Zugs, welche über die bunte Brücke ganz sachte einherschritten, daß alles gethan sey. Die Aufmerksamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zuging. Wir sahen ihn so wie den ganzen volks erfüllten Platz beinah im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Baldachin, die drey geistlichen Churfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, alles schien nur eine Masse zu seyn, die nur von Einem Willen bewegt,

prächtig, harmonisch, und so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenstrahlte.

Eine politisch religiöse Feyerlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir sehen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie sich vor der himmlischen beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz, und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und aber tausend Kehlen, und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen, Preis gegeben, und also nicht vom Volke wie sonst angetastet werden solle. Es geschah dieß, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lös'ten das Tuch von der Brücke, wickelten es bahnenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hiedurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen, welche die Enden faßten, und solche an sich zogen, rissen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten, und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die aus der Ferne angestaunte so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl besetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Haupt-Personen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte sie auf der dreymal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbener Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, sowie Krone, Scepter und Reichsapfel, fielen wohl in die Augen: denn Alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem, und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich den Kaiser und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuren Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen, wie in einer

Verkleidung, einher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, sich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatica, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Aussehen. Scepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht läugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt, um der günstigern Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeschmückt gesehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm: denn das Merkwürdige, was öffentlich zu erblicken war, sollte eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zugewendet, und ein abermaliges Vivatschreien gab uns zu erkennen, daß Kaiser und König an dem Balconfenster des großen Saales in ihrem Ornate sich dem Volke zeigten. Aber sie sollten nicht allein zum Schauspiel dienen, sondern vor ihren Augen sollte ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor allen schwang sich nun der schöne schlanke Erbmarschall auf sein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes gehenkeltes Gemäß, und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nunmehr versorgt. Der Erbkämmerer ritt sodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquelle zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbtruchseß, der ein Stück von dem gebratnen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Breterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um seinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt, und aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels anstatt der Pistolenhalftern ein paar prächtige mit dem Churpfälzischen Wappen gestickte Beutel befestigt hingen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausstreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum waren aber die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen seyn. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belusti-

gender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf, und ein jeder noch diesen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balcon zurückgezogen, und nun sollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben als sie gelassen und dankbar empfangen will. In rohern und derbern Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle Preiß zu geben. Dießmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, soviel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten schadenfrohe Späße wieder vor, daß wenn einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hinein schnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochsen aber wurde dießmal wie sonst ein ernsterer Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und Weinschröter, hatten sich hergebrachtermaßen wieder so postirt, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einem Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war, und weil sie das letztemal obgesiegt hatten; wie dann aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Zunft- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten sehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber dießmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feyerlichkeit dieser Art mit etwas gefährlichem und schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die breterne Küche selbst Preis gemacht wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Breter wurden los gerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein paar der Zudringenden, todtschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und wiederschwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und jedermann erwartete sich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einiger Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jedermann wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Cabinet, wohin sie vom Balcon abgetretten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tages vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab

mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saals gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vier und vierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Contrast ihres Anstandes mit der Handlung für einen Knaben wohl sinnverwirrend sein konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raumes merklich genug. Die Saalthür war bewacht, indeß giengen die Befugten häufig ein und aus. Ich erblickte einen Pfälzischen Hausofficianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das Pfälzische Büffet stand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern, saßen auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen, Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Scepter aber lagen auf goldenen Küssen rückwärts in einiger Entfernung. Die drey geistlichen Churfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Chur-Mainz den Majestäten gegenüber, Chur-Trier zur Rechten und Chur-Köln zur Linken. Dieser obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzusehen, und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten aber herrenleere Büffete und Tische der sämmtlichen weltlichen Churfürsten an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählig entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein gespensterhaftes Ansehen bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen: denn auch hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden. — —

Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das Einzelne recht genießen, als uns die Vettern wieder begegneten und von der herrlichen Erleuchtung sprachen, womit der Brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Wir ließen uns nicht verdrießen, den weiten Weg von dem Roßmarkte bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine frevle Weise zum besten gehabt hatte.

Der Saalhof ist nach dem Mayn zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Kramläden verwandeltes Untergeschoß, bilden eine verworrene Außenseite, die von niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzusammenhängenden Architektur gefolgt, und hatte jedes Fenster, jede Thür, jede Oeffnung für sich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohl gebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die schlechteste und mißgebildetste aller Façaden ganz unglaublich in das hellste Licht gesetzt wurde. Hatte man sich nun hieran, wie etwa an den Späßen des Pagliasso ergötzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil jederman etwas vorsätzliches darin erkennen mußte; wie man dann schon vorher über das sonstige äußere Benehmen des übrigens sehr geschätzten Plotho glossirt, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Ceremoniel wie sein König hinauszusetzen pflegte: so gieng man doch lieber in das Esterhazy'sche Feenreich wieder zurück.

b. Gellert.

(Band 25. S. 51.)

Die Verehrung und Liebe, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Ich hatte ihn schon besucht und war freundlich von ihm aufgenommen worden. Nicht groß von Gestalt, zierlich aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, einen feinen Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts; alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Es kostete einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine zwey Famuli schienen Priester, die ein Heiligthum bewahren, wozu nicht jedem, noch zu jeder Zeit, der Zutritt erlaubt ist; und eine solche Vorsicht war wohl nothwendig: denn er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen. —

c. Gottsched.

(S. 85.)

Unseren Besuch bei Gottsched darf ich nicht übergehen, indem die Sinnes- und Sittenweise dieses Mannes daraus hervortritt. Er wohnte sehr anständig in dem ersten Stock des goldenen Bären, wo ihm der ältere Breitkopf, wegen des großen Vortheils, den die Gottschedischen Schriften, Uebersetzungen und sonstigen Assistenzen der Handlung gebracht, eine lebenslängliche Wohnung zugesagt hatte.

Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Gebärde, die er machte, nicht recht verstanden, wüßte ich nicht zu

sagen; genug wir glaubten, er habe uns in das anstoßende Zimmer gewiesen. Wir traten hinein zu einer sonderbaren Scene: denn in dem Augenblick trat Gottsched, der große breite riesenhafte Mann, in einem gründamastnen mit rothem Tafft gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Thür herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt seyn: denn der Bediente sprang mit einer großen Allongeperrücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitenthüre herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Gebärde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perrücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Thür hinauswirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns ganz gravitätisch zu sitzen nöthigte und einen ziemlich langen Discurs mit gutem Anstand durchführte. —

d. Klopstock.

(S. 290.)

Nun sollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eignen Verhältnisse selbst schüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen. Er war, von der sinnlichen wie von der sittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernst und gründlich erzogen legt er, von Jugend an, einen großen Werth auf sich selbst und auf alles was er thut, und indem er die Schritte seines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er sich, im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern, gegen den höchsten denkbaren Gegenstand. Der Messias, ein Name, der unendliche Eigenschaften bezeichnet, sollte durch ihn auf's neue verherrliche werden. Der Erlöser sollte der Held seyn, den er, durch irdische Gemeinheit und Leiden zu den höchsten himmlischen Triumpfen zu begleiten gedachte. Alles was Göttliches, Englisches, Menschliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anspruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Erzvätern, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch alle sind seit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehn, dessen Erniedrigung sie mit Staunen beschauen, und an dessen Verherrlichung sie glorreich Theil nehmen sollen. Dann endlich, nach trüben und schrecklichen Stunden, wird der ewige Richter sein Antlitz entwölken, seinen Sohn und Mitgott wieder anerkennen, und dieser wird ihm dagegen die abgewendeten Menschen, ja sogar einen abgefallenen Geist wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tausend Engelstimmen um den Thron, und ein Liebesglanz übergießt das Weltall, das seinen Blick kurz vorher auf eine gräuliche Opferstätte gesammelt hielt. Der himmlische Friede, welchen Klopstock bei Conception und Ausführung dieses Gedichts empfunden, theilt sich noch jetzt einem jeden mit, der die ersten zehn

Gesänge liest, ohne die Forderungen bei sich laut werden zu lassen, auf die eine fortrückende Bildung nicht gerne Verzicht thut.

Die Würde des Gegenstandes erhöhte dem Dichter das Gefühl eigner Persönlichkeit. Daß er selbst dereinst zu diesen Chören eintreten, daß der Gottmensch ihn auszeichnen, ihm von Angesicht zu Angesicht den Dank für seine Bemühungen abtragen würde, den ihm schon hier jedes gefühlvolle, fromme Herz, durch manche reine Zähre, lieblich genug entrichtet hatte: dieß waren so unschuldige kindliche Gesinnungen und Hoffnungen, als sie nur ein wohlgeschaffenes Gemüth haben und hegen kann. So erwarb nun Klopstock das völlige Recht, sich als eine geheiligte Person anzusehen, und so befliß er sich auch in seinem Thun der aufmerksamsten Reinigkeit. Noch in spätem Alter beunruhigte es ihn ungemein, daß er seine erste Liebe einem Frauenzimmer zugewendet hatte, die ihn, da sie einen andern heirathete, in Ungewißheit ließ, ob sie ihn wirklich lieb gehabt habe, ob sie seiner werth gewesen sey. Die Gesinnungen, die ihn mit Meta verbanden, diese innige, ruhige Neigung, der kurze, heilige Ehestand, des überbliebenen Gatten Abneigung vor einer zweiten Verbindung, alles ist von der Art, um sich desselben einst im Kreise der Seligen wohl wieder erinnern zu dürfen.

Dieses ehrenhafte Verfahren gegen sich selbst ward noch dadurch erhöht, daß er in dem wohlgesinnten Dänemark, in dem Hause eines großen, und auch menschlich betrachtet, fürtrefflichen Staatsmanns eine Zeit lang wohl aufgenommen war. Hier, in einem höheren Kreise, der zwar in sich abgeschlossen, aber auch zugleich der äußeren Sitte, der Aufmerksamkeit gegen die Welt gewidmet war, entschied sich seine Richtung noch mehr. Ein gefaßtes Betragen, eine abgemessene Rede, ein Laconismus, selbst wenn er offen und entscheidend sprach, gaben ihm durch sein ganzes Leben ein gewisses diplomatisches, ministerielles Ansehen, das mit jenen zarten Naturgesinnungen im Widerstreit zu liegen schien, obgleich beide aus Einer Quelle entsprangen. Von allem diesen geben seine ersten Werke ein reines Ab- und Vorbild, und sie mußten daher einen unglaublichen Einfluß gewinnen. Daß er jedoch persönlich andere Strebende im Leben und Dichten gefördert, ist kaum als eine seiner entschiedenen Eigenschaften zur Sprache gekommen.

10. Für junge Dichter.

(Band 45. S. 425.)

Nur allzu oft werden mir von jungen Männern deutsche Gedichte zugesendet, mit dem Wunsch, ich möge sie nicht allein beurtheilen, sondern auch über den eigentlichen dichterischen Beruf des Verfassers meine Gedanken eröffnen. So sehr ich aber dieses Zutrauen anzuerkennen habe, bleibt es doch im einzelnen Falle unmöglich, das Gehörige schriftlich zu erwidern, welches mündlich auszusprechen schon schwierig genug seyn würde. Im Allgemeinen jedoch kommen diese Sendungen bis auf einen gewissen Grad überein, so daß ich mich entschließen mag, für die Zukunft einiges hier anzudeuten.

Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem Jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen, sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet hat, wo er sich selbst einigermaßen deutlich wird, sich alsobald gedrängt fühlt, seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen.

Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber dem Jüngern einzusehen, daß hierdurch im höheren Sinne noch wenig gethan ist. Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird alles was im Inneren vorgeht, alles was sich auf die Person selbst bezieht, mehr oder weniger gelungen seyn, und manches auf einen so hohen Grad, daß es so tief als klar, so sicher als anmuthig ausgesprochen erscheint. Alles Allgemeine, das höchste Wesen wie das Vaterland, die gränzenlose Natur, so wie ihre einzelnen unschätzbaren Erscheinungen, überraschen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den sittlichen Werth nicht verkennen dürfen, und die Ausführung lobenswürdig finden müssen.

Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche; denn Viele, die auf demselben Wege gehen, werden sich zusammen gesellen, und eine freudige Wanderung zusammen antreten, ohne sich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzu fern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlornen, Sehnsucht nach dem Unbekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und so sehen wir die heitere Gesellschaft sich vereinzelnen und sich zerstreuen in misanthropische Eremiten. Wie schwer ist es daher, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen: daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht.

Wenn wir beim Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns alle wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle früheren Träume, Wünsche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Mährchen zurückfordern, da entfernt sich die Muse, und sucht die Gesellschaft des heiter entsagenden, sich leicht Wiederherstellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Rosengarten die gehörige Zeit gönnt, seine eignen Leiden beschwichtigt, und um sich her recht emsig forscht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde.

Keine Jahre trennen ihn sodann von den holden Göttinnen, die wenn sie sich der befangenen Unschuld erfreuen, auch der umsichtigen Klugheit gerne zur Seite stehen; dort das hoffnungsvolle Werden im Keime begünstigen, hier eines Vollendeten in seiner ganzen Entwicklung

sich freuen. Und so sey mir erlaubt, diese Herzensergießung mit einem Reimworte zu schließen.

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht:
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

11. Noch ein Wort für junge Dichter.

Unser Meister ist derjenige, unter dessen Anleitung wir uns in einer Kunst fortwährend üben, und welcher uns, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, stufenweise die Grundsätze mittheilt, nach welchen handelnd wir das ersehnte Ziel am sichersten erreichen.

In solchem Sinne war ich Meister von niemand. Wenn ich aber aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern geworden bin, so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen; denn sie sind an mir gewahr worden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, gebärde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird.

Geht er dabei frisch und froh zu Werke, so manifestirt er gewiß den Werth seines Lebens, die Hoheit oder Anmuth, vielleicht auch die anmuthige Hoheit, die ihm von der Natur verliehen war.

Ich kann übrigens recht gut bemerken, auf wen ich in dieser Art gewirkt; es entspringt daraus gewissermaßen eine Naturdichtung, und nur auf diese Art ist es möglich Original zu seyn.

Glücklicherweise steht unsere Poesie im Technischen so hoch, das Verdienst eines würdigen Gehalts liegt so klar am Tage, daß wir wundersam erfreuliche Erscheinungen auftreten sehen. Dieses kann immer noch besser werden und niemand weiß wohin es führen mag; nur freilich muß jeder sich selbst kennen lernen, sich selbst zu beurtheilen wissen, weil hier kein fremder äußerer Maßstab zu Hülfe zu nehmen ist.

Worauf aber alles ankommt, sey in Kurzem gesagt. Der junge Dichter spreche nur aus was lebt und fortwirkt, unter welcherlei Gestalt es auch seyn möge; er beseitige streng allen Widergeist, alles Mißwollen, Mißreden, und was nur verneinen kann: denn dabey kommt nichts heraus.

Ich kann es meinen jungen Freunden nicht ernst genug empfehlen, daß sie sich selbst beobachten müssen, auf daß bei einer gewissen Facilität des rhythmischen Ausdrucks sie doch auch immer an Gehalt mehr und mehr gewinnen.

Poetischer Gehalt aber ist Gehalt des eignen Lebens, den kann uns niemand geben, vielleicht verdüstern, aber nicht verkümmern. Alles was Eitelkeit, d. h. Selbstgefälliges ohne Fundament ist, wird schlimmer als jemals behandelt werden.

Sich frei zu erklären ist eine große Anmaßung; denn man erklärt zugleich, daß man sich selbst beherrschen wolle, und wer vermag das? Zu meinen Freunden, den jungen Dichtern, sprech' ich hierüber folgen-

dermaßen: Ihr habt jetzt eigentlich keine Norm, und die müßt ihr euch selbst geben; fragt euch nur bei jedem Gedicht: ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dies Erlebte euch gefördert habe?

Ihr seyd nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die ihr durch Entfernung, Untreue, Tod, verloren habt, immerfort betrauert. Das ist gar nichts werth, und wenn ihr noch so viel Geschick und Talent dabei aufopfert.

Man halte sich ans fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten; denn da beweißt sich's im Augenblick, ob wir lebendig sind und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.

XLVII. Jakob Michael Reinhold Lenz.

(1750 — 1792.)

Scenen aus dem „Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung. Einer Komödie. 1774." *)

1.

(Akt 1. Sc. 2. S. 4.)

Major. Was willst du denn? Ist das nicht ein ganz artiges Männchen?

Geh. Rath. Artig genug, nur zu artig. Aber was soll er deinen Sohn lehren?

Major. Ich weiß nicht, Berg, du thust immer solche wunderliche Fragen.

Geh. Rath. Nein aufrichtig! Du mußt doch eine Absicht haben, wenn du einen Hofmeister nimmst und den Beutel mit einemmal so weit aufthust, daß dreihundert Dukaten herausfallen. Sag mir, was meinst du mit dem Gelde auszurichten? was forderst du dafür von deinem Hofmeister?

Major. Daß er — was ich — daß er meinen Sohn in allen Wissenschaften und Artigkeiten und Weltmanieren — Ich weiß auch nicht, was du immer mit deinen Fragen willst; das wird sich schon finden; das werd' ich ihm alles schon zu seiner Zeit sagen.

Geh. Rath. Das heißt: du willst Hofmeister deines Hofmeisters seyn; bedenkst du aber auch, was du da auf dich nimmst — Was soll dein Sohn werden, sag mir einmahl?

Major. Was er . . . Soldat soll er werden; ein Kerl, wie ich gewesen bin.

Geh. Rath. Das letzte laß nur weg, lieber Bruder; unsere Kinder sollen und müssen das nicht werden, was wir waren; die Zeiten ändern sich, Sitten, Umstände, alles, und wenn du nichts mehr und

---

*) „Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz. Herausgegeben von Ludwig Tieck. Zwei Bände. Berlin. Reimer. 1828." 8.

nichts weniger geworden wärst, als das leibhafte Konterfey deines Elter=vaters — —

Major. Potz hundert! wenn er Major wird, und ein braver Kerl wie ich, und dem König so redlich dient als ich!

Geh. Rath. Ganz gut, aber nach fünfzig Jahren haben wir vielleicht einen andern König und eine andere Art ihm zu dienen. Aber ich seh schon, ich kann mich mit dir in die Sachen nicht einlassen, ich müßte zu weit ausholen und würde doch nichts ausrichten. Du siehst immer nur der geraden Linie nach, die deine Frau dir mit Kreide über den Schnabel zieht.

Major. Was willst du damit sagen, Berg? ich bitte dich, misch dich nicht in meine Hausangelegenheiten, so wie ich mich nicht in die deinigen. — Aber sieh doch! da läuft ja eben dein gnädiger Junker mit zwei Hollunken aus der Schule heraus. — Vortreffliche Erziehung, Herr Philosophus! Das wird einmal was rechts geben! Wer sollt' es in aller Welt glauben, daß der Gassenbengel der einzige Sohn Sr. Excellenz des königlichen Geheimen Raths —

Geh. Rath. Laß ihn nur. — Seine lustigen Spielgesellen wer=den ihn minder verderben als ein galonirter Müßiggänger, unterstützt von einer eiteln Patronin.

Major. Du nimmst dir Freiheiten heraus. — Adieu.

Geh. Rath. Ich bedaure dich.

2.

(Dritte Scene.)

Frau Majorin (auf einem Kanapee.) — Läuffer (in sehr demüthiger Stellung neben ihr sitzend. — Leopold (steht.)

Majorin. Ich habe mit ihrem Herrn Vater gesprochen, und von den dreihundert Dukaten stehenden Gehalts sind wir bis auf hun=dert und fünfzig einig geworden. Dafür verlang' ich aber auch, Herr — wie heißen Sie? Herr Läuffer, daß Sie sich in Kleidern sauber halten, und unserm Hause keine Schande machen. Ich weiß, daß Sie Geschmack haben; ich habe schon von Ihnen gehört, als Sie noch in Leipzig waren. Sie wissen, daß man heut zu Tage auf nichts in der Welt so sehr sieht, als ob ein Mensch sich zu führen wisse.

Läuffer. Ich hoff', Euer Gnaden werden mit mir zufrieden seyn. Wenigstens hab' ich in Leipzig keinen Ball ausgelassen, und wohl über die fünfzehn Tanzmeister in meinem Leben gehabt.

Majorin. So? Lassen Sie doch sehen. (Läuffer steht auf.) Nicht furchtsam, Herr . . Läuffer! nicht furchtsam! Mein Sohn ist buschscheu genug; wenn der einen blöden Hofmeister bekommt, so ist's aus mit ihm. Versuchen Sie doch einmal, mir ein Kompliment aus der Menuet zu machen; zur Probe nur, damit ich doch sehe. — Nun, nun, das geht schon an! Mein Sohn braucht vor der Hand keinen Tanzmeister! Auch einen Pas, wenn's Ihnen beliebt. — Es wird schon gehen; das wird sich alles geben, wenn Sie einmal einer unsrer Assembleen werden beigewohnt haben . . . Sind Sie musikalisch?

Läuffer. Ich spiele die Geige, und das Klavier zur Noth.

Majorin. Desto besser: wenn wir aufs Land gehen, und Fräulein Milchzan besuchen uns einmal; ich habe bisher ihnen immer was vorsingen müssen, wenn die guten Kinder Lust bekamen zu tanzen: aber besser ist besser.

Läuffer. Euer Gnaden setzen mich außer mich: wo wäre ein Virtuos auf der Welt, der auf seinem Instrument Euer Gnaden Stimme zu erreichen hoffen dürfte.

Majorin. Ha ha ha, Sie haben mich ja noch nicht gehört ... Warten sie; ist Ihnen die Menuet bekannt? (singt.)

Läuffer. O.. o.. verzeihen Sie dem Entzücken, dem Enthusiasmus, der mich hinreißt (küßt ihr die Hand.)

Majorin. Und ich bin doch enrhumirt dazu; ich muß heut krähen wie ein Rabe. **Vous parlez français, sans doute?**

Läuffer. **Un peu, Madame.**

Majorin. **Avez vous déjà fait votre tour de France?**

Läuffer. **Non Madame . . . Oui Madame.**

Majorin. **Vous devez donc savoir, qu'en France on ne baise pas les mains, mon cher . . .**

Bedienter (tritt herein.) Der Graf Wermuth . . .

(Graf Wermuth tritt herein.)

Graf (nach einigen stummen Komplimenten setzt sich zur Majorin aufs Kanapee. Läuffer bleibt verlegen stehen.) Haben Euer Gnaden den neuen Tanzmeister schon gesehen, der aus Dresden angekommen? Er ist ein Marchese aus Florenz und heißt .... Aufrichtig: ich habe nur zwei auf meinen Reisen angetroffen, die ihm vorzuziehen waren.

Majorin. Das gesteh' ich, nur zwei! In der That Sie machen mich neugierig; ich weiß, welchen verzärtelten Geschmack der Graf Wermuth hat.

Läuffer. Pintinello . . . nicht wahr? ich hab' ihn in Leipzig auf dem Theater tanzen sehen; er tanzt nicht sonderlich . . .

Graf. Er tanzt — **on ne peut pas mieux.** — Wie ich Ihnen sage, gnädige Frau, in Petersburg hab' ich einen Beluzzi gesehen, der ihm vorzuziehen war: aber dieser hat eine Leichtigkeit in seinen Füßen, so etwas freies, göttlich nachläßiges in seiner Stellung, in seinen Armen, in seinen Wendungen — —

Läuffer. Auf dem Kochischen Theater ward er ausgepfiffen, als er sich das letztemal sehen ließ.

Majorin. Merk Er sich, mein Freund! daß Domestiken in Gesellschaften von Standespersonen nicht mitreden. Geh er auf sein Zimmer. Wer hat Ihn gefragt? (Läuffer tritt einige Schritte zurück.)

Graf. Vermuthlich der Hofmeister, den Sie dem jungen Herrn bestimmt? . . .

Majorin. Er kommt ganz frisch von der hohen Schule. — Geh' Er nur! Er hört ja, daß man von Ihm spricht; desto weniger schickt es sich, stehen zu bleiben. (Läuffer geht mit einem steifen Kompliment ab.) Es ist was unerträgliches, daß man für sein Geld kei-

nen rechtschaffenen Menschen mehr antreffen kann. Mein Mann hat wol dreimal an einen dasigen Professor geschrieben, und dies soll doch noch der galanteste Mensch auf der ganzen Akademie gewesen seyn. Sie sehens auch wohl an seinem links bordirten Kleide. Stellen Sie sich vor, von Leipzig bis Insterburg zweihundert Dukaten Reisegeld und jährliches Gehalt fünfhundert Dukaten, ist das nicht erschrecklich?

Graf. Ich glaube, sein Vater ist der Prediger, hier aus dem Ort . . . .

Majorin. Ich weiß nicht — es kann seyn — ich habe nicht darnach gefragt, ja doch, ich glaub' es fast: er heißt ja auch Läuffer: nun denn ist er freilich noch artig genug. Denn das ist ein rechter Bär, wenigstens hat er mich ein für allemal aus der Kirche gebrüllt.

Graf. Ist's ein Katholik?

Majorin. Nein doch, Sie wissen ja, daß in Insterburg keine katholische Kirche ist; er ist lutherisch, oder protestantisch wollt' ich sagen; er ist protestantisch.

Graf. Pintinello tanzt . . . Es ist wahr, ich habe mir mein Tanzen einige dreißig tausend Gulden kosten lassen, aber noch einmal so viel gäb' ich darum, wenn . . .

3.

(Vierte Scene.)

Läuffer. — Leopold. — Der Major. (Erstere sitzen an einem Tisch, ein Buch in der Hand, indem sie der letztere überfällt.)

Major. So recht; so lieb' ich's; hübsch fleißig — und wenn die Kanaille nicht behalten will, Herr Läuffer, so schlagen Sie ihm das Buch an den Kopf, daß er's Aufstehen vergißt, oder wollt' ich sagen, so dürfen Sie mir's nur klagen. Ich will dir den Kopf zurecht setzen, Heiduk du! Seht da zieht er das Maul schon wieder. Bist empfindlich, wenn dir dein Vater was sagt? Wer soll dir's denn sagen? Du sollst mir anders werden, oder ich will dich peitschen, daß dir die Eingeweide krachen sollen, Tuckmäuser! Und Sie, Herr, seyn Sie fleißig, mit ihm, das bitt' ich mir aus, und kein Feriiren und Pausiren und Rekreiren, das leid ich nicht. Zum Plunder, vom Arbeiten wird kein Mensch das **Malum hydropisiacum** kriegen. Das sind nur Ausreden von euch Herren Gelehrten. — Wie steht's, kann er seinen **Cornelio**? Lippel! ich bitt' dich um tausend Gotteswillen. den Kopf grad. Den Kopf in die Höhe, Junge! (richtet ihn.) Tausend Sackerment den Kopf aus den Schultern! oder ich zerbrech dir dein Rückenbein in tausendmillionen Stücken.

Läuffer. Der Herr Major verzeihen; er kann kaum lateinisch lesen.

Major. Was? So hat der Racker vergessen. — Der vorige Hofmeister hat mir doch gesagt, er sey perfekt im Lateinischen, perfekt . . . Hat er's ausgeschwitzt — aber ich will dir — ich will es nicht einmal vor Gottes Gericht zu verantworten haben, daß ich dir keinen Daumen auf's Auge gesetzt habe, und daß ein Galgendieb aus dir geworden ist, wie der junge Hufeise oder wie deines Onkels Friedrich, eh du mir so

ein gassenläuferischer Taugenichts — ich will dich zu Tode hauen — (giebt ihm eine Ohrfeige) schon wieder wie ein Fragzeichen? Er läßt sich nichts sagen. — Fort mir aus den Augen — fort! Soll ich dir Beine machen? Fort, sag' ich (stampft mit dem Fuß, Leopold geht ab. Major setzt sich auf seinen Stuhl. Zu Läuffern.) Bleiben Sie sitzen, Herr Läuffer; ich wollte mit Ihnen ein paar Worte allein sprechen, darum schickte ich den jungen Herrn fort. Sie können immer sitzen bleiben; ganz, ganz. Zum Henker Sie brechen mir ja den Stuhl entzwei, wenn Sie immer so auf einer Ecke . . . Dafür steht ja der Stuhl da, daß man drauf sitzen soll. Sind Sie so weit gereist, und wissen das noch nicht? Hören Sie nur: ich seh' Sie für einen hübschen artigen Mann an, der Gott fürchtet und folgsam ist; sonst würd' ich das nimmer thun, was ich für Sie thue. Hundert und vierzig Dukaten jährlich hab' ich Ihnen versprochen: das machen drei — warte — dreimalhundert und vierzig; wieviel machen das?

Läuffer. Vier hundert und zwanzig.

Major. Ist's gewiß? Macht das so viel? Nun damit wir gerade Zahl haben, vierhundert Thaler preußisch Courant hab ich zu Ihrem Salarii bestimmt. Sehen Sie, das ist mehr als das ganze Land giebt.

Läuffer. Aber mit Eurer Gnaden gnädigen Erlaubniß, die Frau Majorin haben mir von hundert fünfzig Dukaten gesagt: das machte gerade vierhundert fünfzig Thaler, und auf diese Bedingungen hab' ich mich eingelassen.

Major. Ei was wissen die Weiber! — Vierhundert Thaler, Mosieur; mehr kann Er mit gutem Gewissen nicht fodern. Der vorige hat zweihundert fünfzig gehabt, und ist zufrieden gewesen wie ein Gott. Er war doch, mein Seel! ein gelehrter Mann; auch und ein Hofmann zugleich. Die ganze Welt gab ihm das Zeugniß, und Herr, Er muß noch ganz anders werden, eh' Er so wird. Ich thu' es nur aus Freundschaft für seinen Herrn Vater, was ich an ihm thue, und um seinetwillen auch, wenn Er hübsch folgsam ist, und werd' auch schon einmal für Sein Glück zu sorgen wissen; das kann Er versichert seyn. — Hör Er doch einmal: ich hab' eine Tochter, das mein Ebenbild ist, und die ganze Welt giebt ihr das Zeugniß, daß ihres gleichen an Schönheit im ganzen Preußenlande nicht anzutreffen. Das Mädchen hat ein ganz anders Gemüth als mein Sohn, der Buschklepper. Mit dem muß ganz anders umgegangen werden! Es weiß sein Christenthum aus dem Grunde und in dem Grunde, aber es ist denn nun doch, weil sie bald zum Nachtmahl gehen soll, und ich weiß wie die Pfaffen sind, so soll Er auch alle Morgen etwas aus dem Christenthum mit ihr nehmen. Alle Tage Morgens eine Stunde, und da geht Er auf ihr Zimmer; angezogen, das versteht sich: denn Gott behüte, daß Er so ein Schweinigel seyn sollte, wie ich einen gehabt habe, der durchaus im Schlafrock an Tisch kommen wollte. — Kann Er auch zeichnen?

Läuffer. Etwas, gnädiger Herr. — Ich kann Ihnen einige Proben weisen.

Major (besieht sie.) Das ist ja charmant! — Recht schön; gut das: Er soll meine Tochter auch zeichnen lehren. — Aber hören Sie, werther Herr Läuffer, um Gottes Willen ihr nicht scharf begegnet; das Mädchen hat ein ganz ander Gemüth als der Junge. Weiß Gott! es ist als ob sie nicht Bruder und Schwester wären. Sie liegt Tag und Nacht über den Büchern und über den Trauerspielen da, und sobald man ihr nur ein Wort sagt, besonders ich, von mir kann sie nichts vertragen, gleich stehen ihr die Backen in Feuer, und die Thränen laufen ihr wie Perlen drüber herab. Ich will's Ihm nur sagen: das Mädchen ist meines Herzens einziger Trost. Meine Frau macht mir bittre Tage genug: sie will alleweil herrschen und weil sie mehr List und Verstand hat, als ich. Und der Sohn, das ist ihr Liebling; den will sie nach ihrer Methode erziehen; fein säuberlich mit dem Knaben Absalom, und da wird denn einmal so ein Galgenstrick draus, der nicht Gott, nicht Menschen was Nutz ist. — Das will ich nicht haben. — Sobald er was thut, oder was versieht, oder hat seinen Lex nicht gelernt, sag' Er's mir nur und der lebendige Teufel soll drein fahren. — Aber mit der Tochter nehm' Er sich in Acht; die Frau wird Ihm schon zureden, daß Er ihr scharf begegnen soll. Sie kann sie nicht leiden, das weiß ich; aber wo ich das geringste merke. Ich bin Herr im Hause, muß Er wissen, und wer meiner Tochter zu nahe kommt — Es ist mein einziges Kleinod, und wenn der König mir sein Königreich für sie geben wollt: ich schickt' ihn fort. Alle Tage ist sie in meinem Abendgebet und Morgengebet und in meinem Tischgebet, und alles in allem, und wenn Gott mir die Gnade thun wollte, daß ich sie noch vor meinem Ende mit einem General oder Staatsminister vom ersten Range versorgt sähe, — denn keinen andern soll sie sein Lebtage bekommen — so wollt ich gern ein zehn Jahre eher sterben. — Merk' Er sich das — und wer meiner Tochter zu nahe kommt oder ihr worin zu Leid lebt — die erste beste Kugel durch den Kopf. Merk' Er sich das. — (geht ab.)

— — — —

XLVIII.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

(1750 — 1821.)

Der Rheinfall bei Schaffhausen. *)

(Th. 1. S. 71. Elfter Brief.)

Zürich, den 26sten August 1791.

Vorgestern früh mit Sonnenaufgang fuhren wir über die Rheinbrücke von Constanz. Heller als in den vorigen Tagen hoben sich die Berge, auch die entferntesten. Die Schwaben und Schweizer sagen alsdann, das Gebürge öffne sich, und erwarten Regen oder Gewitter. Am

*) Aus der „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien, von F. L. Graf zu Stolberg. 4 Bände. Königsberg und Leipzig. 1794." gr. 8.

Zellersee hinfahrend übersahen wir alle Gebürge, die den ganzen Bodensee kränzen, von dem einige Stunden weit vor uns liegenden drei einzelnen Bergen, Hohentwiel, Hohenkreg und Hohnstoffel, bis zu den entferntesten Gebürgen des Tirol. Sehr hell sahen wir auch eine Kette von Schneegebürgen. Man sagte uns, sie lägen im Welschen Bünden. Der Richtung nach schien es mir, daß sie jenseits des Sees der vier Waldstädte, im Kanton Lucern oder im Canton Uri lägen. Die hohe würtembergische Feste Hohentwiel, ließen wir auf unsrer Fahrt nach Schaffhausen hart am Wege liegen. Auch in ihr, wie in der von Hohenasperg werden Gefangne bewahrt.

Etwa eine Stunde vor Schaffhausen sahen wir den Rhein im Thale, zwischen den waldigen Ufern und stark rauschend mit smaragdgrünen durchsichtigen Wogen, lauter wie Wein, nach seinem Bade im Bodensee. Die Höhe eines Berges im Walde über diesem Strom trennet das deutsche Reich, nicht Deutschland, eine halbe Stunde vor Schaffhausen, von der Schweiz. Nicht Deutschland!

Nein bey den heiligen Fluten des Rheins, der im Gebürge freier Bünder entspringt, und durch Ebnen freier Bataver sich ins Meer ergeußt! Unsre Brüder im Gebürge, unsre Brüder in der Ebene, waren nie deutscher, als da sie das Joch der Tyrannei von sich abwarfen! Wir sehen mit Ehrfurcht auf sie, aber auch sie wollen nicht vrrgessen, daß sie Deutsche sind! Wir schauen mit Ehrfurcht in die grauen Thäler ihrer Vorzeit zurück, mit Hoffnung mögen sie auf die noch umwölkten Berge unsrer Zukunft blicken.

Hie und da, wann und wo es ersprießlich sein wird, mag das Gebürge dereinst sich öffnen, Ungewitter weissagen und Fruchtbarkeit. Nur müsse nie der Deutsche, dem Franzosen gleich, die wilde Flamme des Mordbrenners für Feuer des Himmels halten! Er müsse nie, lechzende Auen zu tränken, das Land mit einer Sündflut überschwemmen!

Nahe bei Schaffhausen ist der Rhein sehr reißend und rauschet über Felsen. In frühern Zeiten schon standen hier Häuser, in welche Waaren gelegt wurden, die von den höheren Gegenden, Bünden, Lindau, Constanz ꝛc. mit dem Strom gekommen waren, und wegen des nahen Rheinfalls hier ausgeladen wurden. Diese Häuser gaben nachher der Stadt ihren Namen. Denn in schweizerischer, schwäbischer und östreichischer Mundart bedeutet das Wort schaffen handeln, kaufen und verkaufen. Am Nachmittag besuchten wir den Rheinfall. Wie könnte ich dir den beschreiben! Er läßt jede Beschreibung weit hinter sich, jede Vorstellung, selbst die Erinnerung. Ich sah ihn zum drittenmal aber mit eben dem Staunen, mit welchem ich ihn das erstemal gesehen hatte. Er überrascht den Mann, wie er den Jüngling überrascht hatte.

Ich scheine dir etwas zu sagen, und ich sage dir nichts, wenn ich dir erzähle, wie der breite Strom zwischen hohen Felsen, die mit Laubholz bewachsen sind, in einer ungeheuern Schaummasse, durch welche hie und da die grüne Farbe der gewölbten Fluten schimmert, mit betäubendem Getöß' und fliegendem Ungestüm, tief herunterstürze; wie drei in ungleicher Entfernung mitten aus seinem Wasserfall vorragende, mit

immer erschüttertem Gebüsch belaubte Felsen, ihm, nicht ungestraft, sondern ausgehöhlet und durchlöchert, entgegen starrend, seinen Sturz theilend und verherrlichend. Auf dem minder hohen Felsenufer, zur rechten Seite des Wasserfalls, steht im Schaffhausner Gebiet eine Drahtmühle; gegenüber, im Gebiet des Kanton Zürich steht das Schloß Laufen auf einem viel höhern Felsen. Zuerst zeigt man Fremden den Rheinfall von der Seite der Drahtmühle, wo die Erwartung schon sehr überrascht, wo schon der Hinstaunende freudig geschreckt wird. Dann führt man ihn einen schmalen krummen Pfad, unter Bergen am geründeten Becken des Stromes hin, bis er, gerade dem Rheinfall gegenüberstehend, gewahr wird, daß die Katarakte, welche er eben anstaunte, nur zwischen dem Ufer und einem Felsen, der mitten aus dem Strom sich emporthürmt, gebildet werde, und etwa den fünften Theil des Wasserfalls ausmache.

Hier sieht er den ganzen Strom, zwischen den Felsenufern und drei vereinzelten Klippen gedränget, herunter stürzen. In einem schmalen Nachen wird man dann unten, den Katarakten vorbei, auf tanzenden Wogen hinübergebracht nach der Zürcher Seite. Hier, ist unter dem Schlosse Laufen, ein Gerüst bis in den Wasserfall hinein gebaut. Vor einem Thürchen, dessen Schlüssel im Laufner Schloß verwahrt wird, stehst du ein Weilchen, und hörst mit Ungeduld den Donner des Stroms bis das Thürchen geöffnet wird, und du nun unmittelbar an dem stürzenden Strom stehst. Hier ergreift dich das mächtigste Staunen, es ist dir, als müßtest du hinunter gewirbelt werden in die Tiefe. Von der Eile, von der Kraft der stürzenden Wogen kannst du dir keinen Begriff machen. Als der Dichter Lenz hier stand, fiel er auf die Kniee, und rief aus: Hier ist eine Wasserhölle!

Die mit Eile des Blitzes herunter geschmetterten Fluten sprüzzen hoch auf. Ein Nebel dick und weiß wie der Rauch aus Schmelzhütten, verhüllet die Gegend! weit umher beben und träufeln alle Büsche der felsigen Ufer. Bei Sonnenschein spielen Farben des Regenbogens im Schaum und im aufsteigenden Nebel.

Kein Schauspiel der Natur hat mich je so ergriffen. Meiner Sophie wankten die Kniee, und sie erblaßte. Mein achtjähriger Knabe schaute still und unverwandt hin nach dem Strom, welcher auch dadurch, daß er die andern Gegenstände in aufsprützende Nebel hüllet, der einzige Gegenstand des Auges wird. Grauenvolles, doch seliges Staunen, hielt uns wie bezaubert. Es war mir, als fühlte ich unmittelbar das **praesens numen** (gegenwärtig würkende Gottheit). Mit dem Gedanken an die geoffenbarte Macht und Herrlichkeit Gottes, wandelte mich die Empfindung seiner Allbarmherzigkeit und Liebe an. Es war mir als ginge die Herrlichkeit des Herrn vor mir vorüber, als müßte ich hinsinken aufs Angesicht, und ausrufen: Herr, Herr, Gott, barmherzig und gnädig!

Wir waren schon ziemlich weit auf dem Rückwege, ehe wir unser Stillschweigen unterbrachen. Und nur als wir uns abgekühlt fühlten von der Empfindung Glut, warfen wir im Geist einen flüchtigen Seitenblick auf den Weltweisen, welcher den Rheinfall sehen, und mit kalter Bedächtlichkeit fragen konnte: wozu er nütze? Ein Weltweiser beant-

wortet so vieles, was ein Weiser nicht beantwortet; mag er denn auch fragen wie ein Weiser nicht fragen würde.

XLIX. Joh. Martin Miller. *)

(1750 — 1814.)

Der Tod eines Klostergeistlichen.

(Erster Theil. S. 32.)

Der junge Siegwart gieng indessen zwischen seinen beiden Mönchen langsam wieder nach dem Kloster zu. Diese wetteiferten, ihm angenehme Dinge vorzusagen, und seinen Entschluß zu loben.

Der Abend strich ihm in der Gesellschaft der Kapuziner, die sich beim Abendessen fast allein mit ihm beschäftigten, und ihm das Klosterleben von der reizendsten Seite abzuschildern suchten, sehr angenehm hin. Sein Herz ward immer mehr gefesselt; wo er hinsah, erblickte er Ruhe, Zufriedenheit und brüderliche Liebe; Bilder, die bisher immer nur in seiner Einbildungskraft geschwebt hatten, und die nun wirklich und lebendig vor ihm dastanden. Nach dem Abendessen ging man wieder in den Garten. Heute hatte sich eine Nachtigall ganz nahe zu der Grotte gemacht, und sang da ihr göttliches Lied. Siegwarts Seele war ganz voll. Er drückte einigemal dem P. Anton mit einer innigen Bewegung die Hand.

Er besuchte noch mit ihm den Pater Gregor einen kranken Pater, der mehr vor Alter als vor Krankheit langsam dahin zu sterben schien, und der Rose glich, die an einem stillen Abend, wenn kein Lüftchen sich bewegt, die Blätter nach und nach verliert. Der Kranke athmete still, und sprach wenig. Neben ihm lag sein Gebetbuch, und der Rosenkranz. Dazwischen stand ein Kruzifix. Einige Blumen welkten in einem irdnen Gefäß. Ein paar Arzneygläser standen dabey. In der Ecke der Zelle hing eine düstre Lampe, die ihr Licht nur schwach umher verbreitete. Anton und der andere Pater, die dem Kranken wachen sollten, sprachen leise. Jede lautere Bewegung ward vermieden, und tiefe feyerliche Stille herrschte rings umher, wie es bey dem Sterbebette der Mutter Siegwarts gewesen war. Ihr Andenken wachte auch hell in seiner Seele auf, und sie erschien ihm noch einmal im Traum; lebhafter als die Nacht zuvor.

Anton, der seine tiefe Traurigkeit wahrnahm, führte ihn ganz langsam an die Thüre, öfnete sie leise, und lispelte ihm in die Ohren: der gute Pater wirds nicht lange mehr machen. Komm er morgen früh, wenn er Lust hat, wieder zu mir in die Zelle; vielleicht hat mein Freund bis dahin überwunden.

Siegwart ging nun mit traurigen Gedanken schlafen; um fünf Uhr wachte er auf, und sein erster Gedanke war an den kranken Pater. Die Sonne gieng neblicht auf; der halbe Himmel war blutroth, und

---

*) „Siegwart. Eine Klostergeschichte. Leipzig. Zweite Auflage. Drei Theile. 1777." 8.

warf einen blassen Wiederschein an die weiße Wand des Schlafgemachs. Er zog sich schnell an, und gieng an die Zelle. Er klopfte zweimal an die Thüre, ohne daß ihm geantwortet wurde; doch hörte er laut reden.

Als er aufmachte, hielt P. Anton dem Sterbenden den Kopf in die Höhe und nickte ihm mit Thränen in den Augen zu. Der andere Pater las aus einem Buche vor. Der Kranke war mehr gelb, wie blaß; seine Augen standen unbeweglich, und man sah nur das Weiße davon. Er sammelte seine letzten Kräfte, und betete laut nach. So flammt die sterbende Lampe noch einmal hell auf, und verlischt. Die letzten Worte, die er mehr heraus stieß, als sprach, waren: Hilf, Herr Jesu! Nun zuckte er ein paarmal, und lag todt da.

Gottlob! hat wieder einer überwunden, sagte Pater Anton, ließ den Kopf des Todten sinken, und drückte ihm die Augenlieder zu. Er ist bey seinem Heiland Jesu Christo, und bei allen Heiligen. Der gute Pater, Martin, warst ein frommer Mann; mein Ende sey wie deines! Der andere Pater ging hin, es dem Guardian auzuzeigen; Anton legte eine Decke über den Leichnam, gieng ans Fenster, und schwieg eine Zeitlang still.

Siegwart gieng hierauf mit schwerem Herzen, und allein im Garten auf und nieder; stellte sich die Züge des Sterbenden wieder vor, drückte sie in seinem Herzen tief ein, und folgte seiner Seele in Gedanken in den Himmel nach, sah den Jubel der Gerechten, die die Siegerinn empfiengen, und ihr Palmenzweige streuten. Seine ganze Seele war emporgehoben, und er wußte lange nicht, daß ihm helle Zähren aus den Augen rollten. Alle seine Wünsche waren auch ein solcher Tod; und der einzige Weg dahin schien ihm das Kloster. Er warf sich auf eine Rasenbank, verhüllte sein Gesicht in beyde Hände, und lag in einer Art von Betäubung da, als der Schall von allen Glocken den Anbruch des Fests verkündete.

Er gieng in den Versammlungssaal, wo die Väter traurig bei einander standen, und sich vom Verstorbenen unterhielten. Alle lobten ihn einmüthig, und schickten ihm ihren Segen nach. Sein Begräbniß ward auf übermorgen angesetzt, und nun giengen die Patres Paar und Paar in die Kirche, die mit Blumen bestreut, und mit Meyen ausgeschmückt war. Mehr, als hundert Wachslichter wurden angesteckt. Dicke Weihrauchswolken stiegen auf, und umgaben die Patres und den jungen Siegwart. Es ward ein feyerlicher voller Choral angestimmt, der wie ein Meer daher braußte. Der langsame, andachtsvolle Gesang und der begeisternde Weihrauchsduft trugen unsers Siegwarts Seele zu den Wolken. Er hatte tausend, sich durchkreuzende Empfindungen, ohne Eine davon deutlich zu fühlen. Es war ihm, als ob er zwischen Himmel und Erde schwebte, und zuweilen einen Blick durch die Wolken an den Thron des Höchsten thäte. Das Gesicht der Geistlichen schien ihm zu glänzen, und verklärt zu seyn. Er warf einen Blick auf das Gemälde, wo die Kapuziner hingerichtet wurden. Sie schienen ihm zu leben, und ihn anzublicken. Er hielt sich schon für ein Mitglied des Ordens, und blickte in die Welt, wie in ein Grab zurück, von dem sich sein Geist dem

Himmel zugeschwungen hatte. Der Guardian hielt das Hochamt; die Gemeinde kniete nieder und ein heiliges **Te Deum** trug die Seele des Jünglings in noch tieferes Erstaunen und Entzücken über. Nach vollendetem Gottesdienste ging er mit dem P. Anton in die Zelle des Verstorbenen, der schon in einem schlechten Sarge lag, um welchen brennende Wachskerzen standen. Nach einer kurzen Unterredung von den Tugenden des Todten, die in Siegwarts Seele eine brennende Nacheiferung erweckte, ward zum Essen geläutet.

Während der ganzen Mahlzeit herrschte eine fast ununterbrochene feyerliche Stille. Die Augen waren niedergeschlagen; zuweilen sah ein Pater den andern an, und kehrte schnell, wenn er bemerkt wurde, den Blick, in welchem Thränen schwammen, wieder weg. Wider Willen stieß der eine und der andere einen lauten Seufzer aus, der die Losung zu einer neuen allgemeinen Bestürzung gab. Inzwischen redete doch jeder mit dem jungen Siegwart, den das allgemeine Bedauern des Verstorbenen, und die Liebe gegen ihn, wovon dieses ein Zeuge war, im Innersten rührte. Er gewann die Väter, die so vieler Freundschaft fähig waren, nur um desto mehr lieb, und wünschte sich, nur auch recht bald dieser Freundschaft werth zu werden. Es ward ihm nun schon als einem, der zum Orden gehörte, begegnet, und diese Art von Vertraulichkeit nahm ihn völlig ein. — — —

L^a. Johannes von Müller. *)

(1752 — 1809.)

1. Aus den vier und zwanzig Büchern allgemeiner Geschichte.

Resultate der Weltgeschichte.

(Sechster Theil. S. 350.)

Wenn man die verschiedenen Stämme des Menschengeschlechts, den ganzen Schauplatz der Welt, mit Einem Blick übersieht, so glaubt man Gegenden und Völker zu bemerken, bei welchen die scheinbare Bestimmung (daß wechselweise in aller Welt sich die mannichfaltigen Fähigkeiten unserer Natur nach den verschiedenen Schattirungen des physischen Einflusses und überlieferter Cultur entwickeln) noch nicht völlig erreicht sey; Revolutionen, die in Verwilderung oder Hingebung enden; Nationen, die den Geiz und die Herrschgier der Europäer noch nicht ganz erfahren haben; die Einwohner unsers Welttheils, gewöhnt durch Geist und Muth Alles zu unternehmen, und in der Lage, daß Erschütterungen ihres Schicksals den fernsten Welttheilen einen Gegenstoß fühlbar machen, und unbewandertem Grund und nie gesehenen

*) Johannes von Müllers sämmtliche Werke. Herausgegeben von Johann Georg Müller. Stuttgart. Cotta. **27** Bände. **8.** Taschenausgabe. **1831.** ff.

Wildnissen Bewohner und Cultur zu verschaffen fähig sind. So groß und so klein sind wir, daß die Selbstvernachlässigung oder eine plötzliche Begeisterung europäischer Völker, ja einzelner Männer, auf den moralischen Zustand des Menschengeschlechtes wirksam wird, und daß die größten Dinge unvorgesehen, ja wider den Willen ihrer Urheber geschehen.

So unvollständig das Geheimniß und die Natur der größten Revolutionen und ihre Verkettung in diesem Geschichtbuch dargestellt worden, so sichtbar leuchtet höhere Leitung hervor. Unbekannt ist ihr Plan, unerforschlich ihr Gang. Das sehen wir, daß Glück und Macht bei Staaten und Particularen, das Werk festen Willens, großer Thätigkeit und richtigen Urtheils sind, wo hingegen Schwäche, Furchtsamkeit und Alles, was die Entwicklung inwohnender Fähigkeiten hindert, Staaten und Einzelne stürzt. Man findet in der Geschichte nicht sowohl, was in einzelnen Fällen zu thun sey (die Umstände ändern Alles unendlich) als das Generalresultat der Zeiten und Nationen: Erfülle trefflich die von dem Schicksal dir angewiesene Stelle; hierin scheine dir nichts zu hoch, daß du es nicht erreichen könntest, nichts so gering, daß du es vernachlässigen dürftest. Dadurch werden Könige groß, dadurch erwirbt der Mann von Geist ewige Lorbeeren; dadurch erhebt der Hausvater seine Familie über Armuth und Niedrigkeit.

* * *

Und nun, ihr aus den Felsenhallen und Burgen der Vorwelt hinüberschwimmenden Riesengestalten der ersten Fürsten der Völker und Söhne der Götter, und ihr Weltstürmer von Babylon und Macedonien, mannichfaltige Reiche der Cäsarn, Attila, Araber, Mogolen, Tartaren; Fürsten der Gläubigen am Tigris, und Fürsten der Gläubigen an den Ufern der Tiber; und ihr, graue Häupter, Räthe der Könige, oder Königen gleich, benarbte, belorbeerte Triumphatoren, Consuln, Dictatoren, mit erhabenem Blick, ungebeugtem Nacken, und unerschüttertem Muth, wie ein Rath von Göttern — stehet auf! Wer waret ihr? Die ersten der Menschen? Selten. Die besten der Menschen? Wenige. Die Stürmer, die Treiber der Menschen, die Urheber ihrer Werke? — Werkzeuge, Räder waret ihr, durch deren in einandergreifendes Maschinenwerk der Unsichtbare den mystischen Wagen der Weltregierung, unter unaufhörlichem Gepraffel, Geschrei und Schnattern über den Ocean der Zeiten fortgeleitet hat. Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rades, schallt von dem Geiste, der auf den großen Wassern lebt, das Gebot der Weisheit, Mäßigung und Ordnung. Wer es überhört, der ist gerichtet. Menschen von Erde und Staub, Fürsten von Erde und Staub, wie schrecklich dieses geschehe, das zeigt die Geschichte.

2. Aus den „Geschichten der Schweizerischen Eidgenossenschaft."

a. Des Landes erste Gestalt.

(Siebenter Band. S. 1.)

Im Norden des Landes Italien stellen sich die Alpen dar; von Piemont bis nach Istrien, in Form eines großen halben Mondes, eine himmelhohe weiße Mauer mit unübersteigbaren Zinnen, dritthalbtausend Klafter über dem Mittelmeere. Man weiß nur einzelne Menschen, die den weißen Berg, wenige oder keinen, welche das Schreckhorn oder Finsterarhorn erstiegen hätten: man sieht ihre pyramidalischen Spitzen mit unvergänglichem Eise bepanzert, und von Klüften umgeben, deren unbekannter Abgrund grauer Schnee trügerisch deckt. In unzugänglicher Majestät glänzen sie, hoch über den Wolken, weit in die Länder der Menschen hinaus. Ihre Eislast trotzt den Sonnenstrahlen, sie vergolden sie nur: diese Gipfel werden von dem Eise wider die Lüfte geharnischt, welche im Lauf der Jahrtausende die kahlen Höhen des Boghdo und Ural in Trümmer verwittert haben. Wenn in verschlossenen Gewölbern der nie erforschte Kern des Erdballs noch glühet, so liegt auch diesem Feuer das Eis der Glätscher zu hoch. In der Erde schmilzt Wasser unter demselben hervor, und rinnt in Thäler, wo es überfriert und seit Jahren, deren Zahl niemand hat, in unergründlichen Lasten, Tagreisen weit, gehärtet und aufgehäuft worden ist. In den Tiefen arbeitet ohne Unterlaß die wohlthätige Wärme der Natur; aus den finstern Eiskammern ergießen sich Flüsse, Höhlen, Thäler, füllen Seen und erquicken die Felder. Doch, wer durchdringt mit menschlicher Kraft, in Eines Lebenslauf, die unergründliche Gruft, wo in ewiger Nacht, oder bei dem Schimmer weltalter Flammen, die Grundfeste der Alpen der andern Halbkugel begegnet, oder alternde Klüfte ihnen und uns Untergang drohen!

Die mitternächtliche Seite der Alpen senkt sich in viele hinter einander liegende Reihen Berge: auf allen diesen haben die Gewässer getobet, fünfzehnhundert Klaftern hoch über den Städten und Flecken der schweizerischen Eidgenossen, achtzehnhundert über der Fläche des Weltmeers. Es mögen verborgene Ursachen und Wirkungen Gewölbe, groß wie Welttheile, gebrochen, gesprengt, die Wasser aber sich mit all ihrer Macht in die alten Finsternisse hinuntergestürzt haben: das menschliche Geschlecht ist von gestern, und öffnet kaum heute seine Augen der Betrachtung des Laufs der Natur. Endlich beleuchtete die Sonne den Fuß dieses Gebirges: unzählige Hügel von Sand und Schlamm waren voll Seegewächse, Muscheln, Fische und faulender Baumstämme: im Süd und Nord stand grundloser Sumpf. Nach diesem erfüllten hohe Bäume von ungeheurem Umfang die namenlose Wüste mit schwarzem Wald; über den Wassern der dammlosen Ströme und hundert morastiger Seen standen kalte giftige Nebel, und (in unbebautem Land gewöhnlich) in die Pflanzen stiegen ungesunde Säfte: Gewürme

sog aus ihnen sein Gift, und wuchs in unglaubliche Dicke und Größe, die Elemente kämpften um unbeständige Küsten. Außer dem Schrei des Lämmergeiers in Felsenklüften, außer dem Gebrülle der Auerochsen und dem Gebrumme großer Bären, war viele hundert Jahre in dem leblosen Lande gegen Mitternacht traurige Stille.

b. Beschreibung des Oberlandes.

(Achter Band. S. 164.)

Wenn man von Bern Uechtland hinauf zieht, erheben sich auf beiden Seiten des Thals der Aare viele Burghalden und nicht unbeträchtliche Berge, zwischen welchen aus lieblichen Thälern viele befruchtende Wasser hervor fließen. Bei Thun steht ein See, bei hundert und zwanzig Klafter tief, und wie fast alle helvetischen Wasser stürmisch. Die Berge des östlichen Ufers laufen an den großen Stock der hohen Alpen; im Westen wälzen unter dem Namen der Kander viele vereinigte Alpenwasser unglaubliche Lasten von Sand und Steinen daher, wodurch sie längs dem Eingang der Thäler ein Feld aufhäufen. Voran am Gebirg stellt sich das Stockhorn dar, Markstein der Alpen gegen das niedrigere Uechtland; sechstausend siebenhundert sieben und sechzig Fuß über das Meer. An seinem Fuß fließt aus den Thälern ihres Namens die Sibne. Jenseits der Sibne sieht man das Niesenhorn aus einer finsteren Waldung das zugespitzte Haupt bei achtzig Fuß über Stockhorn erhaben, meist aus einem Wolkenkranz emporsteigend. An seinem Fuß führt die Kander aus Frutigenthal und Kandersteig die wilden Wasser hervor. Von dem Niesen steigt aus dem See und jenem Schuttfeld ein sanfter Berg, der Abendberg, annuthig auf; die Wellen brechen an seinem Fuß, die Heerden grasen seinen Rücken, er endigt fast wo der See, in einem lebhaft grünen Thal. Durch dieses wallt in mächtigen Fluthen die Aare in den Thuner-See aus dem von Brienz. Der Brienzer See füllt einen sehr tiefen Abgrund am Fuß hoher Berge. Je näher man den hohen Alpen kommt, um so mehr dringt in die Gemüther ein ungewöhnliches Gefühl der Größe der Natur; der Gedanke ihres den Anfang des menschlichen Geschlechts um unzählbare Jahrtausende übersteigenden Alters und ein gewisser Eindruck von unbeweglich fester Gründung bringt auf das melancholische Gefühl des Nichts unserer körperlichen Form; zugleich erhebt sich die Seele, als wollte sie höheren Adel todter Größe entgegensetzen. In diesen Gedanken kommt man in das Oberhasli Thal, und am schaudervollen Rand finsterer Tiefen, auf gebrochenen zerrissenen Pfaden, steigend und staunend, aus dem Boden der Fruchtbäume der Tannwald hinauf, durch den gelben Enzian zu Arfeln und Bergrosen, zum Sevenbaum, zu den würzhaften, aber niedrigen Blumen der Schafweide, bis an steilen Wänden ungetreuer glatter Wasen Gränze scheint für die Nahrung des Viehs und für die Neugier des Menschen; sintemal über demselben unermeßliche Schneelasten die lebende Natur unterjochen, und jahrtausendaltes Eis Jungfrauhorn, Finsteraahorn, Wetterhorn, Schreckhorn, Viehschaarhorn, einsame Firne dieses Alpenstocks, verhüllt. Aus einem Eisgewölbe ergießt sich die

lautere Aare; so weit, breit und hoch das Auge blickt, ist Eis; tief in der Kluft blinken die größten Krystalle; kaum flieht hier eine Gemse und wohnt in dem Fels unzugänglich ein Lämmergeier; die Menschen haben ein paar Pfade, sonst ist ganze Tagreisen keine Spur des Fußes; man wird leicht in Eischründe verschlungen, und vom Stoß des wachsenden Glätschers unter Eis und Felsenschutt nach mehreren Geschlechtsaltern endlich starr hervorgesenkt. So liegt alles Erdenreich bis an den Gemmi begraben; der Gemmi steht nackend, wie verwittert; Giftkraut ist hier fast erfreulich, weil es doch sein Pflanzenleben hat. Von der Höhe des Daubersees und von dem Engstelenalpglätscher führt an einer kahlen Felsenwand ein langer Pfad, oft von den Felsen gebrochen, oft von Wassern gehöhlt, hinab nach Adelboden. Zwischen dem langen Eisthal und jenen Ufern des Thuner-Sees, in den Bergen, welche dort am Niesenhorn und Stockhorn, westwärts in geringern Höhen gegen den Lemanischen See, enden, liegt das Oberland, eine unglaubliche Menge neben und in einander laufender Thäler, wo die Sane, die Simme, die Kander, der Engstelenbach und beide Lütschinen, aus vielen Bächen groß, den wilden ungleichen Strom und Runs, jegliche aus ihrem Thal, in die Aare oder den Thuner-See führen. So hoch in das Gebirg, als Gras fortkommen mag, wohnen Hirten und Heerden, indeß Asien wüste liegt, weil das Glück des Oberlandes, Freiheit, ihm fehlt.

c. Der Bund in Rütli.

(Achter Band. S. 302.)

Alle andere Schweizer übertraff der Herr von Attinghausen, durch die Würde eines wohlerhaltenen Adels, des Alters, der Erfahrung in Geschäften, großen wohlhergebrachten Gutes und ungefälschter Liebe zu dem Land. Bei einem solchen Volk werden viele Geschlechter durch die alten Sitten lang und in der Verwaltung des gemeinen Wesens fortgepflanzt; so die Nachkommen Rudolf Redings von Biberek, welcher damals lebte, die bis auf diesen Tag zu Schwyz den väterlichen Ruhm erhalten; die Beroldingen auf ihrem uralten Stammsitz, damals voll schweizerischen Freiheitssinn und noch der Voreltern würdig; die Zai, die Iberg; die Winkelried, im Geist jenes Ritters, ihres Ahnen, der den Lindwurm erschlug, der Freiheit Opfer, alten Biedersinns Muster. Zu Schwyz war Werner Stauffacher angesehen, weil Rudolf sein Vater ein ehrwürdiger Vorsteher des Volks, und er selbst ein wohlbegüterter und wohlgesinnter Landmann war. Solchen Männern glaubten die Landleute; sie kannten dieselben, sie hatten ihre Väter gekannt und ihre ungefärbte alte Treu. Das Volk lebt in vielen Dorfschaften, deren Häuser meist, wie bei den alten Teutschen, auf Wiesen, schönen Hügeln und an Quellen einzeln liegen. Es hat gewisse, althergebrachte eingepflanzte Grundsätze; wenn Fremde dawider Einwürfe machen, so werden sie selbst verdächtig und befestigen die Lehren der Väter. Alles Neue ist verhaßt, weil in dem einförmigen Leben der Hirten jeder Tag demselben Tag des vorigen und folgenden Jahrs gleich ist. Man spricht

nicht viel, und bemerkt für immer; sie haben in den einsamen Hütten zum Nachdenken ruhige Muße; die Gedanken theilen sie einander mit, wenn an Festtagen das ganze Volk vom Gebirg bei der Kirche zusammenfließt. Wer den Landmann betrachtet, findet bis auf diesen Tag ein freiheitstolzes Volk zu Schwyz, ein frommes altgesittetes im Lande Unterwalden, auch zu Uri ein gar biederes eidgenössisch gesinntes Volk.

Als die Reichsvögte um jeden Fehler in finstern Thürmen und außer Landes theure lange Verhaft gaben, und alles auf das allerstrengste bestraften, und als die Zölle auf die Einfuhr im benachbarten Erbland erhöhet und oft die Ausfuhr verboten wurde, sandten die Landleute an den König, zu eben der Zeit, als auf der Steuermark ein solcher Vogt umgebracht worden. Der König führte damals auch wider seinen Schwager Wenceslof Krieg um das Kuttenberger Silber und die Erbschaft von Halicz; von denen, die mit Herrmann von Landenberg seine Diener waren, bekamen die Schweizer keinen Trost. Die Geistlichkeit in den Waldstätten, aus Zorn, weil sie steuern mußte, war dem König zugethan. Als der Junker von Wolfenschieß in Unterwalden von der Gesinnung seiner nächsten Verwandten so abwich, daß er auf Rozberg des Königs Burgvogt wurde, fürchteten ehrbare Männer vom Leichtsinn ehrgeiziger Jugend noch mehr Untreu am Land. Alle Schweizer, in ordentlichen Zeiten eines gerechten stillen Gemüthes, gewohnt ohne Furcht noch Verdruß oder viele Mühe bei dem Vieh in ruhiger Fröhlichkeit ihre Tage durchzuleben, gewohnt aus alten Zeiten bei den Kaisern Gnade und Ehre zu finden, wurden betrübt.

Bei den Strafen war doch ein Schein strengen Rechts; bei den Zöllen, daß Noth oder Geitz den König treibe; selbst in der Ungnade, daß er die Schweizer doch schätze und gern haben möchte; allein (wie bei verdienstlosen Leuten im Besitz ungewohnten Ansehens gegen die, welche nicht weit unter ihnen sind, der Stolz am gröbsten ist), es war in den Worten und Gebärden der Vögte täglicher Trotz auf ihre Gewalt, und eine hochmüthige Verachtung des ganzen Volks. Die alten lang verehrten Geschlechter nannten sie Bauernadel. Als Geßler durch den Ort Steinen bei Stauffachers Hause, wo die Capelle nun steht, vorbeiritt, und sah, wie es, wo nicht steinern, von wohlgezimmertem Holze nach eines reichen Landmanns Art mit vielen Fenstern, mit Namen oder Sinnsprüchen bemalt, weitläufig und glänzend, erbauet war, sagte er vor dem Stauffacher, „kann man leiden, daß das Bauernvolk so schön wohnt!“ Als Landenberg einen Mann in dem Melchthal zu Unterwalden um ein paar schöner Ochsen strafte, fügte sein Knecht bei, „die Bauern können den Pflug wohl selbst ziehen.“ Auf der Schwanau, in dem Lowerzer See, im Lande Schwyz, wohnte ein Burgvogt, welcher die Tochter eines Mannes von Art schändete. Es wird bei den Hirten im Schweizergebirg, wo der starke schlanke Wuchs, gesundes Blut und frische Schönheit von der Lebensmanier unterhalten werden, die Liebe bis auf den Ehestand (welcher unverbrüchlich gehalten wird), eben nicht als Fehler betrachtet; aber sie will gesucht und ohne Schimpf gebraucht werden. Der Burgvogt wurde

von den Brüdern der Tochter von Art erschlagen. Eines Morgens, da Wolfenschieß hervor aus Engelberg an die Alpellenhöhe kam, an deren lieblichem Abhang viele zerstreute Hütten sind, sah er auf einer blumichten Wiese ein schönes Weib: Als er von ihr die Abwesenheit Konrads vom Baumgarten ihres Mannes erfragt, befahl er, daß ihm ein Bad gerüstet würde, und versuchte manches, wodurch ihre schöne Zucht in äußerste Bekümmerniß gerieth; endlich nahm sie den Vorwand ihre Kleider abzulegen, und suchte ihren Mann; von diesem wurde Wolfenschieß erschlagen.

Ehe Baumgarten gefunden wurde, und ehe das Zusammenstehen der Männer von Art Geßler erlaubte, den Todtschlag des Burgvogts zu rächen, als Frau Margaret Herlolig, die Stauffacherin, mit Unruhe bedachte, wie dieser gewaltthätige Mann ihr Haus beneidet, redete sie mit ihrem Mann (alte Sitten geben den Hausfrauen männlichen Sinn), und bewog ihn, dem drohenden Unfall vorzukommen. Werner Stauffacher fuhr über den See in das Land Uri zu seinem Freunde Walther Fürst von Attinghausen, einem reichen Landmann. Er fand einen jungen Mann von Muth und Verstand bei ihm verborgen; von diesem erzählte Walther seinem Freund: „er sey ein Unterwaldner aus dem „Melchthal, in welches man von Kerns hereingehe; er heiße Erni an „der Halden, und sey ihm verwandt; um eine geringe Sache, die Erni „gethan, habe ihn Landenberg um ein Gespann schöner Ochsen gebüßt; „sein Vater Heinrich habe diesen Verlust sehr bejammert; auf dieses „habe des Vogts Knecht gesagt, wenn die Bauern Brod essen wollen, „so können sie selbst an dem Pflug ziehen; hierüber sey Erni das Blut „aufgewallt; er habe mit seinem Stock dem Knechte einen Finger gebro„chen; darum verberge er sich hier; indeß habe der Vogt seinem alten „Vater die Augen ausstechen lassen.“ Hierauf klagten sie einander sehr, daß alle Billigkeit mehr und mehr unter die Füße getreten werde; und Walther bezeugte, auch der hocherfahrne Herr von Attinghausen sage, die Neuerungen werden unerträglich; wohl glaubten sie, daß der Widerstand grausame Rache über die Waldstätte bringen könnte, doch kamen sie überein, Tod sey besser als ungerechtes Joch dulden. Ueber diese Gedanken beschlossen sie, daß jeder seine Vertrauten und Verwandten erforschen soll. Sie bestimmten, um sich ruhig zu sehen, das Rütli, eine Wiese auf einer Höhe in einer einsamen Gegend am Ufer des Waldstättensees, nicht weit von der Gränzmark zwischen Unterwalden und Uri (im See steht hier einsam der Mytenstein); daselbst rathschlagten sie oft bei stiller Nacht über die Befreiung des Volks, und gaben einander Nachricht, mit wieviel Fortgang sie zu dieser That geworben; dahin kamen Fürst und Melchthal auf einsamen Pfaden, der Stauffacher in seinem Kahn, und aus Unterwalden der Sohn seiner Schwester, Edelknecht von Rudenz. Aus verschiedenen Orten brachten sie Freunde in das Rütli: da vertraute einer dem andern seine Gedanken ohne alle Furcht; je gefahrvoller die That, um soviel fester verband sich ihr Herz.

In der Nacht Mittewochs vor Martinstag im Wintermonat brachte Fürst, Melchthal und Stauffacher, jeder zehn rechtschaffene Männer

seines Landes, die ihm redlich ihr Gemüth geoffenbaret, an diesen Ort. Als diese drei und dreisig herzhaften Männer, voll Gefühls ihrer angestammten Freiheit und ewigen Bundesverbrüderung, dnrch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereinigt, im Rütli beisammen waren, fürchteten sie sich nicht vor König Albrecht und nicht vor der Macht von Oesterreich. Ju dieser Nacht gaben sie einander mit bewegten Herzen die Hände darauf, „daß in diesen Sachen keiner von ihnen „etwas nach eigenem Gutdünken wagen, keiner den andern verlassen „wolle; sie wollen in dieser Freundschaft leben und sterben; jeder soll „das unschuldige unterdrückte Volk in seinem Thal nach gemeinem Rath „in den uralten Rechten ihrer Freiheit so behaupten, daß ewig alle „Schweizer dieser Freundschaft Genuß haben sollen; sie wollen den „Grafen von Habsburg von allen ihren Gütern, Rechten und eignen „Leuten auch nicht das geringste entfremden; die Vögte, ihr Anhang, „ihre Knechte und Söldner sollen keinen Tropfen Blut verlieren, aber „die Freiheit, welche sie von ihren Voreltern empfangen, dieselbe wollen „sie ihren Enkeln aufbewahren und überliefern." Als alle dessen fest entschlossen waren, und mit getrostem Angesicht und mit getreuer Hand jeder, in Erwägung, daß von ihrem Glück wohl all ihrer Nachkommen Schicksal abhange, seinen Freund ansah und hielt, hoben Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold an der Halden aus Melchthal ihre Hände auf gen Himmel, und schwuren in dem Namen Gottes, der Kaiser und Bauern von gleichem Stamm in allen unveräußerbaren Rechten der Menschheit hervorgebracht hat, also mannhaft die Freiheit mit einander zu behaupten. Als die dreyßig dieses hörten, hob ein jeglicher seine Hand auf und leistete bei Gott und bei den Heiligen diesen Eid. Ueber die Art, ihren Entschluß zu vollstrecken, waren sie einig; damals ging jeder in seine Hütte, schwieg still und winterte das Vieh.

d. Schlacht bei Morgarten 1315, den 15. Wintermonat.

(Neunter Theil. S. 28.)

Es geschahen diese Geschichten in der Zeit, als, nach Kaiser Heinrichs frühem Tod, Ludwig Herzog zu Bayern und Friedrich der älteste Herzog zu Oestreich, um die Königskrone warben. Als die Wahlfürsten und ganz Teutschland sich theilten, wurde von den Waldstätten in Erwägung der Gefahr unter Albrecht, König Ludwig angenommen; welches Herzog Leopold mit äußerstem Verdruß hörte. Es leuchtet in seinem ganzen Leben hervor, daß er in allen Dingen mit äußerster Kraft fühlte und handelte, von dem Nachdruck aufwallender Leidenschaft alles erwartete, und wenn er sich betrog, durch Zorn und Gram sich selbst und andern schrecklich wurde.

Damals legte der Abt von Einsidlen und Gerhard von Benar, Bischof zu Constanz, in dessen Provinz die Waldstätte liegen, den Bann auf sie, und auf die Klage des Prälaten wurden sie bei dem kaiserlichen Hofgerichte zu Rothweil in die Acht erklärt. Von dem Bann befreite sie Peter Aichspalter, Kurfürst von Mainz, welcher über Constanz Erzbischof ist. König Ludwig, mit großer Klage des gewaltthätigen Stol-

zes derer „von Oesterreich, die alles zerstören wollen," vernichtete die Acht. Leopold aber beschloß, mit Macht in die Thäler zu ziehen, weil sie nicht gefürchtet, ihm zu mißfallen, und weil, wenn er eingedrungen, ihre Unterwerfung ein Spiel zu seyn schien. Man stimmt überein, daß er „diese Bauern mit seinem Fuß zu zertreten" gedrohet, und viele Stricke zur Wegführung der Hinrichtung der Vorsteher mitführen ließ; von den Wundern, welche ein bedrängtes Volk vermag, wissen die wenigsten Fürsten; und er verachtete dieser Hirten schlechte Uebung in Künsten des Kriegs. Die Benachbarten, besorgt für sich (weil nach Ueberwindung der Schweizer wider die furchtbare Gewalt von Oestreich in diesen Landen weder für die Freiheit eine Hülfe, noch für den Adel Freistatt seyn würde) suchten durch Vermittelung die Waffen Leopolds abzuwenden. Da er aber von den Waldstätten mehr forderte, als mit ihrer Freiheit bestehen konnte, antworteten sie Grafen Friedrich von Tokenburg: „Es „käme wohl uns zu, über den Herzog zu klagen: wir wollen ihn, wenn „er uns überziehen will, mit Gott erwarten, und seiner Macht uns „wehren." Billig zogen sie die Noth einem nachtheiligen Frieden vor. Wenn die Erfahrung lehrt, wie verderblich jedem Volk die Muthlosigkeit ist, was müßten die geworden seyn, welche nur frei bleiben wollten, wenn die Zuversicht sie verlassen hätte, durch festen Muth frei seyn zu können!

Als das Beilager König Friedrichs mit Isabelle von Aragonien und Herzogs Leopolds mit Katharina von Savoyen zu Basel mit vielen Ritterspielen in großer Pracht gefeiert worden, zog Leopold, vorbei Solothurn, welche Stadt sich weigerte, seinen Bruder für König zu erkennen, auf den Stein zu Baden, woselbst er Kriegsrath hielt und folgenden Plans übereinkam: „Auf daß der Krieg wieder die Waldstätte so schnell „als glücklich geführt und geschlossen werde, wird aus verschiedenen „Gegenden ein dreifacher Angriff geschehen müssen: Wenn die Schweizer „diesen Anschlag erfahren, so wird ihr Bund, worauf sie trotzen, sich „auflösen, und sie werden an allen Orten schlecht widerstehen; oder „wir werden die Feinde überraschen, an dem Ort schlagen, an dem Ort „aufhalten, umringen und endlich ausrotten." Hierauf wurde bestimmt, aus welchen Gegenden, durch wen jeder Angriff unternommen werden sollte, und als die Gestirne der Sache Oestreichs günstig schienen, und jeder sich mit Fleiß gerüstet, brach Leopold auf. Graf Otto den jüngeren von Straßberg, welcher pfandweise von den Königen die Reichsvogtei in Oberhasli und von den Herzogen das Erbgut Walthers vor Eschenbach innehatte, war es (nach der Freundschaft, welche zwischen Oestreich und Graf Peter von Greyuoz und nach dem Unwillen, der zwischen dem Adel und freien Landleuten war) ein Leichtes, mit viertausend Mann aus dem Oberland an die Landmarken der Unterwaldner hinauf zu ziehen. Unter den Amtleuten zu Willisam, Wollhausen, Rotenberg und Luzern rüsteten sich mehr als tausend Mann, das Land Unterwalden von dem See her anzufallen.

Der Herzog selbst (majestätisch groß und ein ritterlicher Held) kam in zwey Haufen auf Zug; die schwere Reiterei, welche ohne genugsame Unterscheidung der Gegenden und Waffen, Stolz und Kern der Heere

schien, zog in großer Anzahl voran: vor dem Anfang neuer Kriegskunst geschah die Ordnung nach eines jeden Muth. Es zog unter dem heldenmüthigen Herzog von den Ufern der Thur und von Aare der ganze Adel von Habsburg von Lenzburg und von Kiburg; der Marschall von Hallwyl, den Herzogen zu allem getreu, traurig über den unglücklichen Stoß, welchen er beim Ritterspiel einem edlen Gegner gab; Landenberg rachdurstig; wie auch die Geßler; mehrere von Bonstetten, welchen aus langer Beherrschung die Gegend um den Aegerisee bekannt war; Graf Heinrich von Montfort zu Tettnang aus Adelstolz, oder aus Diensteifer der Waldstätte bitterer Feind; zwei Grafen von Thun und von Laufenburg, wetteifernd um den Ruhm ihrer ersten Waffen; fast ungern Tokenburg, aus Dank, weil ihm die Herzoge die Pflegerschaft von Glaris und Gastern gaben; ja auch Werner von Honberg, ein tapferer Graf, weil Oestreich die Schirmvogtei über Einsidlen hatte, von welchem Kloster er Lehen trug; oder hoffte er einst Rapperschwyl zu ererben? Es trat ihnen bei, zu Zug, wer aus altem Haß der Bürger der Freiheit gram war, und aus billiger Scheu die Waffen für den Herzog ungern ergriff; es kamen bundgemäß fünfzig Bürger von Zürich, alle gleichfarbig bekleidet; es führte von Einsidlen des Klosters Volk von Wald und See, Herr von Urikon unter dem Banner des Stifts.

Aber die Landleute von Schwyz veränderten keinesweges ihre Gesinnung. Von dem rothen Thurm auf dem Weg in die Einsidlen, ging bis an den Thurm Schoren die Verschanzung der Eingänge des Landes; die Eidgenossen erwarteten die erste Mahnung eilender Hülfe. Auf die Nachricht von dem Anzug der Feinde machten sie sich auf; bei anbrechender Nacht landeten zu Brunnen im Lande Schwyz vierhundert Männer von Uri; worauf nach wenigen Stunden dreihundert Unterwaldner daselbst ankamen; alsdann zogen sie die Wiesen hinauf in den Flecken Schwyz. Daselbst war ein alter Mann, Rudolf Reding, von dem Weiler Biberegk genannt, an Leibeskräften so schwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber so kriegserfahren und klug, daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. „Vor allen Dingen," sagte er, „müssen sie suchen des Kriegs Meister zu werden, damit nicht auf den „Feind ankomme, sondern auf sie, wann, wo und wie der Angriff „geschehen soll; dazu werden sie kommen vermittelst einer guten Stellung. „Sie, an Zahl viel die Schwächern, müssen trachten, daß dem Herzog „die überlegene Macht nichts helfe, und ihr kleiner Haufen müsse in „keiner als der entscheidenden Stunde und nicht ohne Vortheil sein „Leben wagen. Der Herzog werde von Zug nicht auf Art kommen, „denn Stunden weit sey dort ein Berg und hier der See; der Paß von „Zug durch den Wald und durch das stille Thal an dem Aegerisee sey „von fast gleicher Beschaffenheit, aber die Gefahr sey viel kürzer; hier „werde alles auf den Gebrauch der Augenblicke ankommen. Sie wissen „wohl, daß die Anhöhe des Morgarten eine natürliche Schanze vorstelle, „über welche die Alte-Matte sich eine nicht unbeträchtliche Ebene aus„breite; mit dieser hange der Berg Sattel zusammen; von dem Sattel „herunter könne mehr als Eine Sache mit gleichem Glück geschehen,

„von dem Berg über die Alte-Matte auf den Morgarten Anlauf zu „nehmen, um den Feind in dem Paß zu erschrecken, ihm in die Seite „zu fallen, und ihn zu trennen, oder im Thal dem vorgerückten Feind „in den Rücken zu fallen, oder ihn an allem zu verhindern und ihn „abzuschneiden. Alles werde dadurch leichter werden, weil der Feind sie „verachte, und weil Vertheidigungskrieg am besten von denen geführt „wird, welche das Land wohl kennen." Als der alte Reding dem Vaterland seine Pflicht so bezahlt, und ihm die Landleute gedankt, nachdem sie, nach alter Sitte der Waldstätte, kniend, Gott, ihren einzigen Herrn, um Hülfe gebeten, zogen sie aus, dreizehnhundert Eidgenossen, und legten sich an dem Berg Sattel. Es geschah, daß in diesen Zeiten großer Parteiung, da bald kein Streit ohne Gewalt geschlichtet und keine Fehde ohne zahlreiche Verbannung vermieden werden konnte, fünfzig Männer aus dem Lande Schwyz vertrieben waren. Diese, als ihnen die Gefahr der öffentlichen Freiheit ihres Vaterlandes kund wurde, kamen an die Landmarken, um Erlaubniß zu erhalten, durch mannhafte Vertheidigung des gemeinen Besten mit jenen auf dem Sattel sich ihrer Abstammung würdig zu beweisen. Die Eidgenossen, welche für ungeziemend hielten, um einer Gefahr willen ein Gesetz abzuändern, wollten sie nicht inner die Gränzen aufnehmen. Die fünfzig legten sich außer die Landmarken auf den Morgarten und beschlossen für das Vaterland ihr Leben zu wagen.

Die Morgenröthe des fünfzehnten Wintermonats in dem dreizehnhundert fünfzehnten Jahr ging auf, und bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Helme und Cuirasse der heranziehenden Ritter und edlen Herren; so weit man sah, glimmerte Speer und Lanze und war das Heer; das erste Heer, so weit sich das Angedenken der Geschichten erstreckt, welches in die Waldstätte zu ziehen unternahm. Von den Schweizern wurde es unter mancherlei Gemüthsbewegungen am Eingang der Landmarken erwartet. Montfort von Tettnang führte die Reiterei in den Paß; bald wurde zwischen Berg und Wasser die Straße mit Reiterei angefüllt, und standen die Reihen gedrängt. In diesem Augenblick wurden von den Fünfzig unter lautem Geschrei viele aufgehäufte große Steine den Morgarten herabgewälzt, und andere mit großer Leibeskraft in die Schaaren geschleudert. Als die dreizehnhundert Mann auf dem Berg Sattel die Schüchternheit und Verwirrung der Pferde wahrnahmen, stürzten sie in guter Ordnung herab und fielen in vollem Lauf dem Feinde in die Seite, zerschmetterten mit Keulen die Rüstungen und brachten mit langen Hallbarden Stichwunden oder Hiebe, nach Gelegenheit bei. Da fiel Graf Rudolf Habsburgischen Stamms zu Lauffenburg, es fielen drei Feldherrn von Bonstetten, zwei von Halwyl, drei von Urikon, und von Tokenburg vier; zwei Geßler wurden erschlagen, und Landenberg nicht mehr verschont; von Uri fiel Walther Fürsten Sohn oder Vetter, der Edle von Beroldingen, und Hospital, der wider den Willen seines eignen Sohnes für die Landesfreiheit stritt. Es war in diesem engen Paß bei halb überfrornen Straßen die Reiterei zu allem unbehülflich, indeß des Fußvolks langer Zug dieses kaum vernahm, und viele Pferde aus der ungewohnten

Schlacht erschrocken in den See sprangen; bis als mehr und mehr die Blüthe des Adels fiel, er gewaltig hinter sich drang, ohne daß die Gegend erlaubte, daß das Fußvolk sie öffne. Da wurden viele von ihren Kriegsgesellen zertreten, viele von den Schweizern erschlagen; bis da auch alle Züricher umgekommen an dem Ort, wo sie gestanden, und kaum Leopold, von einem landkundigen Mann aus dem Schrecken der Schlacht gerettet, vermittelst abgelegner Pfade todtblaß und in tiefer Traurigkeit nach Winterthur floh, das ganze Heer von Oestreich die unordentlichste Flucht nahm, und inner anderthalb Stunden die Schweizer durch den Muth und Verstand, womit sie die Ungeschicklichkeit ihrer Feinde nutzten, ohne beträchtlichen Verlust einen vollkommenen Sieg erhielten.

Straßberg, von dessen Unternehmung die Zeit und Stärke zu Unterwalden kaum vermuthet wurde, zog an eben demselben Tag unversehens über den Berg Brünig und fiel durch den Wald mit viertausend Mann in das Land; von Lungeren kam er ohne vielen Widerstand nach Saxeln, Sarnen, und bis an die Alpnacher Bucht im Waldstättensee, zu der Zeit als die Mannschaft von Lucern zu landen versuchte bei Bürgistad. Als die Oberwaldner mit schneller Botschaft von Stanz Hülfe begehrten, begegnete ihr Eilbote dem, welcher sie nach Stanz um gleichen Beistand wider die Luzerner mahnte. Jede Hälfte des Volks trachtete auf das fleißigste mit äußerster Gefahr den Feind aufzuhalten, indeß sie eilends aus dem Lande Schwyz die dreihundert Unterwaldner zurückberiefen. Der Ueberbringer dieser Botschaft, als er bei Brunnen landete, vernahm, wie glücklich Morgens um neun Uhr der Paß behauptet worden. Denn als weit und breit kein Feind mehr erschien, war die größere Anzahl der Kriegsmänner, von den Landleuten bewirthet und begleitet, an den Waldstättensee hinab gekommen. Alsobald stiegen die Unterwaldner in ihre Schiffe; als aber die Urner und Schwyzer begehrten, mit ihnen den Feind aus Unterwalden zu schlagen, entschuldigten sich die dreihundert (welche, wohl wetteifernd, Begierde hatten dieses allein zu thun) dadurch, daß die Landesvorsteher nicht geboten hatten, die Eidgenossen zu mahnen. Doch war unmöglich hundert Mann von Schwyz abzuhalten. Also fuhren vierhundert Mann bei gutem Wind mit größter Geschwindigkeit hinüber, landete bei Buchs und schlugen die Lucerner in übereilte Flucht, also daß viele im Wasser umkamen. Das Volk, nach Befreiung des Landes bei Stanz, eilte mit Siegesgeschrei nach Oberwalden. Die Oberwaldner standen bei Kerns, vernahmen des Adels Verlust und Flucht, und eilten froh gegen Alpnach; daselbst war Straßberg. Was viele gute Feldherren bemerkt haben, wurde in derselben Stunde bekräftiget, nämlich daß die Augen und Ohren am ersten überwunden werden: Als der Graf Siegesgeschrei hörte und Fahnen sah, von welchen er wußte, sie waren im Lande Schwyz gewesen, zweifelte er weder an dem Unfall Herzogs Leopold, noch daran, was zu thun ihm selbst übrig blieb. Er befahl den Rückzug, und um ihn zu bedecken, suchte er selbst mit Wenigen die Unterwaldner aufzuhalten, bis, da er in die linke Hand verwundet wurde,

alle über die Renk nach Winkel auf der Seite nach Luzern flohen. Es war an diesen verschiedenen Orten, und in den meisten Kriegen der Eidgenossen, die Anzahl der Feinde die ungleich größere; aber sie wurde, wie in den Kriegen unserer Zeit, aus Furcht oder Schmeichelei, aus Unwissenheit oder mit Vorsatz, auch entschuldigungsweise, von verschiedenen größer oder geringer angegeben. Billig hat in alten Zeiten Sallustius, einer der Großen unter den Geschichtschreibern, in der ausführlichern Beschreibung der Geschichte von Rom solche Zahlen anzugeben unterlassen; endlich kommt am wenigsten auf die Menge der Erschlagenen an, Siege werden richtig nach ihren Folgen geschätzt.

Eben als die Befreiung dieses Landes den Eidgenossen berichtet wurde, in demselbigen Augenblick landeten dreihundert Männer von Schwyz und vierhundert Urner; sie vernahmen den Sieg mit Freuden. Die fünfzig, die vom Lande Schwyz vertrieben waren, wurden in das Vaterland hergestellt. Hierauf beschlossen die Schweizer, den Tag dieser Schlacht jährlich wie einen Apostelтag zu feiern, weil „an demselben der Herr sein Volk heimgesucht, gerettet von seinen Feinden und ihm den Sieg über sie gegeben habe; der Herr der Allmächtige!“ —

L^b. Johann Anton Leisewitz.

(1752 — 1806.)

Aus dem Trauerspiel: „Julius von Tarent.“ *)

(Fünfter Aufzug. — Fünfter Auftritt.)

Fürst. — Erzbischoff. — (Der Fürst drängt sich herein. — Der Erzbischoff will ihn daran verhindern.)

Fürst. Laß mich, laß mich!

Erzbischoff. Nein Bruder, Du darfst nicht in den Saal, Dein Schmerz ist zu groß!

Fürst. Stelle mich für ein Gericht von Vätern, und ich will meinen Schmerz verantworten — aber nicht gegen einen Priester. Was väterliche Liebe ist, versteht niemand als ein Vater. Bruder, schwaze von Büchern und Kirchen!

Erzbischoff. Ich darf, ich darf dich nicht lassen.

Fürst. Was! hier ist Tarent, und ich bin Fürst von Tarent! — Und was brauch' ich mich darauf zu berufen. Ist es ein Majestätsrecht, sein Haar am Sarge seines Sohnes auszuraufen? — das kann ja jeder Bettler.

Erzbischoff. Ich kenne dein Herz, und schaudre vor dem, was es izt leidet.

Fürst. Nicht doch — mein Schmerz ist ja so ruhig, und hier bin ich am allerruhigsten, ich seh hier an seinem Leichnam sein ruhiges

*) „Julius von Tarent. Ein Trauerspiel. Leipzig. **1776.**“

Lächeln, aber abwesend erscheint er, und fordert mit fürchterlichen Geberden Blanka und sein Leben von mir.

Erzbischoff. Gut, Bruder, ich will Dich noch eine halbe Stunde allein lassen — aber dann gehst du auch mit, versprich mir das.

Fürst. Ich versprech' es dir. (Erzbischoff ab) Izt bin ich so als ich seyn soll — He Thomas! (Ein Bedienter kommt) Hast du den Pater geholt?

Bedienter. Ja er ist im Vorzimmer.

Fürst. Laß ihn ins Nebenzimmer treten, und ruf Guido. (Bedienter geht ab) — Kalt, kalt meine Seele, daß der Vater dem Richter nicht ins Amt greife, das ist billig, ich will ja dieses nur einen Augenblik seyn, und jenes mein ganzes Leben. (er nimmt unter dem Tuch zu Julius Füssen Guidos blutigen Dolch heraus, und macht damit die Pantomime, als wenn er auf jemanden zustiesse) Gut — Gut — die alten Sehnen sind stärker, als ich dachte — (er legt den Dolch wieder weg)

(Sechster Auftritt.)

Fürst. — Guido.

Guido. Hier bin ich Vater — ich hasse das Leben, und ich werde mich an Sie halten; Sie haben es mir gegeben.

Verbessern Sie nun, was Sie verdorben haben.

Fürst. Still — tritt näher! (indem er Julius Gesicht aufdekt) Kennst Du den Leichnam?

Guido. Den Tod Vater!

Fürst. Kennst Du den Leichnam?

Guido. Ach, ich kenne ihn!

Fürst. (indem er Guidos Dolch zu Julius Füssen aufdeckt) Kennst Du den auch?

Guido. Nur halb, (indem er dernach greift) aber ich werde ihn ganz kennen lernen.

Fürst. (hält ihn ab) Häufe nicht Sünde auf Sünde: — Verflucht sey die Stunde, in der ich mein Weib zum erstenmal sah; — Verflucht jeder Tropfen, den die Hochzeitsgäste tranken, jeder Reihen den sie tanzten; verflucht mein hochzeitliches Bette, und seine Freuden!

Guido. Fluchen Sie nicht auf Ihr Leben! Ihren Namen wird die Nachwelt mit Ruhm nennen, aber wenn sie meinen kennt, so hat sie ihn an einer Schandsäule gelesen: — den Tod Vater!

Fürst. Guido, Guido, dacht' ich es, Du würdest mir zwei Söhne rauben, als die Hebamme zu mir sprach, Herr, Ihnen ist ein Sohn geboren, und Dich zum erstenmal auf meine Hände legte? Ach Guido, Guido!

Guido. Den Tod Vater! auch man hat mich auf ewig aus dem Tempel des Ruhms ausgeschlossen! und vielleicht bin ich es auch aus den Wohnungen der Seligen. — Nur Tod kan mein Verbrechen tilgen, das Brandmark der Sünde an meiner Stirne auslöschen — den Tod Vater!

Fürst. Daß ich keinen Vater mehr habe! — Armer alter Mann! Liegt doch genau so viel Unglük auf mir, als mein Gehirn tragen

kann; gütiger Himmel, gieb nur noch ein Quentchen Unglük mehr, als es trägt! Dann seh ich in der Phantasie meine einträchtigen Kinder immer neben mir. Wer über ein Unglük verrükt ist, sieht ja immer das entgegengesezte Glük — aber ich bin so ausgezeichnet unglüklich, daß das vielleicht nicht einmal bei mir einträfe. Und soll ich doch noch hier eine angenehme Stunde haben, so muß es ja in der Raserei seyn. Nicht wahr, Guido?

Guido. (kalt) Es giebt mehr Dolche, auch Feuer und Wasser, Berge und Abgründe. (er will abgehn)

Fürst. Du sollst sterben — als der Vater meiner Unterthanen darf ich es nicht leiden, daß unschuldig Blut auf dem Lande klebe, und Krieg und Pest und alle Landplagen herbei rufe — Von meinen Händen, als ein Fürst, sollst Du sterben. Daß aber das nicht unbereitet geschehe, wartet im Nebenzimmer ein Pater auf Dich.

Guido. Ich bin augenbliklich wieder hier. (ab)

(Siebenter Auftritt.)

Fürst.

Wahrhaftig es wird Tag — ich dacht' es würde nie wieder helle. — (Er nimmt den Dolch) Guidon straf ich? — und wer ließ Blanka ins Kloster bringen? — (besieht die Spizze des Dolchs) ha ich bin lüstern nach dir — wenn du so gut Wesen zerschneiden könntest, als das Band zwischen zwei Wesen! — Aber wer ist mir Bürge, daß in ewigen Strafen diese Geschichte nicht Millionen mal wieder komme! (stekt den Dolch weg) Geh Spielzeug, Du bist um kein Haar besser, als jeder andre Trost der Erde!

Selbstmord ist Sünde: — aber wir werden Dich ohne Selbstmord quälen, Constantin, wir werden Dich quälen.

Selbst einen Hang zur Traurigkeit möcht' ich hassen können — Hang das ist ja Vergnügen! — Was das Vergnügen hinterlistig ist! aber dies eine, denk' ich, soll die andern schon verscheuchen — immer will ich diese Geschichte sehn — sie mahlen — oft mahlen lassen, auf ein Gemählde soll der erste, und auf das andre der lezte Stral der Sonne fallen — Mit dem Namen Julius sollen sie mich einen Tag wekken, und mit dem Namen Guido den andern! — ein Lied will ich aus dem ganzen Jammer machen, und das soll mir Blanka um Mitternacht singen.

(Achter Auftritt.)

Fürst. — Guido.

Fürst. So geschwind, Guido? — hat Dir der Himmel vergeben?

Guido. Ich hoff' es.

Fürst. (ihn umarmend) Ich vergebe Dir auch. Bring Julius diesen Kuß des Friedens.

Guido. (stürzt sich auf den Leichnam) Erst izt mag ich mich Dir nähern — Verweile, verweile, Märtirer, wenn Du noch nicht in den Wohnungen der Seligen bist, verbirg mich Sünder in deinem Glanze, daß ich mit hineindringe!

Fürst. Noch einmal umarme mich, mein Sohn! (umarmt ihn mit dem einen Arm, und durchsticht ihn mit der andern Hand) Mein Sohn! Mein Sohn!

Guido. (fällt über den Leichnam, und ergreift dessen Hand) Versöhnung mein Bruder! (giebt die andre Hand sprachlos seinem Vater)

Fürst. (fällt auf die Todten, liegt einige Zeit auf denselben, und geht nachher verzweiflend auf und ab) Ja! Ja ich lebe noch! (geht wieder auf und ab)

(Neunter Auftritt.)

Fürst. — Erzbischoff.

Erzbischoff. Bruder, was hast du gemacht!

Fürst. Mein oberrichterliches Amt zum letztenmale verwaltet. Izt gieb den Karthäusern Befehl, daß sie mich bei sich aufnehmen, übernimm so lange die Regierung, und laß dem König von Neapel wissen, daß er mein Fürstenthum in Besiz nehme.

Erzbischoff. Bedenke Dein Alter, und was ein Karthäuser ist!

Fürst. Mein Haus ist gefallen, die jungen Orangenbäume mit Blüthe und Frucht sind umgehauen, es wär ein schändlicher Anblik, wenn ich alter verdorrter Stamm allein da stünde.

Auch hat mich der Schmerz schon zu einem Karthäuser geweiht. **Memento mori.**

Erzbischoff. Ich beschwöre Dich, bedenke, was Du deinem Lande schuldig bist, und die harte neapolitanische Regierung!

Fürst. **Memento mori.**

Erzbischoff. (umarmt ihn) Bruder, Bruder!

L^c.

Ad. Franz Fr. Ludwig Freiherr von Knigge.

(1752 — 1796.)

Aus dem Werke „über den Umgang mit Menschen." *)

Ueber den Umgang mit Gelehrten.

(Dritter Theil. 5. Kapitel.)

Beurtheile nicht den moralischen Character des Gelehrten nach dem Inhalte seiner Schriften! Auf dem Papiere sieht der Mann oft ganz anders aus, als in Natura. Auch ist das so übel nicht zu nehmen. Am Schreibtische, wo man die ruhigste Gemüthsverfassung wählen kann, wenn keine stürmische Leidenschaften unsern Geist aus seiner Fassung bringen: da lassen sich herrliche moralische Vorschriften geben, die nachher in der wirklichen Welt, wo Reizung, Ueberraschung und Verführung von Seiten der berüchtigen drei geistlichen Feinde uns hin und her treiben, nicht so leicht zu befolgen sind. Also soll man freilich

---

*) Ueber den Umgang mit Menschen von Adolph Freiherr v. Knigge. Hannover 1788. 3 Theile.

den Mann, der Tugend predigt, darum nicht immer für ein Muster von Tugend halten, sondern auch bedenken, daß er ein Mensch bleibt; ihm wenigstens dafür danken, daß er vor Fehlern warnt, wenn er selbst auch nicht stark genug ist, diese Fehler zu vermeiden; und es würde unbillig sein, ihn desfalls für einen Heuchler zu halten (obgleich es eben so unbillig wäre, ohne Beweis vorauszusetzen, er thue das Gegentheil von dem, was er lehrt, oder man müsse seine Worte anders auslegen, als sie lauten). Von der andern Seite soll man auch nicht die Grundsätze, die ein Schriftsteller den Personen seiner eignen Schöpfungen in den Mund legt, wie seine eignen ansehen, noch einen Mann deswegen für einen Bösewicht, oder Faun, oder Menschenhasser halten, weil seine üppige Phantasie, sein Feuer ihn verleitet, irgend einen boshaften Character von einer glänzenden Seite darzustellen, oder eine wollüstige Scene mit lebhaften Farben zu schildern, oder mit Bitterkeit über Thorheiten zu spotten. Er thäte wohl besser, wenn er das unterließe, aber er ist darum doch kein schlechter Mann; und so wie man bei hungrigem Magen Götter-Mahlzeiten schildern kann, so kenne ich Dichter, die Wein und materielle Liebe besingen, und dennoch die mäßigsten, keuschesten Menschen sind; kenne Schriftsteller, die Greuel von Schandthaten mit der treffendsten Wahrheit dargestellt haben, und dennoch Rechtschaffenheit und Sanftmuth in ihren Handlungen zeigen; kenne endlich Satyriker, voll Menschenliebe und Wohlwollen.

Eine andre Art von Ungerechtigkeit gegen Schriftsteller und Künstler begeht man, wenn man von ihnen erwartet, sie sollen auch im gemeinen Leben nichts als Kernsprüche reden, nichts als Weisheit und Gelehrsamkeit predigen. Der Mann, der am glänzendsten von einer Kunst schwatzt, ist darum nicht immer der, welcher die gründlichsten Kenntnisse davon besitzt. Es ist nicht einmal angenehm, und schmeckt nach Pedanterei, wenn wir Jeden ohne Unterlaß von unsern eignen Lieblings-Beschäftigungen unterhalten. Man geht in Gesellschaften, um sich zu zerstreuen, um auch einmal Andre, nicht sich selbst, zu hören. Nicht Jeder hat so viel Gegenwart des Geistes, um mitten im Getümmel, und wenn er durch Fragen und Vorwitz überrascht wird, mit Würde und Bestimmtheit von Gegenständen zu reden: die er vielleicht zu Hause in seinem einsamen Zimmer mit der größten Klarheit durchschauet. Und dann giebt es auch Gesellschaften, in welchen die Leute so gänzlich anders, als wir, gestimmt sind; die Dinge von so durchaus andern Seiten ansehen, daß es nicht möglich ist, in dem ersten Augenblicke sich so zu fassen, daß man etwas Geschentes auf das antworte, was sie uns vortragen. Auch hat ja ein Gelehrter, so gut wie ein andrer Erdensohn, seine Launen, ist nicht stets gleich aufgelegt zu wissenschaftlichen und überhaupt zu solchen Gesprächen, die Nachdenken erfordern; oder die Menschen, die er um sich sieht, behagen ihm nicht, scheinen ihm keines Aufwandes von Verstand und Witz würdig.

Als vor vielen Jahren der Abbé Raynal in den Rheingegenden war, wurde ich einst mit ihm in einem vornehmen Hause zu Gaste geladen. Es hatte sich da eine Schaar neugieriger Damen und Herren

nebst einigen Schöngeistern versammelt, um ihn zu bewundern, und von ihm bewundert zu werden. Er schien zu beidem nicht aufgelegt, und — ich gestehe es, — der Ton seiner Unterhaltung gefiel mir gar nicht. Die ganze Gesellschaft aber war gegen den Mann, der ihre Erwartungen so getäuscht hatte, aufgebracht und erbittert, und das ging denn so weit, daß Alle behaupteten: Dieser sey nicht der Abbé Raynal gewesen, oder es sey unmöglich, daß der Abbé Raynal so schöne Sachen geschrieben habe.

Es ist ein recht garstiger Zug in dem Character unsers Zeitalters, daß man so gern von guten Schriftstellern und überhaupt von Männern, die sich Ruf erworben haben, ärgerliche Anekdoten auffammelt, um ihnen einen Grad der öffentlichen Achtung zu entziehen, wenn ihre Schriften ihnen Bewundrer gewonnen, wenn ihre Talente die Aufmerksamkeit verständiger Menschen mehr auf sie, als auf Männer gleiches Standes, gezogen haben; ja, es giebt sogar gewisse gar dumme kleine Städte, in welchen man wirklich affectirt, den Mann mit Verachtung zu behandeln, dem es gelungen ist, durch gute literarische Producte, auswärts, das heißt, außer dem Kreise der Herren Vettern und Frauen Baasen, seinen Namen bekannt zu machen. Daß man einen Solchen im Vaterlande nicht aufkommen, auch allenfalls darben lasse, das finde ich ganz in der Ordnung der menschlichen Dinge, aber seinen moralischen Character aus Neid verdächtig machen, und ihn, wenn er auch noch so demüthig, noch so forderungslos seinen stillen Gang fortgehet, ausgezeichnet grob behandeln: — das ist doch zu hart, und geschieht doch hie und da, besonders in einigen minder großen Städten.

Spricht aber ein Gelehrter, ein Künstler gern und viel von seinem Fache, so nimm ihm auch das nicht übel auf! Die unglückliche Polyhistorei, die Wuth, auf allen Zweigen der Wissenschaften und Künste herumzuhüpfen, sich zu schämen, daß irgend etwas unter der Sonne seyn dürfte, worüber wir nicht raisonniren könnten, ist nicht eben das, was unserm Zeitalter am mehrsten Ehre macht; und wenn es langweilig ist, einen Mann alle Gespräche auf seinen Lieblings-Gegenstand lenken zu hören, so ist es mehr als langweilig, es ist empörend, wenn ein Schwätzer entscheidende Urtheile über Dinge ausspricht, die gänzlich außer seinem Gesichtskreise liegen; wenn der Priester über Politik, der Jurist über Theater, der Arzt über Mahlerei, die Cokette über philosophische Gegenstände, der süße Herr über Tactik misklügelt. Erlaube dem Manne, der etwas gelernt hat, mit Leidenschaft von seiner Kunst, von seiner Wissenschaft zu reden; ja, gieb ihm Gelegenheit dazu! Man ist wahrlich recht viel werth in der Welt, wenn man — doch übrigens bei gesundem Hausverstande — ein Fach aus dem Grunde versteht; und mir ekelt vor den herumwandelnden encyclopädischen Wörterbüchern; mir ekelt vor den allwissenden, aburtheilnden jungen Herren, mit denen man denn so zuweilen einmal das Unglück hat in Gesellschaft zu kommen, — die den bescheidenen, zweifelnden Forscher mit Machtsprüchen zu Boden schlagen, und die, besonders von liebenswürdigen gelehrten Damen unterhaltend gefunden, ganz unausstehlich werden.

LII[a].

Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler.

(1752 — 1810.)

Aus: „Ueber die Geschichte und Verfassung des Jesuiten-Ordens. *)"

Die erste Verfassung des Jesuitenordens.

Wie Don Inigo dem Pabste sich präsentirte und die erste Bestätigung seiner Gesellschaft erhielt, ward der Plan damals so entworfen, daß man wohl sah, daß vorerst nur einige Hauptverhältnisse bestimmt, aber die Constitutionen selbst erst der Zeit und den Umständen oder der künftigen planmäßigen Bearbeitung überlassen werden sollten. Oder vielmehr, man war allerseits noch so ungewiß, was künftighin aus dem Kindlein werden könne, daß man es gleichsam nur auf Probe zur Erziehung annahm. Sie hatten zu Rom die Erfahrung gemacht, daß alle solche Orden bloß ein Palliatifmittel seyen, wodurch kaum auf kurze Zeit einige Hülfe geschaft, aber ein weit größeres, neues Uebel für die Zukunft vorbereitet werde; und drey Jahrhunderte hindurch hatte schon mehr denn ein Fall bewiesen, wie weise jene alten Kirchengesetze seyen, die jede neue Stiftung solcher Consociationen verboten, und der Aufhäufung von Palliatifmitteln, deren jedes am Ende, ausser dem allgemeinen Uebel, das den großen Kirchenkörper drückte, noch mehr als eine besondere Krankheit hervorbrachte, zu steuern suchten. Man verfuhr also zu Rom sehr bedächtig, wie das neue Phänomen sich zeigte.

Die Gesellschaft sollte kraft der Bulle P. Pauls III **) (1540. den 27. Sept.) bloß aus sechszig Personen bestehen; und so klar der Zweck ihrer Vereinigung fast gerade eben derselbe war, wie bey allen übrigen Orden: so characteristisch waren denn doch schon die allererstenGrundzüge von Einrichtung, die sie haben sollte. Sie sollte sich nemlich, wie viele der übrigen Orden, das Heil der Seelen, die Fortpflanzung des Glaubens, die Predigt des göttlichen Wortes, gute Werke, Unterricht der Kinder und Unwissenden recht angelegen seyn lassen. Aber ob man wohl glaubte, daß es bisher an den gesellschaftlichen Einrichtungen der übrigen Verbrüderungen gefehlt habe, und daß man bey der so oft erprobten Wandelbarkeit des menschlichen Eifers auf die fortdauernde Erreichung dieser Zwecke nie rechnen könne, wenn man nicht in die gesellschaftliche Einrichtung selbst ein recht wirksames Lebensprincipium hineinbringe: so half man dießmal auf eine Weise, wie noch nie versucht worden war. Die Zeiten waren ohnedieß damals schlimm;

---

*) Ueber die Geschichte und Verfassung des Jesuitenordens von L. Th. v. Spittler. Leipzig. 1817.

**) Bulla *Regimini militantis ecclesiae* in Inst. Soc. Jesu. B. I. S. 5.

A. d. H.

die große kirchliche Rebellion, die in Deutschland ausgebrochen war, hatte einen erstaunenswürdigen Fortgang gehabt, und noch schien sie weit nicht die volle Kraft und volle Ausdehnung ihrer Wirkungen erreicht zu haben.

Diese neue Gesellschaft — denn Orden sollte es nicht heissen, sondern in vielfacher recht planmäßiger Rücksicht Compagnie, Gesellschaft — diese neue Gesellschaft sollte unter dem Namen **Societas Jesu** blos dem Pabste unterworfen seyn, aber ihren eigenen Chef haben, dem allein das Recht zukomme, die Stellen zu vergeben und die Individuen der Gesellschaft von Grad zu Grade fortrücken zu lassen. Bey Entwerfung der Constitutionen, die künftighin das Regulatif der gesellschaftlichen Verfassung seyn sollten, müßte zwar dieser künftige Chef nach der Stimmen-Mehrheit der Verbündeten sich richten, aber das ganze Recht zu befehlen sollte doch nur er, und er allein haben, und jeder, der zur Gesellschaft gehöre, müßte in diesem Chef — den Herrn Christus selbst verehren, und jenem gehorchen, wie diesem zu gehorchen seine Pflicht sey. *)

Die legislative Gewalt schien also vorerst noch getheilt, aber die ganze Fülle dessen, was man in einer solchen Gesellschaft zur executifen Gewalt rechnen mochte, und alle Regierungsrechte des Ordens stunden allein nur dem Chef zu. Schon die erste Theilung war also so gemacht, daß man wohl sah, wem künftighin das Ganze zufallen müsse.

Ueberdieß ward denn noch besonders verordnet, daß sich alle Mitglieder dieser Gesellschaft oder Compagnie durch ein besonderes viertes Votum dem Pabste zu einem engeren Gehorsam verpflichten sollten, in allem seinen Befehlen zu folgen, was zum Seelenheil und zur Fortpflanzung des Glaubens gehöre, um überall hinzugehen, wohin er sie als Prediger des Evangeliums zu schicken beliebe.

Nicht nur aber die einzelnen Mitglieder der Compagnie, sondern auch die ganze Compagnie als ein Corps betrachtet, sollte arm seyn, weder das ganze Corps, noch einzelne Subjecte desselben sollten Güter oder Revenüen als bleibendes Eigenthum erwerben dürfen, aber zugleich doch sollte die Gesellschaft Seminarien, Collegien oder Erziehungsinstitute haben, die immerhin so reich seyn möchten, als ihre Bestimmung und ihre Bedürfnisse erforderten, und die auch zugleich die Pflanzschulen seyen, von wo aus die Gesellschaft gehörig rekrutirt werden möchte.

Uebrigens sollten alsdann auch eben diese Collegien mit allen ihren Individuen von Lehrern und Lernenden ganz unter der Autorität des Chefs der Gesellschaft stehen. Er mag ihnen Statute geben, wie er will, er mag nach Willkühr strafen und belohnen, Unterricht und äußere Disciplin anordnen.

Schon also in dieser ersten Bulle sind die Grundzüge des Ganzen, und man sieht, wie bequem alles hier schon für die Zukunft eingerichtet

---

*) Es wird auch in der Bulle des P. Julius III. ausdrücklich gesagt, daß die Unterthanen des Ordens in ihrem General Christum gleichsam als gegenwärtig verehren sollen. A. d. H.

war. Die Gesellschaft schien sich zum Bettelorden organisiren zu wollen, und ihre Armuth hatte alle die Hauptbestimmungen, die eigentlich die Armuth der Bettelorden ausmachen. Aber dabey hatte sie doch ihre — vielleicht reichlich genug zu dotirenden Collegien, über welche der Ordenschef willkührlich verfügen durfte, und bekam auch bald ihre Probierhäuser, die so gut, wie die Collegien, mit den reichlichsten Einkünften versehen seyn mochten.

Sie setzte sich in ein ganz eigenthümliches Verhältniß gegen den Pabst, in dem nie noch irgend ein anderer Orden gestanden war, und zog auch so den Pabst in ihr besonderes Interesse, ohne daß doch die Verpflichtung, die die Gesellschaft übernahm, sehr drückend wurde, denn sie bezog sich nur auf die Missionen. Sie hatte ihre Rekrutirung auf einen viel solideren Fuß eingerichtet, als irgend ein anderes ähnliches Institut, und ihr Chef hatte eine Gewalt erhalten, die, wenn man auch viel von den gebrauchten Ausdrücken abrechnet, immer noch fast unbegränzt groß war.

Nach dritthalb Jahren hob noch P. Paul III. durch eine Bulle vom 14. März 1543. die Haupteinschränkung auf, die in jener erstern enthalten war. Die Gesellschaft sollte künftighin Mitglieder aufnehmen, so viel sie wollte, und selbst Constitutionen geben, wie ihr nach ihrem Zwecke gutdünke. Es stehe bey ihr, die schon bestehenden Constitutionen aufzuheben, und auch die, die sie etwa künftighin errichtete, bald wieder aufzuheben, bald wieder zu errichten. Was die Gesellschaft jetzt oder künftighin hierin thue, sey ohne weiter nachzusuchende päpstliche Bestätigung, als bestätigt vom Pabste anzusehen.

Welche Früchte muß der Pabst nicht schon gesehen, oder welche Hoffnungen muß er nicht gehabt haben, daß er einem kaum werdenden Corps Rechte und Vorzüge verwilligen konnte, wie sie nie noch irgend ein ähnliches Corps erhalten?

In der That zeigt sich aber auch gleich in der weitern Entwickelung der Organisation desselben eine Anstaltenkunde des Stifters oder der dirigirenden Personen des neuen Instituts, die schwerlich ihres Gleichen in irgend einer andern Ordensgeschichte hatte. Sie hatten gleich das große Geheimniß ausgefunden, dem Orden Ausdehnung zu geben, ohne seine intensive Kraft zu schwächen, die Arten, wie man ihm angehören könne, so zu vervielfältigen, daß zwar alle, die ihm beytraten, ihm ganz angehörten, und alle unter der gränzenlosen Souverainität des Generals stunden, aber jeder doch nur so viel vom Orden erhielt, als der General ihm nach seiner Fähigkeit mitzutheilen gut fand. Der Pabst gestattete (1546. den 5. Jun.) sowohl für die geistlichen als weltlichen Bedürfnisse des Instituts Cooperatoren oder Coadjutoren anzunehmen; Priester für jene, und Laven für diese. Diese Gehülfen sollten zur Beobachtung der bekannten drey Gelübde verpflichtet seyn, ohne doch dieselben feyerlich abzulegen; denn diese Verpflichtung sollte bloß auf dem Befehl und Gutdünken des Generals beruhen, und nur so lange dauern, als dieser es gut finde. Der Orden oder der Chef desselben konnte sich also dieser Cooperatoren entledigen oder

sie beybehalten, wie ihm gut dünkte. Er konnte sie zu jeder, ihrem geistlichen oder weltlichen Charakter gemäßen, Bestimmung brauchen, und bey Bestimmungen oder Geschäften dieser Art bald absterben lassen, bald herauf befördern zu eigentlichen Professen des Ordens. Denn Jünglinge, die man im Seminarium oder Collegium als brauchbare Köpfe kennen gelernt hatte, also nicht gern dem Orden entfremdete, ließ man in die Ordnung der Cooperatoren einrücken, wenn man sie zu Professen nicht tüchtig oder nicht reif genug fand.

So hatte man demnach Professen, Coadjutoren, Novizen und Studenten; aber noch ist eine höchst wichtige Classe übrig, von deren erstem Hinzukommen man leider nicht gleich sichere urkundliche Nachrichten hat, deren zahlreiche Existenz aber eben so unläugbar ist, als gewiß schon sehr frühe die Ausbreitung und Macht des Ordens durch das Hinzukommen dieser Classe von Individuen nicht wenig vermehrt wurde. Denn schon unter den Decreten der ersten Generalcongregation, die 1558 gehalten worden, findet sich Nro. 139. ein Decret, woraus erhellt, daß es damals streitig war, ob die Ritter des Christusordens an dieser Classe von Jesuiten Antheil haben könnten, oder nicht.

Diese Classe bestund nehmlich aus Jesuiten, die den Jesuitenrock nicht trugen; Affiliirte männlichen und weiblichen Geschlechts, deren religiöse und politische Wirksamkeit unter der hohen Leitung des Generals stund, uud die gewiß auch so viel nützlichere Mitglieder des Ordens waren, je weniger ihre Kleidung und ihre öffentlichen gesellschaftlichen Verhältnisse vermuthen ließen, daß sie Soldurien eines fremden Feldherrn seyen. Wenn Päbste und Könige, und oft die ehrwürdigsten Corps im Staate einen Krieg gegen den Orden hatten, so war alles, wer weiß wie oft, durch diese Affiliirten des Ordens verrathen und heimlich zernichtet; und diese unsichtbare Kirche, die der Jesuitengeneral regierte, mußte nach Art und Brauchbarkeit der Individuen noch in mannichfaltigere Classen getheilt seyn, als die Compagnie, die Uniform trug. Aber wer mag sich in Muthmaßungen verlieren? und wer mag da urkundliche Beweise verlangen, wo die Natur der Sache selbst urkundliche Beweise kaum zuläßt?

Gewiß aber wird es keinen Kenner befremden, daß sich die oberste Ordnungsregierung immer mehr in Despotismus auflöste, je vielfacher die Art wurde, wie man dem Orden angehören konnte: denn in einem Systeme, so verwickelt und so zusammengesetzt als dieses werden mußte, war eine recht starke, einfache Centralkraft notwendig, wenn nicht das Intensive in eben dem Verhältniß abnehmen sollte, wie die Ausdehnung zunahm. Hier haben auch alle übrigen Orden und Verbrüderungen dieser Art gescheitert, und so vielfach die politisch-hierarchischen Combinationen waren, die man seit dem eilften Jahrhunderte erfand, so wenig gelang es doch irgend einem Stifter oder Urheber derselben auf Einrichtungen der Art zu kommen, wie die der Jesuitencompagnie waren. Sie verstärkten in keinem aller älteren Orden die Centralkraft gerade in eben dem Verhältniß, wie Thätigkeit, Reichthum und Ausdehnung zunahm, und in den meisten derselben schien das Verhältniß gerade

umgekehrt zu werden, oder vielmehr ein solches umgekehrtes Verhältniß bildete sich von selbst, sobald man nicht durch Anstalt und Kunst so planmäßig vorbereitete und nachhalf, wie gerade zu rechter Zeit bey dem Orden der Jesuiten geschah.

So ward denn also hier schon 1558. auf der ersten Generalcongregation der Canon aufgestellt: **Solus praepositus Generalis auctoritatem habeat regulas condendi**, und zu eben derselben Zeit wurde auch, trotz aller Widersprüche und trotz der entgegenstehenden Wünsche des Pabstes selbst, der Grundsatz durchgesetzt, daß die Stelle des Ordensgenerals eine lebenslängliche Stelle seyn sollte. Laynez, der erste Ordenschef nach dem Stifter der Gesellschaft, hatte diese unerschütterlichen Fundamente des Despotismus gelegt, und seine Regierung war auch wie seine Grundsätze. Daher entstunden aber auch bald nach Inigos Tode im Orden selbst große Klagen, und misvergnügte Mitglieder desselben wandten sich endlich nach Rom, um eine Reform zu bewirken. Es ward der Kampf der Aristokratie gegen die uneingeschränkte Monarchie; der Kampf einiger kraftvollen, selbstständigen Männer im Orden gegen den ganz reif gewordenen Despotismus, den der General Aquaviva *) noch härter und fühlbarer machte, als sein Vorgänger Laynez gewagt hatte oder wagen wollte.

LII[b]. Friedrich Maximilian von Klinger.

(1753 — 1831.)

Der Weltmann und der Dichter. **)

(1797.)

(Neunter Band. S. 3.)

Der Weltmann: Ey! bist du es mein lieber alter Schulfreund, den ich in zwanzig Jahren nicht gesehen habe? —

Der Dichter: Dem es gleichwohl nach zwanzig Jahren so schwer hielt, bey seinem alten Schulfreunde vorgelassen zu werden.

Der Weltmann: Hätte ich dich doch kaum erkannt!

Der Dichter: Mein Name, den ich vor einigen Stunden hereinschickte, wird wohl das Gedächtniß ein wenig aufgefrischt haben.

Der Weltmann: Freylich hat er dieß gethan; denn, das Feuer deiner Augen, und deinen noch immer schwebenden Blick abgerechnet, hat sich gar vieles an dir geändert. Doch mußt du meinen Leuten nicht so übel nehmen, daß sie dich so lange haben warten lassen; wie konnten sie in dir den Freund ihres Herrn erkennen?

Der Dichter: Wie sollte ich's den Leuten übel nehmen! Sie folgen ja nur Ihrer Weisung. — Freilich nach meinem Aeußern konnten sie so viel in mir nicht vermuthen. Außerdem wissen auch die guten Leute, daß ein Mann, der für das Beste eines ganzen Landes arbeitet, mit seiner Zeit sehr sparsam sein muß.

---

*) Der fünfte General, erwählt im J. 1581. A. d. H.

**) F. M. Klingers Werke. Königsberg. Nicolovius. 1809. 12 Theile. 8.

Der Weltmann: So nennt man es allerdings; und es ist recht gut, daß die es glauben, für die wir arbeiten; es hilft, wie alle Vorurtheile. Setze dich doch! — Nun —

Der Dichter: Es ist alles so prächtig und kostbar reinlich hier — mein Rock staubig, meine Stiefeln nicht die saubersten, — Der Weg nach der Stadt ist weit für mich, und das gestrige Gewitter hat ihn schlecht gemacht. —

Der Weltmann: Was schadet es! Hier sind der Leute genug, die nichts zu thun haben, als dort ein Stäubchen abzuwischen, und da ein Fleckchen abzureiben. Jeder zeigt gerne, wie nöthig er dem Hause ist; und für den Freund ist mir nichts zu prächtig, dem steht selbst das Prächtigste zu Diensten. — Du lächelst? —

Der Dichter: Freund!

Der Weltmann: Warum nicht? bist du es mir nicht?

Der Dichter: Dieß Wort klingt mir in Ihrem Munde eben so, als wenn ich in Gesellschaft einen gewissen Atheisten, etwas feierlich bei Gott! betheuren höre.

Der Weltmann: Was schadet es! Wenigstens gewinnt Dein Atheist so viel dabei, daß einer oder der andere in der Gesellschaft denkt, es müsse mit dem Manne wohl nicht so übel stehen, als die Leute von ihm sagen.

Der Dichter: Ja, wenn Sie es so nehmen —

Der Weltmann: Warum nennst du mich nicht Du, wie ich dich nenne?

Der Dichter: Der Mann ist mir zu vornehm dazu.

Der Weltmann; Das muß ich nun so tragen! Doch der Dichter ist ja ein weltberühmter Mann.

Der Dichter: Das muß der Dichter nun so tragen!

Der Weltmann: Warum habe ich dich die langen zwanzig Jahre nicht gesehen? — und so nah bey unserer Stadt! Das Wäldchen, worin deine Hütte stehen soll, muß sehr vielen Reitz, und du ein schlechtes Gedächtniß haben.

Der Dichter: Der Mann ist mir zu vornehm.

Der Weltmann: Das muß ich nun so tragen.

Der Dichter: Und ich hatte bei ihm nichts zu suchen.

Der Weltmann: Aber doch nun? doch endlich?

Der Dichter: Und auch nun nicht für mich; denn um meinetwillen würde ich dem vornehmen Manne nie beschwerlich geworden seyn.

Der Weltmann: Wer sagt dir, daß du es bist? — So laß doch hören!

Der Dichter: Erlaubt es auch das Beste des Landes? — Ich sehe so viele aufgeschlagene Papiere vor Ihnen liegen — vielleicht störe ich Sie gar in einem sehr wichtigen Geschäfte. — Doch das, was ich Ihnen vorzutragen habe, gehört ja auch zum Besten des Landes.

Der Weltmann: Und so etwas führte mir den Dichter her? — Laß doch hören.

Der Dichter: Ich fordere nur Gerechtigkeit. —

Der Weltmann: Gerechtigkeit? und nur Gerechtigkeit? — Deine Bitte oder Forderung, ob sie gleich nach zwanzig Jahren kommt, ist dessen ungeachtet sonderbar genug.

Der Dichter: In der That?

Der Weltmann: In der That! Und wahrlich, selbst nach hundert Jahren könnte sie noch immer zu früh gekommen seyn.

Der Dichter: Wirklich? So hätte ich hier ja nichts zu thun, hätte gar noch obendrein diesen prächtigen Sessel bestäubt! — Vergeben Sie!

Der Weltmann: Setze dich nur immer wieder. Du hast als Mensch ein großes Wort gegen einen Menschen ausgesprochen. Darauf wollt' ich dich nur aufmerksam machen. Doch große Worte sprechen sich so leicht aus! — Und was hast du denn? Für wen forderst du das seltne Ding? Ich wenigstens habe es in meinem Leben nie in seiner ganzen Reinheit gesehen, (um gegen einen Dichter ein gesuchtes Wort zu brauchen). Und du forderst es gerade an mich?

Der Dichter: Wirklich nicht? Und Sie sind Geheimerath, Minister, Ritter vom *** Orden; — was weiß ich, was Sie alles sind! sitzen gar an der Spitze derer, die das Ihnen so seltene Ding austheilen — austheilen sollen?

Der Weltmann: Das ist es eben! Da eben sieht man nur die nackte Wahrheit an den Dingen. In deinem Wäldchen siehst du sie freilich in schönerem Gewande. — Und wie? — wovon lebst du?

Der Dichter: Von der Wahrheit im schöneren Gewande.

Der Weltmann: Da hast du wahrlich eine dürftige Ernährerin gewählt. Doch ich kenne dich ja; du sprichst nur von der Dichter-Wahrheit.

Der Dichter: Wer wird sich wundern, daß sie Euch, die Ihr eine so reiche Ernährerin gewählt habt, so vorkommt! Aber mir ist mit der meinigen recht wohl. Indeß ....

Der Weltmann: So erzähle denn, ob ich gleich lieber etwas von deiner eigenen Geschichte hören, und gerne wissen möchte, wie es dir ergeht.

Der Dichter: Ich habe es ja schon gesagt; mir geht es vortrefflich. Ich bin gesund, zufrieden — die ganze Natur und das Land der Geister — mein Gebiet.

Der Weltmann: Ja, ja! man sieht es dir auf den ersten Blick an, was die Unterthanen dieser Reiche ihrem Beherrscher eintragen!

Der Dichter: O, ich habe keinen Zweifel, daß Ihr die Eurigen für Euch einträglicher zu machen wißt; und — hätte ich ihn auch gehabt — alles, was ich sah und hörte, würde mich davon geheilt haben.

Der Weltmann: Eben so ging es mir mit dir. Hager, von der Sonne verbrannt — und das Uebrige —

Der Dichter: Um nichts besser. Doch das Innere, das von diesem mageren Fleische, und diesem unscheinbaren Rocke bedeckt wird, befindet sich recht wohl dabei.

Der Weltmann: Ich zweifle gar nicht daran. Dichter gleichen

der Nachtigall — schlechtes Gefieder, kein Loth schwer, und den herrlichsten Gesang. Nun, wie es dir gefällt! Doch ich wünschte, ich könnte etwas für dich selbst thun.

Der Dichter: Was zum Beispiel? Was ließe sich für mich thun?

Der Weltmann: Etwa das, was auch Dichter brauchen können, um sich und ihrem Genius ohne Sorgen zu leben?

Der Dichter: Ja das glaubt man so. Aber wenn sich dann der Dichter zu viel, und dem Genius zu wenig lebte, so verlöre er doch bei dem scheinbaren Gewinn. Dichter brauchen wenig, wenn sie es sind, wie ich es zu seyn strebe.

Der Weltmann: Und das wäre?

Der Dichter: Davon lieber ein andermal. — Ich möchte nun gern' erfahren, was für mich zu thun wäre, wozu ich gebraucht werden könnte.

Der Weltmann: Gebraucht werden? Das ist etwas anderes. Ich sprach von dem, was für dich zu thun wäre; und da berührte ich gleich das Kürzeste und Zuträglichste. Zu Aemtern im bürgerlichen Leben taugen nur wir prosaischen Menschen. Dichter deiner Art könnte man allenfalls nur in ganz untergeordneten Stellen ertragen; und zum Anfangen bist du schon zu alt. Auch müßte es keine Stelle sein, wo der Dichter zu rechnen hätte; denn des Nachrechnens würde gar kein Ende sein. Ich erinnere mich sehr wohl, was du in der Schule darüber sagtest; und, was das Sonderbarste ist, es fiel mir gleich ein, als ich dich erblickte.

Der Dichter: Ich habe es vergessen.

Der Weltmann: So ersetzt mein Gedächtniß, was mir an Einbildungskraft abgeht. Du sagtest: „Das Rechnen sei ein Ding für „Juden, Wucherer und Kapitalisten, überhaupt für Leute, die auf Kosten „Anderer lebten; und möchtest Du es ja erlernen, so sollte es nur darum geschehen, den Lauf der Welten und ihre Entfernungen zu bestimmen: dieser Zweck erhebe doch den Geist, da ihn jeder andere nur „beschmutze."

Der Dichter: Vielleicht denke ich noch heute so. — Also zu untergeordneten Stellen wär' ich nicht zu brauchen. Aber das Rechnen ist doch nicht bei allen untergeordneten Stellen erforderlich — und ich möchte fragen: warum taugen die Dichter überhaupt nur zu untergeordneten Stellen im bürgerlichen Leben?

Der Weltmann: Weil man noch allenfalls an untergeordneten Dienern eine gewisse Unordnung, eine gewisse zu ernste, steife, gebietende und trotzende Ehrlichkeit ertragen kann.

Der Dichter: Ein Vorwurf, den Ihnen wohl keiner macht!

Der Weltmann: Sehr naiv!

Der Dichter: So klingt die Wahrheit den Ohren immer, die nicht an sie gewöhnt sind.

Der Weltmann: Es mag für jetzt so hingehen. Glaube mir indeß nur immer, daß mit einer solchen Ehrlichkeit in hohen Posten gar nichts auszurichten ist; denn entweder stürzet man sich selbst, oder man

schadet denen, für die man sich auf diesem Wege verwendet. Dieß könnt' ich Dir beweisen.

Der Dichter: Ich sehe es als erwiesen an. —

LII. Fr. Volkmar Reinhard.

(1753 — 1812.)

Predigt. *)

Einige tröstende Blicke auf die großen Weltbegebenheiten.

(1806)

(Zweiter Band. S. 19.)

Es gibt Zeiten, meine Zuhörer, wo die Begebenheiten der Welt so geräuschvoll werden, so schnell mit einander wechseln, und eine so gewaltsame Erschütterung aller bestehenden Verfassungen hervorbringen: daß selbst die gleichgültigsten Menschen aufmerksam, und die getrosteten unruhig werden. Die Menge derer, die bei ihren täglichen Geschäften und Sorgen Alles aus der Acht lassen, was nicht in der nächsten Verbindung mit ihren kleinen Angelegenheiten steht, — die gar nicht aufgelegt sind, ihren Gesichtskreis zu erweitern, und auch die öffentlichen Begebenheiten ins Auge zu fassen, ist zwar bei weitem die größte. Und doch treten zuweilen plötzlich Veränderungen ein, bei welchen auch diese fühllose Menge aufgereizt wird und in Bewegung geräth; Veränderungen, deren Einfluß so allgemein und erschütternd ist, daß er bis zu den Hütten der Niedrigen durchdringt, und nichts unbedroht läßt. Dann werden gemeiniglich auch die besorgt, die sonst Heiterkeit und Muth genug besitzen, Alles in dem günstigsten Lichte zu betrachten, und sich mit angenehmen Hoffnungen zu schmeicheln. Wenn nichts mehr sicher und fest steht; wenn ein Land, ein Volk, ein Reich nach dem andern in die einmal angefangene Zertrümmerung verwickelt wird; wenn es in die Augen fällt, die Welt sei im Begriff, unter schrecklichen Anstrengungen eine andere Gestalt anzunehmen, und sich gleichsam zu verwandeln: wer soll dann nicht anfangen, besorgt zu werden? wer soll es nicht fühlen, wie unbedeutend in solchen Zeiten seine Person und seine Wohlfahrt ist? wer muß nicht fürchten, in einem Zusammenstoße von Erfolgen, wo das Schicksal vieler Millionen gleichsam mit einem Schlag entschieden, wo das Blut zahlreicher Heere und das Unglück ganzer Völker für nichts geachtet wird, einen Untergang zu finden, von dem man nicht einmal einige Kenntniß nimmt?

Ich beschreibe unsre Zeiten, meine Brüder, das werdet ihr Alle fühlen. Geräuschvoller, unaufhaltsamer, zerstörender ist der Gang der Weltbegebenheiten fast nie gewesen, als jetzt. Mit jedem Monat ändert sich etwas in der Verfassung unsers Welttheils; die Gränzen der Reiche sind in einer unsichern, immer schwankenden Bewegung; uralte Einrich-

*) „Predigten, im Jahr 1806 gehalten. Nürnberg u. Sulzbach. 1807." 8.

tungen und ganze Staaten verschwinden plötzlich aus der Reihe der Dinge, und neue treten an ihre Stelle; was, um zu Stande zu kommen, Jahrhunderte brauchte, was Jahrhunderte lang unversehrt fortgedauert hat, das wird in wenigen Wochen umgestürzt und vernichtet; und Begebenheiten, zu welchen sonst Zeitalter nöthig waren, sehen wir in Jahre zusammengedrängt. Und ein solcher Anblick sollte nicht die Aufmerksamkeit aller Menschen fesseln? Nicht selbst der Unempfindlichste sollte es merken, wie nah ihn angeht, was jetzt geschieht? Nicht selbst der Entschlossenste sollte schüchtern werden, und sich unter die überwältigende Macht des Schicksals beugen? Man sollte es uns verdenken können, wenn wir der Zukunft mit banger Aengstlichkeit entgegensehen, und von einer so verhängnißvollen Zeit für uns, für die Unsrigen und für das Vaterland nichts weniger als Heil und Segen erwarten?

Und doch wollte ich den Versuch machen, meine Brüder, euch heute Muth einzusprechen, um euch in den Begebenheiten der Welt Umstände, Absichten und Vorkehrungen nachzuweisen, die euch beruhigen, und mit neuer Hoffnung erfüllen sollen. In eine nicht minder merkwürdige, nicht minder verhängnißvolle Zeit, als die unsrige ist, versetzt uns dieses Fest, und der prophetische Text, welchen ich jetzt erklären soll. Der Herold großer Veränderungen war der ehrwürdige Mann, dessen Andenken wir heute feiern; er verkündigte die Gründung eines Reiches, das alle Völker der Erde umfassen, das eine neue Ordnung der Dinge stiften, das ein Segen für alle Geschlechter und Zeiten werden, das unvergänglich und ewig sein sollte; und ihr wisset, wie pünktlich seine Ankündigung in Erfüllung gegangen ist. Und ihn selbst, den Herold dieser Weltbegebenheit, mit der ganzen Reihe der Veränderungen, welche das Reich Gottes auf Erden vorbereiten und aus demselben entspringen sollten, erblickte der Prophet in der Begeisterung, in der er die Worte unsers Textes sprach. Ein Gedränge großer, schauervoller Erfolge sieht er im Schooße der Zukunft; aber es ist Gott, der in ihnen waltet; der sie ordnet und lenkt, vor dem sich Alles beugt und ebnet, und dessen heilige Endzwecke zuletzt doch erreicht werden. In diesem Lichte lasset uns die Begebenheiten der Welt betrachten, meine Brüder, solche Blicke lasset uns auf sie thun lernen: und wir werden Muth fassen; wir werden mit Unterwerfung und Gelassenheit tragen, was uns beschieden ist, und durch Glauben und Hoffnung überwinden. Das lasse Gott uns gelingen, und segne diese Stunde. Wir flehen um diese Gnade in stiller Andacht.

Text,

Jes. 40, 1 — 5.

Tröstet, tröstet mein Volk, spricht euer Gott; redet mit Jerusalem freundlich und prediget ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat. Denn ihre Missethat ist vergeben, denn sie hat Zwiefältiges empfangen von der Hand des Herrn, um alle ihre Sünde. Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: bereitet dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserm Gott. Alle Thäler sollen erhöhet werden, und alle Berge und Hügel sollen erniedrigt werden, und was ungleich ist, soll eben, und was höckericht ist, soll schlicht werden. Denn die

Herrlichkeit des Herrn soll offenbaret werden, und alles Fleisch mit einander wird sehen, daß des Herrn Mund redet.

Die Einleitung zu einer großen, eine unabsehliche Reihe von Jahrhunderten betreffenden Weissagung sind die Worte, meine Zuhörer, die ich euch jetzt vorgelesen habe; der Prophet bereitet durch sie Alles vor, was er von diesem Capitel an bis zum Ende seines Buches zu sagen hat. Bessere Zeiten für sein unglückliches Volk erblickt nämlich der begeisterte Seher in der Zukunft. Aber das Glück seiner Nation erscheint ihm in einer nahen, unauflöslichen Verbindung mit dem Zustande der übrigen Welt; er sieht unter seinem Volk eine Veränderung entstehen, die wichtig für die ganze Menschheit werden, die den Götzendienst unter den Heiden stürzen, die ein ewiges Reich Gottes auf Erden gründen, an die sich Alles anschließen, auf die sich Alles beziehen soll, was sich Großes und Wichtiges unter den Menschen zutragen wird. Und so darf man sich denn nicht wundern, daß er sein Volk tröstet; daß er mit dem bedrängten Jerusalem freundlich redet, und ihm das Ende aller Noth verkündigt; daß er aber auch Gott selbst erscheinen, daß er ihn in seiner Herrlichkeit kommen, und die großen Dinge ausführen sieht, die nachher weiter beschrieben werden. Die Ankunft eines Knechtes Gottes, eines Erwählten, an dem Gott Wohlgefallen habe, und der das Recht unter die Heiden bringen werde, mit einem Worte: die Sache Christi ist unter diesen wichtigen Begebenheiten die vornehmste. Der große Mann, dem dieser festliche Tag gewidmet ist, und der vor jenem Gesandten Gottes herging, hatte also recht, wenn er die Worte unsers Textes auf sich anwendete, wenn er sich für den einsamen Rufer erklärte, der auf die kommende Gottheit aufmerksam mache, und ihr den Weg bereitet wissen wolle. Aber es fällt auch in die Augen, eine fröhliche Ansicht der Weltbegebenheiten stellt sich uns hier dar; betrachten wir sie aus dem Standpunkte des Propheten, so erblicken wir eine Ordnung, eine Abzweckung, eine Uebereinstimmung in denselben, die uns auch bei dem, was jetzt geschieht, zur Beruhigung dienen kann. Lasset uns dem Propheten folgen, meine Zuhörer, und da sich Alles, worauf er hindeutet, in der Kürze nicht zusammenfassen läßt, so sollen es nur einige tröstende Blicke auf die großen Weltbegebenheiten sein, womit wir uns diesmal begnügen wollen. Was sie uns wahrnehmen lassen, diese tröstenden Blicke, ist von großer Wichtigkeit; sie zeigen uns nämlich in den größern Weltbegebenheiten einen Alles vergeltenden, immer weiter führenden, und insonderheit durch die Sache Christi wohlthätig wirksamen Gott. Das wollen wir uns klar zu machen suchen, und auch die Veränderungen unsrer Tage werden uns in einem mildern Lichte erscheinen.

Daß jetzt bloß von Weltbegebenheiten, das heißt, von Veränderungen die Rede ist, die das Schicksal ganzer Völker betreffen, und einen Einfluß auf den Zustand unsers ganzen Geschlechts haben, brauche ich nicht erst zu erinnern. Solche Begebenheiten haben aber eben ihrer Wichtigkeit und ihres unwiderstehlichen, entscheidenden Ein-

flusses wegen fast immer etwas schauervolles; sie sind gewöhnlich Erschütterungen, bei welchen Ströme von Blut fließen und ganze Reiche zusammenstürzen; sie wirken mit einer Gewalt, bei der oft große Mengen, oft mächtige Nationen ihren Untergang finden; und sie, sie sind es vornehmlich, was der Geschichte unsers Geschlechts eine so traurige, eine fast abschreckende Gestalt giebt. Und doch lassen sich sehr tröstende Blicke auf sie thun, wenn wir sie nach der Anweisung des Propheten betrachten. Sie zeigen uns nämlich zuerst einen Alles vergeltenden Gott; einen Regenten der Welt, der lasterhafte Völker züchtigt, unterdrückende zu rechter Zeit demüthigt, und sich bessernde segnet. Es ist nicht schwer, dies Alles klar zu machen.

Wäre kein Gesetz der Vergeltung in den Begebenheiten der Welt wahrzunehmen, meine Zuhörer, blieben die Gräuel, die wir ganze Völker verüben sehen, ungestraft, und die Anstrengungen für das Gute, die gleichfalls von ganzen Völkern geäußert werden, unbelohnt: wer könnte dann aus dem Anblick der großen Weltbegebenheiten auch nur den mindesten Trost schöpfen? Ach! dann wären sie ein Chaos regelloser schrecklicher Ereignisse, das man nur mit Verzweiflung betrachten könnte. Aber eine strenge, gerechte, heilige Vergeltung herrscht in diesen Begebenheiten: sie stehen unter der Leitung eines Wesens, das Nationen, wie einzelnen Menschen, nach ihren Werken giebt. Denn richtet eure Augen im Anfang der Geschichte, wohin ihr wollet: ein Gott, der lasterhafte Völker züchtigt, wird euch überall sichtbar. Daß ganze Nationen gedemüthiget und herabgewürdiget, daß sie wohl gar zerstreut, verschlungen und aufgerieben werden, ist in den Begebenheiten der Welt etwas Gewöhnliches; aber, wenn Alles genauer untersucht wird, nie etwas Unverschuldetes. Sein eignes Volk findet der Prophet in unserm Texte höchst unglücklich; daher redet er von der Ritterschaft desselben, von dem traurigen Kampf mit Widerwärtigkeiten, in welchen es nun schon so lange verwickelt sei; und es ist der Verfall des Jüdischen Reichs, die Zerstörung desselben durch Nebucadnezar, und die Zerstörung und Wegführung seiner Mitbürger nach Babylon, was er unter diesem Kampfe versteht. Aber ist ihm dieses Unglück seiner Nation ein blinder Zufall, ein unverdientes Geschick? Nichts weniger als dies; sie hat zweifältiges empfangen, sagt er, von der Hand des Herrn um alle ihre Sünde; gerechte Vergeltung, die einem lasterhaften Volke wiederfahren läßt, was demselben gebührt, erblickt der Prophet in diesem traurigen Schicksal; er erkennt es für die natürliche Folge der Verkehrtheit, in welche seine Mitbürger versunken waren. So ist es stets gewesen, meine Zuhörer, so ist's noch immer. Nicht unschuldige, Ordnung und Zucht liebende Völker gerathen in Verfall; sondern verdorbne, pflichtvergeßne und ausschweifende. Nicht muthige, mit Kraft und Nachdruck handelnde Völker werden eine Beute der Herrschsucht; sondern feige, weichliche, sich selbst verlassende. Nicht einträchtige, fest verknüpfte und weise regierte Staaten werden verachtet und gemißhandelt; sondern mißhellige, in

allen ihren Fugen aufgelöste und unverständig verwaltete. Findet ihr ein Volk herabgewürdiget und seinem Untergang nahe, es sei in der Vergangenheit, oder in der Gegenwart: forschet nur nach seinem Zustande und nach seinen Sitten; in ihm selbst, in seinen Lastern, in seinem Mangel an Gemeingeist und Muth, in seiner Unklugheit und Thorheit werdet ihr die wahren Ursachen seines Verfalls antreffen; ihr werdet gestehen müssen: weder unverschuldet noch unbegreiflich ist dieser Verfall; ihr werdet eine Strafe in demselben erkennen, die bei Voraussetzung einer gerechten Weltregierung nicht unterbleiben konnte; ein vergeltender, lasterhafte Völker züchtigender Gott wird euch in den Begebenheiten der Welt an allen Orten begegnen.

Aber noch mehr: ein Gott, der unterdrückende Völker zur rechten Zeit demüthigt, wird euch in diesen Begebenheiten eben so sichtbar werden. Völker, die mit ehrgeitzigen Anführern, mit herrschsüchtigen Königen, mit wilden Eroberern an der Spitze, sich wie reißende Ströme in fremde Länder ergossen, oder Alles um sich her anfielen und besiegten; die ein schweres eisernes Joch auf ganze Reiche und Welttheile legten, und durch alle Arten des Unrechts und der Gewalt bei ihrer Herrschaft sich behaupteten; ach! in einer fürchterlichen Reihe sehet ihr solche Völker in der Geschichte auf einander folgen; und nicht zu berechnen, nicht auszusprechen ist der Jammer, der durch sie auf Erden gestiftet worden ist. Wären sie ungestraft geblieben, diese schrecklichen Unterdrücker, diese Verächter aller Ordnung und alles Rechts; welch ein empörendes, trostloses Schauspiel wäre dann die Geschichte unsers Geschlechts! Aber zweifältig, das ist am Tage, vielfältig haben sie von der Hand des Herrn empfangen um alle ihre Sünde. Es war Nebucadnezar, der mit seinen räuberischen Chaldäern, nicht lange nach den Zeiten des Propheten, das Jüdische Volk und einen großen Theil Asiens unterjochte. Aber der Held war schon bestimmt, der die gemißhandelten Völker an den Unterdrückern rächen, und diesen reichlich vergelten sollte, und der Prophet nennt ihn nach unserm Texte mit Namen. Bald verwandelte sich jedoch dieser Held mit seinen siegreichen Persern selbst in einen Unterdrücker, und mit Asien nicht zufrieden, fingen seine herrschsüchtigen Nachfolger an, auch Europa und Afrika zu beunruhigen. Es waren die Griechen, die ihren Eroberungen Gränzen setzten, die Strafe an ihnen übten, und ihr mächtiges Reich in wenigen Jahren zertrümmerten. Inzwischen bereiteten sich die gewaltsamsten Unterdrücker der Menschheit im Alterthum, die Römer, durch immerwährende Kriege zum Sieg über die Welt; und es konnte endlich sagen, das allgewaltige, unüberwindliche Rom, was Esaias einem ältern Eroberer in den Mund legt: meine Hand hat funden die Völker wie ein Vogelnest, daß ich habe alle Lande zusammengerafft, wie man Eier aufrafft, die verlassen sind, da Niemand eine Feder reget, oder einen Schnabel aufsperrt oder zischt.*)

*) Jes. 10, 14.

Aber ist nicht auch seine Zeit gekommen? ist ein mächtiges Volk trauriger herabgesunken und tiefer herabgewürdiget worden, und unter schrecklichern Ahndungen aus der Geschichte verschwunden, als das Römische; ist es nicht die Beute von Barbaren geworden, die es mit Verachtung betrachtete und kaum dem Namen nach kannte? Nein, ungestraft ist noch kein wilder Eroberer geblieben; früher oder später kam die Zeit, wo man sagen konnte: ist das der Mann, der die Welt zittern, und Königreiche beben machte? nun bist du verworfen von deinem Grabe, wie ein verachteter Zweig. Und wo wäre in der ganzen Geschichte das unterdrückende Volk, das nicht in Zerrüttung gerathen wäre, das nicht endlich Alles wider sich empört hätte, dem nicht reichlich mit Schmach und Schande vergolten worden wäre, was es an Andern verschuldet hatte? Eine Gerechtigkeit, meine Brüder, eine Gerechtigkeit, vor der verbrecherische Nationen wie einzelne Sünder, und Jahrhunderte wie Tage sind, waltet in den Begebenheiten der Welt; damit wollen wir uns trösten, wenn uns bei diesen Begebenheiten Gräuel der Unterdrückung in die Augen fallen; sie werden nicht ungestraft bleiben, diese Gräuel; und der, der über den Himmel und die Erde gebietet, aus dessen unermeßlichem Reiche sich nichts verlieren kann, wird die Unglücklichen, die einstweilen fallen, als Opfer der ungerechten Gewalt fallen, zu entschädigen wissen.

Dieß dürfen wir um so gewisser hoffen, meine Zuhörer, da er schon hier sich bessernde Völker segnet. Darauf gründet sich der Trost, den der Prophet im Texte seinem Volke giebt: die Ritterschaft desselben soll ein Ende haben, denn es ist durch die Uebel, die es erfahren hat, anderes Sinnes geworden, es ist zur Verehrung Gottes, zur Ordnung und Tugend zurückgekehrt. Daß sie auch wirklich eingetreten ist, diese bessere Zeit für das Jüdische Volk, ist bekannt; von den Thorheiten der Abgötterei auf immer geheilt, kam es aus Babylon zurück, und das wieder hergestellte Jerusalem wurde größer und blühender, als es je gewesen war. Auch von dieser Art der Vergeltung zeugen die großen Weltbegebenheiten; auch den belohnenden und segnenden Gott findet ihr in denselben. Denn werdet ihr in dem ganzen Umfange der Zeit ein glückliches Volk gewahr; es wird sich bald zeigen, dieses Glück ist kein Ungefähr, keine Wirkung zufälliger Umstände, keine willkührliche Auszeichnung; in den Sitten desselben liegt der wahre Grund seiner Wohlfahrt; es ist die Belohnung pflichtmäßiger Anstrengungen und einer herrschenden Achtung gegen Wahrheit und Recht, gegen Tugend und Religion, was es genießt. Solche Völker haben sich zu allen Zeiten ihre Freiheit erkämpft, haben wilden Eroberern getrotzt, haben mächtige, auf Ungerechtigkeit gegründete Reiche gestürzt, haben sich Jahrhunderte lang bei ihrem Wohlstande behauptet, haben Werke hinterlassen, welche die Nachwelt bewundert, haben Licht und Wahrheit, Zucht und Ordnung um sich her verbreitet, und sind der Segen ganzer Welttheile und Jahrhunderte geworden. Wie tröstend, wie herzerhebend ist dieser Anblick, meine Brüder! Täuschung ist es also nur, wenn eine

eiserne unwidertreibliche Nothwendigkeit in den Begebenheiten der Welt zu herrschen scheint. In seinen Händen hat jedes Volk sein eignes Schicksal; es darf die Kräfte, die es besitzt, nur brauchen, die Gelegenheiten, die es findet, nur benutzen, darf nur überall dem Ruf der Ehre, dem Gebote der Pflicht, der heiligen Stimme des Gewissens und der Religion folgen: und es wird Alles werden, was ein Volk sein, Alles erlangen, was ein Volk besitzen, Alles vermögen, was ein Volk ausrichten, Alles genießen, was ein Volk wünschen kann.

Denn noch mehr werdet ihr bei weiterer Aufmerksamkeit in den großen Weltbegebenheiten zu eurem Trost erblicken, meine Zuhörer: nicht bloß ein Alles vergeltender, auch ein Alles weiter führender Gott ist in denselben sichtbar. Als kommend, als immer thätig, fortschreitend und wirkend wird Gott in unserm Texte beschrieben, und verschwinden sollen vor dem Kommenden alle Hindernisse: alle Thale sollen erhöhet, alle Hügel sollen geniedrigt, was ungleich ist, soll eben, und was höckricht ist, soll schlecht werden, denn die Herrlichkeit des Herrn soll sich offenbaren. Und so ist es, meine Brüder; den kommenden, Alles weiter führenden, Alles für die sittliche Bildung der Menschen benutzenden Gott findet ihr in den großen Weltbegebenheiten, sobald ihr sie schärfer ins Auge fasset; einen Gott, der bald Hindernisse eines glücklichen Fortschritts im Guten hebt, bald Hülfsmittel desselben an die Hand giebt, bald mehr Zusammenhang unter den Völkern der Erde verknüpft.

Es gibt Hindernisse des Guten, meine Zuhörer, Hindernisse der Wahrheit, der Tugend und der reinen Verehrung Gottes, Hindernisse aller echten menschlichen Bildung, die ohne große Anstrengung unmöglich gehoben werden können, die nur gewaltsamen, alles gleichsam umkehrenden Veränderungen weichen. Vergesset es nicht: solche Hindernisse wegzuräumen, und dem Guten dadurch Platz zu machen, muß ein Hauptzweck dessen sein, der die Welt regiert; nie kommt er also sichtbarer, nie offenbart er seine Herrlichkeit schauervoller, als wenn solche Thale erhöht, solche Höhen erniedrigt, solche Klippen zertrümmert, solche Steine des Anstoßes weggeschleudert werden. Betrachtet die großen Weltbegebenheiten aus diesem Gesichtspunkt, und ihr sehet ihn überall in denselben kommen, sehet ihn oft in den schrecklichsten Erfolgen am wohlthätigsten wirken. Ein Haupthinderniß aller wahren Bildung ist thierische Trägheit; es sind große Unfälle aller Art, wodurch Gott sinnliche Völker oft plötzlich aus jener Trägheit aufschreckt, und sie nöthigt, ihre Fähigkeiten und Kräfte anzustrengen. Es giebt Vorurtheile, die wie belastende Fesseln ganze Nationen drücken; Gott zerbricht diese Fesseln oft auf einmal durch eine gewaltsame Erschütterung, und setzt den gebundenen Geist der Völker in eine glückliche Freiheit. Es giebt Einrichtungen, die jeder bessern Erkenntniß, jedem Mittel der Bildung den Zugang zu großen Ländern verschließen; Gott öffnet diese unzugänglichen Gegenden oft wider Vermuthen durch die Gewalt eines Eroberers, und macht dem Guten eine ebne Bahn. Es giebt Verfas-

sungen, die schädlich werden, weil sie veraltet, und mit der neuen Zeit im Widerspruche sind; es kann ein schrecklicher Aufruhr, es können die Gräuel einer Empörung sein, was eine solche Verfassung zertrümmert; Gott läßt es zu, um ein mächtiges Hinderniß des Guten wegzuräumen. Und welche Mißbräuche, welche Unordnungen und Laster nehmen oft bei ganzen Völkern und Zeitaltern überhand, und widerstehen allen sanften Mitteln der Besserung! Dürfet ihr euch wundern, wenn solche Völker, solche Zeitalter durch strenge Mittel angegriffen werden, und zweifältiges empfangen von der Hand des Herrn um alle ihre Sünde? müßte Gott seine heiligen Endzwecke nicht aufgeben, und solche Menschen nicht ganz dem Verderben überlassen, wenn er nicht das Aeußerste für sie thun, und die Hindernisse des Guten mit Gewalt vernichten wollte? Selbst aus dem schauervollsten Dunkel großer Weltbegebenheiten sehet ihr also die Herrlichkeit des immer kommenden, für alles wahre Gute wirksamen Gottes hervorbrechen, meine Brüder, — ihm sind diese Begebenheiten das Mittel, die mächtigsten Hindernisse eines glücklichen Fortschrittes zu heben.

Und bedient er sich ihrer nicht eben so oft, um Hülfsmittel eines solchen Fortschrittes an die Hand zu geben? Ohne die Unternehmungen kühner Eroberer, ohne die Gewalt blutiger Kriege, ohne die langwierigen, weit verbreiteten Kämpfe ganzer Welttheile, wäre es wohl nicht möglich gewesen, meine Zuhörer, gewissen Hauptmitteln der menschlichen Bildung einen allgemeinern Einfluß zu verschaffen, die nützlichsten Kenntnisse, Erfindungen und Künste in Umlauf zu bringen, und die Verfassungen und Reiche zu gründen, die bald der Wohnsitz, bald der Zufluchtsort des wahren Guten werden sollten. War es nicht schon im höchsten Alterthume das gewinn- und raubsüchtige Herumschweifen der Phönicier an allen Küsten des Mittelmeeres, was die Anfangsgründe aller höhern Bildung, die Kunst zu schreiben und zu lesen, zu einer Menge wilder Völker brachte? War es nicht der allerdings schreckliche Ausrottungskrieg, den Israel gegen die lasterhaften und abgöttischen cananäischen Völker führte, was der Erkenntniß und Verehrung des einzigen wahren Gottes die nöthige Sicherheit verschaffte? War es nicht die vielumfassende Herrschaft der Perser, was die Sitten der bezwungenen Nationen milderte, und wilde Barbaren an Ordnung und Zucht gewöhnte? War es nicht der stürmische, das Reich der Perser wie ein Blitz zertrümmernde Heerzug Alexanders, was die noch mildere Bildung und Sprache der Griechen so vielen Gegenden der Erde mittheilte? War es nicht die furchtbare Macht der Römer, was die besten Länder der alten Welt gewaltig zusammenfaßte, und sie in einen großen bequemen Wirkungskreis für das Evangelium Jesu verwandelte? Waren es nicht die mit so vielem Jammer verknüpften Wanderungen der nordischen Völker in dem vierten und fünften Jahrhunderte nach Christo, was dem Evangelio Jesu einen noch größern Einfluß verschaffte, und den Grund zu einer neuen und bessern Verfassung unsers Welttheils legte? Waren es nicht die

gräuelvollen, aus Aberglauben entstandenen Kreutzzüge des Mittelalters, was den Völkern des Abendlandes einen höhern Schwung gab, und sie mit neuen Mitteln der Bildung versah? War es nicht ein schrecklicher dreißig Jahre daurender Krieg, durch welchen die Sicherheit und Freiheit erkämpft wurde, die unsre Kirche in Deutschland bisher genossen hat, aus der für alle Wissenschaften, und für die wahre Verehrung Gottes insonderheit so große Vortheile entsprungen sind? Stürme, meine Brüder, schauervolle, zerstörende Stürme, — wer dürfte das läugnen? — sind die großen Weltbegebenheiten. Aber auch in ihnen kommt Gott; lasset uns nur nicht bei dem stehen bleiben, was in der äußern Welt geschieht; das Heil der sittlichen ist es, um welches willen er jene Stürme zuläßt; es ist ein neuer Fortschritt im Guten, was er dadurch befördert.

Zumal da er durch sie endlich auch mehr Zusammenhang unter den Völkern der Erde knüpft. Für die Bildung und das Glück unsers Geschlechts ist nichts wichtiger als dieser Zusammenhang. Sollen die wirksamsten Mittel der Erleuchtung und Besserung ein Gemeingut der ganzen Menschheit werden; sollen sich die Völker bei allen Unterschieden der Abstammung, der Gestalt und Farbe, der Sprachen und Sitten einander achten lernen; sollen sie einander mittheilen, und gegen einander austauschen, was sie einzeln Gutes und Vorzügliches besitzen: so muß Alles in Verbindung treten, so müssen sie einander nicht mehr entbehren können, so muß sich ein Zusammenhang bilden, der von dem einen Ende der Erde zum andern reicht, und unser Geschlecht in ein sich überall berührendes Ganzes verwandelt. Lasset uns gestehen: allen bisherigen Erfahrungen zufolge reichen friedliche Mittel nicht hin, diese Verbindung hervorzubringen. Der Eigennutz, der seinen Gewinn in allen Gegenden und auf allen Meeren sucht; der Geist der Eroberung, der seine Herrschaft nach allen Seiten erweitert, und selbst in fremden Welttheilen sie gründet; das Stürmen wilder Krieger, die ruhige Völker ohne Ursache anfielen, und mit den Waffen in der Hand immer weiter drangen; das Wandern ganzer Nationen, die bessere Wohnsitze suchten, und andere Völker vor sich her vertrieben, oder sie ihrer Gewalt unterwarfen — damit ich's kurz sage, große, gewaltthätige Unternehmungen von mancherlei Art sind bisher das Hauptmittel gewesen, die Völker der Erde in Verhältnisse zu bringen; so lernten sich die entferntesten einander kennen; so wurden sie genöthigt, bald ihrer Sicherheit, bald ihrer Entwürfe wegen Bündnisse zu schließen; so entstanden Berührungen, die immer vielseitiger wurden; so kommt es vor unsern Augen immer mehr dahin, daß kein Welttheil bei dem, was in dem andern geschieht, weiter gleichgültig bleiben kann, und ein lebendiges theilnehmendes Gefühl nach und nach die ganze Menschheit durchdringt. Es mag uns wehe thun, daß ein solcher Endzweck durch so schmerzhafte Mittel erreicht werden muß. Aber soll es uns nicht trösten, daß er erreicht wird, daß die Vereinigung, durch die sich alles Gute, das sich auf Erden findet, immer allgemeiner und freier mittheilt, wirklich zu Stande kommt?

Doch ihr erblicket in den großen Weltbegebenheiten noch überdies einen durch die Sache Christi wohlthätig wirksamen Gott, und das muß euch mehr, als alles Andre trösten, muß euch über das Schicksal aller Einzelnen und des ganzen Geschlechts beruhigen. Dies ist die Herrlichkeit des Herrn, die der Prophet in unserm Texte erblickt, — und mit welcher Begeisterung rühmt er es, daß alles Fleisch sie sehen, daß die ganze Menschheit sie wahrnehmen werde! Was könnte auch uns beim Anblick der großen Weltbegebenheiten tröstender sein, als das Wirken Gottes durch die Sache Christi? Dadurch sichert er ja den heiligsten Wahrheiten eine unvergängliche Dauer; dadurch erhält er das sittliche Gefühl in einer immerwährenden Regsamkeit; dadurch hat er der Menschheit ein Mittel der Bildung und des Fortschrittes gewährt, bei welchem sie nie weiter zurücksinken kann. In wenigen Augenblicken läßt sich dies noch klar machen.

Bei dem wilden Tumult großer Begebenheiten könnte man für das theuerste Kleinod der Menschheit, für die heiligsten Wahrheiten, allerdings besorgt werden; man könnte fürchten: nicht bloß vergessen werde sie unser armes Geschlecht beim Kampfe mit so großen Uebeln; es werde sogar den Sinn für dieselben verlieren. Ein Blick auf das Evangelium Jesu und auf den Einfluß, den es bisher bei den größten Weltbegebenheiten gehabt hat, muß uns auf immer beruhigen, meine Brüder. Nein, kein Sturm von großen Weltveränderungen wird die Wahrheiten, an welchen unserm Geschlechte das Meiste gelegen sein muß, verdrängen oder auch nur verdunkeln können; durch die Sache Christi ist ihre Fortdauer auf immer gesichert. Nichts kann die schriftlichen Denkmale vernichten, in welchen das Evangelium Jesu aufbewahrt ist; fast in allen Sprachen, und mit einer alle Berechnung übersteigenden Vervielfältigung sind sie über den ganzen Erdkreis verbreitet. Sehet hier die Quelle einer heilsamen Erkenntniß, die unter allen Umständen fließt; die sich selbst in den Stürmen des Mittelalters mild ergossen hat: an der sich beim schrecklichsten Toben großer Weltbegebenheiten im Stillen Millionen erquicken; zu der man um so schmachtender zurückkehrt, je trostloser man die äußere Welt findet. So lange die Sache Christi auf Erden vorhanden ist (und haben alle Stürme großer Weltbegebenheiten bisher auch nur das Mindeste über sie vermocht?) ist es nicht möglich, daß die Menschheit vergessen könnte, was ihr das Wichtigste und Heiligste sein muß; das Evangelium predigt die erhabensten Wahrheiten so laut, erinnert so mächtig an dieselben, bringt sie dem Geist und Herzen der Menschen so nahe, hat sie so weit auf Erden ausgebreitet, und ist so tief in die Wissenschaften und Anstalten unsers Geschlechts, selbst in die Künste desselben eingedrungen, daß wir nichts zu fürchten brauchen; ein solches Zeugniß für die Wahrheit kann nur mit der Menschheit selber seinen Untergang finden.

Und so erhält denn Gott durch die Sache Christi auch das sittliche Gefühl in einer immerwährenden Regsamkeit. Bei den Gräueln großer Weltbegebenheiten mögen

ganze Völker verwildern und fühllos werden: mitten in dem allgemeinen Verderben erweicht das Evangelium Jesu unzählige Herzen, und erwärmt sie zu theilnehmender Liebe. Im Getöse großer Weltbegebenheiten mögen alle Gesetze schweigen, und die Stimme des Rechts und der Gerechtigkeit nicht weiter gehört werden: mitten im wilden Tumult spricht das Evangelium Jesu zu dem Gewissen unzähliger Menschen, und dringt wie ein Donner Gottes in die Seele. Bei der Frechheit, die durch große Weltbegebenheiten so oft begünstigt wird, mag man selbst die Grundsätze des Rechts und der Sittlichkeit in Anspruch nehmen, und sie durch blendende Trugschlüsse bestreiten: das Evangelium Jesu hört nicht auf, für jene Grundsätze zu zeugen, und vernichtet alle Versuche der falschen Weisheit mit göttlicher Kraft. Beim Gepränge großer Weltbegebenheiten mag die Schmeichelei Helden, die vom Blute unschuldiger Völker triefen, als Halbgötter preisen, und schreckliche Unterdrücker als Wesen einer höhern Art verehren: das Evangelium Jesu zerstreut durch den Glanz der Wahrheit allen falschen Schimmer; ihm ist nur der ein Held, der sich selbst und seine Neigungen bezwingt; und welches Wehe ruft es über Jeden aus, der sein Glück auf das Elend seiner Brüder baut! welchen Fluch droht es dem Wütherich, der Jammer und Elend auf Erden verbreitet! Lasset uns getrost sein, meine Brüder! Recht und Gerechtigkeit, Tugend und Liebe stehen unter einem Schutz, wo sie allen Gefahren trotzen können; Gott hat ihnen durch die Sache Christi eine Sicherheit bereitet, über die kein Sturm großer Weltbegebenheiten etwas vermag.

So ist denn aber auch der Menschheit ein Mittel der Bildung und des Fortschritts gewährt, bei welchem sie nie wieder zurücksinken kann. O! dieses Zurücksinken scheint bei großen Weltbegebenheiten oft unvermeidlich zu sein; sie unterdrücken alles freie Aufstreben des menschlichen Geistes oft so mächtig; sie sind dem Anbau nützlicher Wissenschaften oft so nachtheilig; sie befördern einen wilden kriegerischen Sinn oft so ausschließend; sie machen milde Sitten und die Künste des Friedens oft so verächtlich; sie sind endlich der wahren Frömmigkeit oft so gefährlich: daß Rückschritte, wo nicht der ganzen Menschheit, doch einzelner Völker und Welttheile, fast nothwendig erfolgen müssen. Und doch trägst du ein heiliges Kleinod, eine himmlische Kraft in deinem Schoße, glückliches Geschlecht der Menschen, wobei du unmöglich wieder verwildern, wobei du selbst im Sturme großer Weltbegebenheiten neue Fortschritte thun kannst. Nein, ohne bessernde Wirksamkeit ist das Evangelium Jesu, dieses wichtigste Geschenk Gottes an unser Geschlecht, nie gewesen; selbst in den finstersten Jahrhunderten hat es eine Summe nützlicher Kenntnisse im Umlauf erhalten, und in den Zeiten der größten Barbarei die Sitten gemildert; und was es seit seiner Wiederherstellung geleistet, welche Bildung es den europäischen Völkern gegeben, welche Fortschritte in jeder Art des Guten es möglich gemacht und beschleunigt hat, ist am Tage. Und wen darf dies Wunder nehmen? Ist es nicht ein Inbegriff der erhabensten und wirksamsten Wahrheiten? Setzt es nicht die edelsten Kräfte der menschlichen Natur

in ein freies, lebendiges Spiel? Hat es nicht die mannigfaltigste Gelehrsamkeit in seinem Gefolge? Begünstigt es nicht jede nützliche Wissenschaft und Kunst? Fordert und stiftet es nicht Schulen und Anstalten der Bildung, wohin es nur kommt? Entflammt es nicht einen Eifer für das Gute, der alles Mittelmäßige verschmäht und immer weiter strebt? So mag denn bald der Aberglaube, bald der Unglaube die Welt mit einer neuen Finsterniß bedrohen: bei dem Glanze des Evangelii werden sie nichts weiter hervorbringen als eine flüchtige Verdunkelung. So mögen Tyrannei und Herrschsucht es versuchen, die Welt von neuem in Fesseln zu schlagen: das Evangelium Jesu nährt einen Eifer für Wahrheit und Recht, eine Begeisterung für Freiheit und Menschenwohl, die alle Fesseln der Ungerechtigkeit muthig zerbrechen wird. So mag es denn die Selbstsucht wagen, die Fortschritte der Menschheit durch Abgründe zu unterbrechen, durch Berge aufzuhalten, durch Hindernisse aller Art zu hemmen: lasset uns nichts fürchten, meine Brüder: alle Thale sollen erhöhet, alle Berge und Hügel sollen geniedrigt werden, und was ungleich ist, soll eben, und was höckricht ist, soll schlicht werden; denn die Herrlichkeit des Herrn soll offenbaret werden, und alles Fleisch mit einander wird sehen, daß des Herrn Mund redet! Amen.

LII[b]. Johann Kaspar Häfeli.

(1754 — 1811.)

Aus der Predigt „über die Vergänglichkeit alles Irdischen." *)

Von der Wiederkunft Jesu Christi und dem Tage des Gerichtes.

Das Wort des Herrn, welches ich euch verkündiget habe: Der auf Erden lebende, leidende, gekreuzigte, auferstandene, in den Himmel der Himmel erhöhete Jesus von Nazareth wird einst wieder eigentlich, persönlich, allsichtbar und königlich-majestätisch vom Himmel auf unsere Erde zurückkommen, seine Feinde besiegen, seine Verehrer verherrlichen, und mit ihnen regieren — dieses Wort bleibet in Ewigkeit.

Ja, es bleibet — mag der Lacher lachen und der Spötter spotten über diese herrlichkeitvolle Wiederkunft eines vor siebenzehn Jahrhunderten gekreuzigten Nazareners — Er wird doch kommen; sein Wort ist Ja und Amen; er bleibet treu, wenn wir auch nicht trauen; er kann

---

*) Letzte Predigt zu St. Jakob, bey Zürich, über die Vergänglichkeit alles Irdischen und das ewige Bleiben des Wortes des Herrn. Am 14sten December 1783. Im ersten Bande, S. 117 der „nachgelassenen Schriften von Dr. Johann Kaspar Häfeli, herausgegeben mit einer Vorrede von Dr. Johann Jacob Stolz. 2 Bände. Winterthur, in der Steiner'schen Buchhandlung, 1813." 8.

sich selbst nicht verläugnen. Er verzeucht die Erfüllung seiner so höchst klaren und bestimmten Verheissung nicht, wie es etliche für einen Verzug achten, und mit spottendem Triumphe fragen: Wo bleibt er denn so lange? sondern er ist langmüthig gegen uns, als der nicht will, daß jemand verloren werde, sondern daß alle zur Buße kehren. Er wird wiederkommen, so gewiß er hingegangen ist zum Vater; er wird seine geliebte Erde, die sein Blut und seine Thränen trank, wieder heimsuchen. Ihn werden alle Augen sehen — unsere Augen werden ihn sehen, den Sehenswürdigsten, in welchem alle Fülle der Gottheit leibhaftig wohnet. Ihn sehen — Theuerste, kann eine höhere Wonne, kann eine reinere Seligkeit, kann eine belebendere Freude gedacht werden, als: Jesum Christum zu sehen! Aber den Tag und die Stunde, wann er kommt, wissen wir nicht; darum lasset uns wachen und beten und immerdar bereit seyn, auf daß wir sein Angesicht mit Freude erblicken und aus seinem Auge die Wonne des ewigen Lebens trinken.

Das Wort des Herrn, welches ich euch verkündiget habe: Gott hat einen Tag bestimmt, an welchem er richten wird den ganzen bewohnten Erdboden mit Gerechtigkeit durch einen Mann, den er dazu bestimmt und jedermann glaubwürdig dargethan, indem er ihn von den Todten auferwecket hat: Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf daß ein jeglicher empfange, nachdem er bey Leibes Leben gehandelt hat, es sey gut oder böse — dieses Wort bleibet in die Ewigkeit.

O du großer, herrlicher und schrecklicher Tag der Offenbarung alles Verborgenen, Tag des Gerichtes und der unparteiischen Vergeltung aller Menschenworte und Menschenthaten — sey unserm Geiste immer gegenwärtig — sey gegenwärtig uns in all deiner Majestät und Furchtbarkeit, wann die Sünde uns locken, wann der täuschende Reiz des Lasters uns blenden und verführen will! Wie wird uns an diesem Tage zu Muthe seyn? Wie werden wir bestehen vor dem Rechenschaft fordernden Richter der Lebenden und Todten? Welche Gesinnungen, welche Worte, welche Thaten werden uns an diesem Tage vor dem Angesichte des Richters, vor dem Angesichte aller Engel und Menschen, Ehre machen, uns mit Freude und Wonne erfüllen? Welche Gesinnungen, welche Worte, welche Thaten hingegen werden uns unaussprechliche Schande bringen? Welche unser Herz mit namenlosem Schrecken und Jammer erfüllen? — Diese Fragen, meine Theuersten, mögten wir sie uns täglich mit höherm Ernste und mit Gewissenhaftigkeit zur Beantwortung vorlegen! Denn er kömmt, er kömmt, der alles offenbarende Gerichtstag! Ihn entfernen kann keine Macht; ihm entfliehen kann keine List; das Wort des Richters erschallet, und Lebende und Todte müssen gehorchen dem unwiderstehlichen Worte; mit jedem fliehenden Jahre unsers Lebens, mit jedem Monate, jeder Woche, jeder Stunde kömmt er näher, der große und schreckliche Tag, und säumet nicht.

LIII. J. Georg Adam Forster.

(1754 — 1794.)

1. Aufenthalt im Haven O-Aitepinha auf der kleinen Halbinsel O-Tahiti. *)

(Erster Theil. S. 192.)

Ein Morgen wars — schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben —, an welchem wir die Insel O-Tahiti zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, unser bisheriger Begleiter, hatte sich gelegt; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten bereits im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb derselben erblickte das Auge Reihen von niedrigern, sanft abhängenden Hügeln, die den Bergen gleich mit Waldung bedeckt und mit verschiedenem anmuthigem Grün und herbstlichem Braun schattirt waren. Vor diesen her lag die Ebene von tragbaren Brodfrucht-Bäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene emporragten. Noch erschien Alles im tiefsten Schlaf; kaum tagte der Morgen, und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin. Allmählig aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häusern und Canots unterscheiden, die auf den sandigen Strand heraufgezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über diese brach sich die See in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt und versprach den sichersten Ankerplatz. Nunmehr fing die Sonne an die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten und die Aussicht begann zu leben.

Kaum bemerkte man die großen Schiffe an der Küste, so eilten einige unverzüglich nach dem Strande herab, stießen ihre Canots ins Wasser und ruderten auf uns zu. Es dauerte nicht lange, so waren sie durch die Oeffnung des Riffs, und eins kam uns so nahe, daß wir es anrufen konnten. Zwei fast ganz nackte Leute, mit einer Art von Turban auf dem Kopfe und mit einer Scherpe um die Hüften, saßen drin. Sie schwenkten ein großes grünes Blatt in der Luft und kamen mit einem oft wiederholten lauten Tayo! heran, ein Ausruf, den wir ohne Mühe und ohne Wörterbücher als einen Freundschaftsgruß auslegen konnten. Das Canot ruderte dicht unter dem Hintertheil des Schiffes, und wir ließen ihnen sogleich ein Geschenk von Glaskorallen, Nägeln und Medaillen herab. Sie hingegen wiederum reichten uns einen grünen Pisangschoß zu, der bei ihnen ein Sinnbild des Friedens ist, und baten solchen dergestalt ans Schiff zu befestigen, daß er einem

---

*) „Joh. Reinhold Forsters Reise um die Welt während der Jahre **1772—1775** in dem von Seiner itzregierenden Großb. Majestät auf Entdeckungen ausgeschickten und durch den Kapitän Cook geführten Schiffe the **Resolution** unternommen, beschrieben und herausgegeben von dessen Sohne und Reisegefährten George Forster. Berlin. Haude und Speener. Zwei Theile. **1778**." 4.

Jeden in die Augen fiele. Demzufolge ward er an die Wand (das Tauwerk) des Hauptmastes fest gemacht, worauf unsere Freunde sogleich nach dem Lande zurückkehrten. Es währte nicht lange, so sah man das Ufer mit einer Menge Menschen bedeckt, die nach uns hinguckten, indessen andere, voll Zutrauens auf das geschlossene Friedensbündniß, ihre Canots ins Wasser stießen und sie mit ihren Landesproducten beluden. In weniger als einer Stunde umgaben uns Hunderte von dergleichen Fahrzeugen, in deren jedem sich ein, zwei, drei, zuweilen vier Mann befanden. Ihr Vertrauen zu uns gieng so weit, daß sie sämmtlich unbewaffnet kamen. Von allen Seiten erschallte das willkommene Tayo, und wir erwiederten es mit wahrhaftem und herzlichem Vergnügen über eine so günstige Veränderung unserer Umstände. Sie brachten uns Kokusnüsse und Pisangs in Ueberfluß, nebst Brodfrucht und andern Gewächsen, welche sie sehr eifrig gegen Glaskorallen und kleine Nägel vertauschten. Stücke Zeug, Fischangeln, steinerne Aexte und allerhand Arten von Werkzeugen wurden gleichfalls zum Verkauf ausgeboten und leicht angebracht. Die Menge von Canots, welche zwischen uns und der Küste ab- und zugingen, stellte ein schönes Schauspiel, gewissermaßen eine neue Art von Messe auf dem Wasser dar. Ich fieng sogleich an durch die Cajütenfenster um Naturalien zu handlen, und in einer halben Stunde hatte ich schon zwei bis drei Arten unbekannter Vögel und eine große Anzahl neuer Fische beisammen. Die Farben der letztern waren, so lange sie lebten, von ausnehmender Schönheit, daher ich gleich diesen Morgen anwendete, sie zu zeichnen und die hellen Farben anzulegen, ehe sie mit dem Leben verschwanden.

Die Leute, welche uns umgaben, hatten so viel Sanftes in ihren Zügen als Gefälliges in ihrem Betragen. Sie waren ungefähr von unserer Größe, blaß, mahagoni-braun, hatten schöne schwarze Augen und Haare und trugen ein Stück Zeug von ihrer eigenen Arbeit mitten um den Leib, ein anderes aber in mancherlei malerischen Farben als einen Turban um den Kopf gewickelt.

Die Kleidung der Frauen bestand in einem Stück Zeug, welches in der Mitte ein Loch hatte, um den Kopf durchzustecken, und hinten und vorne bis auf die Kniee herabhing. Hierüber trugen sie ein anderes Stück Zeug, das so fein als Nesseltuch und auf mannigfaltige, jedoch zierliche Weise etwas unterhalb der Brust als eine Tunica um den Leib geschlagen war, so daß ein Theil davon, zuweilen mit vieler Grazie, über die Schulter hing. War diese Tracht gleich nicht vollkommen so schön als jene an den Griechischen Statuen bewunderten Draperien, so übertraf sie doch unsere Erwartung gar sehr und dünkte uns der menschlichen Bildung ungleich vortheilhafter als jede andere, die wir bis jetzt gesehen. Beide Geschlechter waren durch die von andern Reisenden bereits beschriebenen sonderbaren schwarzen Flecken geziert oder vielmehr verstellt, die aus dem Punktiren der Haut und durch nachheriges Einreiben einer schwarzen Farbe in die Stiche entstehen.

Es dauerte nicht lange, so kamen verschiedene dieser guten Leute an Bord. Das ungewöhnlich sanfte Wesen, welches ein Hauptzug ihres

Nationalcharacters ist, leuchtete sogleich aus allen ihren Geberden und Handlungen hervor und gab einem Jeden, der das menschliche Herz studirte, zu Betrachtungen Anlaß. Die äußern Merkmale, durch welche sie uns ihre Zuneigung zu erkennen geben wollten, waren von verschiedner Art. Einige ergriffen unsere Hände, Andere lehnten sich auf unsere Schultern, noch Andere umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weiße Farbe unserer Haut und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß wir eben so beschaffen wären als sie.

Da sie merkten, daß wir Lust hätten, ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisenden hersagten, so gaben sie sich viele Mühe uns zu unterrichten und freuten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Wortes treffen konnten. Was mich anlangt, so schien mir keine Sprache leichter als diese. Alle harten und zischenden Konsonanten sind daraus verbannt, und fast jedes Wort endigt sich mit einem Selbstlauter. Was dazu erfordert ward, war bloß ein scharfes Ohr, um die mannigfaltigen Modificationen der Selbstlauter zu unterscheiden, welche natürlicherweise in einer Sprache vorkommen müssen, die auf so wenig Mitlauter eingeschränkt ist, und die, wenn man sie einmal recht gefaßt hat, die Unterredung sehr angenehm und wohlklingend machen. Unter andern Eigenschaften der Sprache bemerkten wir sogleich, daß das O und E, womit sich die meisten Nennwörter und Namen in Herrn Cooks erster Reise anfangen, nichts als Artikel sind, welche in vielen morgenländischen Sprachen vor deren Nennwörtern herzugehen pflegen. —

2. Der Seedienst.

Kaum hat die Schiffsglocke geläutet oder viermal angeschlägen, so ertönt des Botmanns Pfeife durch den Matrosenraum, und seine heisere Stimme ruft die Wache hinauf, um ihre Kameraden abzulösen. Beim zweiten Ruf muß Alles auf den Beinen sein und auf dem Verdeck, auf dem Vorder-Castell und am Steuerruder ein Jeder seinen angewiesenen Posten einnehmen. Der Ungestüm zweier Elemente, die fast in unaufhörlicher Bewegung sind, dringt mit vereinten Kräften auf sie ein. Um sich warm zu erhalten, laufen sie beständig auf und ab, bis irgend ein Vorfall sie zur Arbeit ruft. Aendert der Wind seine Richtung, so werden die Segel nur anders gestellt; steigt aber seine Heftigkeit, so müssen sie theils eingerefft, theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieser gefährlichen Verrichtung ist schauderhaft, wenigstens für jeden, der es nicht gewohnt ist, Menschen ihr Leben auf das Spiel setzen zu sehen. Sobald die untersten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelößt und aufgezogen worden, brausen die Winde darin und schlagen es an Stange und Mast, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewunderungswürdiger Behendigkeit und nicht geringerem Muthe klettern die Matrosen sogleich bis zur zweiten oder dritten Verlängerung des Mastes heran. Dort hängen in starken Tauen die Segelstangen oder Raaen

quer über das Schiff; an ihren beiden Enden und in der Mitte befestigt hängt ein schlotterndes Seil, welches den Füßen des verwegenen Seemanns zum Ruhepunkt dient. Auf diesem Seil gehen sechs bis acht Matrosen hurtig und mit sicherm Tritt zu beiden Seiten bis an die äußersten Enden der Raa hinaus, trotz des Windes, der das flatternde Segel gewaltsam hin und her schleudert nnd das Seil unter ihren Füßen erschüttert, trotz der schwankenden Bewegung des Schiffs, welche in jener Höhe ohne Vergleich stärker gefühlt wird als auf dem Verdecke. — Ich habe zu gleicher Zeit das Ende der großen Raa sich in eine thürmende Welle tauchen sehen. Der Matrose am Ende einer Segelstange, die gegen fünfzig Fuß hoch am Maste hängt, wird folglich mit jeder Welle alsdann durch einen Bogen von fünfzig bis sechszig Fuß geschaukelt. Jetzt scheint er ins Meer hinab geschleudert zu werden, jetzt wieder die Sterne zu berühren. Doch ohne sich diese gewaltsame Bewegungen anfechten zu lassen, biegt er sich über die Segelstange, entreißt dem Winde das Segel, rollt es zusammen, bindet es fest, und vollendet diese gefahrvolle Arbeit mit seinen Gehülfen in wenigen Minuten. Seine einzige Sorge bei diesem wie bei jedem andern Geschäfte ist dahin gerichtet, daß es ihm keiner an Geschicklichkeit und Muth zuvorthun möge; denn dieser rühmliche Wetteifer liegt tief in seiner Seele und ist die Folge eines gewissen gemeinschaftlichen Gefühls, welches diesem Stande eigen ist. Ihm muß es übrigens gleich gelten, ob die Sonne ihm dazu leuchtet, oder ob er sich in der tiefsten Finsterniß der Nacht bloß auf das Tasten seiner harten Hände verlassen darf. Selbst wenn der Sturm ein Segel zerrissen hat und mit den Stücken Alles zerpeitscht, scheut kein Matrose die Gefahr von einem solchen Schlage getroffen zu werden, und rettet, was zu retten ist. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, sitzt er mehrere Stunden lang unbeweglich am höchsten Gipfel der Marsstange und blickt aus dieser einsamen, schwindlicht machenden Höhe wachsam umher. Er lächelt, wenn unerfahrene Landleute oder junge Anfänger jeden heftigen Wind einen Sturm nennen, und ist ungern freigebig mit diesem Namen, so lange das Schiff noch mehr als die untern großen Segel führt. In offner See hat selbst ein Sturm nichts Schreckliches für ihn; was kann ihm schaden, sobald alle Segel eingezogen sind und das Schiff mit dem Schnabel gegen den Wind beigelegt, mit festgebundenem Ruder dem Drange der Wellen folgt? Oder wenn man es, sicher, daß kein Land in der Nähe sey, mit wenigen Segeln schnell vor dem Sturme hinfliehen läßt, vorausgesetzt, daß das Schiff dauerhaft gebaut sey? Nur alsdann wird der Sturm in der That furchtbar, wenn er das Schiff auf eine Küste führt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verspricht, und die einzige Hoffnung, dem Schiffbruch zu entgehen, auf der Stärke der Segel beruht. Diese Gefahr trifft ihn indeß nur selten; Anstrengungen und Unannehmlichkeiten hingegen sind sein tägliches Loos.

Der Posten am Steuerruder ist einer der beschwerlichsten; keiner hält es länger als eine Stunde dabei aus, und wenn die See in hohen Wogen geht und der Wind heftig stürmt, müssen zwei Personen zugleich

das Rad regieren, welches sonst für die Kräfte des einzlen Mannes leicht zu mächtig wird und ihn zuweilen so mit sich fortreißt, daß er in Lebensgefahr ist. Wenn das Schiff nahe am Winde geht und die See etwas ungestüm ist, so schlagen die Wellen oft hinein und zwar hauptsächlich da, wo die Wache sich aufhält, die zuletzt bis auf die Haut durchnäßt sich lachend über ihr Unglück tröstet. Diese Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausschließt, ist ein Hauptzug im Charakter des Seemannes. —

Die schnellen Veränderungen des Windes und der Witterung, die man zur See so oft erfährt, tragen Vieles dazu bei, den Matrosen gegen alles Ungemach zu härten. In Sturm und Regen lebt er der frohen Hoffnung, daß bald wieder Sonnenschein und guter Wind kommen werde. Allein auch wenn die Zeit der Prüfung kommt, wo diese Hoffnung fehl schlägt, ist das Beispiel des Befehlshabers und der Offiziere hinreichend, um den Muth des getäuschten Seemanns aufrecht zu erhalten. — — —

LIV. Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar.

(1756 — 1828.)

Schreiben des Goßherzogs Karl August von Sachsen-Weimar an den Minister von Göthe bei dessen Dienstjubiläum am 7. Nov. 1825.

Sehr werthgeschätzter Herr geheimer Rath und Staatsminister! Gewiß mit vollem Rechte betrachte ich den Tag, wo Sie meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in meine Dienste, da Sie seit jenem Zeitpunkte nicht aufgehört haben, mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihres seltenen Talents zu geben. Die 50ste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienst-Jubelfest meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat; dessen umsichtigem Rathe, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung ich den glücklichsten Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben, ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung betrachte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte ich, der Unveränderlichkeit derselben sich versichert zu halten.

LV. Louise, Großherzogin von Sachsen-Weimar.

(30. Januar 1757 — 14. Febr. 1830.)

An K. L. von Knebel.

(Knebels Werke. Erster Theil. S. 227.)

Weimar, den 31. März 1819.

Die Beilagen werden Ihnen sagen, daß leider der jetzige Augenblick nicht günstig für Ihre Angelegenheit war. In einiger Zeit werde ich Graf Görtz nochmals daran erinnern, und da ihm der König von Baiern sehr wohl will, so hoffe ich, daß er's durchsetzen wird. Am guten Willen wird es ihm gewiß nicht fehlen.

Kotzebue's Ende ist in jeder Rücksicht schauderhaft. Ich wußte, was an ihm war und schätzte ihn nie, auch hat sein albernes Geklatsche uns viele Unannehmlichkeiten zugezogen, aber abscheulich bleibt doch die That. Soll denn ein Vehmgericht wieder in Deutschland eingeführt werden? Die großen Schreier über Mangel an Freiheit sind doch wohl die größten Despoten, denn sie dulden ja nicht einmal eine ihnen entgegengesetzte Meinung.

Es wird bei Ihnen schon recht grün sein? Hier fängt es auch an hübsch zu werden; wenn wir nur einmal die Aequinoctial-Winde überstanden hätten.

Ich wünsche Ihnen recht wohl und gesund zu leben.

L., G. H. v. S.

LVI. Aug. Wilh. Iffland.

(1759 — 1814.)

Deutsche Biederkeit. *)

Scenen aus den „Jägern. Einem ländlichen Sittengemälde in fünf Aufzügen."

(Zweiter Band. S. 130.)

Amtmann. Oberförster.

Oberförster. Nun, Herr Amtmann, jetzt sind wir allein. Sie wollten mir ja nach Tisch etwas anvertrauen —

Amtmann. Das wollte ich. Allein dem Anscheine nach ist meine gute Meinung überflüssig. — Die Frau Oberförsterin hat eine gewisse Idee gehabt, und nach Zuredung von meiner Seite hat meine Frau es sich gefallen lassen wollen, daß Ihr Anton meine Tochter heirathe.

*) A. W. Ifflands theatralische Werke. Auswahl. Leipzig. Göschen. 1827. 8.

Oberförster. Wenn Ihnen das Zureden sauer geworden ist, so thut mir es leid; denn aus der Heirath kann nichts werden, weil mein Sohn Friederiken zur Frau nehmen wird.

Amtmann. So? Also hat meine Tochter recht gesehen? Die Frau Oberförsterin dachte vermuthlich — —

Oberföster. Links, und ihr Sohn rechts.

Amtmann. Hm! Was so ein junger Mensch will oder nicht, darauf kommt es nicht allemal an.

Oberförster. Aber hierbey denn doch wahrlich! Wenn er heirathen soll, so muß er beym Blitz doch dabey seyn!

Amtmann. Wenn die Väter über die Zahl einig sind, welche den drey Nullen vorgesetzt werden soll, so giebt sich das Uebrige von selbst. Ich hätte ihm gewiß in Ansehung seines Dienstes ansehnliche Verbesserung verschafft, und —

Oberförster. Wenn Sie meinen Sohn glücklich machen können, so werden Sie es, auch wenn er Ihre Tochter nicht heirathet.

Amtmann. Ja, o ja. — Nur —

Oberförster. Dem Geschickten steht der Ungeschicktere nach. Das versteht sich. Zu leben hat mein Sohn. Um Reichthum habe ich Gott noch nie gebeten. — Indeß — (Er nimmt ein Glas.) Gutes Wohlseyn! (Trinkt.)

Amtmann. (Kalt.) Höflichen Dank.

Oberförster. Apropos — Bey den Diäten haben Sie mir 50 Thaler zu viel geschickt. Ihr Schreiber hat sie zurück bekommen.

Amtmann. (Mit viel Aufhebens.) Das muß ein Irrthum von dem Menschen gewesen seyn, denn ich — —

Oberförster. Freylich ein Irrthum. Das sagte ich gleich —

Amtmann. Daß Sie nicht denken, als —

Oberförster. Ich schickte es fort, ehe ich darüber dachte.

Amtmann. Die Gedanken sind oft mancherley — man lästert mich immer — Sie könnten glauben — als ob ich Sie — als ob ich den Weg der Erkaufung —

Oberförster. Bewahre! Etwas kaufen zu wollen, das keinen Preis hat, dazu sind Sie zu vernünftig und zu sparsam, um 50 Thaler wegzuwerfen.

Amtmann. O ich habe so viele Feinde, nicht Einen Freund, der es redlich mit mir meinte —

Oberförster. Das ist Ihre eigne Schuld. Das macht — Nun ein Glas! Es ist ein reiner Wein, ein guter Wein, macht fröhlich und öffnet das Herz. Mir ist so zu Sinne. — Ist Ihnen auch so — so sprechen wir jetzt wohl ein Wort mehr als sonst!

Amtmann. Ja — wie so?

Oberförster. Sehen Sie — was wir einer von dem andern halten, wissen wir. Aber weß das Herz voll ist — Sie kennen das Sprichwort — nun und ein Glas Wein löset die Zunge. Allein sind wir jetzt — sagen Sie, was Sie gegen mich auf dem Herzen haben; ich wills auch so machen. Wer weiß, kommen wir nicht näher zusam=

men! Die Geschäfte gehen denn doch besser, wenn wir einig sind, und das sind wir dem Fürsten und den Unterthanen schuldig.

Amtmann. Lieber Mann! Einigkeit ist ja mein täglicher Wunsch Ich biete hiermit die erste Hand zur Freundschaft.

Oberförster. Wollen Sie, wie ich will? — Hand in Hand! — alte deutsche Treue!

Amtmann. (Schlägt ein.) Und reciprokes Verständniß, amikable Behandlung.

Oberförster. Alles was ich Ehrliches vermag, ohne ausländische Worte voraus!

Amtmann. Kann ich mich Ihnen anvertrauen?

Oberförster. Das kann jedermann.

Amtmann. Können Sie von Grillen abgehen?

Oberförster. Die Hand darauf! wenn Sie mir eine Grille beweisen, so kassiere ich sie.

Amtmann. Scharmant. Sie sollen einen dankbaren Mann an mir finden.

Oberförster. Herr Amtmann — wenn es möglich wäre — wenn ich Sie so in manchen Stücken ändern könnte — Nun — trinken wir noch ein Glas! Nehmen Sie — stoßen Sie an — (Sie stoßen an.) auf eine gute Stunde für uns Beide! (Sie trinken!) Auf eine gesegnete Stunde! (Er schlägt ihm auf die Schulter.)

Amtmann. Wills Gott!

Oberförster. Der Wein erfreut des Menschen Herz!

Amtmann. Nun ja!

Oberförster. Der Wein schafft gute Menschen. Offne, treuherzige Menschen. Nun gehen Sie vom Platze und reden Sie zum Besten. Ich höre, und will alles was gut ist. Nun reden Sie!

Amtmann. Guter Mann —

Oberförster. Halten Sie mich dafür?

Amtmann. O, ich ästimiere Sie so —

Oberförster. Nur weiter.

Amtmann. Sehen Sie, Luxus — Bedürfnisse aller Art sind gestiegen —

Oberförster. Ich steige nicht mit.

Amtmann. Sie sind — gleichsam ein Landmann —

Oberförster. Sie sollten das auch seyn.

Amtmann. Ich bin eine obrigkeitliche Person; ich muß doch Figur machen.

Oberförster. Wenn jedermann Vertrauen und Liebe zu Ihnen hat, so machen Sie in Gottes Namen die wahre Figur.

Amtmann. Man hat Kinder, denen man etwas nachlassen will —

Oberförster. Etwas. Zu viel ist ungesund.

Amtmann. Bis man zu einem einträglichen Posten gelangt, kostet es Aufwand von aller Art.

Oberförster. Das verstehe ich nicht.

Amtmann. Das muß wieder herausgebracht werden. Mit den Herren in der Stadt ist das eine eigne Sache; wer nicht helfen kann, kann schaden. Darum muß solchen Herren alles zu Gebote stehen: Spielpartie — Bälle — Logis auf viele Wochen für Herren, Bediente, Jäger, Postzug und Hunde. Woher nehmen? Da kann die Besoldung nicht zulangen.

Oberförster. Das ist begreiflich.

Amtmann. Genuß der Welt ist nur für die feinern Geschöpfe. Ob —

Oberförster. Herr Amtmann, der ehrlichste Mann ist der feinste Mann!

Amtmann. Freylich, freylich! — Aber wer nichts bedarf als Essen und Schlaf, dem kann nichts daran liegen, ob er etwas mehr oder weniger trägt, und so wird dann denen geholfen, die eigentlich Mangel oder Genuß fühlen.

Oberförster. Was heißt das? Wer sind die, welche nichts bedürfen als Essen und Schlaf?

Amtmann. Die Bauern.

Oberförster. Verderben Sie mir den Wein nicht.

Amtmann. Im Gegentheil, lieber Freund — Nun noch ein Glas — (Er bringt ihm ein Glas auf und nimmt selbst eins.) Allons!

Oberförster. Ja — die Bauern! Sie sollen leben!

Amtmann. Natürlich!

Oberförster. Mit Freuden essen und ruhig schlafen! (Er trinkt.)

Amtmann. Wir wollen aber auch leben! (Er trinkt.)

Oberförster. Nach Verdienst!

Amtmann. Nach Verdienst, recht so! — Ja ja — Verdienst, Verdienst! das ist das wahre Wort. Wenn Sie nur auf dem Punkt die Grillen ablegen wollten!

Oberförster. Ein Mann ein Wort, Grillen kassiere ich.

Amtmann. Nun — auf Kassierung der Grillen!

Oberförster. Ich trinke nicht mehr. Nun?

Amtmann. Sehen Sie, wenn Sie zur rechten Zeit weniger skrupulös seyn wollten, so könnten es die Bauern erst recht gut haben.

Oberförster. Wahrhaftig? Da bin ich. Ich will mich fügen. Sagen Sie, was kann ich thun, daß den Leuten die Last leichter wird? Was kann ich ändern? — Ich will alles — reden Sie.

Amtmann. Nun — das ist ja ein köstlicher Augenblick. Sehen Sie, wenn Sie mich in meinem Verfahren durch Widersprüche nicht so schikanieren — nun — nur einen Augenblick Geduld — so kann ich manchmal den armen Teufeln durch die Finger sehen. Damit ich nun nichts verliere, indem ich den Menschen nachsehe — was wäre da zu thun? he?

Oberförster. Das will ich hören.

Amtmann. Ja, das giebt sich von selbst, und hätte sich längst

geben können. Sehen Sie, ein Baum — ich will sagen so ein — so genannter Holländer-Baum — Sie verstehen mich —

Oberförster. Ein Baum, den die Holländer zu Schiffbauholz kaufen —

Amtmann. Ganz recht.

Oberförster. Nun?

Amtmann. Nun, lieber alter Jäger vor dem Herrn, so ein Baum mit seinen Aesten, Zweigen und Wurzeln ist doch kein lebendiger Mensch?

Oberförster. Freylich nicht.

Amtmann. Wenn er umgehauen ist, liegt er da und hat nichts empfunden. Wenn er verkauft ist, Schuh für Schuh — macht es ein artig Sümmchen. Wenn aber mehrere der hochstämmigen Narren umgehauen und verkauft sind, macht es eine reputierliche Summe aus. Ha ha ha! (Er greift dem Oberförster kitzelnd in die Seiten.) Nicht wahr?

Oberförster. (Kalt.) Ich bin nicht kitzlich. Weiter.

Amtmann. Nun — so eine Summe nun, für alte Bäume, angelegt, wohl verwaltet, die kann alte ehrliche Diener warm halten, die lieben Kinder gegen alle Ereignisse decken, und so, bester redlicher Freund, kann man es der Menschheit leichter machen, wenn man die Axt ein bißchen mehr und öfter an der Wurzel spielen läßt. Verstanden?

Oberförster. Nicht ganz.

Amtmann. Von jedem Gewinn die Hälfte Ihre! Dagegen bekomme ich erforderlichen Falls Ihr Zeugniß, wie ich es jedesmal vorschreibe.

Oberförster. Daß dich alle Wetter! Den Teufel auf Ihren Kopf sollen Sie bekommen! Was unterstehen Sie Sich? Mir das zu sagen — in meinem Hause? Mir?

Amtmann. Nun, Herr Oberförster?

Oberförster. Tausend Sapperment! In Ihrer Amtsstube, wo die heilige Gerechtigkeit blinde Kuh spielt, mögen Sie Ihren Bauern so rechts links machen: aber wenn Sie einen alten treuen Diener des Fürsten zum Schurken machen wollen, so soll Ihnen — Herr! wenn Gastrecht nicht wäre, so lägen Sie jetzt Hals über Kopf auf der Treppe.

Amtmann. Was ist das?

Oberförster. Rudolph — he, Rudolph!

Amtmann. Der Wein ist Ihnen in den Kopf gestiegen. Sie sind auf meine Ehre betrunken.

Oberförster. Ihr seyd ein armer Schelm, daß Ihr dahin flüchtet! Ein bißchen rascher geht es wohl nach einem Glase Wein, aber auf der geraden Linie stehe und gehe ich fest! Trotz geboten sey Ihm auf sein Lebtage, daß ich Ihm nie auf krummen Wegen begegnen werde! Nennt mich bey Euren Monatsgästen einen groben Mann — das wird jeder glauben, sobald er hört, daß ich mit Euch gesprochen

hab. Nennt mich einen Trunkenbold, oder einen Schurken, so giebt es Leute, die Euch das Nein handgreiflich beantworten werden.

Amtmann. Ich habe gesagt, was ich wollte: so waren wir ohne Zeugen.

Oberförster. Ich werde es nie vorrücken — (Ergrimmt.) denn ich schäme mich, daß mir so etwas hat gesagt werden können.

Amtmann. Diese Grobheit kann ich vergelten.

Oberförster. Pah! Armer Vergelter — Rudolph!

Rudolph. Herr Oberförster!

Oberförster. Der Schulze soll kommen. (Rudolph geht.)

Amtmann. Mich erst treuherzig zu machen, und hernach —

Oberförster. Treuherzig? Wer kann das?

Amtmann. Schon gut. Aber — (Will gehen.)

Oberförster. Halt!

Amtmann. Kein Wort mehr. (Geht.)

Oberförster. Für mich keine Sylbe. Wir haben von Dienstsachen zu reden. Sie wollen für tausend Thaler Holz aus dem Gemeindewald hauen lassen?

Amtmann. Ja.

Oberförster. Das kann nicht seyn, und soll nicht seyn.

Amtmann. Die Gemeinde hat Schulden, es muß seyn. — —

LVII. Friedrich von Schiller.

(1759 — 1805.)

1. Aus den Räubern. *)

(1777.)

Schuld und Unschuld.

(Dritter Band. S. 124.)

Die Räuber (gelagert auf einer Anhöhe unter Bäumen, die Pferde weiden am Hügel hinunter.)

Moor. Hier muß ich liegen bleiben (wirft sich auf die Erde). Meine Glieder wie abgeschlagen. Meine Zunge trocken, wie eine Scherbe (Schweizer verliert sich unbemerkt.) Ich wollt' auch bitten, mir eine Handvoll Wasser aus diesem Strome zu holen, aber ihr seyd alle matt bis in den Tod.

Schwarz. Auch ist der Wein all in unsern Schläuchen.

Moor. Seht doch, wie schön das Getreide steht! — Die Bäume brechen fast unter ihrem Segen. — Der Weinstock voll Hoffnung.

Grimme. Es gibt ein fruchtbares Jahr.

Moor. Meinst du? — Und so würde doch Ein Schweiß in der Welt bezahlt. Einer? — — Aber es kann ja über Nacht ein Hagel fallen und Alles zu Grunde schlagen.

*) „Friedrich von Schillers sämmtliche Werke. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1825." 8.

Schwarz. Das ist leicht möglich. Es kann Alles zu Grunde gehen, wenige Stunden vorm Schneiden.

Moor. Das sag' ich ja. Es wird Alles zu Grunde gehn. Warum soll dem Mensch das gelingen, was er von der Ameise hat, wenn ihm das fehl schlägt, was ihn den Göttern gleich macht? — oder ist hier die Mark seiner Bestimmung?

Schwarz. Ich kenne sie nicht.

Moor. Du hast gut gesagt, und noch besser gethan, wenn du sie nie zu kennen verlangtest! — Bruder — ich habe die Menschen gesehen, ihre Bienensorgen, und ihre Riesenprojekte — ihre Götterplane und ihre Mäusegeschäfte, das wunderseltsame Wettrennen nach Glückseligkeit! — Dieser dem Schwung seines Rosses anvertraut — ein Anderer der Nase seines Esels — ein Dritter seinen eigenen Beinen; dieses bunte Lotto des Lebens, worin so Mancher seine Unschuld, und — seinen Himmel setzt, einen Treffer zu haschen, und — Nullen sind der Auszug — am Ende war kein Treffer darin. Es ist ein Schauspiel, Bruder, das Thränen in deine Augen lockt, wenn es dein Zwergfell zum Gelächter kitzelt.

Schwarz. Wie herrlich die Sonne dort untergeht!

Moore. (in den Anblick versenkt). So stirbt ein Held! — Anbetungswürdig!

Grimm. Du scheinst tief gerührt.

Moor. Da ich noch ein Bube war — war's mein Lieblings-Gedanke, wie sie zu leben, zu sterben wie sie — (mit verbissenem Schmerz). Es war ein Bubengedanke!

Grimm. Das will ich hoffen.

Moor. (drückt den Hut über's Gesicht). Es war eine Zeit — Laßt mich allein, Kameraden.

Schwarz. Moor! Moor! Was zum Henker? — Wie er seine Farbe verändert!

Grimm. Alle Teufel! was hat er? wird ihm übel?

Moor. Es war eine Zeit, wo ich nicht schlafen konnte, wenn ich mein Nachtgebet vergessen hatte —

Grimm. Bist du wahnsinnig? Willst du dich von deinen Bubenjahren hofmeistern lassen?

Moor (legt sein Haupt auf Grimms Brust). Bruder! Bruder!

Grimm. Wie? sey doch kein Kind — ich bitte dich —

Moor. Wär' ich's — wär' ich's wieder!

Grimm. Pfui! Pfui!

Schwarz. Heitre dich auf. Siehe diese malerische Landschaft — den lieblichen Abend.

Moor. Ja, Freunde, diese Welt ist so schön.

Schwarz. Nun, das war wohl gesprochen,

Moor. Diese Erde so herrlich.

Grimm. Recht — Recht — so hör' ich's gern.

Moor. (zurückgesunken). Und ich so häßlich auf dieser schönen Welt — und ich ein Ungeheuer auf dieser herrlichen Erde.

Grimm. O weh! O weh!

Moor. Meine Unschuld! Meine Unschuld! — Seht! es ist Alles hinausgegangen, sich im friedlichen Strahl des Frühlings zu sonnen — warum ich allein die Hölle saugen aus den Freuden des Himmels? — Daß Alles so glücklich ist, durch den Geist des Friedens Alles so verschwistert! — Die ganze Welt Eine Familie und ein Vater dort oben — Mein Vater nicht — Ich allein der Verstoßene, ich allein ausgemustert aus den Reichen der Reinen — mir nicht der süße Name Kind — nimmer mir der Geliebten schmachtender Blick — nimmer, nimmer des Busenfreundes Umarmung (wild zurückfahrend). Umlagert von Mördern — von Nattern umzischt — angeschmiedet an das Laster mit eisernen Banden — hinaus schwindelnd in's Grab des Verderbens auf des Lasters schwankendem Rohr — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abadona!

Schwarz. (zu den Uebrigen). Unbegreiflich! Ich hab' ihn nie so gesehen.

Moor. (mit Wehmuth). Daß ich wiederkehren dürfte in meiner Mutter Leib! Daß ich ein Bettler geboren werden dürfte! — Nein! ich wollte nicht mehr, o Himmel — daß ich werden dürfte wie dieser Taglöhner einer! — O ich wollte mich abmüden, daß mir das Blut von den Schläfen rollte — um mir die Wollust eines einzigen Mittagsschlafs zu erkaufen — die Seligkeit einer einzigen Thräne.

Grimm. (zu den Andern). Nur Geduld, der Paroxismus ist schon im Fallen.

Moor. Es war eine Zeit, wo sie mir so gern flossen — o ihr Tage des Friedens! Du Schloß meines Vaters — ihr grünen schwärmerischen Thäler! O all ihr Elysiums-Scenen meiner Kindheit! — Werdet ihr nimmer zurückkehren — nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen? — Traure mit mir, Natur! — Sie werden nimmer zurückkehren, nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen. — Dahin! dahin! unwiederbringlich! —

2. Aus der Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung.

(1788.)

a. Wilhelm von Oranien.

(Zwölfter Band. S. 120.)

Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, furchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zn ertragen. Men-

schen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet waren seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören, denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth über Schrecken und Freude erhaben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr, und er war ruhig im Tumulte, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Geld mit Verschwendung, aber geitzte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feyerstunde, aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterlande machte. Hier verklärte sich seine Stirn beym Weine, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehn derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souverainen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Pallastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die Alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bey dem Volke, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlandes vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herabstieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Verschwiegene. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunter spinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freyern Tugend, die mit festem Tritte auch auf der Grenze noch wandelt.

b. Graf von Egmont.

(S. 125.)

Nicht minder edlen Stammes, als Wilhelm, war Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gavre, ein Abkömmling der Herzoge von

Geldern, deren kriegerischer Muth die Waffen des Hauses Oestreich ermüdet hatte. Sein Geschlecht glänzte in den Annalen des Landes; einer von seinen Vorfahren hatte schon unter Maximilian die Statthalterschaft über Holland verwaltet. Egmonts Vermählung mit der Herzoginn Sabine von Bayern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt, und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Karl der Fünfte hatte ihn im Jahr 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen; die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhms, und die Schlachten bey St. Quentin und Gravelingen machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Jede Wohlthat des Friedens, den handelnde Völker am dankbarsten fühlen, brachte das Gedächtniß der Siege zurück, durch die er beschleunigt worden, und der flämische Stolz machte sich, wie eine eitle Mutter, mit dem herrlichen Sohne des Landes groß, der ganz Europa mit seiner Bewunderung erfüllte. Neun Kinder, die unter den Augen seiner Mitbürger aufblühten, vervielfältigten und verengten die Bande zwischen ihm und dem Vaterlande und die allgemeine Zuneigung gegen ihn übte sich im Anschauen derer, die ihm das Theuerste waren. Jede öffentliche Erscheinung Egmonts war ein Triumphzug; jedes Auge, das auf ihn geheftet war, erzählte sein Leben; in der Ruhmredigkeit seiner Kriegsgefährten lebten seine Thaten; ihren Kindern hatten ihn die Mütter bey ritterlichen Spielen gezeigt. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, die liebenswürdigen Tugenden der Ritterschaft, schmückten mit Grazie sein Verdienst. Auf einer freyen Stirn erschien seine freye Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, so bald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie von seinem Herzen und nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Egmont besaß mehr Gewissen, als Grundsätze; sein Kopf hatte sich sein Gesetzbuch nicht selbst gegeben, sondern nur eingelernt; darum konnte der bloße Name einer Handlung ihm die Handlung verbieten. Seine Menschen waren böse oder gut, und hatten nichts Böses oder Gutes; in seiner Sittenlehre fand zwischen Laster und Tugend keine Vermittelung Statt; darum entschied bei ihm oft eine einzige gute Seite für den Mann. Egmont vereinigte alle Vorzüge, die den Helden bilden; er war ein besserer Soldat, als Oranien, aber als Staatsmann tief unter ihm; dieser sahe die Welt, wie sie wirklich war, Egmont in dem magischen Spiegel einer verschönernden Phantasie. Menschen, die das Glück mit einem Lohn überraschte, zu welchem sie keinen natürlichen Grund in ihren Handlungen finden, werden sehr leicht versucht, den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung überhaupt zu verlernen, und in die natürliche Folge der Dinge jene höhere Wunderkraft einzuschalten, der sie endlich tolldreist, wie Cäsar seinem Glücke, vertrauen. Von diesen Menschen war Egmont. Trunken von Verdiensten, welche die Dankbarkeit gegen ihn übertrieben hatte, taumelte er in diesem süßen Bewußtseyn, wie in einer lieblichen Traumwelt, dahin. Er fürchtete nicht, weil er dem unsichern Pfande vertraute, das ihm das Schicksal in der allgemei-

nen Liebe gegeben, und glaubte an Gerechtigkeit, weil er glücklich war. Selbst die schrecklichste Erfahrung des spanischen Meineids konnte nachher die Zuversicht nicht aus seiner Seele vertilgen, und auf dem Blutgerüste selbst war Hoffnung sein letztes Gefühl. Eine zärtliche Furcht für seine Familie hielt seinen patriotischen Muth an kleineren Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, darum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr, als ein Fläminger gewesen. — — — — —

3. Aus der Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs.

(1790.)

Die Schlacht bei Lützen und Gustav Adolphs Tod.

(Band 15. S. 148.)

Gerüstet erwartete man die blutige Morgenröthe, um einen Kampf zu beginnen, den mehr der lange Aufschub als die Wichtigkeit der möglichen Folgen, mehr die Auswahl als die Anzahl der Truppen furchtbar und merkwürdig machten. Die gespannten Erwartungen Europens, die man im Lager vor Nürnberg hinterging, sollten nun in den Ebenen Lützens befriedigt werden. Zwei solche Feldherren, so gleich an Ansehen, an Ruhm und an Fähigkeit, hatten im ganzen Laufe dieses Krieges noch in keiner offenbaren Schlacht ihre Kräfte gemessen, eine so hohe Wette noch nie die Kühnheit geschreckt, ein so wichtiger Preiß noch nie die Hoffnung begeistert. Der morgende Tag sollte Europa seinen ersten Kriegsfürsten kennen lehren, und einen Ueberwinder dem nie Ueberwundenen geben. Ob am Lechstrom und bei Leipzig Gustav Adolphs Genie, oder nur die Ungeschicklichkeit seines Gegners den Ausschlag bestimmte, mußte der morgende Tag außer Zweifel setzen. Morgen mußte Friedlands Verdienst die Wahl des Kaisers rechtfertigen, und die Größe des Mannes die Größe des Preißes aufwägen, um den er erkauft worden war. Eifersüchtig theilt jeder einzelne Mann im Heer seines Führers Ruhm, und unter jedem Harnische wechselten die Gefühle, die den Busen der Generale durchflammten. Zweifelhaft war der Sieg, gewiß die Arbeit und das Blut, das er dem Ueberwinder wie dem Ueberwundenen kosten mußte. Man kannte den Feind vollkommen, dem man jetzt gegenüber stand, und die Bangigkeit, die man vergeblich bekämpfte, zeugte glorreich für seine Stärke.

Endlich erscheint der gefürchtete Morgen; aber ein undurchdringlicher Nebel, der über das ganze Schlachtfeld verbreitet liegt, verzögert den Angriff noch bis zur Mittagsstunde. Vor der Fronte kniend hält der König seine Andacht; die ganze Armee, auf die Kniee hingestürzt, stimmt zu gleicher Zeit ein rührendes Lied an, und die Feldmusik begleitet den Gesang. Dann steigt der König zu Pferde, und bloß mit einem ledernen Koller und einem Tuchrock bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr, den Harnisch zu tragen) durchreitet er

die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, die sein eigner ahnungsvoller Busen verleugnet. Gott mit uns! war das Wort der Schweden; das der Kaiserlichen: Jesus Maria! Gegen eilf Uhr fängt der Nebel an sich zu zertheilen, und der Feind wird sichtbar. Zugleich sieht man Lützen in Flammen stehen, auf Befehl des Herzogs in Brand gesteckt, damit er von dieser Seite nicht überflügelt würde. Jetzt tönt die Losung, die Reiterei sprengt gegen den Feind, und das Fußvolk ist im Anmarsch gegen die Gräben.

Von einem fürchterlichen Feuer der Musketen nnd des dahinter gepflanzten groben Geschützes empfangen, setzen diese tapferen Bataillone mit unerschrockenem Muth ihren Angriff fort; die feindlichen Musketiere verlassen ihren Posten, die Gräben sind übersprungen, die Batterie selbst wird erobert und sogleich gegen den Feind gerichtet. Sie dringen weiter mit unaufhaltsamer Gewalt, die erste der fünf Friedländischen Brigaden wird niedergeworfen, gleich darauf die zweite, und schon wendet sich die dritte zur Flucht; aber hier stellt sich der schnell gegenwärtige Geist des Herzogs ihrem Andrang entgegen. Mit Blitzesschnelligkeit ist er da, der Unordnung seines Fußvolks zu steuern, und seinem Machtwort gelingts, die Fliehenden zum Stehen zu bewegen. Von drei Cavallerie-Regimentern unterstützt, machen die schon geschlagenen Brigaden aufs neue Fronte gegen den Feind und dringen mit Macht in seine zerrissene Glieder. Ein mörderischer Kampf erhebt sich, der nahe Feind gibt dem Schießgewehr keinen Raum, die Wuth des Angriffs keine Frist mehr zur Ladung, Mann ficht gegen Mann, das unnütze Feuerrohr macht dem Schwert und der Pike Platz, und die Kunst der Erbitterung. Ueberwältigt von der Menge, weichen endlich die ermatteten Schweden über die Gräben zurück, und die schon eroberte Batterie geht bei diesem Rückzug verloren. Schon bedecken tausend verstümmelte Leichen das Land, und noch ist kein Fuß breit Erde gewonnen.

Indessen hat der rechte Flügel des Königs, von ihm selbst angeführt, den linken des Feindes angefallen. Schon der erste machtvolle Andrang der schweren finnländischen Kürassiere zerstreute die leicht berittenen Polen und Kroaten, die sich an diesen Flügel anschlossen, und ihre unordentliche Flucht, theilte auch der übrigen Reiterei Furcht und Verwirrung mit. In diesem Augenblick hinterbringt man dem Könige, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, und auch sein linker Flügel durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus furchtbar geängstigt und schon zum Weichen gebracht werde. Mit schneller Besonnenheit überträgt er dem General von Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbockischen Regiments davon, der Unordnung seines eignen linken Flügels abzuhelfen. Sein edles Roß trägt ihn pfeilschnell über die Gräben; aber schwerer wird den nachfolgenden Schwadronen der Uebergang, und nur wenige Reiter, unter denen Franz Albert, Herzog von Sachsen-Lauenburg, genannt wird, waren behend genug, ihm zur Seite zu bleiben. Er sprengte geraden Wegs demjenigen Orte zu, wo sein Fußvolk am gefährlichsten bedrängt war, und indem er seine

Blicke umhersendet, irgend eine Blöse des feindlichen Heeres auszuspähen, auf die er den Angriff richten könnte, führt ihn sein kurzes Gesicht zu nah an dasselbe. Ein kaiserlicher Gefreiter bemerkt, daß dem Vorüber-sprengenden Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, und schnell befiehlt er einem Musketier, auf ihn anzuschlagen. „Auf den dort schieße," ruft er, „das muß ein vornehmer Mann seyn." Der Soldat drückt ab, und dem König wird der linke Arm zerschmettert. In diesem Augenblicke kommen seine Schwadronen daher gesprengt, und ein verwirrtes Geschrei: Der König blutet — der König ist erschossen! breitet unter den Ankommenden Schrecken und Entsetzen aus. Es ist Nichts — folgt mir! ruft der König, seine ganze Stärke zusammenraffend; aber über-wältigt von Schmerz und der Ohnmacht nahe, bittet er in französischer Sprache den Herzog von Lauenburg, ihn ohne Aufsehen aus dem Ge-dränge zu schaffen. Indem der Letztere auf einem weiten Umweg, um der muthlosen Infanterie diesen niederschlagenden Anblick zu entziehen, nach dem rechten Flügel mit dem Könige umwendet, erhält dieser einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubte. „Ich habe genug, Bruder!" ruft er mit sterbender Stimme. „Suche du nur dein Leben zu retten." Zugleich sank er vom Pferd, und von noch mehr Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern ver-lassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein Leben.

Bald entdeckte sein ledig fliehendes, im Blute gebadetes Roß der Schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt sie herbey, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreißen. Um seinen Leich-nam entbrennt ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Körper wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Die Schreckenspost durcheilt in kurzer Zeit das ganze Heer; aber anstatt den Muth dieser tapfern Schaaren zu ertödten, entzündet sie ihn vielmehr zu einem neuen, wilden, verzehrenden Feuer. Das Leben fällt in seinem Preiße, da das heiligste aller Leben dahin ist, und der Tod hat für den Niedrigen keine Schrecken mehr, seitdem er das gekrönte Haupt nicht verschonte.

Mit Löwengrimm werfen sich die Upländischen, Smaländischen, Finnischen, Ost- und Westgothischen Regimenter zum zweitenmal auf den linken Flügel des Feindes, der dem General von Horn nur noch schwachen Widerstand leistet und jetzt völlig aus dem Felde geschlagen wird. Zugleich giebt Herzog Bernhard von Weimar dem verwais-ten Heere der Schweden in seiner Person ein fähiges Oberhaupt, und der Geist Gustav Adolphs führt von Neuem seine siegreichen Scha-ren. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet, und mit Macht dringt er auf den rechten der Kaiserlichen ein. Das Geschütz an den Wind-mühlen, das ein so mörderisches Feuer auf die Schweden geschleudert hatte, fällt in seine Hand, und auf die Feinde selbst werden jetzt diese Donner gerichtet. Auch der Mittelpunkt des schwedischen Fußvolks setzt unter Bernhards und Kniephausens Anführung aufs Neue gegen die Gräben an, über die er sich glücklich hinwegschwingt, und zum zwei-tenmal die Batterie der sieben Kanonen erobert. Auf die schweren

Bataillone des feindlichen Mittelpunkts wird jetzt mit gedoppelter Wuth der Angriff erneuert, immer schwächer und schwächer widerstehen sie, und der Zufall selbst verschwört sich mit der Schwedischen Tapferkeit, ihre Niederlage zu vollenden. Feuer ergreift die kaiserlichen Pulverwägen, und unter schrecklichem Donnerknalle sieht man die aufgehäuften Granaten und Bomben in die Lüfte fliegen. Der in Bestürtzung gesetzte Feind wähnt sich von hinten angefallen, indem die Schwedischen Brigaden von vorn ihm entgegenstürmen. Der Muth entfällt ihm. Er sieht seinen linken Flügel geschlagen, seinen rechten im Begriff zu erliegen, sein Geschütz in des Feindes Hand. Es neigt sich die Schlacht zu ihrer Entscheidung, das Schicksal des Tages hängt nur noch an einem einzigen Augenblick — da erscheint Pappenheim auf dem Schlachtfelde mit Kürassieren und Dragonern; alle erhaltenen Vortheile sind verloren, und eine ganz neue Schlacht fängt an.

Der Befehl, welcher diesen General nach Lützen zurückrief, hatte ihn zu Halle erreicht, eben da seine Völker mit Plünderung dieser Stadt noch beschäftigt waren. Unmöglich wars, das zerstreute Fußvolk mit der Schnelligkeit zu sammeln, als dringend Ordre und die Ungeduld dieses Kriegers verlangten. Ohne es zu erwarten, ließ er acht Regimenter Kavallerie aufsitzen, und eilte an der Spitze derselben spornstreichs auf Lützen zu, an dem Feste der Schlacht Theil zu nehmen. Er kam noch eben recht, um die Flucht des kaiserlichen linken Flügels, den Gustav Horn aus dem Felde schlug, zu bezeugen, und sich anfänglich selbst darein verwickelt zu sehn. Aber mit schneller Gegenwart des Geistes sammelt er diese flüchtigen Völker wieder, und führt sie aufs Neue gegen den Feind. Fortgerissen von seinem wilden Muth, und voll Ungeduld, dem König selbst, den er an der Spitze dieses Flügels vermuthet, gegenüber zu fechten, bricht er fürchterlich in die Schwedischen Schaaren, die, ermattet vom Sieg und an Anzahl zu schwach, dieser Fluth von Feinden nach dem männlichsten Widerstand unterliegen. Auch den erlöschenden Muth des kaiserlichen Fußvolks ermuntert Pappenheims nicht mehr gehoffte Erscheinung, und schnell benutzt der Herzog von Friedland den günstigen Augenblick, das Treffen aufs Neue zu formiren. Die dicht geschlossenen Schwedischen Bataillone werden unter einem mörderischen Gefechte über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlornen Kanonen zum zweiten Mal ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuthes gaben, lag todt dahingestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Ein ähnliches Loos traf ein andres blaues Regiment, welches Graf Picolomini mit der kaiserlichen Reiterei nach dem wüthendsten Kampfe zu Boden warf. Zu sieben verschiedenen Malen wiederholte dieser treffliche General den Angriff; sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn. Dennoch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, als bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortriß. Den Herzog selbst sah man, mitten unter dem feindlichen Kugelregen, mit kühler

Seele seine Truppen durchreiten, dem Nothleidenden nahe mit Hülfe, dem Tapfern mit Beifall, dem Verzagten mit seinem strafenden Blick. Um und neben ihm stürzen seine Völker entseelt dahin, und sein Mantel wird von vielen Kugeln durchlöchert. Aber die Rachegötter beschützen heute seine Brust, für die schon ein anderes Eisen geschliffen ist; auf dem Bette, wo Gustav erblaßte, sollte Wallenstein den schuldbefleckten Geist nicht verhauchen!

Nicht so glücklich war Pappenheim, der Telamonier des Heers, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche. Glühende Begier, dem König selbst im Kampfe zu begegnen, riß den Wüthenden mitten in das blutigste Schlachtgewühl, wo er seinen edlen Feind am Wenigsten zu verfehlen hoffte. Auch Gustav hatte den feurigsten Wunsch gehegt, diesen geachteten Gegner von Angesicht zu sehen, aber die feindselige Sehnsucht blieb ungestillt, und erst der Tod führte die versöhnten Helden zusammen. Zwei Musketenkugeln durchbohrten Pappenheims narbenvolle Brust, und gewaltsam mußten ihn die Seinen aus dem Mordgewühl tragen. Indem man beschäftigt war, ihn hinter das Treffen zu bringen, drang ein Gemurmel zu seinen Ohren, daß der, den er suchte, entseelt auf dem Wahlplatz liege. Als man ihm die Wahrheit dieses Gerüchtes bekräftigte, erheiterte sich sein Gesicht, und das letzte Feuer blitzte in seinen Augen. „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland," rief er aus, „daß ich ohne Hoffnung zum Leben darniederliege, aber fröhlich dahinscheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist."

Mit Pappenheim verschwand das Glück der Kaiserlichen von dem Schlachtfelde. Nicht sobald vermißte die schon einmal geschlagene und durch ihn allein wieder hergestellte Reiterei des linken Flügels ihren sieghaften Führer, als sie Alles verloren gab und mit muthloser Verzweiflung das Weite suchte. Gleiche Bestürzung ergriff auch den rechten Flügel, wenige Regimenter ausgenommen, welche die Tapferkeit ihrer Obersten, Götz, Terzky, Kolloredo und Piccolomini, nöthigte, Stand zu halten. Die Schwedische Infanterie benutzte mit schneller Entschlossenheit die Bestürzung des Feindes. Um die Lücken zu ergänzen, welche der Tod in ihr Vordertreffen gerissen, ziehen sich beide Linien in Eine zusammen, die den letzten entscheidenden Angriff wagt. Zum dritten Mal setzt sie über die Gräben, und zum dritten Mal werden die dahinter gepflanzten Stücke erobert.

Die Sonne neigt sich eben zum Untergang, indem beide Schlachtordnungen auf einander treffen. Heftiger erhitzt sich der Streit an seinem Ende, die lezte Kraft ringt mit der lezten Kraft, Geschicklichkeit und Wuth thun ihr Aeußerstes, in den lezten theuren Minuten den ganzen verlornen Tag nachzuholen. Umsonst die Verzweiflung erhebt jede über sich selbst, keine versteht zu siegen, keine zu weichen und die Taktik erschöpft hier ihre Wunder nur, um dort neue, nie gelernte, nie in Uebung gebrachte Meisterstücke der Kunst zu entwicklen. Endlich setzen Nebel und Nacht dem Gefecht eine Grenze, dem die Wuth keine

setzen will, und der Angriff hört auf, weil man seinen Feind nicht mehr findet.

Beide Kriegsheere scheiden mit stillschweigender Uebereinkunft aus einander, die erfreuenden Trompeten ertönen, und jedes, für unbesiegt sich erklärend, verschwindet aus dem Gefilde.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen, die Nacht über auf dem Wahlplatze verlassen stehen — zugleich der Preiß und die Urkunde des Siegers für den, der die Wahlstatt eroberte. Aber über der Eilfertigkeit, mit der er von Leipzig und Sachsen Abschied nahm, vergaß der Herzog von Friedland, seinen Antheil daran von dem Schlachtfelde abzuholen.

Nicht lange nach geendigtem Treffen erschien das Pappenheimische Fußvolk, das seinem vorauseilenden General nicht schnell genug hatte folgen können, sechs Regimenter stark, auf dem Wahlplatz; aber die Arbeit war gethan. Wenige Stunden früher würde diese beträchtliche Verstärkung die Schlacht wahrscheinlich zum Vortheil des Kaisers entschieden und selbst noch jetzt durch Eroberung des Schlachtfelds die Artillerie des Herzogs gerettet und die Schwedische erbeutet haben. Aber keine Ordre war da, ihr Verhalten zu bestimmen, und zu ungewiß über den Ausgang der Schlacht nahm sie ihren Weg nach Leipzig, wo sie das Hauptheer zu finden hoffte.

Dahin hatte der Herzog von Friedland seinen Rückzug genommen, und ohne Geschütz, ohne Fahnen und beinahe ohne alle Waffen folgte am andern Morgen der zerstreute Ueberrest seines Heers. Zwischen Lützen und Weißenfels scheint es, ließ Herzog Bernhard die Schwedische Armee von den Anstrengungen dieses blutigen Tages sich erholen, nahe genug an dem Schlachtfeld, um jeden Versuch des Feindes zur Eroberung desselben sogleich vereiteln zu können.

Von beiden Armeen lagen über neuntausend Mann todt auf dem Wahlplatz; noch weit größer war die Anzahl der Verwundeten, und unter den Kaiserlichen besonders fand sich kaum Einer, der unverletzt aus dem Treffen zurückgekehrt wäre. Die ganze Ebene von Lützen bis an den Floßgraben war mit Verwundeten, mit Sterbenden, mit Todten bedeckt. Viele von dem vornehmsten Adel waren auf beiden Seiten gefallen; auch der Abt von Fulda, der sich als Zuschauer in die Schlacht gemischt hatte, büßte seine Neugier und seinen unzeitigen Glaubenseifer mit dem Tode.

Von Gefangenen schweigt die Geschichte; ein Beweis mehr für die Wuth der Armeen, die keinen Pardon gab oder keinen verlangte.

4. Das Erhabene und das Schöne.

(Ueber das Erhabne. Schillers Werke. Band 18. S. 369.)

(1796.)

Zwey Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs Leben gab. Der Eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühvolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefähr-

lichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebiet; über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jetzt tritt der Andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindliche Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennt man das Gefühl des Schönen, in dem zweyten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein Ausdruck der Freyheit, aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt und von allem körperlichen Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen genießen. Wir fühlen uns frey bey der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmonieren; wir fühlen uns frey beym Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesetzen stünde.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehseyn, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohseyn, das bis zum Entzücken steigen kann, und ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird. Diese Verbindung zweyer widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweist unsere moralische Selbstständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn da es absolut unmöglich ist, daß der nämliche Gegenstand in zwey entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folgt daraus, daß wir selbst in zwey verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, daß folglich zwey entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt seyn müssen, welche bey Vorstellung desselben auf ganz entgegengesetzte Art interessirt sind. Wir erfahren also durch das Gefühl des Erhabenen, daß sich der Zustand unsers Geistes nicht nothwendig nach dem Zustand des Sinnes richtet, daß die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen sind, und daß wir ein selbstständiges Principium in uns haben, welches von allen sinnlichen Rührungen unabhängig ist.

Der erhabene Gegenstand ist von doppelter Art. Wir beziehen ihn entweder auf unsre Fassungskraft und erliegen bey dem Versuch, uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden; oder wir beziehen ihn auf unsre Lebenskraft, und betrachten ihn als eine Macht, gegen welche die unsrige in Nichts verschwindet. Aber ob wir gleich in dem einen, wie in dem andern Fall, durch seine Veranlassung das peinliche Gefühl unsrer Grenzen erhalten, so fliehen wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwiderstehlicher Gewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich seyn, wenn die Grenzen unserer Phantasie zugleich die Grenzen unsrer Fassungskraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Naturkräfte gern erinnert seyn wollen, wenn wir nicht noch etwas Andres im Rückhalt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir ergetzen uns an dem Sinnlich-Unendlichen, weil wir denken können, was die Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr

begreift. Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen können, was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. Gern lassen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren Meister finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, die über eine andere sinnliche triumphirt, aber an das absolut Große in uns selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht reichen. Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser Wohlseyn und unser Daseyn, denn das erinnert uns eben, daß sie über unsere Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer Hand, aber des Menschen Willen ist in der seinigen.

Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als blos sinnlich sind, so wußte sie selbst Empfindungen dazu zu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als sklavisch unterworfen sind, und dies ist eine ganz andere Wirkung, als durch das Schöne geleistet werden kann; durch das Schöne der Wirklichkeit nämlich, denn im Idealschönen muß sich auch das Erhabene verlieren. Bey dem Schönen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir also ewig nie erfahren, daß wir bestimmt und fähig sind, uns als reine Intelligenzen zu beweisen. Beym Erhabenen hingegen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zusammen, und eben in diesem Widerspruch zwischen Beyden liegt der Zauber, womit es unser Gemüth ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier aufs Schärfste von einander geschieden, denn gerade bey solchen Gegenständen, wo der Erste nur seine Schranken empfindet, macht der Andere die Erfahrung seiner Kraft, und wird durch eben das unendlich erhoben, was den Andern zu Boden drückt.

Ein Mensch, will ich annehmen, soll alle die Tugenden besitzen, deren Vereinigung den schönen Charakter ausmacht. Er soll in der Ausübung der Gerechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue seine Wollust finden; alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umstände nahe legen, sollen ihm zum leichten Spiel werden, und das Glück soll ihm keine Handlung schwer machen, wozu nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn auffordern mag. Wem wird dieser schöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entzückend seyn, und wer sich enthalten können, einen solchen Menschen zu lieben? Aber können wir uns wohl, bey aller Zuneigung zu demselben, versichert halten, daß er wirklich ein Tugendhafter ist, und daß es überhaupt eine Tugend gibt? Wenn es dieser Mensch auch blos auf angenehme Empfindungen angelegt hätte, so könnte er, ohne ein Thor zu seyn, schlechterdings nicht anders handlen, und er müßte seinen eignen Vortheil hassen, wenn er lasterhaft seyn wollte. Es kann seyn, daß die Quelle seiner Handlungen rein ist, aber das muß er mit seinem eignen Herzen ausmachen; wir sehen nichts davon. Wir sehen ihn nicht mehr thun, als auch der blos kluge Mann thun müßte, der das Vergnügen zu seinem Gott macht. Die Sinnen-

welt also erklärt das ganze Phänomen seiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenseits derselben nach einem Grunde davon umzusehen.

Dieser nämliche Mensch soll aber plötzlich in ein großes Unglück gerathen. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Namen zu Grund richten; Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen; Alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreißen, Alle, denen er vertraut, ihn in der Noth verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf, und fordere von dem Unglücklichen die Ausübung der nämlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so bereit gewesen war. Findet man ihn in diesem Stück noch ganz als den nämlichen, hat die Armuth seine Wohlthätigkeit, der Undank seine Dienstfertigkeit, der Schmerz seine Gleichmüthigkeit, eignes Unglück seine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung seiner Umstände in seiner Gestalt, aber nicht in seinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form seines Handelns — dann freylich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus, (nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet), weil nichts widersprechender seyn kann, als daß die Wirkung dieselbe bleibe, wenn die Ursache sich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muß also jeder natürlichen Erklärung entsagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zustande abzuleiten, und der Grund des erstern aus der physischen Weltordnung heraus in eine ganz andere zu verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann. Diese Entdeckung des absoluten moralischen Vermögens, welches an keine Naturbedingung gebunden ist, gibt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir beym Anblick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eignen unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, so veredelt sie auch seyen, dem Erhabenen streitig machen kann.

Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmählig (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freiheit), sondern plötzlich und durch eine Erschütterung, reißt es den selbstständigen Geist aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. Wenn sie durch den unmerklichen Einfluß eines weichlichen Geschmacks auch noch so viel über die Menschen gewonnen hat — wenn es ihr gelungen ist, sich in der verführerischen Hülle des geistigen Schönen in den innersten Sitz der moralischen Gesetzgebung einzudrängen, und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, so ist oft eine einzige erhabene Rührung genug, dieses Gewebe des Betrugs zu zerreißen, dem gefesselten Geist seine ganze Schnellkraft auf einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über seine wahre Bestimmung zu ertheilen, und ein Gefühl seiner Würde, wenigstens für den Moment, aufzunöthigen. Die Schönheit unter der Gestalt der Göttin

Calypso hat den tapfern Sohn des Ulysses bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. Lange glaubt er einer unsterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt, — aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Gestalt: er erinnert sich seiner bessern Bestimmung, wirft sich in die Wellen, und ist frey.

Das Erhabene, wie das Schöne, ist durch die ganze Natur verschwenderisch ausgegossen, und die Empfindungsfähigkeit für Beydes in alle Menschen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt sich ungleich, und durch die Kunst muß ihm nachgeholfen werden, Schon der Zweck der Natur bringt es mit sich, daß wir der Schönheit zuerst entgegeneilen, wenn wir noch vor dem Erhabenen fliehen; denn die Schönheit ist unsre Wärterinn im kindischen Alter, und soll uns ja aus dem rohen Naturstande zur Verfeinerung führen. Aber ob sie gleich unsre erste Liebe ist, und unsere Empfindungsfähigkeit für dieselbe zuerst sich entfaltet, so hat die Natur doch dafür gesorgt, daß sie langsamer reif wird, und zu ihrer völligen Entwicklung erst die Ausbildung des Verstandes und Herzens abwartet. Erreichte der Geschmack seine völlige Reife, ehe Wahrheit und Sittlichkeit auf einem bessern Weg, als durch ihn geschehen kann, in unser Herz gepflanzet wären, so würde die Sinnenwelt ewig die Grenze unsrer Bestrebungen bleiben. Wir würden weder in unsern Begriffen, noch in unsern Gesinnungen über sie hinausgehen, und was die Einbildungskraft nicht darstellen kann, würde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicherweise liegt es schon in der Einrichtung der Natur, daß der Geschmack, obgleich er zuerst blüht, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths seine Zeitigung erhält. In dieser Zwischenzeit wird Frist genug gewonnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz von Grundsätzen in der Brust anzupflanzen, und dann besonders auch die Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene aus der Vernunft zu entwickeln. — —

5. Briefe. *)

a. Schiller an Göthe.

(Erster Band. S. 12.)

Jena, den 25. August 1794.

Man brachte mir gestern die angenehme Nachricht, daß Sie von Ihrer Reise wieder zurückgekommen seien. Wir haben also wieder Hoffnung, Sie vielleicht bald einmal bei uns zu sehen, welches ich an meinem Theil herzlich wünsche. Die neulichen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegenstand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Ueber so manches, worüber ich mit mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe in den Jahren 1794 bis 1805. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1828. 1829. 6 Theile. 8.

Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angesteckt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren speculativischen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie in Gefahr, auf den Abweg zu gerathen, in den sowohl die Speculation als die willkührliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigner Reichthum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von ihnen lernen kann. Diese kann blos zergliedern, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genie's, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie Sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr entwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen, eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr werth, als jeden andern zu endigen, — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiäner geboren worden, und hätten schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisirende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Nothwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Styl in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen, und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationellen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen

Lebensepoche, wo die Seele sich aus der äußern Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, corrigiren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von Statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist der Reflexion zu nehmen genöthigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie haben also eine Arbeit mehr: denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraction übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandlen, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurtheile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich Recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimniß bleibt), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulirenden Vernunft. Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größeren Oppositа geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbstthätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen, und der spekulative nur mit Gattungen zu thun. Ist aber der intuitive genialisch und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Nothwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen, und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer neue Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit gegründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin — verzeihen Sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat, und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht.

Die kleine Schrift von Moritz, die Herr v. Humboldt sich noch einige Tage ausbittet, habe ich mit großem Interesse gelesen und danke derselbigen einige sehr wichtige Belehrungen. Es ist eine wahre Freude, sich von einem instinktartigen Verfahren, welches auch gar leicht irre führen kann, eine deutliche Rechenschaft zu geben, und so Gefühle durch Gesetze zu berichtigen. Wenn man die Moritzischen Ideen verfolgt, so sieht man nach und nach in die Anarchie der Sprache eine gar schöne Ordnung kommen, und entdeckt sich bei dieser Gelegenheit gleich der

Mangel und die Gränze unserer Sprache sehr, so erfährt man doch auch ihre Stärke, und weiß nun, wie und wozu man sie zu brauchen hat.

Das Produkt von Diderot, besonders der erste Theil, ist sehr unterhaltend, und für einen solchen Gegenstand auch mit einer erbaulichen Decenz behandelt. Auch diese Schrift bitte ich noch einige Tage hier behalten zu dürfen.

Es wäre nun doch gut, wenn man das neue Journal*) bald in Gang bringen könnte, und da es Ihnen vielleicht gefällt, gleich das erste Stück desselben zu eröffnen, so nehme ich mir die Freiheit, bei Ihnen anzufragen, ob Sie Ihren Roman nicht nach und nach darin erscheinen lassen wollen? Ob und wie bald Sie ihn aber auch für unser Journal bestimmen, so würden Sie mir durch Mittheilung desselben eine sehr große Gunst erzeigen. Meine Freunde so wie meine Frau empfehlen sich Ihrem gütigen Andenken, und ich verharre

hochachtungsvoll

Ihr gehorsamster Diener
Fr. Schiller.

b. Göthe an Schiller.

Antwort.

(Erster Theil. S. 20.)

Zu meinem Geburtstag, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summa meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Theilnahme zu einem emsigern und lebhaftern Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermutheten Begegnen, mit einander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und gethan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mittheilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maaß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich Manches bei Ihnen deponiren, und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

---

*) Die Horen, welche vom Jahre 1795 an erschienen, und wovon Schiller Hauptredakteur war.

Wie groß der Vortheil Ihrer Theilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken, über die ich nicht Herr werden kann; wenn ich mich ihrer gleich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene finden sich mehr in unserer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist.

Ich hoffe bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann wollen wir Manches durchsprechen.

Leider habe ich meinen Roman, wenige Wochen vor Ihrer Einladung, an Unger gegeben, und die ersten gedruckten Bogen sind schon in meinen Händen. Mehr als einmal habe ich diese Zeit gedacht, daß er für die Zeitschrift recht schicklich gewesen wäre; es ist das einzige, was ich noch habe, was Masse macht, und das eine Art von problematischer Komposition ist, wie sie die guten Deutschen lieben.

Das erste Buch schicke ich, sobald die Aushängebogen beisammen sind. Die Schrift ist schon so lange geschrieben, daß ich im eigentlichsten Sinne nur der Herausgeber bin.

Wäre sonst unter meinen Ideen etwas, das zu jenem Zwecke aufgestellt werden könnte, so würden wir uns leicht über die schicklichste Form vereinigen und die Ausführung sollte uns nicht aufhalten.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein in Ihrem Kreise.

Ettersburg den 27. August 1791.

Göthe.

LVIII[a]. Johann Kaspar Fr. Manso.

(1759 — 1826.)

Aus der Geschichte des preußischen Staates *)

Die Schlacht bei Leipzig.

Mit dem Uebertritte des Baierischen Heeres, das bisher zwar unthätig, doch drohend an der Oestreichischen Gränze gestanden hatte, und dem Heranziehen der Russischen Verstärkungen unter Bennigsen, der am 25. September Leutmeritz erreichte, kam neues Leben in die Bewegung der Verbündeten und der Entscheidungstag näher. Das Schlesische Heer schlug unfern des Zusammenflusses der Elster und Elbe mehrere Brücken über den letzten Fluß, warf den Franzosen Bertrand, der verschanzt bei den Dörfern Globig, Bleddin und Wartenburg stand, mit nicht geringem Verluste für ihn auf Kemberg und Wittenberg und lagerte am 4. October bei Düben.

*) J. C. F. Manso's Geschichte des Preußischen Staates vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft. Zweite berichtigte Ausgabe. 3 Bände. Frankfurt a. M. Hermannsche Buchhandlung. Leipzig bei Dörffling. 1835 — 1836.

An demselben Tage ging das Nordheer über den Strom, die Russen und Schweden bei Acken und Roßla, von wo aus sie den Marschall Ney in der Straße nach Leipzig verfolgten, und ihnen nach der Preußische Heerhaufe unter Bülow, mit Zurücklassung des Feldherrn Thümen, der Wittenberg von nun an allein beobachtete. Am 7. boten sich beide Heere, das Schlesische und das Nordherr, die Hand und bezogen eine Stellung am linken Mulda-Ufer in der Gegend von Jeßnitz, Zörbig und Radegast.

Ihnen entgegen drang das Böhmische Heer unter Schwarzenberg in mehreren Heersäulen. Meerveldt, Giulay und Klenau standen in Marienberg, Tschopau und Chemnitz. Schwarzenberg, Schneeberg und Zwickau hielten Wittgenstein und Kleist unter dem Oberbefehl Barclays. Die Straße nach Töplitz deckte Bennigsen, weil die Französische Hauptmacht noch in Dresden stand. Lichtenstein zog über Annaberg ebenfalls auf Zwickau, um den von Augereau theils gesammelten, theils von dem Heere in Spanien abgerufenen Kriegshaufen, der über Coburg und Saalfeld zog, wo nicht aufzufangen, doch aufzuhalten. Das Hauptlager der beiden Kaiser war in Kommotau, das des Königs von Preußen in Töplitz.

Auch Napoleon, als er so allgemeinen Aufbruch erfuhr, zögerte nicht, sondern sandte seine Völker zwischen der Elbe und Mulda abwärts. Er selbst verließ am 7. früh Dresden und traf, den Weg über Wilsdruf nach Meißen nehmend, am 8. Abends bei Wurzen ein. Ihm folgte kurz darauf, still, mit wenigen Wagen, schwerlich aus freiem Entschlusse, gewiß nicht mit frohem Herzen, Sachsens König nach Leipzig. Am nächsten dem Feinde standen jetzt Victor bei Freiberg, Lauriston in Mitweida und Poniatowski bei Frohburg. Den Ober-Befehl über alle drei Abtheilungen führte der König von Neapel.

Von nun an begannen täglich und aller Orten Angriffe und kleine Gefechte. Bei Dresden erneuerten sie sich immerfort unter Bubna und Bennigsen, bis endlich Gouvion St. Cyr in die Stadt zurückgedrängt und diese, so wie der befestigte Sonnenstein, nach dem Abgange Bennigsens zum Hauptheer, von etwa zwanzigtausend Mann, die den Befehlen Tolstoys untergeben waren, umringt wurde. Zwischen Lichtenstein und Augereau fielen mehrere Kämpfe vor, der hartnäckigste am 9. bei Weißenfels, der beiden viel Volk kostete, ohne doch des letztern Vorschreiten zu hemmen. Eben so fand das große Böhmische Heer, bei seinem Andringen auf Penig, Frohburg und anderwärts, vielfache Hindernisse, die jedoch kaum beachtet wurden: so sehr fesselten die Unternehmungen des Französischen Kaisers aller Blicke.

Dieser, der am 9. in Eulenburg und am 10. in Düben eintraf, ließ seine Feinde in Ungewißheit, worauf er sinne, ob Magdeburg zu gewinnen und diese Festung zum Mittelpunkt seiner Bewegungen zu machen, oder sich auf das Schlesische Heer zu stürzen und selbiges einzeln aufzureiben. Da indeß mehrere Gründe und vor allem die Zurücklassung der starken Besatzung in Dresden die erste Vermuthung als die minder wahrscheinliche darstellten, so änderten Blücher und der Kronprinz in

der Nacht auf den 11. ihre Stellung und rückten beide hinter die Saale, jener auf Halle und dieser auf Bernburg und Rothenburg. Dem Grafen von Tauenzien vertrauten sie die Deckung der Mulda und des Roslaer Brückenkopfes. Zugleich ward er angewiesen, die Marken zu schützen und im dringenden Fall alle Mannschaft auf dem rechten Elbufer zu sammeln.

Sobald Napoleon den unerwarteten Abzug seiner Gegner vernahm und durch ihre wohl gewählte Aufstellung seine Absicht, welche es auch sein mochte, vereitelt sah, so sann er augenblicklich auf Täuschung und sandte, scheinbar, um Berlin zu bedrohen, in der That, um die beiden Heere auf das rechte Elb-Ufer zu locken und ungehindert auf dem linken wirken zu können, den Feldherrn Regnier auf Wittenberg und den Marschall Ney gegen Dessau, und verursachte dadurch in der That keine kleine Verlegenheit. Tauenzien, fürchtend im Rücken angegriffen zu werden, eilte, nicht ohne Verlust, über die Elbe zurück, und Regnier, durch die Besatzung Wittenbergs verstärkt, warf sich auf den beobachtenden Heerhaufen Thümens und verfolgte ihn bis nach Coswig, wo ihn Tauenzien aufnahm und noch in der Nacht zum 13. October nach Zerbst aufbrach, um in der Straße von Potsdam vorzugehn und die Hauptstadt des Landes, seiner Anweisung gemäß, zu sichern. Auch der Kronprinz faßte jetzt die Meinung, Napoleon denke wirklich durch Wittenberg und an der Elbe hinab zu gehn, um Magdeburg zu erreichen, und stellte sich, die Saale verlassend, am 13. bei Cöthen auf, von wo er in einem Tage nach Zerbst gelangen und den Feinden, während ihnen Blücher im Rücken wirkte, mit Vortheil begegnen konnte.

Aber beides, was man fürchtete und was man vermuthete, ermangelte der Erfüllung: so unentschlossen in seinen Entwürfen war entweder vom ersten Anfange an Napoleon, oder so sehr täuschte ihn in dreisten Voraussetzungen das kluge Zuvorkommen seiner Gegner, oder so sehr wirkte auf ihn das Vorrücken des großen Heeres, das am 14. Oktober nur noch fünf Meilen von ihm entfernt stand, und bei Liebertwolkwitz die Reiterei des kühnen Königs von Neapel, der hier beinahe selbst in Gefangenschaft gerathen wäre, zurückwarf. Nicht nur die Abtheilung unter Regnier drang nicht weiter vor; auch die andre, die nach der Elbe hinsah, wendete sich in Eilzügen gegen Leipzig, das am 15. der Mittelpunkt eines Kreises ward, den das Französische Heer bildete. Von nun an blieb kein Zweifel mehr übrig, daß eine blutige vielleicht mehrtägige Schlacht anheben müsse. Auch erließ Schwarzenberg einen Aufruf, der eine solche verkündigte und die Gemüther zur Vertheidigung der heiligsten Sache anregte.

Der Abend des 15. Oktobers fand die beiden Heere, das verbündete und das Französische, wenn man von Osten anhebt, in dieser Ordnung. Am nächsten dem Feinde, namentlich in Thräna, Naunhof, Kohra und Pombsen standen der Graf Wittgenstein und der Graf Klenau, in Störmthal und Gossa der Fürst Gortschakow und der Prinz von Würtemberg, in Magdeborn Kleist, mehr rückwärts Rajewski. Meerveldt, sammt den Oestreichischen und Russischen Unterstützungen,

lagerte in Audigast an der Straße von Pegau nach Leipzig, seine Vortruppen in Zwenkau. Colloredo war erst in Penig, Giulay bereits in Lützen eingetroffen und sandten, jener seine Vorhut nach Frohburg und Rochlitz, dieser Streifer nach Mark-Ranstädt. Blücher befand sich in Skeuditz, der Kronprinz von Schweden in Halle, Bennigsen in Waldheim. Von den Fürsten übernachtete Alexander in Pegau und eben daselbst der Feldmarschall von Schwarzenberg, Franz und Friedrich Wilhelm aber in Altenburg. — Die Franzosen bildeten von Osten nach Westen, oder von Liebertwolkwitz über Wachau nach Connewitz einen Halbkreis und hielten den ersten Ort Lauriston, den zweiten Victor, den dritten Poniatowski. Lindenau, westlich von Leipzig, bewachte Bertrand, den nördlichen Zugang der Stadt Marmont, den zu verstärken Ney und Regnier von Dessau und Wittenberg heran auf Delitzsch zogen. Innerhalb des Kreises harrten des auffordernden Augenblicks bei Probstheida Oudinot und Mortier, bei Stötteritz Macdonald, bei Reudnitz die kaiserlichen Garden, und bei den Straßenhäusern daselbst Augereau. Dem Unbefangnen konnte es nicht entgehn, daß die Stellung der Franzosen bei weitem gedrängter, und ihre Kraft mehr vereiniget war, als die der Verbündeten, deren Völker, einem großen Theile nach, erst eintreffen sollten. Auch der Boden, auf dem Napoleon zu kämpfen beschlossen hatte, gewährte ihm, in so fern nicht Flucht, sondern Sieg in seiner Berechnung lag, durch die deckende Pleiße und die Hochebene bei Wachau, manche Vortheile.

Früh am 16. October zwischen acht und neun Uhr begann rund um Angriff und Abwehr. Längs der Pleiße gegen Mark-Kleeberg bewegte sich der Feldherr von Kleist, gegen Wachau der Prinz von Würtemberg und gegen Liebertwolkwitz der Fürst Gortschakow und der Graf von Klenau. Ueberall erhub sich ein zweifelhaftes Gefecht und erfolgten von Seiten der Verbündeten die rühmlichsten Anstrengungen, ohne daß sie jedoch viel Boden gewannen, oder den Feind merklich beschränkten. Eben dieß war der Fall tiefer unten an der Pleiße bei Connewitz, wo Meerveldt sich gegen die von Natur feste und wohl vertheidigte Stellung Poniatowki's versuchte und seines Zweckes verfehlte. Ueber tausend Stücke Geschütz donnerten auf der ausgedehnten Schlachtlinie und wütheten (einzelne Schüsse wurden gar nicht mehr gehört und in Leipzig klirrten die Fenster und erbebte die Erde) wider die Dörfer, die Schutzwehren der Feinde und von beiden Seiten wider das Leben der Menschen. Napoleon auf der Höhe von Wachau überschaute, beurtheilte, lenkte und sandte überall, wo die Kraft erschöpft schien, oder Aussicht zum Siege war, Beistand. Von Stötteritz gegen Holzhausen zur Kräftigung Lauristons brachen der Heerhaufe Macdonalds, ein Theil der jungen Garde unter Mortier, und Reiterei unter Sebastiani auf, und strebten den feindlichen rechten Flügel zu umgehn. Nach Wachau zur Hülfe Victors zogen zwei Abtheilungen der jungen Garde unter Oudinot, hundert und fünfzig Stücke aufgespartes Geschütz unter Drouot, und eine Abtheilung Reiterei unter Latour-Maubourg. Auch Connewitz ward beachtet und Curial mit einem Theil der alten Garde

abgesandt. So zahlreiche Verstärkungen erheischten nicht geringere von Seiten der Verbündeten und wirklich boten sie alles, was in der Nähe war, auf, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Der Feldherr Rajewski nahm bei der Schäferei Auenhain, die Wacha gegenüber liegt, eine Stellung. Ein Theil der Oestreichischen Unterstützungen, die unter dem Prinzen von Hessen-Homburg bei Zöbigker standen, eilte über Goschwitz an das rechte Ufer der Pleiße der Mitte zu, und bei Mark-Kleeberg löste Bianchy Kleists ermüdete Krieger nach neunstündigem Kampfe ab. Indeß fehlte so viel, daß durch diese Vorkehrungen des Feindes Andrang schnell nnd allenthalben gehemmt wurde, daß er sich vielmehr von Wachau aus in immer größerer Anzahl entfaltete, die Mitte der Schlachtordnung gegen drei Uhr durchbrach und, über Gossau hinausstürmend, der Anhöhe nahe kam, von wo herab Alexander und Friedrich Wilhelm den Erfolg der wechselseitigen Anstrengungen beobachteten. Nur mit Mühe wehrte Orlow Denisow, heranstürzend mit den Leib-Kosaken des Kaisers, der Kühnheit des tapfern Latour-Maubourg, dem hier eine Stückkugel den Schenkel zerschmetterte, und eroberte vier und zwanzig Stücke Geschütz von sechs und zwanzig genommenen zurück.

Schon hatte Napoleon mehrere Siegesboten nach Leipzig gesandt, und die Glocken der Stadt ertönten, feiernd auf seinen Befehl, als nach und nach die gesammte Oestreichische Unterstützung auf allen ihr bestimmten Punkten eintraf und zugleich die Russisch-Preußische von Magdeborn her sich bewegte. Noch einmal versuchte Napoleon den glücklichen Augenblick, der ihm durch die Abweisung seiner Reiterei verloren gegangen war, zurückzubringen und besetzte die Schäferei Auenhain und die Höhen vor dem Dorfe Gossa, allein ohne sich in jener halten und dieses überwältigen zu können. So heftig er auch und mit immer vermehrten Massen die Angriffe erneuerte, wurden sie doch durch das Zusammenwirken der getroffnen Maßregeln vereitelt, und wenigstens allen weitern und Vernichtung drohenden Fortschritten gewehrt. Dieß war die Gränze, über die hinaus leider auch der Erfolg der Anstrengungen bei Connewitz und Liebertwolkwitz nicht reichte. Dort, wo eine Schaar mittelst einer Furth bei Dölitz die Pleiße zwang, wurde sie fast in dem Augenblick ihres Uebergangs von Curial empfangen und geworfen und verlor ihren Führer, den Ober-Feldherrn Meerveldt, der verwundet in die Hände des Feindes fiel; hier, wo lange eine Gefahr die andere drängte, mußte man sich ebenfalls begnügen, das Gefecht zum Stehen zu bringen und die Dörfer Groß-Pösna und Seyffartshain zu behaupten. Auf solche Weise endigte am späten Abend, östlich der Pleiße und ihren Ufern entlang, die ungeheure Schlacht, in welcher Leben zu tausenden und eine unübersehbare Masse von Kraft, zuletzt, von Seiten der Verbündeten, nicht um zu siegen, sondern um sich zu schützen, geopfert wurde.

Kein anderes Gepräge trug an demselben Tage der Kampf tiefer nordwärts an der Luppe und Elster. Zwar hatte der Oestreicher Giulay sich hier anfangs schnelle Vortheile errungen und sogar Lindenau weggenommen; aber auch ihm entriß der Mittag die Siegeskränze des

Morgens. Der Besitz von Lindenau war für Napoleon, im Fall eines Rückzuges, viel zu wichtig, um es aufgeben zu können. Bertrand erhielt Befehl, es um jeden Preis zurückzuerobern und eroberte es nach großer Anstrengung. Selbst auf Klein-Zschocher, wohin Giulay am Abend wiederkehrte, versuchte er vorzudringen, doch fruchtlos. — Das einzige Heer, dem das Glück an diesem Tage frische Lorbeeren brachte, war das Schlesische. Während nämlich Ney, von Napoleon abgerufen, den gefährdeten Abtheilungen bei Connewitz und Wachau mit der seinigen zu Hülfe eilte, stießen Blücher und seine Mitfeldherrn York und Langeron, auf die Heerhaufen Marmonts und Regniers, die ihnen zwischen Möckern und Wetteritzsch entgegentraten und sich zu behaupten dachten, und zwangen sie, das Feld zu räumen. Als Ney mit dem Einbruche der Dunkelheit wieder eintraf, fand er es zu spät den Kampf aufzunehmen und, was über dem Her- und Hinziehen verloren gegangen war, dem Gegner von neuem abzugewinnen. Man entschloß sich daher, hinter die Partha zu gehn und stellte bloß schwache Vorposten in Gohlis und Eutritzsch aus.

Es ist von jeher befremdend gefunden worden, wie der Kaiser der Franzosen den ganzen 17. October, an dem jeder die Erneuerung der Schlacht oder mindestens einen großen Entschluß von ihm erwartete, ungenutzt konnte hingehen lassen, und seine Unthätigkeit erscheint um so räthselhafter, weil bei ihr die Verbündeten durch das Heranziehen ihrer Verstärkungen gewannen, er, keiner Hülfe von außen gewärtig, verlor. Faßt man jedoch seine Denkungsart und mehrere eintretende Zufälligkeiten schärfer auf, so begreift man endlich wohl, wie er, der mehr denn irgend ein Feldherr von der öffentlichen Meinung abhängig geworden war, sich den Einflüsterungen eines falschen Ehrgeizes hingeben mußte. Durch die Räumung des Schlachtfeldes bekannte er laut und öffentlich, daß der durch Glockengeläut verkündigte Sieg eine schmähliche Täuschung und er der Ueberwundene sei. Das an sich schon bittre Gefühl dieses Geständnisses wurde dadurch noch mehr geschärft, daß der gefangene Feldherr Meerveldt, den Napoleon noch am Abend des Kampftages mit Anträgen in das Oestreichische Hauptlager gesandt hatte, keine freundliche Antwort zurückbrachte. Hierzu gesellte sich ferner und mußte sich die Betrachtung gesellen, daß der Rückzug, zu welcher Zeit man ihn auch antrete, das verbündete Heer nachziehen und eine ernstliche Abwehr erheischen werde. Endlich vereinigte sich alles zu glauben, daß der Kaiser den Umfang der ihm drohenden Gefahr nicht genau kannte und sein Entschluß, keinen zweiten Kampf zu bestehn, erst durch später einlaufende Nachrichten entschieden wurde. Welche Gründe ihn indeß zu diesem Verzug bestimmten, so viel ist gewiß, daß in der Nacht auf den 18. October alle Anstalten zum Aufbruch getroffen wurden. Gegen zwei Uhr füllten sich die rückwärts führenden Straßen mit Volk; bei Probstheida ward eine Reihe ausgeleerter Pulverwagen, die sich vielleicht nicht fortbringen ließen, verbrannt; der Kaiser eilte nach Reudnitz zum Marschall Ney, der mit den Seinen noch in tiefem Schlafe begraben lag, und blieb dort bis fünf Uhr; dann fuhr er um Leipzig

herum nach Lindenau, befehligte Bertrand nach Weißenfels vorzugehn, und traf, auf demselben Wege umkehrend, gegen acht Uhr wieder in Stötteritz ein, um in einem der dortigen Landhäuser zu frühstücken. Aber schon donnerte das Geschütz. Die Verbündeten brachen auf. Eine zweite Schlacht mußte gewagt werden nud das Französische Heer, in einen engern Kreis als gestern zusammengezogen, reihte sich so an einander:

Der rechte Flügel, wie gestern, unter dem obersten Befehle des Königs von Neapel und dem besondern des Fürsten Poniatowski, den Napoleon auf dem Schlachtfelde zum Französischen Marschall ernannt hatte, und der Feldherrn Victor und Lauriston, dehnte sich von Connewitz über Probstheida bis nach Stötteritz aus: aber die vorwärts liegenden und stark besetzten Dörfer Dölitz, Dösen und Zuckelhausen, sammt der Schäferei Maisdorf, und der benachbarten Ziegelscheune, bildeten gleichsam einen Gürtel oder eine Vorlinie, die überwältiget werden mußte, um zur Stellung selbst zu gelangen. Die Mitte von Holzhausen über Zweinaundorf bis Mölkau hielt Macdonald; aber vor ihm standen ebenfalls noch Abtheilungen in Klein-Pösna und Baalsdorf. Der linke Flügel, unter dem Oberbefehle Neys, war zusammengesetzt aus den Heertheilen Marmonts, Souhams und Regniers, von denen dieser Paunsdorf und Taucha bewachte und jene am linken Ufer der Partha von Schönefeld über Reitsch bis hin zur Thecla-Kirche sich ausdehnten. Die nördlichen Zugänge Leipzigs beschützte die Reiterei Arrighi's und Dombrowski's. Die Garden waren auf dem Thonberge so aufgestellt, daß sie schnell nach allen Richtungen hinwirken konnten. Die sämmtlichen Eingänge Leipzigs wurden Marmonts besonderer Obhut anvertraut.

Die Stellung der Verbündeten war im Ganzen die vom 16. Oct., nur daß Blücher, nach einem kühnen Gefechte bei Gohlis, jetzt näher an Leipzig stand: aber gewonnen hatten sie ungemein, nicht bloß durch die Ruhe des gestrigen Tages, sondern zugleich durch die Menge wackerer Streiter, die er ihnen zuführte. In der achten Morgenstunde des 17. trafen die Schweden bereits über Landsberg bei Breitenfeld ein und bezogen ein Lager. Um eilf Uhr erschien Colloredo und stellte sich vor Mark-Kleeberg ins erste Treffen. Am Mittag endlich meldete Bennigsen, daß er sammt dem Oestreicher Bubna Fuchshain erreicht habe. Von jetzt an belebte alle Gemüther der Wunsch, den Feind anzufallen, und die Hoffnung, ihn zu besiegen, und so zog man gegen ihn in sechs Heerhaufen, deren Wirkungen im Ganzen, mit Uebergehung der Ereignisse im Einzelnen, als welche die Erzählung nur verwirren würden, hier zur Bezeichnung des Gangs der Schlacht und des endlichen großen Erfolgs aufgeführt werden sollen.

Die erste Heersäule, vom Prinzen von Hessen-Homburg und, als dieser verwundet wurde, von Colloredo geleitet, nahm die Dörfer Dölitz, Dösen und Lößnig, und strebte sofort Connewitz zu bewältigen; allein Poniatowski und Oudinot ordneten die Bewegungen der tapfern Polen und Französischen Garden so einsichtig, daß keiner der unternommenen Versuche gelang.

Die zweite Heersäule, an Barclays Oberbefehl gewiesen und gebildet aus Preußen und Russen unter Kleist und Wittgenstein, und dem Russisch-Preußischen Hülfshaufen unter dem Großfürsten Constantin und dem Grafen Miloradowitsch, drang von Gossa über das aufgegebene Wachau und Liebertwolkwitz, vertrieb die Franzosen aus der Schäferei Maisdorf und der Ziegelscheune, und rückte im Sturmschritt gegen Probstheida vor, ebenfalls ohne Erfolg. Das mehrmals mit schwerem Verluste erkaufte Dorf ward immer wieder mit gleichem Verlust zurückerkauft, und endlich gegen Abend die dünnen Reihen aus dem Feuer herausgezogen und rückwärts aufgestellt.

Die dritte Heersäule oder das sogenannte Polnische Heer, von Bennigsen befehligt, und aus Preußen, Oestreichern und Russen gebildet, entfaltete sich unter der besonderen Leitung der Feldherrn Ziethen, Klenau, Stroganof und Bubna, in vier Abtheilungen. Sie erhielten ihre Richtung, die eine von Groß-Posna auf Zuckelhausen, die zweite auf Holzhausen, die dritte gegen Klein-Pösna, Baalsdorf und Zweynaundorf und die vierte in der großen Straße von Wurzen gegen Mölkau und Paunsdorf. Auch ihr gelang es, die Anstrengungen Macdonalds zu überwinden und sich aller genannten Oerter und somit eines ansehnlichen Raums zu bemächtigen. Dennoch blieb die Hauptstellung bei Stötteritz, gegen die man sich vielfach versuchte, so gut, wie die von Probstheida und Connewitz, unerobert.

Der Kronprinz von Schweden, an der Spitze der vierten Heersäule, weigerte sich zu seiner Bestimmung, der Vereinigung mit Bennigsen, über die Partha zu gehn, wofern Blücher (früher schon, doch umsonst, zu einem Tausch der beiderseitigen Stellung aufgefordert) nicht dreißig tausend Mann seines Heeres an ihn abtrete. Da gedachte der brave Deutsche einzig der Deutschen Sache, verwilligte den Heertheil Langerons und übernahm selbst, sich seines Ranges begebend, dessen Führung. Sogleich überschritten alle, Langeron bei Mockau, Stedingk bei Plaußig, Woronzof bei Grasdorf und Bülow mit Winzingerode bei Taucha, den vorliegenden Fluß und auf der Linie zwischen Schönfeld links und Paunsdorf rechts erhob sich ein harter Kampf, der für die Franzosen um so bedenklicher ward, weil nicht nur jetzt über den letzten Ort hinaus das Heer Benigsens dem Nordheer unter Vermittelung der Kosaken Platows die Hand reichte, sondern auch in der vierten nachmittägigen Stunde, als die Gefahr immer näher rückte, das Sächsische Fußvolk unter Ryssel nach dem Beispiel, das ihm die Reiterei bereits am Mittage gegeben hatte, im Angesicht der Franzosen sich den Deutschen Waffenbrüdern anschloß und sein Geschütz mitnahm. Wirklich erkannte Napoleon, als er diese Kunde empfing, augenblicklich die ganze Größe des Verlustes, der ihn bedrohte, und eilte mit Verstärkung von Probstheida herzu. Die gemessensten Befehle wurden gegeben, der Gewalt Schranken zu setzen und sich in Leipzig nicht der Rettung letztes Mittel entreißen zu lassen; und der unerschrockne Ney ermannte sich von neuem und unternahm einen doppelten Angriff, erst über Volkmannsdorf gegen die Mitte und dann von Mölkau aus gegen die linke Seite des heran-

stürmenden Feindes; allein, weit gefehlt, sich, wie er hoffte, durch die Wiedereroberung von Paunsdorf seine Stellung zu sichern, mußte er vielmehr nach seinem verlassenen Standorte zurückkehren und mit dessen Behauptung, welche der Einbruch der Dunkelheit erleichterte, sich begnügen. Mit gleicher Erbitterung gegen Langeron fochten Marmont und Nansouty bei Schönfeld, letzterer an der Spitze der berittenen Garden, die Napoleon zu Hülfe gesandt hatte. Wie dort, so dauerte auch hier bis tief in die Nacht der Kampf nicht um das Dorf, sondern um die rauchenden Trümmer des Dorfes, die endlich den Russen blieben, ohne daß sie jedoch vermochten, Reudnitz, ihr letztes Ziel, zu erreichen.

Die fünfte Heersäule oder das Schlesische Kriegsheer stand diesen Tag über zum Theil unter Sacken im Rosenthal und in den Vorstädten Leipzigs, zum Theil unter York zwischen Eutritzsch und Gohlis und beschränkte den Feind auf seine Verschanzungen vor dem Hallischen Thore.

Die sechste Heersäule endlich, oder das Kriegsheer, das der Feldzeugmeister Giulay befehligte, verharrte, wie in den beiden vorigen Tagen, in seiner Stellung bei Klein-Zschocher und beobachtete das rechte Elsterufer und die Straße von Lindenau.

Als die immer dichter werdende Nacht den Kriegern Ruhe aufzwang, Fürsten und Feldherrn der Erneuerung der Kampfarbeit für morgen entgegensahen, und den Völkern andeuteten, sich fertig zu halten, zog das ganze Französische Heer von allen seinen so hartnäckig vertheidigten Punkten (es hatte sie gehalten, nicht um zu siegen, sondern um sich zu retten) still und geräuschlos auf Leipzig und über Lindenau nach Weißenfels in der einzigen noch offnen Straße, auf der ihm Bertrand bereits am frühen Morgen vorangezogen war. Schwache Vorposten blieben zurück, um zu täuschen; in die Mauern der Gärten wurden Schießscharten gebrochen, alle Gebüsche mit Scharfschützen erfüllt und Leipzig selbst der Vertheidigung Poniatowski's und Macdonalds anvertraut, um der Flüchtigen Rettung zu sichern.

Schon in der Nacht faßte man Vermuthungen, daß der Feind weiche, und der Tag bestätigte sie vollkommen. Als die Verbündeten im Morgennebel aufbrachen, fanden sie nirgends ernste Gegenwehr, besetzten die verlassenen Dörfer und standen zwischen acht und neun Uhr nahe vor Leipzig. Es war nicht zu verkennen, daß die Stunde der Entscheidung gekommen sei, und wirklich erschienen Abgeordnete vom Rathe, die um Schonung der Stadt anhielten, und Gesandte vom Könige von Sachsen, und vom Marschall Macdonald, welche Uebergabe für freien Abzug versprachen. Allein Alexander und Friedrich Wilhelm forderten unbedingte Ergebung und erklärten, wenn der Feind zögere, würden sie augenblicklich zum Sturm übergehn. Zugleich ordnete sich das Böhmische, Polnische, Schwedische und Schlesische Heer zum Angriff, drang gegen die Thore von Grimma und Halle vor und bemächtigte sich um Mittag unter den lebhaftesten Kämpfen und Gegenkämpfen der Stadt.

Mit dem Eindringen in diese stieg die hier schon obwaltende Verwirrung aufs höchste, und bis zur Verzweiflung die Noth der nicht blos überwältigten, sondern gänzlich abgeschnittenen Feinde. Es hatte nämlich in der zehnten Stunde Napoleon nach einem gewiß unerfreulichen Lebewohl, das er dem Könige von Sachsen brachte, sich durch das innere Petersthor nach dem äußern Ranstädter (das innere war versperrt) mit seiner Umgebung geflüchtet und die Flattermine unter der Lindenauer Brücke, sobald sie hinter ihm lag, anzünden lassen. Mit dem Niedersinken dieser Brücke sank zugleich für alles, was dahinten blieb, der Rettung letztes und einziges Mittel nieder. In den Straßen Leipzigs stand Geschütz und Gepäck, in seinem Zuge gehemmt. Die Sieger drängten sich in immer stärkern Massen heran und erfüllten den spärlichen Raum; die Nothbrücke im Richterschen Garten brach unter der Last der Herzuströmenden; längs den Armen der Pleiße und Elster irrten unstäte Haufen hin und her, um Uebergänge zu finden, und sahen sich überall eingeschlossen, verfolgt und bedroht. Nur Einzelnen gelang zu entrinnen. Bei weitem die meisten sanken ein Raub der Fluthen, oder fielen ein Opfer des Schwertes, oder erfuhren die Schmach der Gefangenschaft.

In solcher Art endete am 19. October die Schlacht von Leipzig, die wohl mit Recht eine allgemeine Völkerschlacht heißen mag, da in ihr der größte Theil der Europäischen und kein unbeträchtlicher der Asiatischen Völkerschaften gegen einander gestanden hatten. Ob sie mehr durch Napoleons Fehler verloren ging, oder durch die Einsicht der Verbündeten gewonnen ward, kann als gleichgültig betrachtet werden. Was dagegen mit Recht Ruhm verdient, ist der Häupter und Feldherrn seltne Eintracht, und der hohe Muth der Gemeinen, von denen das Urtheil der Menschen den Preußen den Kranz zusprach. Wie sehr Tod und Verderben an den beiden Schlachttagen gewüthet haben müssen, erhellt theils aus der ungeheuren Zahl von hundert und neun und siebenzig tausend Ladungen, die von den Franzosen verbraucht wurden (Napoleon selbst befahl, was er vielleicht nie befohlen hatte, haushälterisch mit den Schießvorräthen umzugehn) theils aus der Einbuße der Verbündeten. Ein und zwanzig Feldherrn (Generale), tausend acht hundert Oberbefehlshaber (Officiere) und an fünf und vierzig tausend Gemeine lagen todt oder verwundet. Weniger bestimmt läßt sich der Verlust des Feindes angeben: doch ist gewiß, daß der Sieger drei und zwanzig tausend Kranke, die man seiner Menschlichkeit überließ, in Leipzig traf und drei hundert Stücke Geschütz, neun hundert Wagen und wenigstens funfzehn tausend Gefangene, unter ihnen Feldherrn von großem Rang und großem Werthe, wie Lauriston und Regnier, abführte. Von den auf feindlicher Seite Gefallenen nahm Niemand der Menschen Aufmerksamkeit und Mitleid stärker in Anspruch, als der Pole, Fürst Joseph Poniatowski, ein schöner und stattlicher Mann, zumal zu Pferde, aller Waffenübungen kundig, von Sitten eben so herablassend und milde, als von Gemüth edel und tapfer, und in jedem Betracht würdig, mit Kosciusko genannt zu werden. Als er eine Furth durch die Elster

suchte, sank er, minder glücklich, als Macdonald, unter und ward einige Tage darauf gefunden und erkannt. Seine Reste bewahrt, wie billig, das Vaterland, dem sein Leben und seine Wünsche geweiht waren. Ein Denkmal in der Nähe des Orts, wo er ertrank, hat ihm das Polnische Heer setzen lassen.

LVIII[b]. Johann Peter Hebel.

(1760 — 1828.)

Kannitverstan.*)

(S. 154.)

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen, so gut als in Amsterdam Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt, voll prächtiger Häuser, wegen der Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß kostbare Gebäude, die 6 Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund, redete er ihn an, könnt ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkoien?" Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstund, als der Fragende von der holländischen, nämlich Nichts, sagte kurz und schnautzig: Kannitverstan; und schnurrte vorüber. Dieß war ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: Ich kann euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sey der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann seyn, der Herr Kannitverstan, dachte er, und ging weiter Gaß aus Gaß ein, kam endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben aus-

---

*) Aus dem: „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Neue Auflage. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1827." 8.

geladen wurde. Schon ſtanden ganze Reihen von Kiſten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere heraus-gewälzt, und Fäſſer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer, und Salveni-Mausdreck darunter. Als er aber lange zugeſehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiſte auf der Achſel heraus trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle dieſe Waaren an das Land bringe. „Kannitverſtan," war die Antwort. Da dachte er: Haha, ſchaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer ſolche Reichthümer an das Land ſchwemmt, der hat gut ſolche Häuſer in die Welt ſtellen, und ſolcherlei Tulipanen vor die Fenſter in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück, und ſtellte eine recht traurige Betrachtung bei ſich ſelbſt an, was er für ein armer Menſch ſey unter ſo vielen reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal ſo gut bekäme, wie dieſer Herr Kannitverſtan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier ſchwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls ſchwarz überzogenen Leichen-wagen langſam und traurig, als ob ſie wüßten, daß ſie einen Todten in ſeine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verſtorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in ſchwarze Mäntel, und ſtumm. In der Ferne läutete ein einſames Glöcklein. Jetzt ergriff unſern Fremdling ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menſchen vorüber geht, wenn er eine Leiche ſieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig ſtehen, bis Alles vorüber war. Doch machte er ſich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an ſeiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufſchlüge, ergriff ihn ſachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Exküſe. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch geweſen ſeyn, ſagte er, dem das Glöcklein läutet, daß ihr ſo betrübt und nachdenklich mitgeht." Kannitverſtan! war die Antwort. Da fielen unſerm guten Tuttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal ſchwer und wieder leicht um's Herz. Armer Kannitverſtan, rief er aus, was haſt du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einſt von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von allen deinen ſchönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Bruſt, oder eine Raute. Mit dieſen Gedanken begleitete er die Leiche als wenn er dazu gehörte, bis an's Grab, ſah den vermeinten Herrn Kannitverſtan hinabſenken in ſeine Ruheſtätte, und ward von der holländiſchen Leichenpredigt, von der er kein Wort verſtand, mehr gerührt, als von mancher deutſchen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den Andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutſch verſtand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käſe, und, wenn es ihm wieder einmal ſchwer fallen wollte, daß ſo viele Leute in der Welt ſo reich ſeyen, und er ſo arm, ſo dachte er nur an den Herrn Kannitverſtan in Amſterdam, an ſein großes Haus, an ſein reiches Schiff und an ſein enges Grab.

LIX. Arnold Herm. Ludw. Heeren.

(1760.)

Perikles als Staatsmann.*)

(Dritter Theil. S. 384.)

Erst seit den Perserkriegen ist es, wo die Männer in Griechenland auftraten, denen wir den Namen von Staatsmännern im neueren Sinne des Wortes beilegen. Denn erst damals war es, als bei dem Kampf mit einem an Macht scheinbar unendlich überlegenen Feinde, in welchem es Sein oder Nichtsein galt, und der Rath nicht weniger als die That entschied, ein höheres Interesse des Staats auflebte, das die bessern Köpfe und hervorragenden Geister beschäftigte; und auch nicht wieder erstarb, noch sobald ersterben konnte. Denn unmittelbar aus diesem Kampf ging jene Idee der Vorsteherherrschaft von Griechenland hervor, die ein einziger Staat erhielt und gegen siebzig Jahre behauptete, und in welcher er die Grundlage seiner Größe und seines Glanzes fand. Nun entstand ein ganz anderer Maßstab der politischen Geschäfte und Verhandlungen. Die auswärtigen Verhältnisse wurden die Hauptsache; ihre Lenkung war es, welche die Männer an der Spitze des Staats beschäftigte. Aber eben deshalb blieb der Wirkungskreis dieser Männer auch nicht blos auf Athen beschränkt; er breitete sich gewissermaßen über ganz Griechenland aus.

Das Streben dieser Männer gieng dahin, und mußte dahin gehen, in einer Bürgergemeine sich geltend zu machen, in der zwar einige Ungleichheit durch die Geburt herrschte, (denn gewisse Familien, die der Eupatriden, wurden als hervorragend, als eine Art von Adel angesehen, und bildeten selbst eine politische Parthei) aber in der doch die Geburt sehr wenig über den künftigen Einfluß bestimmte. Es ist wahr, auch in Athen waren etwa so wie in England, in gewissen Familien, oder Classen von Familien, auch gewisse politische Ideen und Grundsätze herrschend; wodurch jene aristokratischen und demokratischen Partheien sich bildeten, und unter mannichfaltigem Wechsel erhielten. Aber die Geschichte Athens liefert dennoch der Beweise genug, daß der Einfluß, dessen jemand in der Gemeine genoß, keinesweges von seiner Geburt abhing. Es gab hier wie in andern ähnlichen Staaten zwei Mittel sich diesen zu verschaffen; im Kriege durch die That, im Frieden durch den Rath. Aber mit dem Unterschied, daß in gewissen Zeiten der kriegerische Ruhm vorherrschend war, in andern auch ohne ihn der Mann von Einfluß sich bilden konnte. In den ersten Zeiten, während des Kampfes mit den Persern, war der Feldherr Staatsmann; — und wie konnte es anders seyn? Als aber die Geschäfte des Friedens wichtiger wurden, eröffnete sich für den Mann von Geist auch ein anderer Weg

---

*) „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel, der vornehmsten Völker der alten Welt. Von A. H. L. Heeren. Göttingen. Vanderhoek. Drei Theile. **1793—1805.**“ 8.

sich geltend zu machen. Aber dennoch dauerte es lange in Athen, bis der bloße Staatsmann sich heben konnte; lange blieb er noch mit dem Feldherr vereint; nur daß nun die Zeiten kamen, wo der erste vor dem letzteren hervorzuragen begann. So werden wir also nicht mehr mißverstanden werden können, wenn wir die drei Zeiten von einander unterscheiden; die erste, wo der Staatsmann dem Feldherrn, die andere, wo der Feldherr dem Staatsmann untergeordnet war; und die dritte, wo der Staatsmann auch von dem Feldherrn abgesondert handelt. Auch ohne einen ausführlichen Beweis, wird es der Leser leicht wahrnehmen, daß hier zugleich ein gewisses Verhältniß mit der fortschreitenden Kultur der Nation statt finde; der bloße Feldherr mag auch bei einem Barbaren-Volke vorherrschen; allein der Staatsmann, getrennt vom Feldherrn, findet erst bei einer cultivirten Nation seinen Platz. Um aber jene Zeitalter bestimmter zu bezeichnen, mag es uns erlaubt sein, das erste das des Themistokles, das andere das des Perikles, das dritte das des Demosthenes zu nennen. — — — — — —

Darin liegt eigentlich das Geheimniß der großen Männer, daß sie Niemand zu verrathen fähig sind, weil sie Niemand ihren Tiefblick, oder vielleicht in manchen Fällen vielmehr ihre Ahnungen, mittheilen können. Wer das Zeitalter des Perikles nennen hört, knüpft daran sofort eine Reihe großer und schöner Ideen; wer tiefer in die Kenntniß desselben eindringt, findet freilich bald, daß hier kein reines Ideal vorhanden war; allein das Große und Edle bleibt darum doch nicht minder wahr. Den bloßen Bürger eines Freistaats zu erblicken, der sein Volk, und durch dasselbe die gebildete Menschheit überhaupt, auf eine höhere Stufe hebt, ist ein Schauspiel, das die Geschichte nur noch ein einzigesmal, unter ähnlichen Umständen, in Lorenzo dem Fürstlichen zu wiederholen vermochte. Beneidenswerthe Männer, um deren Scheitel ein ewig frischer Lorbeer grünt! Ist Nachruhm, ist dankbares Andenken der Nachwelt kein leeres Glück; — wer möchte nicht mit dem Eurigen tauschen?

Die Staatskunst des Perikles ruht auf einer einfachen Grundlage: der erste in seiner Vaterstadt zu sein, indem er seine Vaterstadt zu der ersten machte. Ihr politisches Uebergewicht hieng ab von der Behauptung jener schon oben erläuterten Vorsteherschaft von Griechenland, allein nicht blos die Gewalt, sondern Alles, was eine Stadt nach griechischem Sinn verherrlichen konnte, sollte ihr dieses erhalten. So fühlte er selber das Bedürfniß einer vielseitigeren Ausbildung, als sie bisher in Athen statt gefunden hatte, und nichts, was sein Zeitalter ihm darbieten konnte, blieb ungenutzt. Er war der erste Staatsmann, der es empfand, daß ein gewisser Grad von philosophischer Bildung ihm nöthig sei; nicht um in ein Lehrsystem sich einzuspinnen, sondern sich im freien Denken zu üben; und er ward der Schüler des Anaxagoras. Wenn bisher nur vom Staat bestellte Redner die Vorträge in der Volksversammlung thaten, so trat er zuerst als selbstbestellter Redner auf; und das Studium der Beredsamkeit ward ihm Bedürfniß, ohne daß doch das Handeln bei ihm dem Reden untergeordnet gewesen wäre. Indem er Athen durch jene Meisterwerke der Baukunst und der bildenden Künste

verherrlichte, war er nicht der Gönner, sondern der Freund eines Phidias, und ähnlicher Männer, und wer weiß nicht, wie er durch die Verbindung mit Aspasia, der Vertrauten, der Geliebten, und zulezt der Gemahlin, jene feinere Bildung seinem Geist zu geben wußte, die er bei athenienſischen Bürgerinnen vergeblich suchen mochte. Das alles stand aber in Beziehung bei ihm mit seinem öffentlichen Leben. Er wollte ganz Staatsmann sein, und war es. „Nur auf Einem Wege in der Stadt," sagt Plutarch, „sah man ihn; auf dem zum Markte und zum Rathhaus. Einladungen zu Gastmählern und zu allen muntern Gesellschaften und Umgang lehnte er ab. In der langen Zeit, wo er dem Staat vorstand, hat er nie bei einem seiner Freunde gespeiset; blos bei der Hochzeit seines Neffen Eurypolemus war er zugegen; aber sofort nach der Libation stand er auf. Aber auch in der Volksversammlung erschien er nicht immer; sondern nur bei wichtigen Gelegenheiten; kleine Sachen ließ er durch Vertraute und Redner betreiben." So stellte Perikles das Muster eines Staatsmanns dar, wie Griechenland ihn noch nicht gesehen hatte; und ihn auch nicht wieder erblickte. Seine Geschichte lehrt, daß auch Er unter dem Getriebe der Partheien groß wurde; die er dennoch endlich alle niederschlug; und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn sein Zeitalter nicht einstimmig über ihn urtheilte. Wie rieben sich auch nicht schon an ihm, wie man aus Plutarch sieht, die Komiker! Aber eine Stimme hat er für sich gewonnen, die allein alle andern aufwiegt, die des Thukydides. „So lange er dem Staat in Frieden vorstand," sagt der Geschichtschreiber, „geschah es mit Mäßigung; er hielt ihn aufrecht; ja er ward am größten unter ihm. Wie der Krieg begann, zeigte er auch hier, daß er seine Kraft richtig berechnet hatte. Da er, an Würde und Klugheit der Erste, über allen Verdacht der Bestechlichkeit erhaben war, so lenkte er das Volk mit großer Freiheit; und ward nicht sowohl von ihm geleitet, als er es leitete; weil er ihm nicht nach dem Munde redete; sondern mit Würde, und selbst mit Heftigkeit ihm widersprach. Wollte es etwas unzeitig thun, so wußte er es zu bändigen; wollte es ohne Grund den Muth sinken lassen, wußte er ihn wieder aufzurichten. So war es dem Namen nach eine Herrschaft des Volks; der Sache nach die Herrschaft des ersten Mannes." Die Charakteristik eines solchen Meisters bedarf keiner Zusätze; nur das dürfen wir aber nicht unberührt lassen, daß auch bei einem Perikles der Feldherr nicht über den Staatsmann vergessen wurde.

Hohe Vorsicht, nichts ohne die größte Wahrscheinlichkeit des Erfolgs zu unternehmen, scheint hier seine Regel gewesen zu sein; und so groß war auch hier das zu ihm gefaßte Zutrauen, daß er in den letzten fünfzehn Jahren, wo er allein die Lenkung der Angelegenheiten hatte, ununterbrochen in dieser Stellung geblieben zu sein scheint.

Bei aller gerechten Bewunderung, die wir dem Perikles zollen, dürfen wir aber auch nicht vergessen, daß die Zeitumstände ihn begünstigten. Ein Mann wie Er vermag viel, weil der Staat, dem er vorsteht, im Aufblühen ist, und in dem Volke selbst sich Anlagen und

Kräfte entwickeln, die er nur muß zu nutzen verstehn. Perikles selber hätte seine Rolle nicht zum zweiten Male spielen können, wieviel weniger die, welche seine Nachfolger wurden. Die Geschichte hat unter diesen nur Einen zu nennen, den wir erwähnen müssen, weil er auch in einem gewissen Sinn nicht blos Athen, sondern Griechenland angehörte, Alcibiades. Das Zeitalter, in dem er auftritt, ist durchaus kriegerisch, hauptsächlich durch seine Schuld. So mußte also freilich bei ihm der Feldherr über dem Staatsmann stehen. Aber dennoch kann man mit Zuversicht sagen, daß er auch in besseren Zeiten kein Perikles geworden wäre; wie sehr auch Geburt, Talente und Vermögen ihn zu einer ähnlichen Rolle zu bestimmen schienen. Perikles sah in allem erst den Staat, und dann sich; Alcibiades in Allem erst sich und dann den Staat. Bedarf es mehr, um ihn als Staatsmann zu würdigen? Eitelkeit war die Grundlage seines Characters. So schildert ihn derselbe große Geschichtsschreiber, der uns Perikles malte. „Obwohl Alcibiades," sagt er, „an Reichthum und Ansehen unter seinen Mitbürgern hervorragte, so waren seine Wünsche doch immer größer, als sein Vermögen, besonders um Prachtrosse zu halten, und andern Aufwand zu treiben; welches nicht wenig dazu beigetragen hat, nachmals den Staat der Athener zu stürzen." Seine Geschichte ist zu bekannt. als daß es nöthig wäre, Beweise dafür im Einzelnen zu führen; sie ist vom Anfang bis zum Ende der Beleg dazu. — — — —

LX. Friedrich von Matthison.

(1761 — 1831.)

Aus den Erinnerungen. *)

Der große Bernhardsberg.

(Erster Theil. S. 4.)

Von St. Pierre, dem letzten wallisischen Dorfe auf der Straße, die über den großen Bernhard nach Italien führt, steigt man 3 Stunden bis zum Kloster. Mit der Morgenröthe begab ich mich auf den Marsch. Nicht fern von der Brücke wird man durch einen Felsen überrascht, welcher in Obelisken-Form aus den Fluthen der in finsterer Tiefe brausenden Dranße sich erhebt. Ihn umkleidete, gleich einem Königs-Mantel das Purpur-farbige Rhododendron, und ein Kreuz auf seinem abgerundeten Gipfel vollendete das Romantische des Anblicks. — Eins der lieblichsten und sinnvollsten Gemmen-Bilder, die jemals einer dichterischen Künstler-Phantasie vielleicht vorschwebten, mahlte sich einige Schritte weiter mit unverbleichbaren Farben in meine Seele. Der schöne Bergschmetterling Apollo, mit den Rubin-augigen Flügeln saß auf der

*) „Erinnerungen von Friedrich von Matthison. Fünf Theile. 1810 bis 1816." 8.

Lasur=blauen Urne der großen Genziane. Lange schien er die prächtige Blume mit Wonne zu liebkosen, bis ein Lufthauch ihn emporscheuchte. Psyche entschwebte dem Aschen=Kruge.

Von Minute zu Minute nahm nun die Gegend einen rauheren und grausenvolleren Charakter an. Längst schattete kein Baumwipfel mehr, und der mit den zartgefranzten Amethyst=Glöckchen der Soldanelle geschmückte Rasen verlor sich bald unter einer unabsehbaren Schneefläche. Noch wechselte der sanfte Gesang der Alpen=Lerche mit dem gellenden Pfeifen der Gemsen. Aber auch diese Töne verhallten, und bis zum Kloster vernahm nun in dieser furchtbaren Einsamkeit mein Ohr keinen Laut mehr, als den fernen Donner einer Lauine. Hier ist es, wo nicht selten Reisende im Schneegestöber umkommen oder von Lauinen begraben werden, und wo die Chorherrn, diese Helden der Menschenliebe, mit Hülfe ihrer Hunde und Sondir=Stangen schon so viele solcher Unglücklichen entdeckten, und wieder ins Leben riefen. Das mühevolle Arbeiten im Schnee erschöpfte zuletzt meine Kräfte. Schon ersah ich mir einen bemoosten Steinblock zum Ausrasten, als das Läuten der Kloster=Glocke, welches dumpfig aus einem wilden Geklüfft herabhallte, plötzlich des Wanderers Muth und Stärke wieder erneute. Bald erschien hoch über mir in schwarzblauer Luft das Kloster selbst am Rande eines Felsen=Walles, der dasselbe, gleich einem unersteigbaren Bollwerke, zu verschanzen schien. Der Anblick dieses regelmäßigen und ansehnlichen Gebäudes ist von unbeschreiblicher Wirkung in einer Gegend, wo das an Gärten, Wiesen, Bauerhöfe, Wälder und Ströme gewöhnte Auge ringsum Nichts erblickt, als Riesen=Gipfel, deren Fuß düsteres Gewölk umgürtet, und Eis= und Schnee=Felder, welche labyrintisch durch Thäler und Schlünde in trauriger Unwandelbarkeit sich verbreiten. Gastlich thaten die Pforten der höchsten Menschen=Wohnung unserer Halbkugel dem ermüdeten Alpenpilger sich auf, und ein Labetrunk gekeltert an den Ufern der Dora, erquickte vor einem hoch=lodernden Feuer sein Herz.

In dieser 1246 Toisen über die Meeresfläche erhabenen Region wehen die Lüfte eines immerwährenden Winters. Der kleine, dem Kloster südwärts liegende See, dessen trauernde Gestade kein grünender Schilf= oder Binsen=Kranz entödet, wird niemals ganz vom Eise befreit, und im Augustmonate hält sich das Thermometer, sogar in der Mittagsstunde, nicht selten unter dem Gefrierpunkte. Hier wo das Brennholz zu den ersten Lebensbedürfnissen gehört, und in unglaublicher Menge verbraucht wird, muß dasselbe auf schroffen und gefahrvollen Wegen, die höchstens nur 2 Monate im Jahr offen stehen, von Maulthieren heraufgetragen werden. — Ich fand die Chorherrn, unter denen einige sich in Rede und Manieren als Männer von feiner Erziehung ankündigten, beim Frühstücke versammelt. Der Speisesaal ist geräumig, nicht mit Pracht, aber mit Geschmack verziert, und was in meinen Augen allen Kristall=Kronen, Spiegel=Wänden, Marmor=Tafeln und Decken=Gemählden den Rang abgewinnt, die Reinlichkeit verbreitete ihren milden, bescheidenen Reiz über das Ganze. Mit unverstellter Herzlichkeit wurde der Fremdling empfangen, und dringend ersucht, während des

längeren oder kürzeren Aufenthaltes im Kloster, sich völlig wie am eigenen Heerde zu betrachten.

Es war für mich die Erfüllung eines Lieblings-Wunsches, in die Mitte einer Gesellschaft zu treten, die durch die Wohlthätigkeit ihrer Zwecke mir längst ehrwürdig war, und wovon manches Mitglied mehr als eine Bürger-Krone verdient hatte. Mit welcher Aufopferung von Lebensgenuß, mit welcher heldenmüthigen Entsagung alles Dessen, was die Tage der Sterblichen im süßen Zauber weiblicher Geselligkeit verschönt und beseliget, üben nicht jene Männer in einem der unwirthbarsten Winkel der Erde, kalt und unfreundlich wie die Nebel von Grönland, die Pflichten der Menschlichkeit! Unentgeltlich, und ohne Ansehn des Standes und der Religion wird der müde Reisende gespeiset und beherberget, der Kranke bis zur Genesung mit der treuesten Sorgfalt gepflegt, und der Erstarrte dem Tode entrissen. — Täglich in der strengsten Jahreszeit, und so oft es schneit oder nebelt, gehen Einige von ihnen mit langen Stangen, und in Begleitung ihrer trefflichen Hunde auf die Landstraße, welche diese Thiere ohngeachtet des finstersten Nebels, oder des dichtesten Schneegestöbers niemals verfehlen. Ward nun ein Reisender von einer Lauine verschüttet, oder in ohnmächtiger Erstarrung von Flocken begraben, so erwittern die Hunde, ist anders die Tiefe des ihn bedeckenden Schnees nicht allzu beträchtlich, unfehlbar die Stelle, und verlieren keinen Augenblick, durch Schnobern und Scharren sie der hülfreichen Menschenhand anzudeuten. Der Verunglückte wird hervorgezogen und ins Kloster getragen, wo man ihn mit Schnee reibt, in gewärmte Betten legt, und jedes als wirksam anerkannte Mittel anwendet, sein fliehendes Leben zurückzurufen. Die Anzahl Derer, die auf Schlachtfeldern ihr Leben verlieren, weiß ganz Europa; aber die Anzahl Derer, denen es die Menschlichkeit in diesen Einöden wiederschenkte, konnte mir Niemand angeben. Yoricks protokollirender Engel in der Kanzley des Himmels erscheint auf diesen unwirthlichen Höhen in seiner göttlichen Glorie. — Trotz der unaufhörlichen Entdeckungs-Gänge dieser Menschenfreunde und ihrer Hunde vergeht indeß beinahe kein Jahr, daß nicht im Sommer, wenn der Schnee wegschmilzt, Leichname von Reisenden zu Tage gebracht werden, die hier von Allem fern, was ihr Herz Theures und Köstliches auf der Welt besaß, hülflos umkamen.

Da die Natur in dieser Stein-Wüste den Todten die unterirdische Wohnung versagt, so werden sie in einer an der Ostseite des Klosters liegenden Kapelle versammelt, deren Wände, um den Durchzug der Luft zu begünstigen, mit großen vergitterten Oeffnungen versehen sind, die an das Beinhaus bei Murten erinnern. Der Anblick der darin beisammen ruhenden, aus verschiedenen Weltgegenden, meistens gewiß durch sehr entgegengesetzte Schicksale, hier hoch über den Wolken vereinigten Todten rührte mich im Innersten der Seele. Alle sind in Leichentücher gehüllt; und weil in dieser scharfen und trocknen Luft kein entseelter Körper verwes't, sondern nur allmählig zusammenschrumpft und verdorrt, so erhalten die Gesichtszüge sich lange vollkommen unentstellt, und mehre dieser Verunglückten wurden von Angehörigen und Freunden nach zwei

Jahren und darüber noch wieder erkannt. Sie sind nicht übereinander geschichtet, sondern sitzen aufrecht, und jeder neu Ankommende wird immer mit dem Kopfe an die Brust seines Vorgängers gelehnt. Diese Stellung hat etwas Vertrauliches und ganz das Ansehen eines gemeinschaftlichen Schlummers. Vier Reihen solcher Schläfer laufen schon neben einander hin. Die Farbe der Gesichter, eben so wie die Farbe der Hände und Füße, welche das Leichentuch bei Einigen unbedeckt ließ, nähert sich dem dunkeln Zimmet-Braun der ägyptischen Mumien.

LXI. August von Kotzebue.

(1761 — 1819.)

Der Arme und der Reiche. *)

(Akt I. Scene 6 und 7. S. 17.)

Unbekannter. Franz. Der Greis (aus der Hütte).

Greis. O wie wohl das thut, nach sieben langen Wochen — Gottes warme Sonne! — Fast hätt' ich in der Freude dem Schöpfer zu danken vergessen! (faltet die Mütze zwischen beiden Händen, blickt gen Himmel und betet.)

Unbekannter (läßt das Buch sinken und wird aufmerksam auf ihn.)

Franz. Dem Alten ist wohl wenig Freude in der Welt beschert, und doch dankt er Gott auch für das Wenige.

Unb. Er stellt sich fromm, um mich zu rühren.

Fr. (die Achseln zuckend.) O weh! o weh!

Greis (hat still sein Gebet vollendet und nähert sich mit der Mütze in der Hand.) Guten Tag!

Fr. Den gebe dir Gott!

Greis. Er hat ihn mir gegeben.

Fr. Glück zu, Alter! Du bist dem Tode entronnen.

Greis. Eine wohlthätige Frau hat mir das Leben gefristet.

Fr. Freilich bist du schon ein alter Knabe.

Greis. Ueber siebenzig.

Fr. Fürwahr, du solltest über deine Genesung murren.

Greis. Murren?

Fr. Für den Unglücklichen ist der Tod kein Uebel.

Greis. Bin ich denn so unglücklich? Genieße ich nicht diesen schönen Morgen und bin gesund? — Glaubt mir, Herr, ein Genesender, der zum Erstenmale wieder in die freie Luft tritt, ist sehr glücklich!

Fr. Wie lange?

---

*) Aus „Menschenhaß und Reue. Schauspiel in fünf Akten von August von Kotzebue. Neue von dem Verfasser selbst ganz veränderte Ausgabe. Leipzig. Kummer. 1819." 8.

Greis. Freilich, man gewöhnt sich nur zu leicht daran, doch weniger im Alter. Da wird man haushälterisch mit der Gesundheit. Man stürzt den Wein nicht mehr hinunter, man schlürft die letzten Tropfen. So ist's auch mit der Freude. Ich habe viel in der Welt gelitten und leide noch, aber ich würde darum doch nicht gern sterben. Als mir vor vierzig Jahren mein Vater diese Hütte hinterließ, da war ich ein junger rascher Kerl, nahm ein gutes flinkes Weib, die schenkte mir fünf Kinder, und Gott segnete meine Wirthschaft. Das dauerte wohl 15 Jahre. Es kam die große Hungersnoth, mein Weib half mir ehrlich tragen. Aber bald darauf nahm Gott sie zu sich! mit ihr verschwand der Segen. Durch den Krieg mußt' ich verarmen. Die Knochen meiner Söhne liegen auf dem Schlachtfelde! nur Einer blieb mir übrig. Das war Schlag auf Schlag! ich konnte mich lange nicht erholen. Zeit und Gottesfurcht thaten endlich das ihrige. Ich gewann das Leben wieder lieb. Mein Sohn wuchs heran und half mir arbeiten. Nun hat auch der fort gemußt — das ist freilich hart! Arbeiten kann ich nicht mehr, ich bin alt und schwach. Wäre Madame Müller nicht gewesen, ich hätte verhungern müssen.

Fr. Und doch hat das Leben noch Reiz für dich?

Greis. Warum nicht? so lange mein Herz noch an irgend etwas hängt? Hab' ich denn nicht einen Sohn?

Fr. Wer weiß, ob deine Augen ihn je wiedersehen.

Greis. Er lebt aber doch.

Fr. Wer weiß!

Greis. Nun so lebt er in meinen Gedanken, und das erhält mir mein eignes Leben. Ja, Herr, selbst wenn mein Sohn todt wäre, so würde ich darum doch nicht gerne sterben. Denn hier ist noch eine Hütte, in der ich geboren und erzogen bin; hier ist noch eine alte Linde, die mit mir aufwuchs, und — fast schäme ich mich, es zu bekennen — ich habe auch noch einen alten treuen Hund, den ich liebe.

Fr. Einen Hund?

Greis. Ja, einen Hund. Lach' er, wie er will. Madame Müller, die wackere Frau, war selbst einmal in meiner Hütte. Der alte Fidel knurrte, als sie kam. „Warum schafft er den garstigen großen Hund nicht ab?" fragte sie mich, „er hat ja kaum Brod für sich." — Lieber Gott! gab ich zur Antwort, wenn ich ihn abschaffe, wer wird mich dann lieben?

Fr. (zu dem Unbekannten). Nehmen Sie mir's nicht übel, gnädiger Herr, ich wollte, Sie hätten zugehört.

Unb. Das hab' ich.

Fr. Nun so wollt' ich, Sie nähmen ein Beispiel an diesem Alten.

Unb. (nach einer Pause, gibt ihm das Buch). Da, leg' es auf meinen Schreibtisch. (Franz ab.)

Unb. Wieviel gab dir Madame Müller?

Greis. Ach! die gute, englische Seele hat mir soviel gegeben, daß ich dem kommenden Winter ruhig entgegen sehen darf.

Unb. Nicht mehr?

Greis. Wozu denn mehr? — Freilich, um meinen Hans los zu kaufen, könnt' ich's wohl brauchen — aber — sie ist ja selbst nicht reich.

Unb. (drückt ihm einen Beutel in die Hand) Da! kaufe deinen Hans los. (Er entfernt sich schnell.)

Greis. Was war das! (er öffnet den Beutel und findet ihn voller Goldstücke). Ach Gott! (er zieht die Mütze ab, kniet nieder und betet).

(Scene 7)

Franz. Der Greis.

Greis (ihm entgegen). Nun, sieht er wohl, Herr? Vertrauen auf Gott läßt nicht zu Schanden werden. Hier ist Gottes reicher Segen.

Fr. Glück zu! wer gab dies?

Greis. Sein braver Herr, dem Gott lohne!

Fr. Amen! — Darum also mußt' ich das Buch hinein tragen? Er wollte keinen Zeugen seiner Wohlthätigkeit.

Greis. Auch meinen Dank wollte er nicht einmal. Fort war er, ehe ich reden konnte.

Fr. Das sieht ihm ähnlich.

Greis. Nun, Herr, nun will ich gehn, so schnell die alten Füße mich tragen wollen. Ach! ein fröhlicher Gang! ich gehe, meinen Hans loszukaufen. — Wie wird der gute Junge sich freuen. — Er hat auch ein Mädchen unten im Dorfe, eine brave Dirne — welche Freude! welche Freude! — Gott! wie gütig bist du! Jahre lange Leiden vermögen die Erinnerung an ehemalige Freuden nicht auszulöschen, aber ein einziger froher Augenblick tilgt Jahre lange Leiden aus unserm Gedächtniß! — Beschreib er seinem Herrn meine Freude, die wird ihm lieber seyn, als mein Dank. — O warum kann ich nicht laufen! warum nicht fliegen! — (er steht plötzlich still) Halt! das war unrecht. Der alte Fidel muß auch mit mir gehen. Er hat mit mir gehungert und gewinselt, er soll sich auch mit mir freuen. Er und mein Sohn sind alte gute Freunde. (In die Hütte gehend) Fidel! Fidel!

Fr. (abgehend). Die Reichen sind doch zu beneiden.

LXIII[a]. Johann Gottlieb Fichte.

(1762 — 1814.)

1. Ueber die Bestimmung des Gelehrten. *)

(1794)

(Vierte Vorlesung. S. 87.)

Der Gelehrte ist ganz vorzüglich für die Gesellschaft bestimmt: er ist, insofern er Gelehrter ist, mehr als irgend ein Stand, ganz eigentlich nur durch die Gesellschaft und für die Gesellschaft da; er hat dem-

*) Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten. Von Joh. Gott. Fichte. Jena und Leipzig. Gabler 1794. 8.

nach ganz besonders die Pflicht, die gesellschaftlichen Talente, Empfänglichkeit und Mittheilungsfertigkeit, vorzüglich und in dem höchst möglichen Grade in sich auszubilden. Die Empfänglichkeit sollte in ihm, wenn er auf die gehörige Art sich die gehörigen empirischen Kenntnisse erworben hat, schon vorzüglich ausgebildet seyn. Er soll bekannt seyn mit demjenigen in seiner Wissenschaft, was schon vor ihm da war: das kann er nicht anders als durch Unterricht — sey es nun mündlicher oder Bücherunterricht, — gelernt, nicht aber durch Nachdenken aus bloßen Vernunftgründen entwickelt haben. Aber er soll durch stetes Hinzulernen sich diese Empfänglichkeit erhalten; und sich vor der oft, und bisweilen bei vorzüglichen Selbstdenkern, vorkommenden gänzlichen Verschlossenheit vor fremden Meinungen und Darstellungsarten zu verwahren suchen; denn niemand ist so unterrichtet, daß er nicht immer noch hinzulernen könnte, und bisweilen noch etwas sehr nöthiges zu lernen hätte; und selten ist jemand so unwissend, daß er nicht selbst dem Gelehrtesten etwas sollte sagen können, was derselbe nicht weiß. Der Mittheilungsfertigkeit bedarf der Gelehrte immer; denn er besitzt seine Kenntniß nicht für sich selbst, sondern für die Gesellschaft. Diese hat er von Jugend auf zu üben, sie hat er in steter Thätigkeit zu erhalten; — durch welche Mittel werden wir zu seiner Zeit untersuchen.

Seine für die Gesellschaft erworbene Kenntniß soll er nun wirklich zum Nutzen der Gesellschaft anwenden; er soll die Menschen zum Gefühl ihrer wahren Bedürfnisse bringen, und sie mit den Mitteln ihrer Befriedigung bekannt machen. Das heißt nun aber nicht, er soll sich mit ihnen in die tiefen Untersuchungen einlassen, die er selbst unternehmen mußte, um etwas gewisses und sicheres zu finden. Dann gieng er darauf aus, alle Menschen zu so großen Gelehrten zu machen, als er etwa selbst seyn mag; und das ist unmöglich und zweckwidrig. Das übrige muß auch gethan werden; und dazu sind andere Stände; und wenn diese ihre Zeit gelehrten Untersuchungen widmen sollten, so würden auch die Gelehrten bald aufhören müssen, Gelehrte zu seyn. Wie kann und soll er denn aber seine Kenntnisse verbreiten? Die Gesellschaft könnte ohne Zutrauen auf die Redlichkeit nnd Geschicklichkeit anderer nicht bestehen und dieses Zutrauen ist demnach tief in unser Herz geprägt; und wir haben es durch eine besondere Wohlthat der Natur nie in einem höhern Grade, als da wo wir der Redlichkeit und Geschicklichkeit des andern am dringendsten bedürfen. Er darf auf dieses Vertrauen zu seiner Redlichkeit und Geschicklichkeit rechnen, wenn er es sich erworben hat, wie er soll. — Ferner ist in allen Menschen ein Gefühl des Wahren, welches freilich allein nicht hinreicht, sondern entwickelt, geprüft, geläutert werden muß; und das eben ist die Aufgabe des Gelehrten. Es würde dem Ungelehrten nicht hinreichen, um ihn auf alle Wahrheiten zu führen, deren er bedürfte; aber wenn es nur sonst — und das geschieht oft gerade durch Leute, die sich zu den Gelehrten zählen — wenn es nur sonst nicht etwa künstlich verfälscht worden ist — wird es immer hinreichen, daß er die Wahrheit, wenn ein anderer ihn darauf hinführt, auch ohne tiefe Gründe für Wahrheit anerkenne. — Auf dieses

Wahrheitsgefühl darf der Gelehrte gleichfalls rechnen. — Also der Gelehrte ist insoweit wir den Begriff desselben bis jetzt entwickelt haben, seiner Bestimmung nach der Lehrer des Menschengeschlechts.

Aber er hat die Menschen nicht nur im allgemeinen mit ihren Bedürfnissen und den Mitteln, dieselben zu befriedigen, bekannt zu machen: er hat sie insbesondere zu jeder Zeit und an jedem Orte auf die eben jetzt, unter diesen bestimmten Umständen eintretenden Bedürfnisse und auf die bestimmten Mittel, die jetzt aufgegebene Zwecke zu errreichen, zu leiten. Er sieht nicht bloß das Gegenwärtige, er sieht auch das Künftige; er sieht nicht bloß den jetzigen Standpunkt, er sieht auch, wohin das Menschengeschlecht nunmehr schreiten muß, wenn es auf dem Wege zu seinem letzten Ziele bleiben und nicht von demselben abirren, oder auf ihm zurückkehren soll. Er kann nicht verlangen, es auf einmal bis zu dem Puncte fortzureissen, der etwa ihm in die Augen stralt; es kann seinen Weg nicht überspringen: er hat nur zu sorgen, daß es nicht stille stehe, und daß es nicht zurückgehe. In dieser Rücksicht ist der Gelehrte der Erzieher der Menschheit. — Ich merke hierbei ausdrücklich an, daß der Gelehrte bei diesem Geschäft, sowie bei allen seinen Geschäften unter dem Gebiete des Sittengesetzes, der gebotenen Uebereinstimmung mit sich selbst, stehe. Er wirkt auf die Gesellschaft; diese gründet sich auf den Begriff der Freiheit; sie und jedes Mitglied derselben ist frei; und er darf sie anders behandlen als durch moralische Mittel. Der Gelehrte wird nicht in die Versuchung kommen, die Menschen durch Zwangsmittel, durch Gebrauch physischer Gewalt, zur Annahme seiner Ueberzeugungen zu bringen; gegen diese Thorheit sollte man doch in unserm Zeitalter kein Wort mehr zu verlieren haben; aber er soll sie auch nicht täuschen. Abgerechnet, daß er dadurch sich an sich selbst vergeht, und daß die Pflichten des Menschen in jedem Falle höher seyn würden, als die Pflichten des Gelehrten; vergeht er dadurch sich zugleich gegen die Gesellschaft. Jedes Individuum in derselben soll aus freier Wahl und aus einer von ihm selbst als hinlänglich beurtheilten Ueberzeugung handeln; er soll sich selbst bei jeder seiner Handlungen als Mitzweck betrachten können: und als solcher von jedem Mitglied behandelt werden. Wer getäuscht wird, wird als bloses Mittel behandelt.

Der letzte Zweck jedes einzelnen Menschen sowohl, als der ganzen Gesellschaft, mithin auch aller Arbeiten des Gelehrten an der Gesellschaft, ist sittliche Veredlung des ganzen Menschen. Es ist die Pflicht des Gelehrten, diesen letzten Zweck immer aufzustellen, und ihn bei allem, was er in der Gesellschaft thut, vor Augen zu haben. Niemand aber kann mit Glück an sittlicher Veredlung arbeiten, der nicht selbst ein guter Mensch ist. Wir lehren nicht blos durch Worte; wir lehren auch weit eindringender durch unser Beispiel; und jeder, der in der Gesellschaft lebt, ist ihr ein gutes Beispiel schuldig, weil die Kraft des Beispiels erst durch unser Leben in der Gesellschaft entsteht. Wie vielmehr ist der Gelehrte dieß schuldig, der in allen Stücken der Kultur den übrigen Ständen zuvor seyn soll? Ist er in dem ersten und höchsten, demjenigen, was auf alle Kultur abzweckt, zurück, wie kann

er Muster seyn, das er doch seyn soll; und wie kann er glauben, daß die andern seinen Lehren folgen werden, denen er vor aller Augen durch jede Handlung seines Lebens widerspricht? (Die Worte, die der Stifter der christlichen Religion an seine Schüler richtete, gelten ganz eigentlich für den Gelehrten: Ihr seyd das Salz der Erde; wenn das Salz seine Kraft verliert, womit soll man salzen? wenn die Auswahl unter den Menschen verdorben ist, wo soll man noch sittliche Güte suchen? —) Also der Gelehrte in der letzten Rücksicht betrachtet, soll der sittlich beste Mensch seines Zeitalters sein: er soll die höchste Stufe der bis auf ihn möglichen sittlichen Ausbildung in sich darstellen.

Dieß ist unsre gemeinschaftliche Bestimmung, M. H., dieß unser gemeinschaftliches Schicksal. Ein glückliches Schicksal noch durch seinen besonderen Beruf bestimmt zu seyn, dasjenige zu thun, was man schon um seines allgemeinen Berufs willen, als Mensch, thun müßte — seine Zeit und seine Kräfte auf nichts wenden zu sollen als darauf, wozu man sich sonst Zeit und Kraft mit kluger Kargheit absparen müßte — zur Arbeit, zum Geschäfte, zum einzigen Tagwerk seines Lebens zu haben, was andern süße Erholung von der Arbeit seyn würde. Es ist ein stärkender seelenerhebender Gedanke, den jeder unter Ihnen haben kann, welcher seiner Bestimmung werth ist: auch mir an meinem Theile ist die Kultur meines Zeitalters und der folgenden Zeitalter anvertraut; auch aus meinen Arbeiten wird sich der Gang der künftigen Geschlechter, die Weltgeschichte der Nationen, die noch werden sollen, entwickeln. Ich bin dazu berufen, der Wahrheit Zeugniß zu geben; an meinem Leben, und an meinen Schicksalen liegt nichts; an den Wirkungen meines Lebens liegt unendlich viel. Ich bin ein Priester der Wahrheit; ich bin in ihrem Solde; ich habe mich verbindlich gemacht, alles für sie zu thun und zu wagen, und zu leiden. Wenn ich um ihrer willen verfolgt und gehaßt werden, wenn ich in ihrem Dienste gar sterben sollte — was thät ich dann sonderliches, was thät ich dann weiter, als das, was ich schlechthin thun mußte? —

Ich weiß es, M. H.! wieviel ich jetzt gesagt habe, ich weiß es eben so gut, daß ein entmanntes und nervenloses Zeitalter diese Empfindung und diesen Ausdruck derselben nicht erträgt; daß es alles dasjenige, wozu es sich nicht selbst zu erheben vermag, mit schüchterner Stimme, durch welche die innere Schaam sich verräth, Schwärmerey nennt, daß es mit Angst seine Augen von einem Gemählde zurückreißt, in welchem es nichts sieht, als seine Entnervung und seine Schande; daß alles starke und erhebende einen solchen Eindruck auf dasselbe macht, wie jede Berührung auf den an allen Gliedern Gelähmten: ich weiß das alles; aber ich weiß auch, wo ich rede. Ich rede vor jungen Männern, die schon durch ihre Jahre vor dieser gänzlichen Nervenlosigkeit gesichert sind, und ich mögte neben und vermittelst einer männlichen Sittenlehre zugleich Empfindungen in ihre Seele senken, die sie auch in Zukunft vor derselben verwahren könnten. Ich gestehe es freimüthig, daß ich eben von diesem Punkte aus, auf den die Vorsehung mich stellte, etwas beitragen mögte, um eine männlichere Denkungsart, ein stärkeres Gefühl

für Erhabenheit und Würde, einen feurigern Eifer seine Bestimmung auf jede Gefahr zu erfüllen, nach allen Richtungen hin, soweit die deutsche Sprache reicht, und weiter, wenn ich könnte, zu verbreiten; damit ich einst, wenn Sie diese Gegenden werden verlassen und sich nach allen Enden werden verstreut haben, in Ihnen an allen Enden, wo Sie leben werden, Männer wüßte, deren auserwählte Freundin die Wahrheit ist; die an ihr hangen im Leben und im Tode; die sie aufnehmen, wenn sie von aller Welt ausgestoßen ist; die sie öffentlich in Schutz nehmen, wenn sie verläumdet und verlästert wird; die für sie den schlau versteckten Haß des Großen, das fade Lächeln des Aberwitzes, und das bemitleidende Achselzucken des Kleinsinnes freudig ertragen. In dieser Absicht habe ich gesagt, was ich gesagt habe, und in dieser Endabsicht werde ich alles sagen, was ich unter Ihnen sagen werde.

2. Aus den Reden an die deutsche Nation. *)

(1808)

Die Vaterlandsliebe.

(S. 247.)

— — — Der natürliche, nur im wahren Falle der Noth aufzugebende Trieb des Menschen ist der, den Himmel schon auf dieser Erde zu finden, und ewig dauerndes zu verflößen in sein irdisches Tagewerk; das unvergängliche im zeitlichen selbst zu pflanzen und zu erziehen, — nicht bloß auf eine unbegreifliche Weise, und allein durch die, sterblichen Augen undurchdringbare Kluft mit dem ewigen zusammenhängend, sondern auf eine dem sterblichen Auge selbst sichtbare Weise.

Daß ich bei diesem gemeinfaßlichen Beispiele anhebe: Welcher edeldenkende will nicht, und wünscht nicht, in seinen Kindern und wiederum in den Kindern dieser, sein eignes Leben von neuem, auf eine verbesserte Weise, zu wiederholen, und in dem Leben derselben veredelt, und vervollkommnet, auch auf dieser Erde, noch fortzuleben, nachdem er längst gestorben ist; den Geist, den Sinn, und die Sitte, mit denen er vielleicht in seinen Tagen abschreckend war für die Verkehrtheit, und das Verderben, befestigend die Rechtschaffenheit, aufmunternd die Trägheit, erhebend die Niedergeschlagenheit, der Sterblichkeit zu entreißen, und sie, als sein bestes Vermächtniß an die Nachwelt, niederzulegen in den Gemüthern seiner Hinterlassenen, damit auch diese sie einst eben also, verschönert und vermehrt, wieder niederlegen? Welcher Edeldenkende will nicht durch Thun oder Denken ein Saamenkorn streuen zu unendlicher immerfortgehender Vollkommnung seines Geschlechts, etwas neues, und vorher nie da gewesenes hineinwerfen in die Zeit, das in ihr bleibe, und nie versiegende Quelle werde neuer Schöpfungen; seinen Platz auf dieser Erde und die ihm verliehene kurze Spanne Zeit bezahlen mit

---

*) Reden an die deutsche Nation durch Johann Gottlieb Fichte. Berlin. Realschulbuchhandlung. 1808. 8.

einem auch hienieden ewig dauernden, so, daß er, als dieser Einzelne, wenn auch nicht genannt durch die Geschichte, (denn Durst nach Nachruhm ist eine verächtliche Eitelkeit) dennoch in seinem eigenen Bewußtseyn und seinem Glauben offenbare Denkmale hinterlasse, daß auch Er da gewesen sey? Welcher Edeldenkende will das nicht, sagte ich; aber nur nach den Bedürfnissen der also denkenden, als der Regel, wie alle seyn sollten, ist die Welt zu betrachten und einzurichten, und um ihrer willen allein ist eine Welt da. Sie sind der Kern derselben, und die anders denkenden sind, als selbst nur ein Theil der vergänglichen Welt, so lange sie also denken, auch nur um ihrer willen da, und müssen sich nach ihnen bequemen, so lange, bis sie geworden sind, wie sie.

Was könnte es nun seyn, das dieser Aufforderung und diesem Glauben des Edlen an die Ewigkeit und Unvergänglichkeit seines Werkes, die Gewähr zu leisten vermöchte? Offenbar nur eine Ordnung der Dinge, die er für selbst ewig, und für fähig, ewiges in sich aufzunehmen, anzuerkennnen vermöchte. Eine solche Ordnung aber ist die freilich in keinem Begriffe zu erfassende, aber dennoch wahrhaft vorhandne besondere geistige Natur der menschlichen Umgebung, aus welcher er selbst mit allem seinen Denken und Thun und mit seinem Glauben an die Ewigkeit desselben hervorgegangen ist, das Volk, von welchem er abstammt, und unter welchem er gebildet wurde, und zu dem, was er jetzt ist, herauf wuchs. Denn so unbezweifelt es auch wahr ist, daß sein Werk, wenn er mit Recht Anspruch macht auf dessen Ewigkeit, keinesweges der bloße Erfolg des geistigen Naturgesetzes seiner Nation ist, und mit diesem Erfolge rein aufgeht, sondern daß es ein Mehreres ist, denn das, und insofern unmittelbar ausströmt aus dem ursprünglichen und göttlichen Leben; so ist es dennoch eben so wahr, daß jenes mehrere, sogleich bei seiner ersten Gestaltung zu einer sichtbaren Erscheinung, unter jenes besondere geistige Naturgesetz sich gefügt, und nur nach demselben sich einen sinnlichen Ausdruck gebildet hat. Unter dasselbe Naturgesetz nun werden, so lange dieses Volk besteht, auch alle fernere Offenbarungen des göttlichen in demselben eintreten, und in ihm sich gestalten. Dadurch aber, daß auch er da war, und so wirkte, ist selbst dieses Gesetz weiter bestimmt, und seine Wirksamkeit ist ein stehender Bestandtheil desselben geworden. Auch hiernach wird alles folgende sich fügen, und an dasselbe sich anschließen müssen. Und so ist er denn sicher, daß die durch ihn errungene Ausbildung bleibt in seinem Volke, so lange dieses selbst bleibt, und fortdauernder Bestimmungsgrund wird aller fernern Entwicklung desselben.

Dies nun ist in höherer vom Standpunkte der Ansicht einer geistigen Welt überhaupt genommener Bedeutung des Worts, ein Volk: das Ganze der in Gesellschaft mit einander fortlebenden, und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesammt unter einem gewissen besondern Gesetze der Entwicklung des göttlichen aus ihm steht. Die Gemeinsamkeit dieses besondern Gesetzes ist es, was in der ewigen Welt, und eben darum auch in der zeitlichen, diese Menge zu einem natürlichen, und von sich selbst durchdrungenen

Ganzen verbindet. Dieses Gesetz, selbst seinem Inhalte nach, kann wohl im Ganzen erfaßt werden, so wie wir es an den Deutschen, als einem Urvolke, erfaßt haben; es kann sogar durch Erwägung der Erscheinungen eines solchen Volkes noch näher in manchen seiner weitern Bestimmungen begriffen werden; aber es kann niemals von irgend einem, der ja selbst immerfort unter desselben ihm unbewußten Einflusse bleibt, ganz mit dem Begriffe durchdrungen werden; obwohl im Allgemeinen klar eingesehen werden kann, daß es ein solches Gesetz gebe. Es ist dieses Gesetz ein Mehr der Bildlichkeit, daß mit dem Mehr der unbildlichen Ursprünglichkeit, in der Erscheinung unmittelbar verschmilzt; und so sind denn, in der Erscheinung eben, beide nicht wieder zu trennen. Jenes Gesetz bestimmt durchaus und vollendet das, was man den National-Charakter eines Volks genannt hat; jenes Gesetz der Entwiklung des ursprünglichen und göttlichen. Es ist aus dem leztern klar, daß Menschen, welche so wie wir bisher die Ausländerei beschrieben haben, an ein ursprüngliches und an eine Fortentwiklung desselben gar nicht glauben, sondern bloß an einen ewigen Kreislauf des scheinbaren Lebens, und welche durch ihren Glauben werden, wie sie glauben, im höhern Sinne gar kein Volk sind, und da sie in der That eigentlich auch nicht da sind, eben so wenig einen Nationalcharakter zu haben vermögen.

Der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit auch auf dieser Erde gründet sich demnach auf die Hofnung der ewigen Fortdauer des Volks, aus dem er selber sich entwickelt hat, und der Eigenthümlichkeit desselben, nach jenem verborgenen Gesetze; ohne Einmischung und Verderbung durch irgend ein fremdes, und in das Ganze dieser Gesetzgebung nicht gehöriges. Diese Eigenthümlichkeit ist das ewige, dem er die Ewigkeit seiner selbst und seines Fortwirkens anvertraut, die ewige Ordnung der Dinge, in die er sein ewiges legt; ihre Fortdauer muß er wollen, denn sie allein ist ihm das entbindende Mittel, wodurch die kurze Spanne seines Lebens hienieden zu fortdauerndem Leben hienieden ausgedehnt wird. Sein Glaube und sein Streben, unvergängliches zu pflanzen, sein Begriff, in welchem er sein eignes Leben als ein ewiges Leben erfaßt, ist das Band, welches zunächst seine Nation, und vermittelst ihrer das ganze Menschengeschlecht, innigst mit ihm selber verknüpft, und ihrer aller Bedürfnisse, bis ans Ende der Tage, einführt in sein erweitertes Herz. Dies ist seine Liebe zu seinem Volke, zuvörderst achtend, vertrauend, desselben sich freuend, mit der Abstammung daraus sich ehrend. Es ist göttliches in ihm erschienen, und das ursprüngliche hat dasselbe gewürdigt, es zu seiner Hülle und zu seinem unmittelbaren Verflößungsmittel in die Welt zu machen; es wird darum auch ferner göttliches aus ihm hervorbrechen. Sodann thätig, wirksam, sich aufopfernd für dasselbe. Das Leben, bloß als Leben, als Fortsetzen des wechselnden Daseyns, hat für ihn ja ohnedies nie Werth gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des dauernden; aber diese Dauer verspricht ihm allein die selbstständige Fortdauer seiner Nation; um diese zu retten, muß er sogar sterben

wollen, damit diese lebe, und er in ihr lebe das einzige Leben, das er von je gemocht hat.

So ist es. Die Liebe, die wahrhaftig Liebe sey, und nicht bloß eine vorübergehende Begehrlichkeit, haftet nie auf vergänglichem, sondern sie erwacht, und entzündet sich, und ruht allein in dem ewigen. Nicht einmal sich selbst vermag der Mensch zu lieben, es sey denn, daß er sich als ewiges erfasse; außerdem vermag er sich sogar nicht zu achten, noch zu billigen. Noch weniger vermag er etwas außer sich zu lieben, außer also, daß er es aufnehme in die Ewigkeit seines Glaubens und seines Gemüths, und es anknüpfe an diese. Wer nicht zuförderst sich als ewig erblickt, der hat überhaupt keine Liebe, und kann auch nicht lieben ein Vaterland, dergleichen es für ihn nicht giebt. Wer zwar vielleicht sein unsichtbares Leben, nicht aber eben also sein sichtbares Leben, als ewig erblickt, der mag wohl einen Himmel haben, und in diesem sein Vaterland, aber hienieden hat er kein Vaterland, denn auch dieses wird nur unter dem Bilde der Ewigkeit, und zwar der sichtbaren und versinnlichten Ewigkeit erblickt, und er vermag daher auch nicht sein Vaterland zu lieben. Ist einem solchen keins überliefert worden, so ist er zu beklagen; wem Eins überliefert worden ist, und in wessen Gemüthe Himmel und Erde, unsichtbares und sichtbares sich durchdringen, und so erst einen wahren und gediegenen Himmel erschaffen, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den theuren Besitz ungeschmälert wiederum zu überliefern an die Folgezeit.

So ist es auch von jeher gewesen, ohnerachtet es nicht von jeher mit dieser Allgemeinheit und mit dieser Klarheit ausgesprochen worden. Was begeisterte die edlen unter den Römern, deren Gesinnungen und Denkweise noch in ihren Denkmalen unter uns leben und athmen zu Mühen und Aufopferungen, zum Dulden und Tragen fürs Vaterland? Sie sprechen es selbst oft und deutlich aus. Ihr fester Glaube war es an die ewige Fortdauer ihrer Roma, und ihre zuversichtliche Aussicht, in dieser Ewigkeit selber ewig mit fortzuleben im Strome der Zeit. Inwiefern dieser Glaube Grund hatte, und sie selbst, wenn sie in sich selber vollkommen klar gewesen wären, denselben gefaßt haben würden, hat er sie auch nicht getäuscht. Bis auf diesen Tag lebet das, was wirklich ewig war in ihrer ewigen Roma, und sie mit demselben in unsrer Mitte fort, und wird in seinen Folgen fortleben bis ans Ende der Tage.

Volk und Vaterland in dieser Bedeutung, als Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit, und als dasjenige, was hienieden ewig seyn kann, liegt weit hinaus über den Staat, im gewöhnlichen Sinne des Worts, — über die gesellschaftliche Ordnung, wie dieselbe im bloßen klaren Begriffe erfaßt, und nach Anleitung dieses Begriffs errichtet und erhalten wird. Dieser will gewisses Recht, innerlichen Frieden, und daß jeder durch Fleiß seinen Unterhalt und die Fristung seines sinnlichen Daseyns finde, so lange Gott sie ihm gewähren will. Dieses alles ist nur Mittel, Bedingung und Gerüst dessen, was die Vaterlandsliebe eigentlich will, des Aufblühens des ewigen und göttlichen in der Welt,

immer reiner, vollkommner und getroffener im unendlichen Fortgange. Eben darum muß diese Vaterlandsliebe den Staat selbst regieren, als durchaus oberste, letzte und unabhängige Behörde, zuförderst, indem sie ihn beschränkt in der Wahl der Mittel für seinen nächsten Zwek, den innerlichen Frieden. Für diesen Zwek muß freilich die natürliche Freiheit des Einzelnen auf mancherlei Weise beschränkt werden, und wenn man gar keine andere Rücksicht und Absicht mit ihnen hätte denn diese, so würde man wohl thun, dieselbe so eng, als immer möglich, zu beschränken, alle ihre Regungen unter eine einförmige Regel zu bringen und sie unter immerwährender Aufsicht zu erhalten. Gesetzt diese Strenge wäre nicht nöthig, so könnte sie wenigstens für diesen alleinigen Zwek nicht schaden. Nur die höhere Ansicht des Menschengeschlechts und der Völker, erweitert diese beschränkte Berechnung. Freiheit, auch in den Regungen des äußerlichen Lebens, ist der Boden, in welchem die höhere Bildung keimt; eine Gesetzgebung, welche diese leztere im Auge behält, wird der ersteren einen möglichst ausgebreiteten Kreis lassen, selber auf die Gefahr hin, daß ein geringerer Grad der einförmigen Ruhe und Stille erfolge, und daß das Regieren ein wenig schwerer und mühsamer werde.

Um dies an einem Beispiele zu erläutern: man hat erlebt, daß Nationen ins Angesicht gesagt worden, sie bedürften nicht so vieler Freiheit, als etwa manche andere Nation. Diese Rede kann sogar eine Schonung und Milderung enthalten, indem man eigentlich sagen wollte, sie könnte so viele Freiheit gar nicht ertragen, und nur eine hohe Strenge könne verhindern, daß sie sich nicht untereinander selber aufrieben. Wenn aber die Worte also genommen werden, wie sie gesagt sind, so sind sie wahr unter der Voraussetzung, daß eine solche Nation des ursprünglichen Lebens und des Triebes nach solchem, durchaus unfähig sey. Eine solche Nation, falls eine solche, in der auch nicht wenige edlere eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machten, möglich seyn sollte, bedürfte in der That gar keiner Freiheit, denn diese ist nur für die höhere über den Staat hinaus liegenden Zwecke; sie bedarf bloß der Bezähmung und Abrichtung, damit die Einzelnen friedlich neben einander bestehen, und damit das Ganze zu einem tüchtigen Mittel für willkührlich zu setzende außer ihr liegende Zweke zubereitet werde. Wir können unentschieden lassen, ob man irgend einer Nation dies mit Wahrheit sagen könne; so viel ist klar, daß ein ursprüngliches Volk der Freiheit bedarf, daß diese das Unterpfand ist seines Beharrens als ursprünglich, und daß es in seiner Fortdauer einen immer höher steigenden Grad derselben ohne alle Gefahr erträgt. Und dies ist das erste Stük, in Rüksicht dessen die Vaterlandsliebe den Staat selbst regieren muß.

Sodann muß sie es seyn, die den Staat darin regiert, daß sie ihm selbst einen höhern Zwek sezt, denn den gewöhnlichen der Erhaltung des innern Friedens, des Eigenthums, der persönlichen Freiheit, des Lebens, und des Wohlseyns aller. Für diesen höhern Zwek allein, und in keiner andern Absicht bringt der Staat eine bewafnete Macht zusammen.

Wenn von der Anwendung dieser die Rede entsteht, wenn es gilt, alle Zwecke des Staats im bloßen Begriffe, Eigenthum, persönliche Freiheit, Leben und Wohlseyn, ja die Fortdauer des Staats selbst, auf das Spiel zu setzen; ohne einen klaren Verstandesbegriff von der sichern Erreichung des beabsichtigten, dergleichen in Dingen dieser Art nie möglich ist, ursprünglich und Gott allein verantwortlich, zu entscheiden: dann lebt am Ruder des Staates erst ein wahrhaft ursprüngliches und erstes Leben, und an dieser Stelle erst treten ein die wahren Majestätsrechte der Regierung, gleich Gott um höhern Lebenswillen das niedere Leben daran zu wagen. In der Erhaltung der hergebrachten Verfassung, der Gesetze, des bürgerlichen Wohlstandes, ist gar kein rechtes eigentliches Leben und kein ursprünglicher Entschluß. Umstände und Lage, längst vielleicht verstorbene Gesetzgeber, haben diese erschaffen; die folgenden Zeitalter gehen gläubig fort auf der angetretenen Bahn, und leben so in der That nicht ein eignes öffentliches Leben, sondern sie wiederholen nur ein ehemaliges Leben. Es bedarf in solchen Zeiten keiner eigentlichen Regierung. Wenn aber dieser gleichmäßige Fortgang in Gefahr geräth, und es nun gilt, über neue, nie also dagewesene Fälle zu entscheiden; dann bedarf es eines Lebens, das aus sich selber lebe. Welcher Geist nun ist es, der in solchen Fällen sich an das Ruder stellen dürfe, der mit eigner Sicherheit und Gewißheit, und ohne unruhiges Hin- und Herschwanken zu entscheiden vermöge, der ein unbezweifeltes Recht habe, jedem, den es treffen mag, ob er nun selbst es wolle oder nicht, gebietend anzumuthen und den Widerstrebenden zu zwingen, daß er alles, bis auf sein Leben, in Gefahr setze? Nicht der Geist der ruhigen bürgerlichen Liebe der Verfassung und der Gesetze, sondern die verzehrende Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die die Nation als Hülle des ewigen umfaßt, für welche der Edle mit Freuden sich opfert, und der Unedle, der nur um des ersten willen da ist, sich eben opfern soll. Nicht jene bürgerliche Liebe der Verfassung ist es; diese vermag dies gar nicht, wenn sie bei Verstande bleibt. Wie es auch ergehen möge, da nicht umsonst regiert wird, so wird sich immer ein Regent für sie finden. Lasset den neuen Regenten sogar die Sklaverei wollen (und wo ist Sklaverei, außer in der Nichtachtung und Unterdrückung der Eigenthümlichkeit eines ursprünglichen Volkes, dergleichen für jenen Sinn nicht vorhanden ist?) — Lasset ihn auch die Sklaverei wollen, — da aus dem Leben der Sklaven, ihrer Menge, sogar ihrem Wohlstande sich Nutzung ziehen läßt, so wird, wenn er nur einigermaßen ein Rechner ist, die Sklaverei unter ihm erträglich ausfallen. Leben und Unterhalt wenigstens werden sie immer finden. Wofür sollten sie denn also kämpfen? Nach jenen beiden ist es die Ruhe, die ihnen über alles geht. Diese wird durch die Fortdauer des Kampfes nur gestört. Sie werden darum alles anwenden, daß dieser nur recht bald ein Ende nehme, sie werden sich fügen, sie werden nachgeben, und warum sollten sie nicht? Es ist ihnen ja nie um mehr zu thun gewesen, und sie haben vom Leben nie etwas weiteres gehofft, denn die Fortsetzung der Gewohnheit dazuseyn unter erleidlichen Bedingungen. Die Verheißung eines Lebens

auch hienieden über die Dauer des Lebens hienieden hinaus, — allein diese ist es, die bis zum Tode fürs Vaterland begeistern kann.

So ist es auch bisher gewesen. Wo da wirklich regiert worden ist, wo bestanden worden sind ernsthafte Kämpfe, wo der Sieg errungen worden ist gegen gewaltigen Widerstand, da ist es jene Verheißung ewigen Lebens gewesen, die da regierte, und kämpfte, und siegte. Im Glauben an diese Verheißung kämpften die in diesen Reden früher erwähnten deutschen Protestanten. Wußten sie etwa nicht, daß auch mit dem alten Glauben Völker regiert und in rechtlicher Ordnung zusammengehalten werden könnten, und daß man auch bei diesem Glauben seinen guten Lebensunterhalt finden könne? Warum beschlossen denn also ihre Fürsten bewaffneten Widerstand, und warum leisteten ihn mit Begeisterung die Völker? — Der Himmel war es und die ewige Seligkeit, für welche sie willig ihr Blut vergossen. — Aber welche irdische Gewalt hätte denn auch in das innere Heiligthum ihres Gemüths eindringen, und den Glauben, der ihnen ja nun einmal aufgegangen war, und auf welchen allein sie ihrer Seeligkeit Hoffnung gründeten, darin austilgen können? Also, auch ihre eigne Seeligkeit war es nicht, für die sie kämpften; dieser waren sie schon versichert: die Seeligkeit ihrer Kinder, ihrer noch ungebornen Enkel und aller ungebornen Nachkommenschaft war es; auch diese sollten auferzogen werden in derselben Lehre, die ihnen als allein heilbringend erschienen war, auch diese sollten theilhaftig werden des Heiles, das für sie angebrochen war; diese Hoffnung allein war es, die durch den Feind bedroht wurde, für sie, für eine Ordnung der Dinge, die lange nach ihrem Tode über ihren Gräbern blühen sollte, versprizten sie mit dieser Freudigkeit ihr Blut. Geben wir zu, daß sie sich selbst nicht ganz klar waren, daß sie in der Bezeichnung des edelsten, was in ihnen war, mit Worten sich vergriffen, und mit dem Munde ihrem Gemüthe unrecht thaten; bekennen wir gern, daß ihr Glaubensbekenntniß nicht das einige und ausschließende Mittel war, des Himmels jenseits des Grabes theilhaftig zu werden: so ist doch dies ewig wahr, daß mehr Himmel diesseits des Grabes, ein muthigeres und fröhlicheres Emporblicken von der Erde, und eine freiere Regung des Geistes durch ihre Aufopferung in alles Leben der Folgezeit gekommen ist, und die Nachkommen ihrer Gegner eben sowohl, als wir selbst, ihre Nachkommen, die Früchte ihrer Mühen bis auf diesen Tag genießen.

In diesem Glauben setzten unsre ältesten gemeinsamen Vorfahren, das Stammvolk der neuen Bildung, die von den Römern Germanier genannten Deutschen, sich der herandringenden Weltherrschaft der Römer muthig entgegen. Sahen sie denn nicht vor Augen den höhern Flor der Römischen Provinzen neben sich, die feinern Genüsse in denselben, dabei Gesetze, Richterstühle, Ruthenbündel und Beile in Ueberfluß? Waren die Römer nicht bereitwillig genug, sie an allen diesen Seegnungen Theil nehmen zu lassen? Erlebten sie nicht an mehrern ihrer eigenen Fürsten, die sich nur bedeuten ließen, daß der Krieg gegen solche Wohlthäter der Menschheit Rebellion sey, Beweise der gepriesenen Römischen

Klemenz, indem sie die Nachgiebigen mit Königstiteln, mit Anführerstellen in ihren Heeren, mit Römischen Opferbinden auszierten, ihnen, wenn sie etwa von ihren Landsleuten ausgetrieben wurden, einen Zufluchtsort und Unterhalt in ihren Pflanzstädten gaben? Hatten sie keinen Sinn für die Vorzüge römischer Bildung, z. B. für die bessere Einrichtung ihrer Heere, in denen sogar ein Arminius das Kriegshandwerk zu erlernen nicht verschmähte? Keine von allen diesen Unwissenheiten oder Nichtbeachtungen ist ihnen aufzurükken. Ihre Nachkommen haben sogar, sobald sie es ohne Verlust für ihre Freiheit konnten, die Bildung derselben sich angeeignet, in wie weit es ohne Verlust ihrer Eigenthümlichkeit möglich war. Wofür haben sie denn also mehrere Menschenalter hindurch gekämpft im blutigen, immer mit derselben Kraft sich wieder erneuernden Kriege? Ein Römischer Schriftsteller läßt es ihre Anführer also aussprechen: „ob ihnen denn etwas anderes übrig bleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten, oder zu sterben, bevor sie Sklaven würden." Freiheit war ihnen, daß sie eben Deutsche blieben, daß sie fortführen ihre Angelegenheiten selbstständig, und ursprünglich, ihrem eignen Geiste gemäß, zu entscheiden, und diesem gleichfalls gemäß auch in ihrer Fortbildung vorwärts zu rücken, und daß sie diese Selbstständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzten: Sklaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas anderes, denn Deutsche, weil sie halbe Römer werden müßten. Es verstehe sich von selbst, sezten sie voraus, daß jeder, ehe er dies werde, lieber sterbe, und daß ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu seyn und zu bleiben, und die seinigen zu eben solchen zu bilden.

Sie sind nicht alle gestorben, sie haben die Sklaverei nicht gesehen, sie haben die Freiheit hinterlassen ihren Kindern. Ihrem beharrlichen Widerstande verdankt es die ganze neue Welt, daß sie da ist, so wie sie da ist. Wäre es den Römern gelungen, auch sie zu unterjochen, und, wie dies der Römer allenthalben that, sie als Nation auszurotten, so hätte die ganze Fortentwiklung der Menschheit eine andere, und man kann nicht glauben erfreulichere Richtung genommen. Ihnen verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache und ihrer Gesinnung, daß wir noch Deutsche sind, daß der Strom ursprünglichen und selbstständigen Lebens uns noch trägt, ihnen verdanken wir alles, was wir seitdem als Nation gewesen sind, ihnen, falls es nicht etwa jezo mit uns zu Ende ist, und der lezte von ihnen abgestammte Blutstropfen in unsern Adern versiegt ist, ihnen werden wir verdanken, alles, was wir noch ferner seyn werden. Ihnen verdanken selbst die übrigen, uns jezt zum Auslande gewordenen Stämme, in ihnen unsre Brüder, ihr Daseyn; als jene die ewige Roma besiegten, war noch keins aller dieser Völker vorhanden; damals wurde zugleich auch ihnen die Möglichkeit ihrer künftigen Entstehung mit erkämpft.

Diese und alle andere in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und nothwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist.

Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüths ist es, welche Siege erkämpft. — — —

LXII[b]. Ernst Ludwig Posselt.

(1763 — 1804.)

Friedrich der Große, Voltaire und J. J. Rousseau.

(Aus „Frankreichs Staatsrecht" in Posselts „Europäischen Annalen *)" 2r Band)

Seit Mark Aurel war kein Philosoph mehr auf dem Thron gesessen; nun, nach einer Zwischenzeit von anderthalbtausend Jahren, sah die Menschheit zuerst wieder dies Phänomen. Friedrich **II**, König von Preussen, den man mit mehr Recht, als Hesiodus den Minos, den königlichsten unter den Königen nennen könnte, mit allem Gefühl der Rechte, die die Superiorität seines Geistes ihm gab, verkündete so laut, erfüllte so musterhaft alle Pflichten seines Standes; zog mit so fester Hand die bis dahin unbekannte Scheidlinie zwischen regieren und befehlen; kämpfte mit so siegreicher Taktik gegen Vorurtheile, die zu grau, zu mystisch ehrwürdig waren, als daß irgend ein andrer, als Er, zuerst sie anzutasten gewagt hätte. Er ward der Lehrer der Könige durch sein Beispiel, der Völker durch seine Schriften. Von ihm an datirt eine neue Zeitrechnung in der Politik, die er, bis auf ihe Terminologie herab, umschuf. Das Losungs-Wort, womit er seine Zeit-Genossen zum Forschen der Wahrheit begeisterte; das Geheimniß, wodurch er die grose Reform in dem **Esprit public** von Europa bewirkte, war: Gedanken-Freiheit. Sein Name war Aegide für jeden Denker; wer mochte sich's wohl noch herausnehmen, Syllogismen zu verbrennen, die Friedrich's königliche Auctorität für sich hatten? Konnte man sich auch in Sachen der Dogmatik nicht auf ihn berufen — denn bekanntlich stand der Held nicht im Geruche der Orthodoxie — so konnte man's desto mehr in Sachen der Politik. „Es kann nicht politisch gefährlich seyn, denn „Friedrich hat's gesagt, und ist Friedrich nicht König, und der „gröste König, der je war?" — welch ein Schutz lag in diesem Gedanken für politische Forschungen?... Die Impulsion, die der gekrönte Verfasser des Anti-Machiavels gab, theilte sich den Schriftstellern aller Länder mit — und Friedrich wirkte bald nicht mehr einzeln.

Insonderheit waren zwei Männer, die, bei der abweichendsten Richtung des Charakters und Geistes, doch zulezt im gleichen Ziele zusammentrafen, mit Friedrichen die Lehrer der Völker wurden, und für die Reform, zumal des politischen Ideen-Systems, Epoche machten — Voltaire und Rousseau.

Voltaire's muthwilliger, unerschöpflicher Witz lachte die ehrwür-

---

*) Europäische Annalen. Jahrgang **1795** von Dr. Ernst Ludwig Posselt. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. **1795**. 4 Bände.

digſten Vorurtheile hinweg: ſtanden ſie noch ſo tief gewurzelt — gegen ihn konnten ſie nicht halten; er wiederholte ſeine Angriffe ſo oft, ſo immer neu, mit ſo ſiegreicher Naivetät, daß, hätte man ſie auch feſter, als Herkul ſeine Keule gehalten, der Mann ſie einem doch zulezt entwand. Nie wirkte wohl ein Schriftſteller ſo mächtig, ſo allgemein auf ſein Volk, wie dieſer. Er wußte jeden Gegenſtand von der behaglichſten Seite zu faſſen. Er paßte ſeinen Gedanken einen ſo runden, leichten Ausdruk an, daß man, ohne ſich erſt an den Worten zu zerarbeiten, ſogleich und unmittelbar die Idee ſelbſt in ſich ſog; es war, als wäre ſie nicht von ihm in fremde Seele getragen, ſondern längſt ſchon darin gelegen, und nur bei gutem Anlaß durch ihn gewekt worden. Und ſein reicher, glänzender, ſein überraſchender Wiz! Wer war mehr, wie er, dazu geſchaffen, auf ein Volk, wie das fränkiſche, zu wirken? Aber — denn auch neben dieſem Lichte wölkten ſich Schatten — der Muthwille, womit er mitunter auch über die wichtigſten und wahrſten Intereſſen ſcherzte, gieng nur zu leicht in den Charakter eines ohnehin ſo lebhaften Volkes über, und erhöhte nicht wenig deſſen Empfänglichkeit für eine Umwälzung der bisherigen Ordnung der Dinge.

Ganz anders Rouſſeau. Einſam, tief und düſter ſtudierte er, fern von Menſchen, den Menſchen; ſah ihn, eingezwängt in die Verhältniſſe ſeiner Zeit, geformt, umringt durch tauſend Vorurtheile, Widerſprüche, die ſeine Grundzüge ausgelöſcht, ſein Weſen durch fremdartiges Amalgam entſtellt, ſeine Ur-Beſtimmung unkenntlich gemacht haben; aber ſich zugleich auch, hoch über die Gegenwart hinweg, den Menſchen, wie er aus der Hand der Natur kam. „Der Wahrheit das Leben weyhn," war ſein Wahlſpruch, die erhabene Arbeit ſeines Lebens; ſie ſuchte er mit der kühnſten, man könnte ſagen, traurigen Anſtrengung. Rouſſeau's tiefempfundne Sprache des Herzens, die ſtarken Züge ſeines Geiſtes, die aus ſeiner Einſamkeit, wie aus einer überirdiſchen Region hervorſtrahlten, wirkten, nur auf andre Art, aber zu gleichem Zweke, wie Voltair's muthwilliger, lachender Witz.

Beide ausgezeichnete Männer waren ſich einander fremde. „Ah, hätt' er ſich mit mir verſtehen wollen" — ſagte Voltaire einſt von Rouſſeau — „wir hätten eine Revolution im Denkſyſtem bewirkt, und die Menſchheit hätte darunter nicht verloren." Aber gerade dies Anderswirken jedes von beiden zu gleichem Zweke gab der Reform im Denk-Syſtem um ſo weitern Umfang. Voltaire war mehr der Mann der Menge; Rouſſeau das Idol der tieferfühlenden Seelen. Und ſelbſt ein und derſelbe Leſer hellte ſich, von dem apoſtoliſchen Ernſte des einen hinweg, oft gerne wieder am Lächeln des andern auf. Der Haarkräusler in Paris, wie der Marquis, las ſeinen Voltaire; Rouſſeau's Emil ward das Handbuch der Erzieher; ſein Geſellſchafts-Vertrag das Handbuch der Politiker; beide, das Studium der Philoſophen.

LXIII. Johann Gottfried Seume.

(1763 — 1810.)

Abreise von Wien. *)

(S. 40.)

Ich darf rühmen, daß ich in Wien überall mit einer Bonhomie und Gefälligkeit behandelt worden bin, die man vielleicht in Residenzen nicht so gewöhnlich findet. Selbst die schnakische Visitation an der Barriere wurde, was die Art betrifft, mit Höflichkeit gemacht. Den einzigen bötischen, aber auch ächt bötischen, Auftritt hatte ich den letzten Tag auf der italiänischen Kanzley. Hierher wurde ich mit meinem Passe von der Polizey um einen neuen gewiesen. Im Vorzimmer war man artig genug und meldete mich, da ich Eile zeigte, sogleich dem Präsidenten, der eine Art von Minister ist, den ich weiter nicht kenne. Er hatte meinen Paß von Dresden schon vor sich in der Hand, als ich eintrat.

„Währ üß Aehr?" fragte er mich mit einem stier glotzenden Molochsgesicht in dem dicksten Wiener Bratwurstdialekt. Ich ehre das Idiom jeder Provinz, so lange es das Organ der Humanität ist; und die braven Wiener mit ihrer Gutmüthigkeit haben mir nur selten das Gefühl rege gemacht, daß ihre Aussprache etwas besser seyn sollte. Ich that ein kurzes Stoßgebetchen an die heilige Humanität, daß sie mir hier etwas Geduld gäbe, und sagte meinen Namen, indem ich auf den Paß zeigte.

„Wu will Aehr hünn?"

Steht im Passe: nach Italien.

„Italien üß gruhß."

Vor der Hand nach Venedig, und sodann weiter.

„Slähftr holtr sähr fuehl sulch lüederlichches Gesüendel härümmer."

Nun Freund, was war hier zu thun? Dem Menschen zu antworten, wie er es verdiente? Er hätte leicht Mittel und Wege gefunden mich wenigstens acht Tage aufzuhalten, wenn er mich nicht gar zurück geschickt hätte: denn er war ja ein Stück von Minister. Ich suchte eine alte militärische Aufwallung mit Gewalt zu unterdrücken. Der Graf Metternich in Dresden muß wohl wissen, was er thut und wem er seine Pässe gibt: er ist verantwortlich dafür! sagte ich so bestimmt als mir der Ton folgte. Der Mensch belugte mich von dem verschnittenen Haarschedel den polnischen Rock herab bis auf die Schariwari, die um ein paar herbe rindslederne Stiefeln geknöpft waren.

„Wu wüll Aehr weiter hünn?"

Vorzüglich nach Sicilien.

Er glotzte von neuem und fragte:

„Was will Aehr da machchen?"

Hätte ich ihm nun die reine platte Wahrheit gesagt, daß ich bloß

---

*) Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. Von J. G. Seume. Dresden. Hartknoch. 1803. 8.

spazieren gehen wollte, um mir das Zwergfell aus einander zu wandeln, das ich mir über den Druck von Klopstocks Oden etwas zusammen gesessen hatte, so hätte der Mann höchst wahrscheinlich gar keinen Begriff davon gehabt und geglaubt, ich sey irgend einem Bedlam entlaufen.

Ich will den Theokrit dort studieren: sagte ich.

Weiß der Himmel was er denken mochte; er sah mich an und sah auf den Paß und sah mich wieder an, und schrieb sodann etwas auf den Paß, welches, wie ich nachher sah, der Befehl zur Ausfertigung eines andern war.

„Abber Aehr dörf süchch nücht ünn Venedig uffhalten."

Ich bin es nicht Willens, antwortete ich mit dem ganzen Murrsinn der düstern Laune, und bekomme hier auch nicht Lust dazu. Er beglotzte mich noch einmal, gab mir den Paß, und ich gieng.

Man hat mir den Namen des Mannes genannt und gesagt, daß dieses durchaus sein Charakter sey, und daß er bei dem Kaiser in gar großem Vertrauen und hoch in Gnaden stehe. Desto schlimmer für den Kaiser und für ihn und die Wiener und alle, die mit ihm zu thun haben. Sein Gesicht hatte das Gepräge seiner Seele, das konnte ich beym ersten Anblick sehen, ohne jemahls eine Stunde bey Gall gehört zu haben.

Seinen Namen habe ich geflissentlich vergessen, erinnere mich aber noch so viel, daß er, nicht zur Ehre unserer Nation, ein Deutscher, obgleich Präsident der italiänischen Kanzley war. Ist das der Vorschmack von Italien? dachte ich; das fängt erbaulich an.

Von hier gieng ich mit dem Passe hinüber in die Kanzleystube, wo ausgefertigt wurde; und hier war der Revers des Stücks, ein ganz anderer Ton. Ich wurde so viel Euer Gnohden gescholten, daß meine Bescheidenheit weder ein noch aus wußte, und erhielt sogleich einen großen Realbogen voll Latein in ziemlich gutem Styl, worin ich allen Ober- und Unterofficianten des Kaisers im Namen des Kaisers gar nachdrücklich empfohlen wurde. Wenn es nur der Präsident etwas höflicher gemacht hätte; es hätte mit der nehmlichen oder weit weniger Mühe für ihn und mich angenehmer werden können. Auf dem neuen Paß stand gratis und man forderte mir zwey Gulden ab, die ich auch, trotz der sonderbaren Hermenevtick des Wörtchens, sehr gern sogleich zahlte und froh war, daß ich dem Uebermaß der Grobheit und Höflichkeit zugleich entgieng.

Anmerkungen.

I. Johann Jakob **Bodmer**, den **19.** Juli **1698** zu Greifensee bei Zürich geboren, stirbt als Professor der Geschichte und Mitglied des großen Raths zu Zürich den **2.** Januar **1783.**

Herausgeber (mit Breitinger) der Monatsschriften: Diskurse der Maler, der Maler der Sitten; Kritische Abhandlungen von dem Wunderbaren in der Poesie; Kritische Briefe; Neue kritische Briefe; Herausgeber der Manneschen Sammlung der Minnesänger, altenglischer und altschwäbischer Balladen.

II. Johann Christoph **Gottsched**, den **2.** Februar **1700** zu Juditenkirch bei Königsberg geboren, stirbt den **12.** December **1766** zu Leipzig als ordentlicher Professor der Logik. Am ausgezeichnetsten seine kritisch-grammatisch-philosophischen Schriften und brauchbar seine Sammlungen: Kritische Dichtkunst; Ausführliche Redekunst; Deutsche Sprachkunst; Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache; Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Kunst.

III. Nikolaus Ludwig Graf **von Zinzendorf**, am **26.** Mai **1700** zu Dresden geboren, stirbt als Stifter der mährischen Brüder (**1722** in Bertheldsdorf) zu Herrnhut den **9.** Mai **1760.** Geistliche Reden; Büdingische Sammlung.

IV. Johann Jakob **Breitinger**, den **1.** März **1701** zu Zürich geboren, stirbt als Professor der griechischen und hebräischen Sprache und Kanonikus zu Zürich den **15.** Dezember **1776.** Kritik der poetischen Kunst.

V. Christian Ludwig **Liscow**, den **25.** April **1701** zu Wittenberg geboren, stirbt als Sekretär am Dresdner Hofe auf der Festung Eilenburg in Sachsen den **30.** October **1760.** Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften. Am berühmtesten ist seine Vertheidigungsschrift der elenden Scribenten. Liscow ist der bedeutendste deutsche Satyriker. Seine Satyre ist persönlich, um die elenden Scribenten (damalige Vielschreiber: Sievers, Philippi, Manzel, Hillig, Rodigast) zum Schweigen zu bringen.

Liscows Prosa ist kernig, koupirt, schlagend und hat viele Aehnlichkeit mit Börnes Sprache. Er sagt alles mit lachendem Munde, der von Bitterkeit überströmt und hat immer die Lacher auf seiner Seite. Die ächte Satyre.

VI. Albrecht **von Haller**, den **16.** October **1708** zu Bern geboren, stirbt als Stifter und immerwährender Präsident der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen und Mitglied des Berner geh. Rathes zu Bern den **15.** Mai **1775.** Romane: Usong, eine morgenländische Geschichte; Alfred, König der Angelsachsen; Fabius und Kato, ein Stück aus der römischen Geschichte.

VII. **Friedrich II.** (der Große) König von Preußen, den **24.** Februar **1712** geboren, stirbt zu Sans-Souci den **17.** August **1786.** Friedrichs sämmtliche Schriften, welche vorzüglich die Geschichte, Philosophie, Literatur, Staats- und Kriegswissenschaft betreffen, sind alle, ohne Ausnahme, in französischer

Sprache geschrieben und in einer Berliner und Amsterdamer Ausgabe, (aber nicht kritisch und vollständig) gesammelt. Was und wie der große König über deutsche Sprache und Literatur urtheilte, (außerordentlich interessant für die deutsche Literaturgeschichte) finden wir in seiner berühmten Abhandlung: de la littérature allemande, die in deutscher Uebersetzung mitgetheilt ist. Vergleiche hierüber das Werk des ausgezeichneten Biographen Friedrichs: „Friedrich der Große als Schriftsteller. Vorarbeit zu einer ächten und vollständigen Ausgabe seiner Werke bei Annäherung des großen preußischen Thronjubelfestes (1840) ehrerbietigst der Königl. Akademie der Wissenschaften empfohlen von J. D. Preuß. Berlin. Veit 1837." 8. Preuß sagt S. 217 über diese Abhandlung, nach Anführung des vollständigen Titels De la Littérature allemande; des défauts qu'on peut lui reprocher, quelles en sont les causes; et par quels moyens on peut les corriger. A Berlin chez Decker 1780. Ueber die deutsche Literatur, ihre Mängel, die man ihr vorwerfen kann; die Ursachen derselben und die Mittel sie zu verbessern, (auf des Königs Befehl von dem damaligen Kriegsrath und Archivar Dohm, von Dohms Denkwürdigkeiten I. 257) aus dem Französischen übersetzt. Berlin. Decker. 178⁰. gr. 8." folgendes: D'Alembert, welchem Friedrich die seine, von Thiébault in der Akademie der Wissenschaften vorgelesene Abhandlung im Januar 1781 zugesandt hatte, tadelt an derselben, daß der König „le manuel d'Epictète et les pensées de Marc-Aurèle" für lateinische Schriften halte; Grimm sprach in seinem Briefe an den König fein wie ein Hofmann, aber aufrichtig wie ein Patriot für die deutsche Literatur und indem so die Freunde in ihrem Danksagungsschreiben für das literarische Geschenk freimüthige Wahrheitsliebe äußerten, unternahmen Justus Möser, Abt, Jerusalem, Dr. Tralles, Affsprung, Gomperg, Wetzel, Rauquil-Lieutaud, sammt einigen Ungenannten einen förmlichen Krieg gegen des Königs Schrift. Neuerdings hat unser Philologe Wolf eine gewichtige Stelle aus derselben zu einer vortrefflichen akademischen Vorlesung benutzt. (Friedr. Aug. Wolf, Ueber ein Wort Friedrich II. von deutscher Verskunst. 1811.) Und so wird der vaterländische Gelehrte auf Friedrichs wohlgemeinte Abhandlung immer gern zurückkehren, weil ihr ächter Patriotismus, klassische Originalität eigen sind, so wenig der Verfasser allerdings die deutsche oder preußische schöne Literatur, wie sie seinen Siegen und dem Geist seines Jahrhunderts folgten, kannte. — Das Original findet sich in den Oeuvres publiées du vivant de l'Auteur. Tom. 3. p. 61—120. Die Gegenschrift Jerusalems (in seinen „Nachgelassenen Schriften" II. 327.) „Ueber die deutsche Sprache und Literatur", eine der gediegensten, sandte die Herzogin von Braunschweig, welche diese Schrift selbst veranlaßt hatte, ihrem Bruder, dem Könige, zu, und der Minister von Herzberg ließ sie für denselben ins Französische übersetzen. Vergleiche Mundt S. 336.

VIII. Luise Adelgunde Victorie **Gottsched**, geborne Kulmus, geboren den 11. April 1713 zu Danzig, stirbt als Gattin und literar. Gehülfin des Professors Gottsched zu Leipzig den 26. Juni 1762. Ihre Briefe, die mit Korrektheit, großer Herzenswärme und Wahrheitsliebe geschrieben sind und einen männlichen selbstständigen Geist verrathen, gab ihre Freundin Dorothea von Runkel in drei Bänden heraus.

IX. Gottlieb Wilhelm **Rabener**, den 17. September 1714 zu Wachau bei Leipzig geboren, stirbt als Obersteuerrath zu Dresden den 22. März 1771.

Satyren und Briefe.

X. Christian Fürchtegott **Gellert**, den 4. Juli 1715 zu Haynichen geboren, stirbt als außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig den 13. Dezember 1769. Moralische Vorlesungen. Briefe. Roman: Leben der schwedischen Gräfin von G.

XI. Johann Joachim **Winkelmann**, den **9.** December **1717** zu Stendal geboren, Präsident der Alterthümer und Sekretär der vatikanischen Bibliothek zu Rom, wird auf einer Reise in die Heimath durch den Italiener Archangeli zu Triest den 8. Juni **1768** ermordet. Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke. Ueber die Empfindung des Schönen. Geschichte der Kunst des Alterthums. Vergleiche Göthes: Winkelmann und sein Jahrhundert!

XII. Johann Georg **Sulzer**, den **16.** October **1720** zu Winterthur geboren, stirbt als Director der philos. Klasse der Akademie der Wiss. zu Berlin, den **25.** Februar **1779.** — Allgemeine Theorie der schönen Künste. Philosophische Schriften. **2** Th.

XIII. Justus **Möser**, geboren den **14.** December **1720** zu Osnabrück, stirbt als geh. Justizrath den **8.** Januar **1794.** Außer seiner vortrefflichen Particulargeschichte „von Osnabrück **3** Theile" schrieb Möser in die Osnabr. Intelligenzblätter Aufsätze, die in absichtslosem naiven Volkston alles erörtern, was für das Volk von der höchsten Wichtigkeit ist. Seine Tochter J. W. S. von Voigt gab sie unter dem sehr passenden Titel: „Patriotische Phantasien" heraus. Sie sind wahre Meisterstücke von populärer faßlicher Darstellung.

XIV. Friedrich Karl Freiherr **von Moser**, geboren den **18.** Dezember **1723** zu Stuttgart, Hessen-Darmstädtischer Staatsminister, stirbt den **10.** Nov. **1798** zu Ludwigsburg. — Kleine Schriften. Versuch einer Staatsgrammatik. Der Herr und Diener. Beherzigungen. Moralische und politische Schriften. Vom deutschen Nationalgeist. Reliquien. Sucht seine witzigen und satyrischen Schriften in christliche Lappen einzuwickeln.

XV. Immanuel **Kant**, geboren den **22.** April **1724** zu Königsberg, stirbt, ohne über sieben Meilen von Königsberg hinausgekommen zu sein, als Professor der Logik und Metaphysik zu Königsberg den **13.** Febr. **1804.** In seinen kleineren Schriften als Stylist ausgezeichnet. Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels; Ueber das Gefühl des Schönen und Erhabnen; Träume eines Geistersehers; Zum ewigen Frieden; Phil. Hauptschriften: Kritik der reinen Vernunft; Kritik der praktischen Vernunft; Kritik der Urtheilskraft; Anthropologie.

XVI. Friedrich Gottlieb **Klopstock**, den **2.** Juli **1724** zu Quedlinburg geboren, titul. Legationsrath und Hofrath, stirbt den **14.** März **1803** zu Hamburg. — Fragmente über Sprache und Dichtkunst; Grammatische Gespräche; die deutsche Gelehrtenrepublik. Vergl. Mundt S. **325.**

XVII. Isaak **Iselin**, den **17.** März **1728** zu Basel geboren, stirbt daselbst als Rathsschreiber den **15.** Juni **1782.** — Geschichte der Menschheit.

XVIII. Johann Georg Ritter **von Zimmermann**, den **8.** Dezember **1728** zu Brügg in der Schweiz geboren, stirbt als Hofrath und Leibarzt zu Hannover den **7.** October **1795.** — Ueber die Einsamkeit; Ueber den Nationalstolz.

XIX. Johann Gotthold Ephraim **Lessing**, den **22.** Januar **1729** zu Kamenz geboren, zuletzt Hofrath und Bibliothekar zu Wolfenbüttel, wo er den **15.** Febr. **1781** stirbt. Der größte deutsche Kritiker und nächst Luther der ausgezeichnetste Charakterprosaist. — Dramatische Werke: Minna von Barnhelm; Miss Sara Sampson; Emilia Galotti. Kritisch-philos.-artistische Schriften: Die Erziehung des Menschengeschlechts; Ernst und Falk, Gespräch über die Freimauerei; Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie; Hamburgische Dramaturgie. **2** Bände. Briefe.

XX. Moses **Mendelssohn**, den 9. September **1729** zu Dessau geboren, stirbt als Kaufmann zu Berlin den 4. Januar **1786**. — Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele; Philosoph. Gespräche; Philosoph. Schriften.

XXI. Salomon **Geßner**, den 1. April **1730** zu Zürich geboren, Buchhändler, Maler, Dichter und Kupferstecher, stirbt als Mitglied des großen Rathes zu Zürich den 2. März **1787**.

XXII. Johann Georg **Hamann**, der Magus des Nordens, geboren den 27. August **1730** zu Königsberg, Packhofverwalter daselbst, stirbt den 21. Juli **1788** zu Münster. Er nennt seinen Styl selbst den Wurststyl. — Sokkratische Denkwürdigkeiten; Kreuzzüge des Philologen; Golgatha und Schablimini; Seine Schriften herausg. von Fr. Roth. Nürnberg und Berlin. 8 Theile. **1821—1825**.

XXIII. Christoph Friedrich **Nicolai**, den 18. März **1733** zu Berlin geboren, Kritiker, Jesuitenrichter und Aufklärer, Buchhändler, Mitglied der Akademie zu Berlin und München, stirbt den 8. Januar **1811** zu Berlin. — Gründet die Bibliothek der schönen Wissenschaften und die allgemeine deutsche Bibliothek; schreibt mit Lessing, Abbt und Mendelssohn die Briefe, die neuste Literatur betreffend. Leben und Meinungen des M. Seb. Nothanker.

XXIV. Christoph Martin **Wieland**, den 5. September **1733** zu Oberholzheim bei Biberach geboren, Hofrath und Erzieher der Söhne der Herzogin Amalie von Weimar, stirbt in Weimar den 20. Januar **1813**. Hat mit Thümmel das Verdienst die Prosa der höhern Geselligkeit und des Welttons in seinen Darstellungen des griechischen Lebens mit französischer Färbung ausgebildet zu haben. Vergleiche Mundt S. **372**.

Romane: Geschichte des Agathon; Geschichte der Abderiten; Aristipp. Uebersetzungen: Shakspeare's theatr. Werke; Horazens Briefe; Ciceros sämmtliche Briefe. Monatschrift: der deutsche Mercur **1773—79**

XXV. Johann Karl August **Musäus**, **1735** zu Jena geboren, stirbt als Professor am Gymnasium zu Weimar den 28. October **1787**. — Volksmährchen der Deutschen; der deutsche Grandison; Physiognomische Reisen.

XXVI. Helfrich Peter **Sturz**, den 16. Februar **1736** zu Darmstadt geboren, Privatsekretär des dänischen Staatsministers Grafen von Bernstorf, Legationsrath, stirbt als herzogl. oldenburg. Etatsrath, den 12. Nov. **1779**, in Bremen. Einer unsrer ausgezeichnetsten Prosaisten und frühsten Memoirenschreiber. Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernstorf; über Klopstock; Garrik; der Salon der Madame Geoffrin in Paris. Er lernte die Sprache des Weltmanns auf seinen Reisen in Frankreich und England. Seine Familie hieß eigentlich Stürz und starb vor einigen Jahren in Darmstadt aus. Weil Sturz seinen Namen wahrscheinlich französisch schrieb und aussprach, ließ er den Auflaut weg. Vergl. Mundt S. **382**.

XXVII. Johann Timotheus **Hermes**, **1738** zu Petznick bei Stargard geboren, stirbt als Professor der Theologie, Superintendent und Propst zu Breslau den 24. Juli **1821**. Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, Roman.

XXVIII. Moritz August **von Thümmel**, den 27. Mai **1738** zu Schönfeld bei Leipzig geboren, geh. Rath und Minister zu Koburg, stirbt als Privatmann den 26. October **1817** zu Koburg. Vergl. Mundt S. **372**.

Ein geistvoller sentimental-humoristischer Schriftsteller, in ihm deutsche Gemüthlichkeit mit franzöſ. Leichtigkeit und Eleganz gemischt. Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich.

XXIX. Thomas **Abbt,** den **25.** November **1738** zu Ulm geboren, stirbt den **3.** Novemb. **1766** zu Bückeburg als Regierungsrath. — Vom Tode für das Vaterland. Vom Verdienste. Fragmente der portugies. Geschichte. Vergl. Mundt S. 409.

XXX. Christian Friedrich Daniel **Schubart,** geboren den **20.** März **1739** zu Obersontheim, gefangen auf Hohenasperg, stirbt zu Stuttgart den **10.** October **1791** als Hof- und Theaterdichter. — Deutsche Chronik. Vaterlandschronik. (Polit. Zeitschriften).

XXXI. **Amalie** (Anna), Herzogin von Sachsen-Weimar, den **24.** Oct. **1739** geboren, Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel, Mutter und Erzieherin des Großherzogs Carl August von Weimar, der Mittelpunkt und die Seele des Hofes von Weimar, großmüthige Beschützerin der Künste und Wissenschaften, Gründerin des Weimarischen literarischen und geselligen Lebens, Freundin von Göthe, Herder, Wieland, Knebel, Böttticher, Schiller u. s. w., stirbt den **14.** October **1806.** Briefe (in Knebels Nachlaß und andern Sammlungen zerstreut) zeigen von ihrer männlichen großartigen Gesinnung und einer Vereinigung der seltensten Eigenschaften des Herzens und Geistes. Ihre Bedeutung für die Literaturgeschichte ist außerordentlich groß. Vergl. Göthes Rede, in dieser Sammlung.

XXXII. Matthias **Claudius,** als Schriftsteller Asmus oder der Wandsbecker Bote genannt, geboren den **15.** August **1740** bei Reinfeld im Holsteinischen, stirbt als Revisor der holsteinischen Bank in Altona bei seinem Schwiegersohne Perthes zu Hamburg den **21.** Januar **1815.** — Betrachtungen, Recensionen, Erzählungen, Gespräche in den „sämmtlichen Werken des Wandsbecker Boten."

XXXIII. Johann Heinrich **Jung,** genannt Stilling, den **12.** Sept. **1740** im Grund im Nassauischen geboren, Professor an der Kameralschule zu Lautern und Heidelberg, stirbt den **23.** März **1817** zu Karlsruhe. — H. Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, häusliches Leben. 4 Theile. Theorie der Geisterkunde.

XXXIV. Theodor Gottlieb **von Hippel,** den **31.** Januar **1741** zu Gerdauen in Ostpreußen geboren, stirbt als königl. preuß. geh. Kriegsrath und Stadtpräsident zu Königsberg den **23.** April **1796.** — Lebensläufe nach aufsteigender Linie; über die Ehe; Kreuz- und Querzüge des Ritters A—Z. Vergl. Mundt S. 404.

XXXV. **Joseph II.,** römisch deutscher Kaiser, Sohn Franz **I.** und Marie Theresiens, geboren den **13.** März **1741,** stirbt den **20.** Febr. **1790.** — Sein lebendiges, edles Gefühl für das Wohl der Menschheit und sein fester Glaube an die Würde des Menschen spricht sich in diesem Briefe aus.

XXXVI. Joh. Jakob **Engel,** den **11.** Septbr. **1741** zu Parchim geboren, Director des Nationaltheaters zu Berlin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, stirbt den **28.** Juni **1802** zu Berlin. – Der Philosoph für die Welt. Der Edelknabe und der dankbare Sohn, Lustspiele. Lobrede auf den König; der Fürstenspiegel; Mimik; Roman: Herr Lorenz Stark.

XXXVII. Johann Kaspar **Lavater,** geboren den **16.** Novbr. **1741** zu Zürich, Pfarrer zu St. Peter in Zürich, stirbt an den Folgen einer Verwundung durch einen französ. Soldaten den **2.** Januar **1801.** — Predigten; Aussichten in die Ewigkeit; Physiognomische Fragmente, 4 Th.

XXXVIII. Christian **Garve,** geboren den **7.** Januar **1742** zu Breslau, auß. Professor zu Leipzig, Mitglied der Akademie der Wiss. zu Berlin, stirbt den **1.** December **1798.** — Versuche über verschiedene Gegenstände aus der

Moral, Literatur und dem gesell. Leben; Briefe; Uebersetzungen mit trefflichen Anmerkungen: Cicero von den Pflichten; Aristoteles Ethik und Politik.

XXXIX. Georg Christoph **Lichtenberg**, den **1.** Juli **1742** zu Oberamstadt bei Darmstadt geboren, Hofrath und ordentlicher Professor der Philosophie und Mitglied der Societät der Wiss. zu Göttingen, stirbt den **24.** Febr. **1799.** — Briefe über Garrik; Erklärung der Hogarthschen Kupferstiche; Bittschrift der Wahnsinnigen; Anschlag-Zeddel im Namen von Philadelphia, u. s. w.

XLa. Friedrich Heinrich **Jacobi**, den **25.** Januar **1743** zu Düsseldorf geboren, Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München, stirbt den **10.** März **1819.** — Romane: Woldemar; Allwills Briefsammlung. Philos. Schriften: Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung; über die Lehre des Spinoza; Briefe.

XLb. Johann Joachim **Eschenburg**, geboren **1743** zu Hamburg, Herzogl. Braunschweig'scher Hofrath, Mitdirektor am Carolinum, stirbt den **29.** Februar **1820.**

XLI. Johann Gottwirth **Müller**, geboren den **17.** Mai **1744** zu Hamburg, Buchhändler, stirbt zu Itzehoe den **23.** Juni **1828.** Romane; Siegfried von Lindenberg; Sara Reinert.

XLIIa. Johann Gottfr. **von Herder**, den **26.** August **1744** zu Morungen geboren, Präsident des Oberconsistoriums zu Weimar, stirbt den **18.** December **1803.** Der erste Verkündiger der Humanität. Philos. Schriften: Ideen zur Geschichte der Menschheit; Briefe zur Beförderung der Humanität; Schulreden. Theologische Schriften: Vom Geist der hebr. Poesie; Predigten. Kritische Schriften: Kritische Wälder. · Kalligone.

XLIIb. Karl Ludwig **von Knebel**, geboren am **30.** November **1744** auf Schloß Wallerstein im Oetting'schen, Offizier im Heere Friedrichs des Großen, dann Instruktor des Prinzen Constantin (**2**ten Sohnes der geistreichen Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar) stirbt den **23.** Februar **1834.** Literarischer Nachlaß und Briefwechsel, herausgegeben von Varnhagen von Ense und Theodor Mundt. (**3** Bände.)

XLIII. Joh. Wilhelm **von Archenholz**, geboren den **3.** September **1745** zu Langenfurth vor Danzig, Hauptmann im preuß. Heere, macht den siebenjährigen Krieg mit, stirbt den **28.** Februar **1812** zu Ogendorf, seinem Gute bei Hamburg. — Geschichte des siebenjähr. Krieges; England u. Italien.

XLIV. Johann Heinrich **Pestalozzi**, den **12.** Januar **1746** zu Zürich geboren, Gründer von Erziehungsanstalten zu Burgdorf, München-Buchsee und Yverdun, stirbt daselbst den **17.** Febr. **1827.** — Lienhard und Gertrud. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Sämmtliche Schriften, **15** Bände.

XLV. Wilhelm **Heinse**, den **16.** Febr. **1749** zu Langenwiese in Thüringen geboren, Kurf. Mainz. Hofrath, Bibliothekar und Lector, stirbt in Aschaffenburg den **22.** Juli **1803.** — Romane: Ardinghello; Hildegard von Hohenthal; Laidion oder die eleus. Geheimnisse.

XLVI. Johann Wolfgang **von Göthe**, den **28.** August **1749** zu Frankfurt am Main geboren, erster Minister des Weimarischen Hofes, stirbt den **22.** März **1832.** Er schrieb den vollendetsten Kunststyl. Interessant ist die Genealogie seiner Familie (Hannöversche Zeitung **25.** Febr. **1837**): Göthes Urgroßvater, Hans Christian Göthe lebte um die Mitte des **17.** Jahrhunderts zu Artern, in der Grafschaft Mansfeld, und trieb dort das Handwerk eines Hufschmids. Einer seiner Söhne, Friedrich Georg, geboren den **7.** September **1657**, lernte die Schneiderprofession, brachte als wandernder Geselle

mehrere Jahre in Frankreich zu, und kam hierauf nach Frankfurt am Main, wo er am **12.** April **1687** die Tochter des dasigen Schneidermeisters Sebastian Lutz, Anna Elisabeth, heirathete und ebenfalls Meister seines Handwerks wurde. Sie starb, nachdem sie ihm mehrere Kinder geboren, schon im Jahre **1700.** Er lebte nun eine Zeitlang als Wittwer, bis er am 4. Mai **1705** in eine zweite Ehe mit der Wittwe Cornelia Schelhorn, einer Tochter des Schneidermeisters Georg Walter, u. geboren am **27.** Sept. **1668**, trat. Diese hatte von ihrem am **16.** Sept. **1704** verstorbenen Manne die Gastwirthschaft zum Weidenhofe ererbt, deren Leitung nun der zweite Gatte übernahm. In einer **25**jähr. glücklichen Ehe gebar sie ihm mehrere Kinder, denen sie, bei dem blühenden Zustande ihres Geschäftes, eine sorgfältige Erziehung geben konnten. Friedrich Georg starb in einem Alter von **73** Jahren am **13.** Febr. **1730**; seine zweite Gattin am **28.** März **1754.** Aus ihrer Ehe wurde am **31.** Juli **1710** Johann Kaspar Göthe, der Vater des Dichters, geboren. Er ward, da er gute Anlagen verrieth, den Wissenschaften gewidmet, erwarb sich nach zurückgelegten Studien die Doctorwürde, und lebte nun in seiner Vaterstadt als kaiserlicher Resident und wirklicher Rath, zu welchen Stellen er durch seine ausgezeichneten Kenntnisse und seine Geschäftsthätigkeit gelangte. Erst im **38.** Jahre seines Alters, am **20.** August **1748**, verheirathete er sich mit Katharina Elisabeth Textor, der **17**jährigen Tochter des damaligen Stadtschultheißen und kaiserlichen Rathes Textor, in dessen Haus ihn oft sein Beruf führte. Am **28.** August **1749** wurde der erste Sprößling dieser Ehe, Johann Wolfgang Göthe, geboren, späterhin eine Tochter, welche den Rath Schlosser heirathete. Göthes Vater starb, nach 34 Jahren einer glücklichen Ehe, am **27.** Mai **1782**, in einem Alter von **72** Jahren; die Mutter wurde **77** Jahre alt, und starb am **13.** Sept. **1808.** —

Romane: Die Leiden des jungen Werther; Wilhelm Meisters Lehrjahre; die Wahlverwandtschaften.

Dramatische Werke: Götz von Berlichingen; Egmont.

Wissenschaftliche Werke: Aus meinem Leben Wahrheit und Dichtung; Italienische Reise; das römische Carneval; Benvenuto Cellini; Winckelmann und sein Jahrhundert; Philipp Hackert. Recensionen. Farbenlehre; Reden (auf Wielands Tod, auf Amalie). Briefwechsel mit Schiller und Zelter. Göthes Briefwechsel von Döring **1837.** (Sammlung der vorzüglichsten Briefe Göthes).

XLVII. Jakob Michel Reinhold **Lenz,** den **12.** Januar **1756** zu Sefzwegen in Liefland geboren, der Sohn des Generalsup. Lenz zu Riga, studierte zu Königsberg, Straßburg, wo er mit Göthe lebte und seine Liebe zur Dichtkunst und zum Theater in Enthusiasmus überging. Sonderling, stirbt zu Moskau den **24.** Mai **1792** in Wahnsinn und Armuth. Siehe über ihn und seine Zeit und deren Richtungen Tiek in der Vorrede zu seinen Werken **I.** S. **CXIII.** flg.. Mundt S. **370**: Im dramatischen Schlagstyl war Lenz eigenthümlicher Meister, die Prosa seiner Schauspiele ist kernig und voll Energie, und überstürzt sich nur zuweilen in nachdrücklichen Effecten. — Schauspiele und Lustspiele: Die Landplagen; der Hofmeister (das frühste und merkwürdigste Lustspiel); der neue Mendoza (gegen die moderne Aufklärerei); die Freunde machen den Philosophen; das leidende Weib, Trauerspiel; die Soldaten, Komödie; der Engländer, dramatische Phantasie (das bizarrste und grillenhafteste, wo Lenz im Wahnsinn Wahnsinn schrieb).

XLVIII. Friedr. Leopold Graf **von Stolberg,** den **7.** November **1750** zu Bramstädt im Holst. geboren, Bruder Christian v. Stolbergs, dänischer Gesandter zu Berlin, Präsident der fürstl. Regierung zu Eutin, wird zu Münster mit seiner ganzen Familie katholisch, stirbt den **6.** Dezember **1819** zu Sondermühlen in Osnabrück. — Reise in Deutschland, Schweiz, Italien. Leben Alfred des Großen.

XLIX. Johann Martin **Miller,** den **3.** Dezember **1750** zu Ulm geboren, stirbt als geistlicher Rath zu Ulm den **21.** Juni **1814.** Tonangeber der empfindsamen Romane. Siegwart, eine Klostergeschichte; Geschichte Carls von Burgheim und Emiliens von Rosenau.

L[a]. Johannes **von Müller** (Edler von Sylvelden), den **3.** Januar **1752** zu Schaffhausen geboren, Hofrath und Hofbibliothekar zu Wien, preuß. Geh. Rath, Historiograph und Akademiker zu Berlin, königl. westphälischer Staatsrath und General-Studiendirektor zu Kassel, wo er den **29.** Mai **1809** stirbt. — Geschichte der schweizerischen Eidgenossen, **5** Theile; Darstellung des Fürstenbundes; Vier und zwanzig Bücher der allgemeinen Weltgeschichte; Sämmtliche Werke. **27** Theile. Vergl. Mundt S. **406** flg.

L[b]. Johann Anton **Leisewitz,** geboren den **9.** Mai **1752** zu Hannover gehört zum Göttinger Dichterbund, stirbt als Präsident des Obersanitätscollegiums in Braunschweig den **10.** September **1806.** Julius von Tarent, Trauerspiel.

L[c]. Ad. Franz Fr. Ludwig Freiherr **von Knigge,** geboren den **16.** Oktober **1752** in Bredenbeck bei Hannover, stirbt als Hannöverscher Oberhauptmann und erster Scholarch der Domschule in Bremen den **6.** Mai **1796.** Komische Romane. Hauptwerk: Ueber den Umgang mit Menschen.

LI[a]. Ludwig Timotheus Freiherr **von Spittler,** geboren den **10.** Nov. **1752** in Stuttgart, seit **1779** Professor der Philosophie, (seit **1788** Hofrath) in Göttingen. Seit **1797** wirkl. geheimer Rath in Stuttgart, seit **1806** geadelt, würtembergischer Staatsminister ꝛc., stirbt den **14.** März **1810.** — Geschichte Würtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzöge. Ueber die Geschichte und Verfassung des Jesuitenordens. Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten. **2** Bände. Geschichte der Kreuzzüge.

LI[b]. Fr. Max. **von Klinger,** zu Frankfurt am Main **1753** geboren, stirbt als Russ. General-Lieutenant und Kurator der Universität Dorpat daselbst den **25.** Febr. **1831.** — Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt, Roman, **5** Theile. Am vorzüglichsten der Dialog: der Weltmann und der Dichter. Betrachtungen über Gegenstände der Welt und Literatur. Sämmtliche Werke, **12** Theile.

LII[a]. Franz Volkmar **Reinhard,** den **12.** März **1753** zu Vohenstrauß im Sulzbachschen geboren, Oberhofprediger zu Dresden, ein Kirchenfürst in Sachsen, stirbt den **6.** September **1812** zu Dresden. — Seine verschiednen Predigtsammlungen. Reinhards Predigten zeichnen sich durch Correktheit der Sprache und logische Disposition aus, leiden aber auch oft an einer Dürre und Trockenheit des Verstandes, der sein Hauptseelenvermögen war und an einer gesuchten Nachbildung der Ciceronischen Rhetorik. Er ist leider das Vorbild vieler Kanzelredner geworden.

LII[b]. Johann Kaspar **Häfeli,** geboren am **1.** Mai **1754** zu Basadingen im Thurgau, Consistorialrath, Superintendent und Oberprediger zu Bernburg, stirbt den **4.** April **1811.** Predigten und Predigtfragmente, **4** Bände. Drei Predigten über die Reformation. Ueber die christlich protestantische Freiheit, in Predigten.

LIII. Johann George Adam **Forster,** geboren den **26.** November **1754** zu Nassenhüben bei Danzig, macht als 18jähriger Knabe mit seinem Vater Reinhold Forster die Reise um die Welt; Hofrath und Oberbibliothekar zu Mainz, begeisterter Anhänger der französ. Revolution, stirbt zu Paris den **12.** Januar **1794.** — Reise um die Welt; Ansichten vom Niederrhein; Kleine Schriften.

LIV. **Karl August**, Großherzog von Sachsen-Weimar, der Sohn Amaliens, geboren am 3. September 1756, von Knebel und Wieland erzogen, macht auf einer Reise in die Schweiz als 17jähriger Fürst die Bekanntschaft Göthes in Frankfurt (Göthe war damals 25 Jahre alt), übernimmt am 3. Sept. 1775 allein aus den Händen seiner Mutter die Regierung, versammelt in Weimar und Jena die größten Dichter und Gelehrten um sich: Göthe, dessen 50jähriges Dienst- und Freundschaftsjubiläum er 1825 mit innigster Theilnahme feiert, Herder, Wieland, Schiller, Knebel, von Voigt, von Einsiedel, Kanzler von Müller in Weimar; Feuerbach, Fichte, Grießbach, Hufeland, Loder, Luden, Oken, Paulus, Reinhold, Schelling, Schlegel, Thibaut, Voß u. a. m. in Jena; gibt 1815 seinem Lande eine landständische Verfassung, feiert sein Regierungsjubiläum am 3. September 1825, stirbt auf der Rückreise von Berlin nach Weimar den 14. Juni 1828 zu Graditz bei Tropau, ruht in der Weimarer Fürstengruft auf dem Friedhofe neben Schiller und Göthe.

Der mitgetheilte Brief ehrt den Empfänger wie den Geber und ist ein bleibendes Zeichen der gegenseitigen Achtung und Freundschaft, welche ein deutscher Fürst und der größte deutsche Dichter hegten. Das schönste Lob, was jemals ein Fürst ernten konnte, spricht das kurze Epigramm: „Karl August“ aus:

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens, freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder, da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.“ ꝛc.

LV. **Louise**, Großherzogin von Sachsen-Weimar, geboren den 30. Jan. 1757 zu Darmstadt, geborne Landgräfin von Hessen-Darmstadt, am 3. October 1775 mit Karl August vermählt, steht mit hochherziger Gesinnung ihm zur Seite und ist mit Amalie die Seele des Weimarer Hofes, stirbt den 14. Febr. 1830. Sie hat sehr viele Briefe an ihre und ihres Hofes Freunde geschrieben, die alle eine hohe Bildung, eine edle Gesinnung und ein warmes Gefühl für Recht und Wahrheit beurkunden. Es wäre für die Literaturgeschichte und für eine künftige Geschichte des kunstsinnigen Weimarer Hofes, der das goldne Zeitalter der deutschen Poesie und die bis jetzt vollendetsten Kunstschöpfungen hervorrief, sehr wichtig, wenn alle Briefe jener ausgezeichneten fürstlichen Personen in einem Bande gesammelt würden.

LVI. August Wilhelm **Iffland**, den 19. April 1759 zu Hannover geboren, einer der größten deutschen Schauspieler, spielt an allen großen Bühnen Deutschlands, Generaldirektor der königlichen Schauspiele zu Berlin, wo er den 22. September 1814 stirbt. Die meisten seiner Schauspiele ruhen auf einer Darstellung des bürgerlichen Lebens. Die besten: Die Jäger; Liebe um Liebe; Elise von Valberg; Herbsttag; Dienstpflicht; Verbrechen und Ehrsucht; die Spieler.

LVII. Friedrich **von Schiller**, den 10. November 1759 zu Marbach geboren, stirbt zu Weimar den 10. Mai 1805, wo er in Gemeinschaft Göthe's, nachdem er seine Geschichtsprofessur in Jena aufgegeben, in Muße der Dichtkunst lebte. Dramen: Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, in kühner, wahrhaft produktiver, ächt rhetorischer Prosa geschrieben, später nicht mehr von ihm erreicht. Kunstgebildeter ist sie in seinen Geschichtswerken: Abfall der vereinigten Niederlande. Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Roman: Geisterseher. Philosophische Schriften, auf Kantische Grundsätze gebaut. Briefwechsel mit Wilh. von Humboldt, Göthe und Dalberg.

LVIII[a]. Johann Kaspar Friedr. **Manso**, geboren den 26. Mai 1759 in Zella (im Gotha'schen), Rektor am Magdalenengymnasium in Breslau, stirbt den 9. Juni 1826. Geschichte des preußischen Staates, 3 Bde.

LVIIIb. Johann Peter **Hebel,** den **11.** Mai **1760** zu Hausen bei Basel geboren, protestantischer Prälat zu Karlsruhe, stirbt den **22.** Sept. **1826** auf einer Reise zu Schwetzingen. — Volksschriften: Rheinischer Hausfreund; Schatzkästlein; biblische Erzählungen.

LIX. Arnold Herm. Ludw. **Heeren,** den **27.** October **1760** zu Bremen geboren, Hofrath und Professor der Geschichte zu Göttingen. — Ideen über Politik, Verkehr und Handel der vornehmsten Völker des Alterthums. **3** Th. Historische Werke. Göttingen, **16** Theile.

LX. Friedrich **von Matthison,** geboren den **23.** Januar **1761** zu Hohenleben bei Magdeburg, Geh. Legationsrath und Oberbibliothekar zu Stuttgart, stirbt als Privatmann zu Wörlitz den **12.** März **1831.** — Erinnerungen (Reisebeschreibungen), **5** Theile. Briefe.

LXI. August Fr. Ferd. **von Kotzebue,** den **3.** Mai **1761** zu Weimar geboren, russischer Staatsrath und Generalconsul, stirbt durch Karl L. Sand den **23.** März **1819** zu Mannheim. Der an Erfindung fruchtbarste aber an Ausführung nachlässigste Dramatiker der Deutschen. Schauspiele: Menschenhaß und Reue; Graf Benjowsky; die deutschen Kleinstädter u. s. w.

LXIIa. Johann Gottlieb **Fichte,** den **19.** Mai **1762** zu Rammenau geboren, Professor der Philosophie zu Jena und Berlin, stirbt den **29.** Jan. **1814.** — Reden an die deutsche Nation; über die Bestimmung der Gelehrten; die Bestimmung des Menschen; Anweisung zum seligen Leben.

LXIIb. Ernst Ludwig **Posselt,** geboren den **22.** Januar zu Durlach **1763,** seit **1784** badischer geh. Sekretär und Professor in Karlsruhe **1791,** Amtmann zu Gernsbach, **1796** Legationsrath, stirbt durch eigne Hand **11.** Juni **1804.** — Geschichte Karls **XII.** Taschenbuch für die neueste Geschichte. Europäische Annalen.

LXIII. Johann Gottlieb **Seume,** den **29.** Januar **1763** zu Poserna bei Weißenfels geboren, gezwungner Soldat in Amerika, Korrektor bei Göschen in Leipzig, stirbt im Bade Töplitz den **13.** Juni **1810.** — Spaziergang nach Syrakus; mein Sommer. Obolen, vermischte Aufsätze; Selbstbiographie.

Im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wörterbuch

der

deutschen Sprache

in

Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung.

Von **Dr. Konrad Schwenck,**

Prorector am Gymnasium der freien Stadt Frankfurt.

Zweite verbesserte Ausgabe.

Ein Band in groß Lexiconformat zu 8 Lieferungen.

Jede Lieferung kostet 8 ggr., 10 Sgr., 36 kr. rhein., 30 kr. C. M.

Die deutsche Nation, welche überall, wo es sich von wissenschaftlichen Bestrebungen handelt, Europa als Muster vorleuchtet und den ersten Rang unter dessen gebildeten Völkerschaften unbestritten einnimmt, bethätigte ihren Vorzug auch durch die gründlichsten Untersuchungen über ihre Muttersprache, und zwar mit einem Eifer, welcher die glücklichsten Resultate herbeiführte. Welche kaum zu berechnenden und zu übersehenden Fortschritte in allen Zweigen der deutschen Sprachkunde, seit der fleißige Adelung sein Wörterbuch der deutschen Sprache dem Publikum vorlegte! Wie viel wurde namentlich für die Wortforschung geleistet! Aber das bisher angehäufte Material lag zerstreut, in nicht immer ansprechender, der Mehrzahl der Nation nicht zusagender Form, fast ausschließlich nur das Eigenthum weniger Gelehrten und Kenner vom Fach. Und doch hatte die gebildete Mehrzahl der Deutschen die gerechtesten Ansprüche, mit den Resultaten und Ergebnissen einer auf die Ausbildung ihrer Sprache so lebendig, so ausgedehnt einwirkenden Zeit, nnd eines so erfolgreichen Strebens neuerer Sprachforscher auf eine Weise bekannt zu werden, welche, gleich entfernt von trocknem, gelehrten Grübeln und kecker, windiger Hypothesensucht, unsern gesammten Sprachschatz in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung vollständig, einfach, kurz und klar darstellte. Diese eben so wichtige als schwierige Aufgabe lös't das Wörterbuch der deutschen Sprache des Herrn Dr. Schwenck, der dem Publikum bereits durch die gründlichsten Forschungen in dem Gebiete der Etymologie rühmlichst bekannt ist. Mit sicherem Takt hat er seine Aufgabe, nicht sowohl den Fachgelehrten, als dem ganzen gebildeten Deutschland ein Hand- und Hülfsbuch der deutschen Sprachbildung vorzulegen, durchgeführt, und auf den zweideutigen Ruhm weitläufiger und gelehrter Ausführungen verzichtet, um durch Kürze, Gedrängtheit und Faßlichkeit bei den größeren Kreisen des Publikums, welche er im Auge hatte und denen seine Forschungen nur auf diesem Wege nützlich werden konnten, einen Zweig des Wissens zu fördern, der jedem

Gebildeten, jedem ächten Vaterlandsfreunde unentbehrlich ist. — Aus dem Gesagten geht hinreichend hervor, daß wir den Deutschen ein Nationalwerk darbieten, das die gerechtesten Ansprüche an die allgemeinste Verbreitung hat, jedem Stand, Alter und Geschlecht wesentlich nützlich ist und in keiner Handbibliothek gebildeter Deutschen fehlen darf. — Der rasche Absatz der ersten Ausgabe, liefert den deutlichsten Beweis, daß das treffliche Werk die ihm gebührende Anerkennung gefunden hat. — Nicht nur in Deutschland, sondern auch im Auslande, namentlich in England, hat es eine günstige Aufnahme gefunden.

Das New monthly Magazine liefert in seinem Januarhefte dieses Jahres eine kritische Beurtheilung dieses Buches und sagt darin unter Anderem:

Wir glauben, es ist dies der erste Versuch, der gemacht wurde, den Gegenstand in einer populären Darstellungsweise zu behandeln, die jedoch zu gleicher Zeit gründlich genug ist, die Forschungen des Schülers zu befriedigen; denn die Wörterbücher von Adelung und Andern sind nicht nur viel zu unbequem zum leichten Nachschlagen, sondern beschränken sich auch, in ihrem etymologischen Theile, einzig und allein darauf, die Wörter auf ihre betreffenden Wurzeln zurückzuführen. Obgleich Schwenck's Werk hauptsächlich für Deutsche geschrieben ist, so dürfte es dennoch, unsrer Meinung nach, nicht allein von dem englischen Studirenden, sondern auch von dem Studirenden einer jeden anderen Nation mit großem Vortheile benutzt werden können. —

Am Schlusse dieser Recension heißt es: Wir glauben genug gesagt zu haben, um dieses Werk den englischen Studirenden zur Beachtung zu empfehlen, und sind überzeugt, daß es dazu beitragen wird, ihn anzuspornen zur Verfolgung seiner etymologischen Forschungen, deren Werth, in Betracht, daß sie über die Geschichte und Gebräuche und Sitten der Nationen des Alterthums Licht verbreiten, vielleicht noch nicht genug gewürdigt worden ist.

In den Blättern für literarische Unterhaltung. Jahrgang 1834. N°. 311 findet sich ebenfalls eine günstige Beurtheilung, es heißt darin:

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat sich bemüht, die Ergebnisse deutscher Wortforscher, an deren Spitze Jacob Grimm steht, in der Kürze und so allgemein faßlich, als der Gegenstand es zuläßt, anzugeben. Auf diese Art ist der Grund zu einem deutschen Wörterbuche gelegt, welches sich von den früheren wesentlich dadurch unterscheidet und sich zum brauchbaren Schul- und Handgebrauch dadurch vorzüglich eignet, daß auch die gangbaren Fremdwörter mitaufgenommen und zur Erleichterung ungelehrter Leser die etwa vorkommenden griechischen Wörter mit lateinischen Buchstaben neben der griechischen Schrift gedruckt sind.

Herr Schwenck hat sich in mehreren Schriften als einen thätigen und kenntnißreichen Arbeiter auf dem Felde griechischer und lateinischer Etymologie gezeigt und dadurch seine Befähigung, in solchen Angelegenheiten seine Stimme mitabzugeben, hinlänglich dargethan. Der Verfasser hat eine sehr große Anzahl von Wörtern auf ihre Wurzeln zurückgeführt und aus der Vergleichung der Althochdeutschen, Gothischen, Angelsächsischen mit der schwedischen, niederländischen ꝛc. französischen, italienischen und spanischen Sprache Resultate gewonnen, die viele Leser in Erstaunen setzen werden.

Der Schluß lautet: Indem Referent hiermit seinen Bericht über dies nützliche, äußerst schön ausgestattete Buch schließt, wünscht er, daß dasselbe in recht viele Hände kommen möge, damit eine gründliche Kenntniß der Muttersprache durch dasselbe baldmöglichst befördert werde.

Neues

französisch = deutsches und deutsch = französisches

Wörterbuch,

dessen französische Abtheilung nach dem der französischen Akademie, des Wailly und den besten Quellen, die deutsche nach dem des Adelung, Campe und Heinsius bearbeitet ist, und das in zwei Bänden so viel Hülfsmittel als die aus vier bestehenden darbietet.

Zum Gebrauch aller Stände, der Erziehungsanstalten, Gymnasien, Lyceen und Universitäten beider Nationen.

Enthaltend: die technischen Ausdrücke in den Wissenschaften, Künsten und Gewerben; ein alphabetisches Verzeichniß der Namen der Personen, Länder, Städte, Flüsse und Berge, wenn sie in der Uebersetzung verschieden sind; die Angabe der richtigen französischen Aussprache, sobald sie bei einem Worte zweifelhaft sein könnte; die Mehrzahl eines deutschen Nennworts, wenn sie abweichend ist; eine Auswahl Beispiele mit üblichen Sätzen, um sowohl mit ihrem eigentlichen als bildlichen Sinne vertraut zu werden; alle geltenden Sprichwörter; grammatische Nachweisungen über die regelmäßigen und unregelmäßigen Conjugationen, ihre Abweichungen und Mangelhaftigkeiten; genaue Regeln über die so mißlichen Veränderungen der Participien, und bestimmte Angabe der richtigen Schreib = und Sprechart vieler französischer Zeitwörter, welche man immer falsch schreiben und aussprechen wird, so lang als man sich blos und allein nach ihrer Abstammung oder ihrem Infinitiv richtet.

Von J. Lendroy,

Professor der französischen Sprache und Mitarbeiter des großen Schwan'schen Wörterbuchs.

Zwei Theile, 100 Bogen im größten Lexikonformat. Rthlr. 3. 20 ggr. fl. 6. 30 kr., in Sarsenet gebunden Rthlr. 4. 3 ggr. fl. 7.

Die Universalität des deutschen Geistes, die hohe Stufe der wissenschaftlichen Bildung unserer Nation, die Fortschritte der Sprachwissenschaft und Lexikographie stellen zunächst folgende Anforderungen an ein gutes französisches Wörterbuch:

1. Die Bedeutungen der Wörter müssen logisch geordnet sein. Nur dadurch, daß man die Bedeutungen eines Wortes genau in der Art, wie sie sich logisch und faktisch, psychologisch und historisch aus einander entwickelten, an einander reiht, wird eine gründliche Kenntniß der Sprache erzielt; wer — wie dies so häufig in den Wörterbüchern geschieht — die tropische Bedeutung eines Wortes voraussetzen kann, legt schon dadurch seine geistige Impotenz, seine gänzliche Unfähigkeit zu lexikographischen Arbeiten an den Tag.

2. Die Mundart des Tages und der Sprachschatz, in welchem sich diese bewegt, darf nicht einzige Rücksicht bei der Auswahl des zu gebenden Materials sein, sondern — worauf bisher die Wörterbücher durchaus nicht Bezug nahmen — jeder Ausdruck, den vorzügliche Schriftsteller, bis in die frühesten Zeiten hinauf, gebraucht haben, muß erläutert werden. Wer kann, bei der Lektüre des witzigen Rabelais zum Beispiel, sich in unsern bisherigen Wörterbüchern Raths erholen? Und wie hoch stehen Rabelais und ähnliche Autoren

über der vergänglichen Modelektüre unserer Zeit! Es läßt sich sonach mit Recht behaupten, daß der eigentliche Kern-Sprachschatz des Französischen in unsern Wörterbüchern bisher ganz gefehlt hat.

3. Die Ausdrücke, welche durch die neueren und neuesten Erfindungen in allen Zweigen der Wissenschaften, Künste und Gewerbe gangbar geworden sind, müssen sorgfältigst verzeichnet sein. Es ist unglaublich, wie sehr sich die französische Sprache durch die Fortschritte in der Kriegskunst, in der Marine, durch die Entdeckungen in der Chemie u. s. w. bereichert hat. Welcher unserer bisherigen Lexikographen hat aber das **Journal de Chimie von Gay-Lussac und Arago, Thenards** Chemie und ähnliche Werke Behufs seiner Arbeit gelesen? Wie kann aber jemand die Kühnheit haben, ein Wörterbuch zu schreiben, wenn er die wichtigsten und gangbarsten Zweige neuerer wissenschaftlichen Fortbildung nicht kennt?

4. Ueberhaupt ist Vollständigkeit, die sich nach allen Seiten und Richtungen des geselligen, industriellen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens hin verbreitet, eines der Haupterfordernisse eines Wörterbuchs. Was soll man aber von Wörterbüchern sagen, welche, wie einige der neuesten, auf den ersten Bogen einige hundert Wörter fehlen lassen? Ist dies bei den neuesten der Fall, so mag man daraus schließen, wie viel die früheren zu wünschen übrig lassen.

Wir dürfen behaupten, daß das Lendroy'sche Werk diesen vier Hauptanforderungen in jeder Weise vollkommen entspricht, und daß wir, indem wir unser „Neues Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache" in die Hände des Publikums geben, eine Arbeit liefern, an welche ein ganz anderer Maßstab zu legen ist, als an ähnliche Erzeugnisse unserer Zeit, daß der Verfasser seit einer langen Reihe von Jahren die gründlichsten Vorstudien zu seinem Werke machte, und demselben einen Fleiß weihte, der nur seinen seltenen Kenntnissen gleich kommt, und daß sein Werk, sowohl was Vollständigkeit, Leichtigkeit und Zweckmäßigkeit des Gebrauchs, als höchst bequemen Druck und Wohlfeilheit des Preises betrifft, vor allen übrigen Wörterbüchern sich auszeichnet und jedem Alter und Stande empfiehlt.

Deutsch-französisch-englisches phraseologisches Handbuch

der

Handelscorrespondenz und des Geschäftsstyls.

Von **F. L. Rhode.**

2 Theile. gr. 8. Geheftet. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Der Verfasser darf des Dankes derer gewiß sein, die sich seines Werkes bedienen. Wir haben bei sorgfältiger Vergleichung gefunden, der Verfasser dürfe von seinem Buche mit Recht sagen, daß man nicht leicht einen Ausdruck vermissen werde, die in Mittheilungen über Wechsel-Waaren-See-Papierhandel ꝛc. vorkommen können; ja schwerlich sich irgend ein bedeutsamer Ausdruck in dem ausgedehnten Kreise des Handels- und Geschäftslebens finden, der nicht mehr oder minder ausführlich in diesem Werke besprochen worden wäre. Wir glauben dieses Werk werde nicht nur in den Händen des Geschäftsmannes, sondern auch in Real- und Handelsschulen mit großem Vortheile gebraucht werden können, und dürfen wohl sagen, daß deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit hier eine Arbeit lieferte, wie keine Nation sie aufweisen kann. **(Ergänzungsbl. z. allgem. Lit. Zeitung. 1836. Nro. 109.)**

Bayerische
Staatsbibliothek
München

68, 64, (91), 131, 217, 245, 262, 274, 306,

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Künzel, Heinrich, 1810-1873

Drei Bücher deutscher Prosa in Sprach- und Stylproben von Ulphilas bis auf die Gegenwart ; (360 - 1837)

Bd.: 2

Frankfurt am Main 1838

L.germ. 445 n-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10797663-0